

**HEIDELBERGISCHE  
JAHRBÜCHER DER  
LITERATUR. -  
HEIDELBERG,  
MOHR & ZIMMER...**

---



~~14.3.~~  
7-8.3.









HEIDELBERGER  
J A H R B Ü C H E R  
D E R  
L I T E R A T U R.

---

FÜNF und ZWANZIGSTER JAHRGANG.

---

ZWEITE HÄLFTE.

*July bis December.*

---

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. WINTER

1832.

25  
1832  
60246-B.

2



*Ueber den Ursprung des ersten Kanonischen Evangelium.*  
*Eine kritische Abh. von Fr. Ludw. Siefert, der Philos. u. Theol.*  
*Dr. u. außerord. Prof. d. Theol. an der Univers. zu Königsberg.*  
*Daselbst bei Bon. 1832. 179 S. in 8.*

Der Verf. meint zuerst darthun zu können, daß Matthäus sein Evangelium hebräisch geschrieben habe. Als dann ist S. 161. sein Resultat aus dem Inhalt des griechischen Evang. „daß unser erstes kanon. Evang. so wie es uns vorliegt, keinen Apostel, also namentlich nicht den Matthäus, zum Verfasser haben könne.“ Er meint, daß es zu wenig persönliche Anschauung der Begebenheiten, zuviel Sammlung von Andern her, zuviel spätere Zusammenordnung verrathe.

Was diesen zweiten Untersuchungspunct betrifft, so ist das Resultat der Forschungen des Rec. darüber dieses. Matthäus erzählt 4, 12. erst von der Zeit an, als Jesus, nach schon geschehener Gefangennehmung des Täufers, wieder nach Galiläa aus Judäa sich zurückzog. Was uns von Jesu früherem, mehrmonatlichem Verweilen zu Jerusalem und auf dem Lande von Judäa, so lange der Täufer nach Joh. 3, 24. noch frei war, das Johannesevangelium allein aufbewahrt hat, was also im ersten Messiasjahr Jesu durch Ihn in der Hauptstadt und in der Hauptprovinz während mehrerer Monate vom Pascha an bis zur Saatzeit messianisch begonnen war, berührt Matth. gar nicht; wahrscheinlich weil er damals noch nicht dabei war. Er, als Zöllner nicht des Schreibens ganz unkundig, hatte nun in der Folge, während Jesus in Galiläa wirkte, sich an Tagen, wo Er mit Jesus zusammen war (z. B. bei der Bergrede und dem, was sich zunächst daran anschloß, 5, 1—8, 17. bei der Auswahl der 12 und 72, Kap. 9, 35—11, 1. bei den Vorwürfen wegen Verbindung mit den Satanen 11, 22 bis 12, 45. bei den Lehrerzählungen 13, 1—53.) mehreres so aufgezeichnet, daß er zu gewissen Hauptstücken

auch hie und da etwas gleichartiges nachtrug und beifügte. Diese eigene, aber nicht an einander fortlaufende Notizen wurden ihm dann, als er über Jesus, meist nach dessen Wirksamkeit in Galiläa und dann nach Dessen Lebensende manches zu sammeln sich entschloß, die Grundlage, zwischen welche er einiges von Andern gehörte einfügte. Bei dem Umherreisen in Galiläa nämlich muß er meist nicht gegenwärtig gewesen seyn. Daher wird dieses mehrmals (5, 23. 9, 35. 11, 1.) so sehr kurz berührt. Denn ebenso wie Petrus u. A. anfangs wieder zu ihrer Fischerarbeit gingen (vgl. Joh. 1, 41—2, 11. mit Matth. 4, 18—22.) und von Jesu erst wieder davon abgerufen wurden, so zeigt es sich, daß Matthäus (= Levi, Alphäussohn und vermuthlich Jesu Verwandter) auch noch von seinem Zollgeschäft nicht sogleich ganz frei war. 9, 9. Mk. 2, 14. 15. Hieraus erkläre ich mir Stellen, wo in dem Aufgezeichneten allerdings persönliche Anschauung und Theilnahme fehlt. Dort kann also Matthäus nicht gegenwärtig gewesen seyn. Die Stelle aber, daß Jesus ihn von der Zollstätte weggerufen habe, würde (wie Schleiermacher psychologisch richtig empfand) allerdings allzu kalt seyn und auch uns, daß der Aufzeichner nicht dieser Matthäus selbst war, deutlich verrathen, wenn nämlich dort, wie man es gewöhnlich nimmt, der Ruf zum Apostel angezeigt seyn sollte. Unmöglich hätte der zu diesem Zweck damals erst neu Gerufene selbst von diesem wichtigsten Erfolg seines Lebens so unberührt bleiben, so kalt erzählen können. Aber, betrachte man nur, ohne die angewohnte Deutung vom hohen Ruf zum Apostel voranzusetzen, was die Stelle wirklich sagt. Es ist nicht vom Ruf zum Apostel, sondern nur davon die Rede, daß Jesus ihn einmal abrief, um mit ihm zu einer Mahlzeit, wo Jesu viele Zöllner bekannter werden sollten, zu gehen. Es war also ein Abrufen, welches (wie 4, 18. bei Petrus, Andreas, Johannes und Jakobus) eine vorhergegangene schon längere Verbindung des Matth. mit Jesus voraussetzen läßt. Dieses Abrufen zu einer Tisch-

gesellschaft wird als bloßer Anlaß zu den folgenden Gesprächen sehr natürlich nur transitorisch berührt. — Die von dem Verf. gegen den Ursprung des griechischen Matthäus-Evangeliums von Matthäus selbst vorgebrachte Zweifel lösen sich demnach zum Vortheil dieses ersten Hauptstücks unsers Kanons.

Das dritte Hauptmoment des Verfs. ist, daß S. 163. der kanonische griechische Matthäus nicht einmal eine Uebersetzung des hebräischen, sondern nur von diesem abhängig gewesen sey. Einer aus jenen apostol. Gemeinden habe (S. 176.) nicht unpassend gefunden, die hebr. Schrift des Matth. griechisch zu bearbeiten, aber so, daß er aus der Fülle wohlbewährter (?) apostolischer Traditionen [an denen aber Hr. S. doch manches zu desideriren hat] an den entsprechenden Stellen noch einige mehr aufnahm.

Zu dieser für die Zuverlässigkeit des kanonisch gewordenen Textes sehr bedenklichen Hypothese läßt sich Hr. Dr. S. ohne irgend bedeutende Gründe hauptsächlich durch seine Geneigtheit für die grundarme Meinung, daß Matth. hebräisch geschrieben haben müsse, hinführen. Denn der Scheingrund, wie wenn viele Stellen im kanonischen Matthäus nicht von einem Augenzeugen und Theilnehmer seyn könnten, ist, wie wir zeigten, sehr unzureichend. Und müßte nicht dann doch ein großer Theil des letztern Vorwurfs auch auf die hebräische Grundlage, also am Ende dennoch auf Matthäus selbst fallen? Auch wäre es unbegreiflich und müßte für die Verehrer der patristischen Tradition noch mehr, als für den Rec. unbegreiflich seyn, daß die Gesamtkirche eine solche Bearbeitung unter dem Namen Matthäus als kanonisch angenommen hätte, während das apostolische hebräische Original besser, nämlich durch lebendige Anschauung und Beweise des Antheilhabens mehr ausgezeichnet gewesen seyn müßte.

Man sieht hieraus, daß die sonst fast unfruchtbar erscheinende, kritische Frage: ob der Urtext, in welchem Matthäus geschrieben habe, der hebräische war?

wegen ihres Einflusses auf die Gültigkeit des griechischen Textes eine neue Wichtigkeit erhält. Dies veranlaßt auch den Rec. zu einer wiederholten Beleuchtung dieses grundlosen Hängens an einem solchen hebräischen Grundtext des Matthäus-Evangelium, von welchem der griechische Kirchentext eine Uebersetzung gewesen seyn könnte. Wohl hörten die meist nur griechisch und lateinisch verstehende Kirchenväter, daß ein hebräischer Text von Hebräerchristen für ächt gehalten werde. Aber — *Hebraea non legebantur*. Die Menge glaubte lieber kurzweg, was sie zu prüfen nicht vermochte. Hieronymus allein verschaffte sich das, was die Nazaräischen Hebräerchristen im syr. Beroea für ächt hielten. Er konnte es ins griechische und lateinische übersetzen und dies that er. Aber eben dadurch entsteht auch für Den, der sonst, wie Rec. für das Hergebrachte wenigstens keine Vorliebe hat und es partheilos kritisirt, diesmal die Ueberzeugung, daß die Kirche recht hatte, das griechische Matthäus-Evangelium weit eher für den apostolischen Urtext zu halten, als irgend die bei den Hebräerchristen gangbar gewesene Umarbeitungen. Das, was Hieronymus von den Nazaräern in Syrien als hebräisches Matthäus-Evangelium erhielt, und dorthin ins griechische und lateinische übersetzte, muß von unserm griechischen Matthäus sehr verschieden gewesen seyn. Warum würde er es sonst im Ganzen übersetzt haben? Und so zeigen es wirklich die Fragmente, welche er (und zum Theil auch Origenes) daraus anführt. Sie haben nicht bloß eingerückte Anekdoten, als spätere Zuthaten. Sie haben einen ganz andern Gang und Ton als das kanonisch gewordene Griechische; und offenbar einen viel mehr apokryphischen und nichtneutestamentlichen. Das Griechische klingt weit eher ächtapostolisch, einfach und würdig. Und dieses sollte dann ein anonymisch verbessertes, an sich aber doch eine unächte Bearbeitung seyn, deren Aufnahme in die Kirchenvorlesungen ohne Auctorität gewesen, und dennoch ohne Widerspruch allgemein geschehen wäre. In der That

halten Origenes und Hieronymus das Evangelium, welches sie allein als hebräisch oder vielmehr aramäisch kennen, nur für eine Art von Curiosität, nie aber für eine ursprünglich ächte Schrift des Apostels. Denn in diesem Fall hätten sie es, da sie es verstehen konnten, gewiß zum Grund legen und ihm einen Vorzug vor dem griechischen Text geben, wenigstens diesen dadurch erläutern, berichtigen, vervollständigen müssen. Sie, die seinen Inhalt kannten und prüfen konnten, thun dies niemals. Dafs andere mehrere, die wie Irenäus blos von der Existenz eines hebräischen Matthäus-Evangeliums ein Hörensagen hatten, dieses leicht für das ursprüngliche gelten liefsen und aus dem Schlufs: für palästin. Hebräer mufs M: ja wohl hebräisch geschrieben haben! nach ihrer Weise ein historisches Factum machten, und einander nachsprachen, eben dadurch bezeichnen sie sich als solche, die das Fremde anstauen, aber lieber ohne weiteres gelten lassen, als sich zu der Mühe, es nach Vorkenntnissen zu prüfen, entschließen. Denn wie müssen wir nothwendig von Lehrern der Kirche urtheilen, welche zwar immer den Glauben wiederholen, dafs das ächtapostolische erste Evangelium in hebräischer Sprache vorhanden wäre, dennoch aber unbedenklich bei dem griechischen Text blieben und um dessen Verhältnifs zu dem hebräischen zu erfahren und zu erwägen sich gar keine Mühe geben? Zeigt sich uns hier nicht noch mehr als ihre Unbekümmertheit? Es zeigt sich, dafs sie auch hier, wie über das meiste urchristliche (z. B. über den grössten Theil des Lebens Jesu und der Apostel, selbst über Jesu Geburtszeit u. dergl. m.) gar keine historische Ueberlieferung hatten, sondern zwar auf Gerathewohl einen Schlufs in ein Factum verwandelten, dennoch aber zum Aufsuchen des vermeintlichen Urtextes, wozu sie das vermeintliche Factum hätte nöthigen sollen, allzuträge waren.

Dagegen hatten unstreitig die syrischen Nazaräer ein dem griechischen Matthäus-Evangelium verwandtes, aber aus diesem frei ins aramäische überge-

tragenés, mit Anekdoten vermehrtes (= πληροστοτον, nach Epiphan. haer. 29. Nazar.), welches sie, weil der griechische Matthäustext dessen Grundlage war, als *το κατά Ματθαίον* (אֲתַתָּל oder אֲתַי יִי?) benannten. Ich habe längst darauf aufmerksam gemacht, wie aus dem Wenigen, was uns Hieronymus davon wörtlich überliefert, der Selbstforscher den Beweis finden muß, daß es selbst aus dem Griechischen übersetzt war. Hieron. Comm. ad Matth. 27, 16. giebt uns an: *Hic (Barabbas = אַבְבָּא בַר) in Evangelio, quod scribitur „juxta Hebraeos“ filius Magistri eorum interpretatus.* Im Nazaräischen Text fand also Hieron. בַּר אֲבָא. Denn nur diese hebräischen Worte setzt die Uebersetzung des Hieronymus voraus. Und dies konnte in den Nazar. Text nur dadurch gekommen seyn, weil im griech. Matthäus zweimal der Accusativ Βαραββαυ steht, der Nominativ Βαραββας aber dort nicht (sondern nur bei Markus 15, 7. und Johannes 18, 40.) vorkommt. Durch einen Mißgriff nahm der Nazar. Uebersetzer den Accusativ Βαραββαυ für den Namen des Raubmörders und schrieb בַּר אֲבָא in seinen Text, welches dann Hieronymus durch *filius magistri eorum* übersetzt. Dr. Sieffert, von seiner Vorliebe für die leere und unverbürgte Tradition von einem hebr. Urtext eingenommen, beredet sich: Hieronymus zeige doch nichts anderes, als daß auch im Nazar. Text אַבְבָּא בַר (*bar abba*) gestanden habe. Aber wie hätte alsdann Hieronymus *magistri*, und sogar *magistri eorum* übersetzen können? Würde er nicht *patris* übersetzt und zu dem *pronomen eorum* keinen Anlaß gehabt haben? Auch als Glosse oder Interpretament konnte im Nazaräischen Texte nicht בַּר אֲבָא für אַבְבָּא בַר stehen; denn Abba würde der übersetzende Nazaräer sich immer als „der Vater,“ nicht als synonym mit Rabbi = der Rabbine, erklärt und zugleich (vergl. mein exeget. Handbuch) wohl gewußt haben, daß derjenige, dessen Vater nicht bekannt

war, den Beinamen *bar Abba* = *filius patris* (sc. *nescio ejus*) bekam.

Eine andere Notiz von Hieronymus im Comm. zu Matth. 6, 11. sagt: *in evangelio quod appellatur secundum Hebraeos pro supersubstantiali pane reperi Macar (= מַכָּר) quod dicitur crastinum.* Wäre das hebräische Wort *Machar* der Urtext gewesen, wie würde ein übersetzender Grieche veranlaßt gewesen seyn, das sehr ungewöhnliche Wort *ἐπιούσιος* dafür zu setzen? Allerdings ist dasselbe wahrscheinlich von *ἐπιούσα* sc. *ἡμερα* = der kommende Tag abzuleiten (s. mein Handb.) und bedeutet daher, weil es von *ἐπι* und *ἰωv* abstammt, das, was zum kommenden Tag gehört. Dies verdeutlichte der Nazar. Uebersetzer durch sein einfaches *Machar* = *crastinus*. Jeder Kritiker aber wird urtheilen: das erleichternde ist das spätere, das schwerer verständliche das frühere.

In ein paar Stellen giebt schon Origenes, und ebenso Hieronymus, an, daß in dem Evangelium, *quod juxta Hebraeos scriptum Nazaraei lectitant*, der Herr sage: *modo tulit me mater mea, spiritus sanctus* (s. *Fabrics Codex apocryph. N. T. p. 361 — 364.*) Hieronymus macht sich selbst hierüber ganz richtig die Frage: Wie denn der heil. Geist als ein Femininum betrachtet, und die Mutter Jesu genannt worden seyn könne? Auch erklärt er sich dieses richtig daraus, weil im Hebräischen מִן ein Femininum sey Gerade dies aber setzt wieder voraus, daß diese in das Nazaräische Evangelium verwobene Anekdote, wie wenn Jesus den h. Geist seine Mutter genannt hätte, nur von Hebräern oder Aramäern nach ihrer Sprachart gedacht worden seyn konnte. Das griechische Neutralwort, *πνευμα*, durch welches im griech. Matthäus-Evangelium gesagt wird, daß Maria *ἐκ τοῦ πνεύματος ἁγίου* schwanger war, hätte auf die Ausdeutung, dieses Geistige eine Mutter Jesu zu nennen, nicht hinleiten können.

Ueberhaupt würde es, wenn ein aramäischer, un-

serm edel einfachen griechischen Text mehr ähnlicher Text der Urtext von Matthäus gewesen wäre, kaum begreiflich seyn, daß die Nazaräer ihn mit so vielen Zusätzen und Eigenheiten zu vermehren und sogar in der Erzählungsweise umzuarbeiten sich erlaubt hätten. Dagegen ist es wohl orientalische, unkritische Art, jede Uebersetzung mit großer Freiheit zu behandeln. Wenn der Orientale je in der Hauptsache einen Urtext aus einer anderen Sprache zum Grund legt, so wird er, der Uebersetzer, gewöhnlich doch mehr ein freier Bearbeiter, der es für erlaubt hält, das Erborgte bloß nach seinem Bedürfnis und besonderen Zweck vermehrt und verändert überzutragen.

Daher erklärt es sich dann auch, daß, wie die noch übrigen Fragmente beweisen, zwar die Nazaräer und die Ebionäer in der Hauptsache einerlei hebräisches Evangelium hatten, dennoch aber die Ebionäische Recension, wie *Epiphanius haeres. XXX. §. 13.* (s. *Fabric. p. 346.*) sie kannte, namentlich in der Erzählung von der Taufe Jesu, von der Nazar. Recension sehr abwich.

Und dies gerade ist das, worauf die bekannte Stelle von Papias in Eusebius Kirch. Gesch. B. III. Cap. 39. sich bezieht und was uns diese richtig verstehen lehrt. Die Worte sind, wie sie jetzt gelesen werden: *Ματθαῖος μὲν οὖν ἐβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνετάξατο: ἠρμήνευσε δὲ αὐτὰ, ὡς ἦν δυνατὸς, ἕκαστος* Ich zweifle eben so wenig, als Hr. Dr. Sieffert, daß Papias diese Notiz aus dem Munde des Presbyter Joannes unter seine Ueberlieferungen aufgenommen habe. Nur ist die Voraussetzung unrichtig, wie wenn die charakteristischen Worte: „gedolmetscht aber hat diese Erzählungen ein jeder so, wie er dessen mächtig war,“ von dem hebr. Evang. als dem Urtext sprächen. Denn wenn dieses der Urtext gewesen, und von jedem, wie er es eben vermochte, gedolmetscht worden wäre, so müßte doch kirchenhistorisch irgend eine Spur davon übrig seyn, daß es mehrere griechische Dolmetschungen des hebr. Evang. gegeben habe. In

der That aber findet sich bei den Kirchenvätern, selbst bei Justinus, und sogar bei minder gewöhnlichen Worten eben der griechische Ausdruck, den wir in dem kanonischen Evangelium vor uns haben.

Umgekehrt wissen wir zuverlässig, daß das hebr. Evang. bei den Nazaräern anders, als bei den Ebionäern, und wieder anders bei den Kerinthianern, in Umlauf gekommen war. Das charakteristische Prädicat: „Es wurde von jedem, wie er's vermochte, verdolmetscht,“ bezieht sich demnach durchaus nicht auf den hebräischen Matthäustext als auf sein Subject. Denn das ganze kirchliche Alterthum wäre gegen die Behauptung, daß der hebräische Text ins griechische auf mancherlei Weise, so wie einer es vermochte, übersetzt worden sey. Jenes Prädicat, verschiedentlich übersetzt worden zu seyn, ist nur ein Prädicat des griechischen Matthäustextes. Auch in dem vorhergehenden Satz bei Papias muß also von diesem griechischen Matthäustext die Rede seyn. Durchaus nicht der griechische Text ist aus einem hebräischen (als dem Urtext) auf verschiedene Weise übersetzt worden. Die Geschichte weiß nichts anderes, als daß der griech. Text nur Einer war. Diesen übersetzten in das Hebräische verschiedene, so wie jeder es vermochte. Wenn demnach die bezeichnenden Worte: ἡρμηνεύουσι δὲ αὐτὰ, ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος auf den griechischen Text gehen müssen, so überzeugt sich dadurch der Kritiker, daß in dem vorhergehenden Satz nicht gesagt seyn kann: der hebräische Text stamme als Urtext von Matthäus ab. Denn nur hebräische Uebersetzungen oder Bearbeitungen gab es mehrere. Es muß also vielmehr Papias nicht οὖν, sondern οὐχ, geschrieben haben. Er redet von einem Evangelium, welches verschiedentlich verdolmetscht worden sey. Dies aber ist das griechische; und der Zweck des Ueberlieferers konnte kein anderer seyn, als zu sagen, daß jene verschiedene Bearbeitungen, wie die Nazaräer, Ebionäer, Kerinthianer u. s. w. sie haben, nicht von Matthäus zusammen-

geordnet, sondern nur dadurch entstanden seyen, weil jeder den Urtext des Matthäus so, wie er es vermochte, also verschiedentlich verdolmetscht habe. Hauptsächlich der Sinn nöthigt uns demnach, οὐχ statt οὖν als ächt anzunehmen. Denn anders stimmt der zweite Satz, daß jeder nach Vermögen gedolmetscht habe, durchaus nicht mit dem ersten, da aus dem hebräischen Evangelium nicht verschiedene griechische Dolmetschungen entstanden sind. Ueberdies wäre das οὖν an sich unpassend, da μέν allein sich auf das folgende δὲ bezieht. Die ganze Stelle des Papias ist demnach als ein Gegensatz gegen die Nazaräer zu verstehen. Sie waren es, welche wohl behaupteten, ihr hebräischer Matthäus sey das Authentische oder der Urtext. Der Presbyter Johannes hingegen hatte dem Papias gerade das Gegentheil gesagt: nicht Matthäus habe jene Erzählungen im hebräischen Dialekt zusammengeordnet; sie seyen vielmehr nur als Dolmetschungen entstanden, welche freilich ein jeder, wie er es eben konnte (d. i. bald verkürzt, bald erweitert, bald hebraizirender gestaltet und durch abergläubische Anekdoten und Deutungen vermehrt) zu machen sich erlaubt habe. Und eben dieses Gegentheil von der gewöhnlichen Auslegung der Worte des Papias stimmt dann auch mit allen andern Umständen überein, hauptsächlich mit der unläugbaren Beschaffenheit des Inhalts, nach welchem der griechische Text der Kirche in seiner Einfachheit viel reiner und dem Ton der neutestamentlichen Schriften gemäßer klingt, als alles das, was uns aus den hebräischen Ueberresten erkennbar wird.

Wollte man endlich noch ersinnen: der einfach hebräische Urtext sey doch da gewesen, aber durch die Nazaräische, Ebionitische u. s. w. Bearbeitungen entstellt worden und verloren gegangen! so wäre dann eben dadurch alles weitere Reden darüber für vergeblich erklärt. Das Verlorne bliebe verloren und wir müßten sehr zufrieden seyn, das dem Inhalt nach von Matthäus recht wohl abzuleitende, bessere, noch in dem griechi-

christischen Text zu besitzen, welcher in Galiläa gar wohl entstehen konnte, da (s. Mein Programm über den Gebrauch der griech. Sprache in Galiläa) dort das Griechische gangbar genug war und sogar Jesus und die galiläischen Apostel sich an alttestamentliche Stellen (s. Matth. 19, 5. 24, 15.) meist nach der griechisch-alexandrinischen Uebersetzung erinnern.

Das Durchführen eines allerdings sehr verwickelten kritischen Problems leitet demnach in diesem Fall nach allerlei Umwegen auf desto mehr gegründete Schätzung des ersten kanonischen Evangeliums zurück. Recht gut aber ist's, daß alle andere mögliche Wege und Ansichten versucht wurden. Denn nicht der vor Joh. Sal. Semler gewöhnliche blinde Respect vor den kirchlich kanonischen Schriften war das ächte, haltbare, des christlichen Theologen würdige. Erst seit alle Zweifel frei vorgetragen und auf's höchste getrieben sind, kann der partheilose Untersucher sagen: Wir wissen jetzt, warum wir (in dieser Sache dem kirchlich herkömmlichen) glauben. Wir wissen die Gründe, durch welche, nach den möglich-scharfsinnigsten Einwendungen, die Ursprünglichkeit und Gleichzeitigkeit fast aller Theile der Neutestamentlichen kanonischen Sammlung das bei weitem Wahrscheinlichste ist.

Kann man doch selbst von der Apokalypse sagen: Hat man einst aus Vorliebe und mit Widerwillen gegen alles Aufsuchen der Gegen Gründe, zu schnell geglaubt, daß sie apostolisch-Johanneisch sey, so wissen wir jetzt, selbst wenn manche es anders wünschen, daß kein historisch-kritischer Grund hinreicht, den Glauben der 3 ersten Jahrhunderte an jenen ihren Ursprung als unrichtig zu erkennen, da die späteren, antichiliasischen Bezweiflungen selbst nur dies desto klarer machten, wie gerne sie dogmatisch dagegen gewesen wären und doch nichts weder innerlich noch äusserlich gegründet Gültiges aufzubringen vermochten. — Nur die vollständig freie Untersuchung führt,

wenn sie auch eine Zeitlang durch alle denkbare Um- und Abwege wandern muß, zum wahrhaft haltbaren, welches alsdann stabil (stehkräftig) ist, wenn es die Versuche, es unständig zu machen, durch die allein beständige Selbstkraft der Gründe überstanden hat.

Dr. Paulus.

---

*Biblische Dichtungen. Von J. P. Lange, evangel. Pfarrer in Langenberg. Elberfeld, 1832, bei Becker. 175 S. in 8.*

Der Verf. dieser Dichtungen zeigt allerdings in jeder derselben dichterische Anlage und Erhebung zur religiösen Poesie. Nur wird es, besonders bei den Gegenständen aus der althebräischen Bibel doppelt auffallend, daß die poetische Form und Farbengebung nie allein, und gerade bei den religiösen Materien am wenigsten, zureicht, weil bei diesen durchaus der Inhalt durch seine Glaubwürdigkeit und Vorurtheilsfreiheit die Hauptsache seyn muß; und weil eine treffliche Form in dem denkenden Leser nur um so mehr Bedauern erregt, wenn sie an einen durch sich selbst immer mehr in die Nichtigkeit übergehenden Stoff verschwendet wird. Welch ein unvergeßliches Denkmal des dichterischen Geistes in Deutschland würde Klopstocks *Messias* seyn und geblieben seyn, wenn nicht ihr Verf. das Unglück gehabt hätte, noch als Jüngling den Plan dazu nach einem scholastischen Glaubensartikel zu entwerfen, der jetzt bereits nicht mehr, weder biblisch noch vernünftig, gerechtfertigt werden und christlicher Volksglaube bleiben kann. Das Nämliche trifft unsern Verf., so oft er dichtet, was in sich selbst widersinnig ist und durch innere Widersprüche sich als undenkbar aufhebt. Wir müssen ein Beispiel dieser Art zur Beleuchtung durchführen. In dem zweiten Liede wird ein Engel gedichtet, welcher (S. 5.) ein Knäblein (= die jetzige Menschheit, wie sie etwa in Deutschland theologisirt und nach dem

Verf. nicht theologisiren sollte) in die dämmernde Grotte der Urwelt führe, wo es Eva, Eva, sehen soll, wie wenn sie irgend nur auf eine solche sich immer gleich bleibende Weise sichtbar werden oder auch nur so gezeigt werden könnte,

Als ein Weib von edlem Wesen,  
Eingehüllt in rauhes Thierfell,  
Sitzten auf bemoostem Steine.  
Ohne Regung bleibt sie lautlos,  
Nur der Blitz vom Feuerauge,  
Funkelnd durch den Thränenregen,  
Nur die Thräne, die hernieder  
Quillt aus heißem Trauerbrunnen,  
Künden, daß die Leichenstarre  
Noch durchglüht von Schmerz und Leben.

Darüber muß nun das Knäblein die Auslegung hinnehmen nicht nur, wie die arme Urfrau immer noch

In der Felsenkammer  
Ihres Falles Schuld und Früchte  
Einsam überdenkt und betet;  
Wie sie weint um ihre Kinder  
Und mit ahnungsvoller Seele  
Enkelschuld und Enkelqualen  
Wägt im bangen Mutterherzen. —

Das Knäblein muß dann auch die Geschichte dieses Falles hauptsächlich deswegen hören, um sich davor warnen zu lassen, daß „man ja nicht das Geistesaug öffne und etwa des Guten wie des Bösen Urgrund begreifen lerne.“ Des Verfs. Engel winkt nämlich dem Knäbchen:

Höre nun, warum sie weinend  
Sitzt in diesem schweren Harme.  
Lüstig ward ein goldner Apfel,  
Den ihr warnend Gott verboten,  
Ihr gepriesen als der Zauber,  
Der das Geistesaug' ihr öffne,  
Und des Guten wie des Bösen  
Urgrund sie begreifen lehre;  
Daß sie werde gleichwie Gott seyn.

Die arme Urfrau! Der ganze ewig zu beweinende Jammer käme also daher, daß sie über den Urgrund des Guten und des Bösen zu philosophiren sich erküht hätte! Diese Metaphysik oder Uebernatürlichkeitsforschung hätte freilich die gute Urfrau lieber der Schlange

überlassen und ganz natürlich auf sich selbst achten sollen, wie sie in sich Einsichten und Entschlüsse für das Rechte und Gute hervorbringe, aber dennoch auch gegen ihr Besserwerden für das Gegentheil sich zu bestimmen vermöge. Der hebräische Text spricht ohnehin nur davon, wie der fürsorgende Vater der Menschen sie vor einem Genuß gewarnt habe, durch welchen sie den leidigen Unterschied zwischen (sinnlichem) Wohl und Uebel zum Schaden für sie sonst erkennen würden. Diese uralte Weisheit lehrt das bleibend wahre, dafs von Gott (nichts aus Willkühr, sondern) das Schädliche warnend verboten werde und dafs, wer dann doch nicht folge, durch leidige Erfahrung Bekanntschaft mache mit dem Unterschied zwischen Wohl und Uebel. Freilich ist alsdann das Nichtfolgen zugleich ein Sittlichböses im Gegensatz gegen das Sittlichgute und Religiöse. Aber dieser geistigere Unterschied wird 1 Mos. 3. noch nicht hervorgehoben. Alles, auch die strafende Folgen, bleiben noch im Kreise der Sinnlichkeit und Begehrungen. Bei seinem Knäblein aber erreicht der Verf. seinen Zweck, von allem Begreifenwollen zurückzuschrecken, natürlich gar sehr. Der Kleine flieht am Ende

Lieber Engel, trage, trage  
 Mich zurück, und — ohne Grübeln  
 Will ich kindlich mit dir spielen!

So lange von einem Knäblein die Rede ist, möchte dies wohl so hingehen. Aber wie konnte denn der Dichter sich ein Knäblein als „einen kleinen Grübler“ aussinnen, dem er (S. 3) die Schuld giebt, dafs es seine zarte Glieder

Ganz zu Fragezeichen krümme,  
 Und mit seinen Aeuglein spähe  
 Auf den Brunnengrund der Urzeit.

Dies soll und darf demnach gar nicht zu erfragen und zu erspähen versucht werden? Aller Sünde Anfang ist, wenn man mehr begreifen möchte, als man sieht und als dergleichen Schriftauslegungen geben, wie sie der Verf. aus vernunftscheuen Doctrinen in die Dichtung her-

über nimmt — Gar sonderbare Dinge werden noch weiter dem Knäblein vorgesprochen:

Es soll nicht die kleine Zunge  
Für des Urstoffs Säfte spitzten,  
Mit den milchgenährten Füßen  
Nicht die Milchstraß' überhüpfen,  
Um die Ursonn' zu ergründen,  
Es soll nicht die Händchen strocken,  
Um der Hölle'schwarze Sole  
Und den Stern der Himmelskuppel  
Allverneinend zu umspannen.

Wie kann die Einbildungskraft des Dichters alle diese speculativen Wagstücke einem Knäblein andichten. Und wenn je, wären sie alsdann etwas von Gott verbotenes? Es verbietet sich schon von selbst, daß wir, Knäblein oder Greise, den Urstoff nicht kosten, die Ursonne nicht ergründen, und daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachsen.

Verkehrte Zwecke, sehen wir wohl, verführen eine sonst dichterische Einbildungskraft zu höchst verkehrten Fiktionen. Was kann unpassender und inconsequenter seyn, als diese so sonderbar und unkindlich ausgedrückte Fragesucht einem Knäblein anzudichten, welches dadurch wieder recht kindlich (oder kindisch?) gemacht werden soll, daß ihm der Verf. zuruft:

Knäblein, komm mit deinen Fragen  
Deinem Fürwitz zu genügen,  
Zeig' ich etwas dir — die Urfrau.

Mag es sich also jeder unsrer Philosophen und Theologen merken, daß die ganze Erbsünde darin bestund, des Guten und des Bösen Urgrund begreifen zu wollen, und daß jetzt (S. 5.)

die erste  
Büßerin vor Gottes Throne  
Seiner Gnade Trost und Frieden  
Sucht und findet, und am Meere  
Seiner Gnade die Gedanken  
Stauend schwindelnd ihr vergehen.

Wären doch schon, bei jenem goldenen Apfel, die Gedanken „stauend schwindelnd ihr vergangen,“ hätte doch die Frau, welche bis dahin nur das

Wohlbefinden, nicht das Uebel, kannte, nur nicht über das, was sie noch nicht begangen hatte, über das Sündigen als das Böse, metaphysisch speculiren wollen; hätten demnach wir alle wohl ohne Erbsünde, und „ohne Grübeln kindlich mit den Engeln spielend“ bleiben können.

Was sehen wir hieraus ohne vieles Grübeln? Offenbar dies, dafs, wer einen Stoff, der an sich in Widersprüche verwickelt und undenkbar ist, wie Ernst und Wahrheit behandeln und dichterisch anschaulich machen will, Ort und Mühe verliert und mit einem für etwas richtigeres bestimmten Talent doch am Ende nichts als widersprechendes zusammen phantasirt haben kann. So widersprechend es ist, ein Knäblein zu fingiren, das sich gleichsam in Fragezeichen über metaphysische Probleme verkrümmt habe, so widersprechend ist's, zu fingiren, das erste Sündigen habe in dem Begreifenwollen \*) bestanden. Ganz verunglücken mußte deswegen auch die Fiction, wie wenn das Knäblein durch den Anblick der über die Wifsbegierde ewig weinenden ersten Büfserin von solchem (zwar fruchtlosen, aber doch, Gottlob, unverbotenen) Grübeln abzuwarnen wäre. Eine solche Fiction wird nur dadurch erklärbar, dafs der guten Urfrau als Büfserin jetzt „die Gedanken staunend schwindelnd vergehen“ sollen. Der Dichter aber muß sich wohl hüten, dafs dergleichen etwas von ihr nicht auf ihn übergehe!

(Der Beschlufs folgt.)

---

\*) Allerdings nicht das metaphysische Grübeln, aber das Begreifenwollen und Selbsturtheilen überhaupt hat die Reformation hervorgebracht. Sie entstand, wie Luther im März 1521. an seinen Kurfürst, Friedrich, schrieb — weil man nun in aller Welt anhebt zu fragen, nicht was, sondern *warum* dies oder das gesagt ist. L. setzt hinzu: Was die Kirche ohne Grund sagt, das würde durch mein Widerruf nicht Grund bekommen. . . Eben dieses Fragen Warum? ist weder die erste noch die letzte Sünde, sondern das einzige Mittel, vieles Uebels los zu werden. P.

*Biblische Dichtungen von J. P. Lange.*

( *B e s c h l u s s .* )

Die Ursache des Tadels, welchen Rec., durch ein einzelnes Beispiel durchgeführt, zur Abwarnung veranschaulichen wollte, nämlich das Einmischen einer meist unbiblischen Dogmatik in die schlichte, populäre biblische Geschichte der allmählichen Entwicklung und Ausbildung der Religion unter den Hebräern, zeigt sich hier fast in allen, besonders aber in denen das Alte Testament betreffenden Dichtungen. Denn dort, wo es ohnehin dunkler ist, läßt sich auch leicht noch mehr von finsternen Deutungen hineinragen. Von Henoeh z. B. wird uns S. 11. vorgesagt:

So zeigt dein Name, daß die Schlangenlist  
Durch Gottes Urverheißung ward geschlagen,  
Damit in der Erfüllung Zeit kein Christ  
Dem Teufel gegenüber soll verzagen:

Welch eine Deutungskunst! Aus dem Namen  $\text{קִנְיָן}$ , welcher zu kosten geben, Einlehren, auch Einweihen, oder Eingeweiht bedeutet, einen solchen Schlag, der Schlangenlist des Teufels gegenüber, entdecken zu können! Aus Veranlassung des Babylonischen Thurms erfahren wir durch S. 16:

Auf des Wissens flachem Lande  
Baute man aus gutem Ton (*sic*)  
Nun dem menschlichen Verstande  
Einen stolzen Wolken thron.  
Doch es hat der Herr vom Himmel  
Diese Zungen auch gerührt,  
Und im hadernden Getümmel  
Wird der Bau nicht ausgeführt.

Und doch ist der Anbau des Verstandes und der Vernunft unlängbar viel weiter in sich selbst gediehen, und weit allgemeiner vorgerückt, als je in den früheren Zeiten, wo die Ansichten des Verfs. noch zu den vorherrschenden gehörten. Oder soll etwa, wenn nicht am Thron des

Verstandes gearbeitet werden dürfte, dem Unverstand ein Thron gebaut werden?

Dafs der Verf. wohl auch reiner dichten könnte, sehen wir S. 46. unter der Aufschrift: David der Hirtenknabe und aus andern, aber seltenen Stellen. Bei der nächst vorhergehenden Schilderung, wie Saul zu Endor sich von einer Zauberin täuschen liefs, fiel es dem Verf. nicht bei, ob es denn nicht auch selbst gegen seine Dogmatik anstößig wäre, wenn die Hexe wirklich eine Macht über den Geist des Vaters Samuel gehabt hätte, den er doch für einen heiligen Prophetengreis ansieht. Und einen solchen sollte es möglich gewesen seyn

Aus seinem Friedenschlummer aufzustören  
Durch einer schnöden Zauberin Beschwörung.

Der Verf. meint, die Hexe habe den alten Samuel wirklich gesehen, und Saul seine Stimme gehört. Der Text aber sagt viel richtiger, dafs nur die Hexe dem Saul, der sich zur Erde niederwarf, vorsagte, was sie gesehen haben wollte. Den Saul liefs sie blos eine Stimme hören, die er freilich, nach der Voraussetzung, dafs Geister auch für unsre Luft Stimmen hätten, für die Stimme eines Geistes hielt. Oder sollte wohl der Geist Samuels auch noch gerade die eigenthümliche Stimme gehabt haben, an welcher er zuvor im Verkörperungszustand erkennbar war?

In den Neutestamentlichen Dichtungen folgt S. 79 bis 90. bei Johannes dem Täufer der wirklichen Geschichte, und so wird dieser Abschnitt einer der passendsten. Ebenso S. 104—108: Jesus am Jakobsbrunnen. Schade, dafs der Verf. jene geistvolle Geschichte nicht vollständiger durchgeführt hat. Doch erkennt er darin, wie Jesus sich zu den Samaritern neigte, wie er selbst sagt, die wahre heilige Orthodoxie desselben (S. 107.), und schliesst mit der Anwendung auf sich:

Auch ich bin frei  
In deiner Wahrheit, freudig und frei,  
Den Samariter zu grüssen  
Mit gesegnetem Grufs.

Damit stimmt denn Rec. viel lieber überein, als mit der S. 151. aufgestellten Carrikatur der „Zeitgeister, die jetzt vernünftig geworden seyn sollen, denen aber aus ihren Zweifeln das giftige Ding Verzweiflung ausgeborn sey.“ Wir schliessen lieber mit einer Strophe aus dem Lied von der Ersten Christengemeinde S. 164:

Hier ist der Brudername wahr,  
 Das Reich der Himmel offenbar  
 Im schönen Liebesbunde.  
 Vereinigt ist hier Arm und Reich,  
 Der Sklave wird dem Herren gleich  
 An heil'ger Tafelrunde;  
 Keiner — seiner  
 Eignen Güter  
 Banger Hüter.  
 Alle laben  
 Eines Brotbaums reiche Gaben.

Zu dergleichen urchristlichen Agapen ladet Rec. auch Hrn. Dr. Krummacher zu Bremen ein, welcher im Januarheft des Bremer Kirchenboten S. 22. 1832. aus Eifer für seines Sohns Eliaspredigten neben Dr. Bretschneider „den GKR. Paulus unter die Vernunftthümer rechnet, die kein Bedenken tragen, durch Entstellungen und Verdrehungen der größten Art auf diejenige, die nicht ihres Sinnes sind, ein falsches und gehässiges Licht zu werfen.“ Werden ihm seine Bremische Mitbürger, für die Er geschrieben haben will, diese Schilderung (oder Carrikatur?) auf's Wort glauben, ohne die Eliaspredigten (deren zweiten Theil, wo der Sohn „nach seiner Weise die Calumnianten zu Boden geschlagen habe“ — ich noch nicht einmal gesehen habe) und das, was ich im Sophronizon darüber sagte, selbst zu vergleichen? Mag ein alter oder ein junger Elias seyn wollen, wer Lust hat. Zum Glück erklärt Hr. Kr. selbst S. 33, dafs zu unserer Zeit solche Strafgerichte Gottes nicht mehr ergehen. Wozu dann aber Eliaspredigten? etwa als Predigten nicht für unsere Zeit?? und doch für das Wupperthal?

Dr. Paulus.

*Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten, vollständig und mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung dargestellt von K. Bähr, evang. Pfarrer zu Eichstetten im Bad. Oberlande. Sulzbach in der Seidel'schen Buchh. 1832. 8. (VIII u. 184 S.).*

Die Dogmengeschichte vermifste bis jetzt eine sorgfältigere Untersuchung über die Entstehung jener Lehre, indem sie deren Ursprung nur sohin auf Anselmus von Canterbury zurückführt. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat durch seine gründliche, gelehrte und unbefangene Nachforschung diese Lücke so ausgefüllt, daß z. B. Münschers Dogmengeschichte hierin eine bedeutende Vervollständigung erhält. Er zeigt, daß die Kirche in den ersten drei Jahrh. von einer stellvertretenden Genugthuung nichts wufste, und den Versöhnungstod Christi einstimmig mit den Aposteln lehrte, ohne jene Anselmische *satisfactio vicaria*. Er durchgeht mit Kritik 1) die apostolischen Väter, Clemens von Rom, Barnabas, Hermas, Ignatius, Polykarpus, und den an Diognet gerichteten Brief, und führt aus denselben die hierher gehörigen Stellen an. Die Schriftsteller aus dem 2ten Jahrh., die eben so genau durchgegangen werden, sind Justinus d. M., Irenäus, Clemens v. Alex., Claud. Apollinaris, die sogen. Sibyllinischen Orakel, und die sogen. Testamente der Patriarchen. Wichtig ist das Resultat, welches der unbefangene und umsichtige Forscher als zuverlässig gewonnen hat: „Kein einziger (Kirchenlehrer jener Zeit) behauptet, daß Gott vermöge seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit die Sünde ungestraft nicht vergeben konnte, oder daß er sie strafen mußte. — 2) Kein einziger weiß etwas davon, daß Christus die Schuld und Strafe unserer Sünden auf sich genommen oder getragen habe, daß also sein Tod ein Strafleiden gewesen sey an unserer Statt. Das Wort Strafe kommt überhaupt in diesem Zusammenhang niemals vor. — 3) Kein einziger lehrt, daß durch das Leiden und den Tod Jesu Gott erst bewogen worden sey, sich mit den Men-

schen zu versöhnen, daß also in ihm dadurch eine Veränderung hervorgebracht und sein Zorn gestillt worden sey. — 4) Kein einziger giebt als Folge und Wirkung des Todes Jesu die bloße Lossprechung von den Strafen der Sünde von Seiten der richterlichen Gerechtigkeit Gottes an. — 5) Kein einziger lehrt eine Imputation des Verdienstes Christi. — 6) Sie geben als Grund der Menschwerdung („*Cur Deus homo?*“) nicht mit Anselmus das Abbüßen unserer Strafe oder das Abbezahlen unserer Schuld an, sondern die Wiederherstellung der verderbten menschlichen Natur. — Im Ganzen zeigt sich also die *satisfactio vicaria* in dieser Periode noch nicht einmal vorbereitet.“ — — „In der Lehre von dem Tode Christi finden wir die Lehre der Schrift vollständig wieder, — — in gewisser Hinsicht systematisch und in innerem Zusammenhang, besonders bei Irenäus. Der Abweichungen von der Schriftlehre sind im Ganzen nur wenige. Die Besiegung des Teufels insbesondere tritt mehr und öfter hervor, als in der Schrift selbst; auch die Angabe der Art und Weise dieses Sieges, auf die sich einer oder der andere Kirchenlehrer einläßt, kann nicht durch Aussprüche der Schrift bestätigt werden. Der Zusammenhang zwischen dem Tode Jesu und unserer Heiligung tritt hingegen so bestimmt und nachdrücklich hervor, als derselbe nur immerhin in der Schrift selbst angegeben ist.“

Das dritte Jahrh. bietet die ansehnlichsten Kirchenlehrer, Tertullian, Hippolytus, Origenes, Cyprian, Nevatian, Methodius dar; und der Verf. fügt noch über den fraglichen Punct das Martyrium des Ap. Andreas und die *Acta Pauli et Theclae* hinzu; dabei noch einige kritische Blicke auf die Clementinischen Recognitionen, auf die *Hierarchia coel.* des Dionys. Ar., auf den Octavius des Minucius Felix, auf Hermias und auf die sogen. Apostol. Constitutionen. Als Endresultat von der ganzen Untersuchung wird der Leser finden, wie der Verf. am Schlusse sagt: „daß wie die Kirchenlehrer der drei er-

sten Jahrh. nichts von der *satisfactio vicaria* wissen; sie eben so wenig ganz die Ansichten der älteren und neueren Bestreiter dieser Theorie über den Tod Christi theilen. Die Socinianer erkennen in diesem Tod nur theils ein Vorbild der Tugend, theils eine factische Demonstration, wie gnädig Gott sey, so das uns dieser Tod nur von einer Unwissenheit befreit hat. Die Rationalisten heben gleichfalls den ersten Punct hervor, hauptsächlich aber ist ihnen der Tod Jesu Bestätigung seiner Lehre. Wie weit man in den 3 ersten Jahrh. von beiden Partheien entfernt war, ist nicht nöthig auseinander zu setzen. Aber die Lehre der älteren Kirchenväter unterscheidet sich auch von dem, was die an der Schrift als göttlichem Wort festhaltenden Bestreiter der stellvertretenden Genugthuung, nämlich die Hasenkamp und Menken, ingleichen Stier, als Lehre der Schrift über den Tod Jesu aufgestellt haben. Der Unterschied ist freilich nicht so sehr groß — —; den im Tode geprüften Gehorsam findet man wohl auch erwähnt, aber nicht auf Unkosten der andern Puncte als Hauptsache im Erlösungswerke hervorgehoben."

Welches Interesse diese ausgezeichnete Monographie für das dogmatische Studium und das nicht blos von der historischen Seite hat, brauchen wir nicht noch ausdrücklich zu sagen. Auch in exegetischer Beziehung findet man hier viel Belehrendes; worauf schon das angehängte Register der angef. od. erklärten Bibelstellen aufmerksam machen kann. So ist z. B. S. 160 fg. über die bekannte Stelle Jes. 53, 4 fg. bemerkt, das man zu Cyprians Zeiten in der Abendländ. Kirche keineswegs in derselben die *satisfactio vicaria* gefunden, geschweige denn sie als Hauptstelle dafür betrachtet habe; vgl. was auch S. 14. 43. 72. 171. über die Alex. Uebers. παιδεία (Μῆτρ), deren sich Clem. Al., Justinus, Iren. (der die Alex. Uebers. für κατ' ἐπίπνοιαν τοῦ Θεοῦ gefertigt hielt), und Origenes bedienen. Nur hat die aus dem letzteren hier mitgetheilte Erklärung jener Stelle den

Anschein, als rede Origenes der stellvertretenden Genugthuung das Wort, und verbinde damit den Sinn, den ihr die Uebersetzung Luthers giebt; aber unser Verf. bestreitet auch dieses; wie man S. 152. nachsehen kann, hauptsächlich dadurch, daß dieser Kirchenlehrer sich sonst einer großen Inconsequenz würde schuldig gemacht haben. Wir referiren dieses, ohne daß wir uns übrigens ein Urtheil erlauben dürfen; sonst würden wir auch wegen der Bedeutung von *ὄνειδος* in einigen neutestam. Stellen noch einiges Bedenken äußern. Das möchten wir auch wohl über die Folgerung aus einer Stelle des Novatianus, die der Verf. S. 161. macht: „Man hielt also damals noch wie zu Irenäus Zeiten den leiblichen Tod nicht für eine Strafe der Sünde, also auch den Tod Christi an und für sich nicht für eine Strafe.“

Dem aufmerksamen Leser wird es übrigens nicht entgehen, wie diese Studien in die erste Zeit des Christenthums zurückversetzend auch den Forscher selbst belohnen, weil sie der evangelische Geist belebt. Diesem, nicht dem Zeitgeiste, huldigt der würdige Geistliche, und so steht er auch mit wissenschaftlicher Thätigkeit im Dienste dessen, der uns wahrhaft frei macht.

*S c h w a r z.*

---

*Ueber Caspar Hauser von Schmidt von Lübeck, königl. Dänischem Justizrathe und Ritter vom Dannebrog in Altona. Altona bei Karl Auc. 1831. VI u. 20 Seiten gr. 8.*

Diese kleine Schrift betrifft weit mehr den Unbekannten, „bei welchem Caspar Hauser vor seiner Ankunft in Nürnberg immer gewesen war,“ als den C. H. selbst. Sie zerfällt in zwei Abschnitte, welche jedoch weder durch Ueberschriften, noch durch Zahlen bezeichnet sind. — Im ersten Abschnitte (S. 1—5),

— welcher ohne Zweifel die in der auf der ersten Seite stehenden Ueberschrift angekündigte kritische Beleuchtung des von Hauser nach Nürnberg mitgebrachten Briefes an den Rittmeister enthalten, und zum Theil wenigstens den zweiten Abschnitt vorbereiten soll, — bemerkt der Verfasser: 1) der Unbekannte habe offenbar die Absicht und die Erwartung gehabt, den Hauser unter die Reuter zu stecken, welche in Nürnberg garnisonirten; nur auf diesen Zweck habe die Fassung des Briefes berechnet seyn können; die zufällige Wendung der Dinge habe nicht in der Berechnung liegen können; 2) die Fassung des Briefes sey darauf eingerichtet gewesen, den Theil der Geschichte Hausers, der ihn (den Unbekannten) habe compromittiren können, zu verstecken; an ein feineres Irreführen habe dieser nicht gedacht; 3) der Unbekannte sey ein einfältiger, zu einem feinen, consequent durchgeführten Betrüge völlig unfähiger Betrüger; 4) bei Hausers Freilassung sey kein anderer gescheuter Kopf mit im Spiele gewesen. — Diese Bemerkungen, von welchen der Verf. die dritte durch mehrere aus der Beschaffenheit des Briefs und seiner Einlage abgeleitete Gründe zu rechtfertigen gesucht hat, können wohl sämmtlich richtig seyn; ob man sie aber alle für so ausgemacht, oder für so wahrscheinlich richtig halten dürfe, wie der Verf. dies zu thun scheint, steht vielleicht doch noch dahin. — Gegen Seite 5. Zeile 26 bis 28. möchte wohl erinnert werden können: der, welcher nicht daran denkt, daß ein jetzt vorhandener Zustand erst vor einigen Jahren entstanden seyn könne, werde leicht ohne alle Gründe, und doch zufällig richtig annehmen können, daß dieser Zustand schon vor langer Zeit vorhanden gewesen sey. — Im zweiten Abschnitte (S. 5 bis 17.), um welchen es dem Verf. wohl besonders zu thun war, sucht dieser, hauptsächlich wenigstens, Kennzeichen des Unbekannten anzugeben, nach welchen er soll aufgefunden werden können. — Die Hauptsätze dieses

Abschnittes sind unter zehn Nummern so gefasst: 1) der Aufenthaltsort des Unbekannten, und also auch das Gefängniß Hausers ist [besser wohl: war vor Hausers Ankunft in Nürnberg] in der Umgegend dieser Stadt, höchstens in einer Entfernung von drei oder vier Meilen. 2) Der Unbekannte spricht den Altbaierschen Dialect; daraus folgt aber nicht, daß er auch in Altbaiern gewohnt habe, sondern nur, daß er dorthier stamme. 3) Er ist wahrscheinlich katholischer Religion. 4) Er ist kein Tagelöhner, wie er vorgiebt, sondern gehört zur halbgebildeten Mittelclassen. 5) Er hat über ein besonderes Locale [und zwar ununterbrochen während der ganzen Zeit der Hauser'schen Gefangenschaft] zu disponiren gehabt, worin er seinen Gefangenen so viele Jahre mit Sicherheit verheimlichen konnte. 6) Das Locale, worin Hauser gefangen saß, muß in keiner ganz einsamen Gegend liegen. 7) Wenn der Aussage Hausers zu trauen ist, daß der Unbekannte zum Behuf des Unterrichts nur jeden fünften Tag oder nach einer bestimmten Anzahl von Tagen zu ihm kam; so muß man daraus schliessen, daß derselbe bestimmte Dienstverrichtungen hatte, welche seine Abwesenheit während einer bestimmten Anzahl von Tagen zur Folge hatten. 8) Hausers Kost war gewöhnliche (?) Gefangenkost, schwarzes Brodt und Wasser. . . . Man möchte versucht werden, sowohl von dieser Gefangenkost, als von den übrigen angeführten Umständen auf eine wirkliche Gefangenanstalt zu schliessen, wo . . . dem heimlich Gefangenen diese Kost auf die wohlfeilste und unbemerkteste Weise konnte zugesteckt werden. 9) Es drängt sich die Vermuthung oder [doch] die Ahnung auf, daß der Unbekannte vormals eine Militärperson gewesen sey. 10) Der Unbekannte ist wahrscheinlich der Mörder vom 17ten October 1829. — Diese Sätze hat der Verf. aus der Geschichte Hausers, so weit diese dem Publicum bekannt ist, gefolgert, und dabei hat er die kleinsten Umstände dieser Geschichte sehr gut, öfters auf eine überraschende

Weise zu benutzen gewußt. Dies wird auch der zugeben müssen, welcher nicht alles, was der Verf. im zweiten Abschnitte annimmt, zu behaupten wagt. — Gegen das Ende seiner Schrift (S. 17.) äußert der Verfasser den Wunsch, daß besonders diejenigen Männer, welche auf die Untersuchung der Hauserischen Angelegenheit Einfluß haben, den von ihm aufgestellten und motivirten Ansichten einige Aufmerksamkeit schenken möchten. Er hält es zwar selbst für möglich, daß Manches von dem, was er gesagt habe, von ihnen schon berücksichtigt worden sey; daß ferner Anderes an Ort und Stelle, und in Folge von Umständen, welche nur ihnen, nicht aber auch dem Publicum bekannt seyen, als unhaltbar werde befunden werden; meint aber dennoch, daß manches von ihm Bemerkte auf eine bis jetzt vielleicht übersehene Spur hinweisen könne. Und leugnen wird wohl nicht leicht jemand, der die Schrift des Verfassers gelesen hat, daß dies wenigstens denkbar sey. — Ob der Verf. Recht habe, wenn er (S. 18.) glaubt: Ein Individuum, welches so viele Kennzeichen an sich trage, wie der Unbekannte, müßte doch in einem so geringen Umkreise wohl zu entdecken seyn, wenn dasselbe auch seit dem Mordversuche aus der Gegend verschwunden seyn sollte, — wird die Zeit lehren. Denkt man an die dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit unerreichbaren Fernen, Höhen und Tiefen, und an die vor goldenen Burghthoren Wache stehenden hochgewaltigen Colossen, von welchen in der erst vor einigen Monaten erschienenen trefflichen Schrift über Hauser die Rede ist; so wird man freilich wohl geneigt seyn, die Hoffnung, daß der Verbrecher noch werde entdeckt werden, gänzlich aufzugeben. Aber Bedenken wird man doch tragen, dies zu thun, wenn man beachtet, daß selbst der von der jetzigen Lage der Hauserischen Sache vermöge seiner Amtsverhältnisse vollständig unterrichtete Verf. der eben erwähnten Schrift den siebenten Abschnitt derselben, — in welchem zuletzt auf die den Gerichten

bei der Untersuchung dieser Sache im Wege stehenden Hindernisse hingedeutet ist, — mit den Versen:

Doch was verübt die schwarze Mitternacht  
Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht gebracht.

geschlossen, und dadurch, wie auch durch eine Stelle der Dedikation seiner Schrift, deutlich genug zu erkennen gegeben hat, er halte es wenigstens für sehr möglich, „dafs die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängen werde, welche über dem geheimnifsvollen Schicksale Hausers [bis jetzt noch] liegt.“

---

*K. Fd. Kleinert: Allg. Repertorium der gesammten deutschen, med. chir. Journalistik. In Verbindung mit mehreren Mitarbeitern herausgegeben. Leipzig, Kollmann seit 1827. 8.*

Der steigende Luxus unserer Tage, das vorschlagende Streben der Mehrzahl nach behaglicher leiblicher Existenz, welche Vielen als Zweck, die geistige Ausbildung aber nur als Mittel, erstere zu erlangen, erscheint, und in Folge dessen man nur auf Fortbildung die Zeit, Mühe und Kosten verwendet, die absolut geboten sind, einestheils; anderntheils die Vielschreiberei und damit zusammenhängende Oberflächlichkeit der Schreibenden, sind neben manchem Anderen Hauptursache, dafs im Felde der Literatur Alles nach Excerpten und wohlfeilen Ausgaben strebt, und demgemäfs eine beispiellos wohlfeile Ausgabe von X. X. sämtlichen Werken von einer noch beispiellos wohlfeileren verdrängt wird, dafs Auszüge aus der Quintessenz der Quintessenz unserer Classiker verfertigt und mit dampfmaschinenartiger Schnelligkeit aber auch Geistlosigkeit verfasst und verbreitet werden. Auch die medicinische Literatur ist dem Einflufs der herrschenden Richtung nicht entgangen; — denn was zuerst den schreibenden Theil betrifft, so hat sich derselbe zur Ungebühr vermehrt, und

schon unsere in 2 Jahren zu vielen hundert Bänden und Heften angewachsene Cholerabibliothek beweist bei flüchtigem Durchgehen, daß nicht alle Schreiber, ich will nicht sagen vom heiligen Geiste, sondern überhaupt nur von Geist beseelt waren und sind. — Der lesende Theil aber fürchtet zu ersticken unter dem ungeheuren Papierberg, in dem er zum Theil nur dürftig verarbeitete Lumpen findet; er hat sich zum Theile, die colossalen Felder der systematischen Werke und Monographien verlassend, bloß den periodischen Schriften zugewandt, hier Geistesnahrung suchend. —

Aber auch diese periodischen Schriften (Zeitschriften, Annalen, Jahrbücher, Journale, Notizen, Zeitungen u. s. w.) haben allmählig bedeutend an Masse zugenommen, und drohen mit ihren monatlichen,  $\frac{1}{4}$ teljährig und zwanglos ungebundenen Heften und Lieferungen, jährlich ganze Bibliotheken zu bilden, und den Jünger Aesculaps unter ihrer Menge zu erdrücken.

Zum Theil diese bangenerregende Masse periodischer Schriften, die nur durchflogen oder mit Auswahl gelesen werden können, zum Theil der Speculationsgeist, gestützt darauf, daß eine große Anzahl der Aerzte nicht mehr sagen kann: „*dat Galenus opes*,“ und sich daher auf die nothdürftigste geistige Speise, das nothdürftigste, wenn auch ungeläuterte Oel zur Unterhaltung ihres geistigen Lichtes beschränken müssen, hat nun wiederum das Erscheinen von Auszugssammlungen, aus der gesamten medicinischen Journalistik, zur Folge gehabt. Wohin dies weiter führen soll, läßt sich nicht ergründen, doch so viel scheint mir gewiß, daß dieses Surrogatenunwesen nicht bloß wahre wissenschaftliche Bildung immer seltner machen muß, sondern wahrhaft gefährdend für die ärztliche Welt sowohl, als für das nicht ärztliche Publikum ist, und daß es daher an der Zeit ist, öffentlich darüber zu sprechen.

Wie gesagt, die Zahl der erscheinenden, medici-

nischen Zeitschriften hat sich zur Ungebühr vermehrt, und es ist für den nur einigermaßen beschäftigten Arzt kaum möglich, sie gründlich zu durchgehen. Mittheilung interessanter Beobachtungen und Erscheinungen, Durchwanderung unbekannter Gebieththeile unseres weiten Faches und vorläufige Mittheilung solcher Ausbeute, die noch kein Ganzes, also nicht zu monographischer Behandlung geeignet ist, Anregung neuer und eigenthümlicher Anschauungsweise, Fragen und Lösung von Zweifeln, Berichtigung von Irrthümern in dem Gebiete der Natur und Heilkunde in ihrem ganzen Umfange, haben sie sich zum Zwecke gemacht, und eine Wissenschaft, die so sehr Erfahrungswissenschaft ist, kann dieser beständigen Mittheilung von Thatsachen und Beobachtungen so wenig entbehren, bedarf noch so sehr in vielen Theilen der festeren Begründung dessen, was noch bloße Vermuthung oder Ansicht Einzelner ist, über so Vieles kann nur durch Zusammenstellung Licht verbreitet werden, daß diese Zeitschriften, entstehend aus den Beiträgen einer größeren Zahl, wahrhaft unentbehrlich sind. Allein die vielen Herausgeber aller dieser Zeitschriften wollen ihre Columnen füllen, sie bemühen sich daher um Mitarbeiter und beobachten unter diesen nicht die nöthige Auswahl. So wird denn Manches ohne Interesse an der Sache geschrieben, theils um auf die leichteste Art die Eitelkeit zu befriedigen, als Schriftsteller aufzutreten, theils des Honorars wegen, und nicht alle Aufsätze verdienen es, gelesen zu werden. — Es wäre daher höchst wünschenswerth, daß die Herausgabe medicinischer Journale ein Centralisationssystem annähmen, daß mehrere, wie dies mit mehreren geburtshülflichen Journalen geschehen ist, sich zum Herausgeben einer gemeinschaftlichen Zeitschrift vereinigten, und dann in der Aufnahme von Aufsätzen scrupulöser wären. Die zunehmende Zahl der Abonnenten würde dieser geringeren Zahl von Zeitschriften das Bestehen sichern, und die Leser würden im Stande seyn, einen Ueberblick über

die Entdeckungen und neuen Beobachtungen u. s. w. zu erhalten.

Unstreitig hat die Ueberfülle medicinischer Zeitschriften zuerst Hrn. Kleinert zu seinem Unternehmen angeregt, indem er sich zum Ziele setzte, Lesern, die größtentheils aller Journalllectüre bis jetzt entsagen mußten, ein Surrogat zu liefern. Er versprach vor dem Beginnen desselben, keine dürftigen Skizzen zu liefern, und sich gleich weit von aphoristischer Kürze und ermüdender Gedehntheit zu halten, doch fürchtete er sich schon zum voraus, sich genöthigt zu sehen, da er ohne Unterschied Alles mittheilen wollte, zu ermüden, wo er keine bedeutenden Abkürzungen vornehmen kann. Er scheint zum voraus die Schwierigkeit eingesehen zu haben, das Gediegene genügend wiederzugeben, ohne Abschriften oder Nachdrücke zu liefern. \*) Und gewiss ist es bei vielen, ja bei den meisten praktischen Aufsätzen unmöglich, in kurzem Auszuge das Gesagte werthvoll wiederzugeben. Wer es weiß, wie oft es in der Diagnostik auf die feinste Nüancirung, bei der Pathogenie auf die genaueste Ausführung und Nachweisung der Verbindung und Uebergänge der einzelnen Einwirkungen und Erscheinungen u. s. w. ankommt, der wird einsehen, daß es in den meisten Fällen schwer hält, ja beinahe unmöglich ist, einen Auszug zu liefern, der das Original nur einigermassen zu ersetzen vermag. Nimmt man nun noch dazu, daß manche Aerzte nach Lesung von Mittheilungen und Beobachtungen nicht die nöthige Vorsicht und Umsicht beobachten in der Nachahmung des dort eingeschlagenen Verfahrens, so erscheint es wahrhaft gefährlich, solche fragmentarische Auszüge zu liefern und

---

\*) Behrend und Moldenhauer haben sich schon zu der Erklärung genöthigt gesehen, daß sie aus ihrer ähnlichen Zeitschrift für die neueste medicinisch-chirurgische Journalistik des Auslandes das Schlechte und Gewöhnliche in Zukunft weglassen, und bloß das Neue und Wissenswerthe auswählen würden.

dadurch zu Versuchen zu verleiten, während doch, wie mir die Erfahrung gezeigt hat, grade die am wenigsten Gebildeten und Unterrichteten am geneigtesten sind, im Bewusstseyn der Unzulänglichkeit des eignen Wissens fremden Empfehlungen Gehör zu geben, fremde Versuche ohne gehörige Prüfung und Urtheil nachzuahmen. Wenn es aber schon im Allgemeinen höchst schwierig ist, Auszüge aus medicinischen Beobachtungen und Erfahrungen zu liefern, welche hinreichen können, die Lectüre des Originals zu ersetzen, so ist auch das, was bei gründlichem, umsichtigem und sorgfältigem Verfahren geschehen könnte, in der Kleinert'schen Zeitschrift bei weitem nicht immer geschehen. — Viele der dort gelieferten Excerpte stellen Verstümmelungen der Originalabhandlungen dar, die auch nicht einmal ein oberflächliches Bild von denselben zu geben vermögen, ja manche strotzen sogar von offenbaren Entstellungen und falschen Mittheilungen, die sichtlich nur durch das oberflächlichste Verfahren der Mitarbeiter entstehen konnten. Das eingeschlagene Verfahren scheint meist darin zu bestehen, das mit Weglassung der verbindenden Sätze, andere fast wörtlich abgeschrieben werden. Wo aber eine Mittheilung bloß des Sinnes beabsichtigt ist, ohne sich an die eignen Worte des Originals zu binden, da finden sich auch häufige Sinnentstellungen. Um diese Behauptung auch nachzuweisen, habe ich mehrere Aufsätze aus Rusts Magazin der gesammten Heilkunde, welches mir gerade vorlag, mit den Excerpten verglichen, und theile das Resultat später mit, woraus auch der Umfang und die Voll- oder Unvollständigkeit seiner Excerpte sich wird beurtheilen lassen. Auszüge können wohl hinreichen, etwas Gelesenes in seinen einzelnen Theilen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, aber schwerlich in diesem Fache das nicht Gelesene zu ersetzen. Ich wurde zuerst auf die Unzulänglichkeit des Kleinert'schen Unternehmens dadurch aufmerksam gemacht, daß ich Aufsätze, die ich in Jour-

nale geliefert hatte, im Auszug kaum wieder zu erkennen vermag.

Jedes Ding hat seinen Culminationspunkt, und sicher würden bald aus Mangel an Lesern diejenigen Journale eingegangen seyn, welche die am wenigsten sorgfältige Auswahl in den Aufsätzen, welche sie enthalten, treffen. Sobald aber sich viele an diese Kleinert'schen Auszüge halten (was aus oben angegebenen Gründen sicher geschehen wird, ohne dafs daraus ein Beweis für deren Zweckmäßigkeit entnommen werden könnte), so werden auch die besseren Zeitschriften aus Mangel an Absatz wenigstens auf eine Zeit lang eingehen, bis ihnen Kl. und Consorten gefolgt sind. — Möchte es dahin nicht kommen, möchten entweder die kritischen Zeitschriften den Journalen besondere Aufmerksamkeit schenken, oder eine besondere für sie sich bilden, und schonungslos alles Gehaltlose in ihnen verfolgen, damit Vielschreiber und Lohnschreiber verstummen, und eine kleinere Zahl gehaltvoller periodischer Schriften das Bedürfnis der Aerzte befriedigte. Möchten die Aerzte, welche durch locale und persönliche Verhältnisse verhindert sind, für sich allein eine genügende Zahl medicinischer Zeitschriften zu halten, lieber durch eine Verbindung mit benachbarten Collegen sich die Möglichkeit, dies zu thun, wenn auch mit einiger Schwierigkeit verschaffen. Müssen sie auch einige Opfer bringen, die Pflicht gebietet sie ihnen, denn sonst werden sie entweder der leidenden Menschheit, welche ihre Hülfe sucht, auf eigne Beobachtungen und Erfahrungen beschränkt, die Resultate gemeinsamer Forschung entziehen müssen, oder ungenügende und falsche Mittheilungen benutzend, ihr Steine statt Brod reichen.

*(Der Beschlufs folgt.)*

*Kleinert, Repertorium der med. chir. Journalistik.*

( B e s c h l u s s . )

Ich theile nun in den nachfolgenden Vergleichen die Belege für meine Behauptungen mit, und bitte den Leser um Nachsicht, wenn ich ihn nothwendig einigermassen damit ermüden muß.

Ich verglich Rust's 33. Bandes 3. Heft 222 Seiten stark in Kleinert Juliheft 1831. in 19 Seiten (96—115.) enthalten und N. unterzeichnet, und zwar No. 14. Prüfung des u. s. w. Gutachtens von Dr. Ebermayer von Nicolai. Rust 51 S. Kl. 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> S. Hr. E. hat in jenem Gutachten die Reife und Lebensfähigkeit eines todtgefundenen neugebornen Kindes angenommen; Hr. Nic. sagt ebenfalls in seiner Kritik, an der Reife und Lebensfähigkeit des Kindes sey nicht zu zweifeln; denn „obgleich von den Zeichen der Neugeburt nur 2 aufgeführt sind, so ist doch keins bei der Obduction aufgezeichnet, was gegen die Reife und Lebensfähigkeit streitet.“ Diesen letztern Satz giebt Ref. in Kl. wieder, „es tadelt jedoch hier der Verfasser zuerst, daß Er nur 2 für die Neugeburt sprechende Zeichen, keins aber aufgeführt habe, was gegen die Reife und Lebensfähigkeit des getödteten Kindes streite.“ Ich könnte hier noch mancherlei ausheben, allein ich müßte der Vollständigkeit wegen weit ausholen; wer aber selbst den Aufsatz des Hrn. Nicolai mit dem Auszug in Kl. vergleicht, wird finden, daß jene scharfsinnige Analyse des Eberm. schen Gutachtens hier als ein ungenügendes, zum Theil unverständliches, nichtssagendes Excerptchen wiedergegeben ist, als Resultat einer professionsmäßigen, oberflächlichen Lectüre. Ueber No. 15 und 16. finde ich aufser dem im Allgemeinen Gesagten nichts zu bemerken, No. 17. Hille, Bemerkungen über die Verschiedenheiten

des Medicinalgewichts, Rst. 15 S. Kl.  $1\frac{3}{4}$ , heisst es in Kl.: „auch ist wohl hieraus allein erklärlich,“ statt wie im Original: „wohl ist hierin mit ein Grund zu suchen,“ also eine offenbare Untreue. No. 18. Löwe, über Steinkohlenheizung u. s. w. R. 23 S. Kl. fast 3 S., sehr unvollständig und unzureichend. Als untreues Wiedergeben ist wohl auch zu betrachten R. „es bleiben meist noch Nachkrankheiten zurück,“ Kl. „es bleiben zuweilen noch Nachkrankheiten zurück.“ 19. 20. theilen die allgemeinen Gebrechen, 21 und 22. im Extrablatt enthalten 23, Beiträge zur medic. Erfahrung aus Berichten d. königl. Medicinalbeamten, R. 13 S. Kl. 3 S. *Plica polonica*. In Original heisst von den Schmerzen nach dem Ausbruch, dafs sie mitunter „aber auch mit gröfserer Heftigkeit fortwähren, und den armen Kranken fast zur Verzweiflung bringen,“ in Kl. „aber auch mit gleicher Stärke fort.“ *Degeneratio ovarii*, sehr ungenau und kein Bild gebend, z. B. im Original: „die Kranke konnte nämlich ihren Leib ohne besondere Schmerzen mit beiden Händen zusammendrücken; geschah dies mit gehöriger Kraft, so hörte man in der Geschwulst ein eigenthümliches dumpfes und strömendes Tönen, kurz ein Geräusch, welches sich nicht beschreiben läfst, aber deutlich zu erkennen gab, dafs ein Fluidum sich aus einem Raume in einen andern drängte,“ in Kl. Verfasser nahm das Uebel für eine Vergröfserung und Entartung des rechten Ovariums, und stiefs, „da man beim Druck auf diese Gegend eine deutliche Fluctuation in derselben wahrnahm,“ in die hervorragendste Stelle u. s. w. 24. Miscellen.

Sodann Rust 34. Bdes I. Heft I. Brüggemann, Rückfälle der Wechselfieber u. s. w. 42 S. Kl.  $4\frac{1}{2}$ . St. 12. in R. „oder das Fieber kann, wengleich es durch ein Specificum beseitigt wurde, dennoch durch Schweifs seine Krisis machen,“ Kl. „nicht minder kann auch das, obgleich nur dem Anscheine nach beseitigte Fieber, durch diesen Schweifs seine Krisis machen;“ ferner Rust: „allein die oben erwähnten Schweisse kommen nicht

immer gleich nach der Anwendung des Mittels, sondern häufig erst mehrere Tage darauf;" statt dessen Kl.: „Allein die in Rede stehenden Schweisse treten mehr gleich nach der Anwendung des Mittels ein," später in R.: „sind sie (die Schweisse) Rückbleibsel des unvollkommen geheilten Fiebers, so scheint es das zweckmässigste" u. s. w. Kl.: „wenn diese Schweisse in einen Rückfälle übergegangen sind, so würde es das Beste" u. s. w. Dieser ganze Aufsatz zeigt bei Vergleichung deutlich, wie der ganze Werth des Originals durch das Excerptiren verloren geht, und ich halte es für dieselbe Anmaßung, aus den Kleinert'schen Excerpten den Werth der Originale bestimmen zu wollen, wie wenn man aus Beschauung eines skelettirten Schädels die feineren Züge des Menschen, dem er gehörte, angeben wollte. Ob dieser vorstehende Backenknochen eine hochgewölbte Stirne gehabt, das läßt sich wohl angeben, aber wer möchte daraus des Auges belebten Glanz und Farbe, der Mienen beredtes Spiel zu bestimmen wagen. Hier beschloß ich die Vergleichung, da ich durch weiteres Fortsetzen zu sehr zu ermüden fürchtete. Ich habe Manches angeführt, was leicht unbedeutend erscheinen könnte, allein ich verglich, was mir grade zufällig vorlag, und wenn man fremde Arbeiten als solche mittheilen will, so darf man selbst im Unbedeutenderen den Sinn nicht entstellen; wenn man Glauben verlangen will! Manche Vergleichung mußte ich unterlassen, weil ich zu weit hätte ausholen müssen, um das Abweichende darzulegen. Selbst in diesem Wenigen glaube ich nachgewiesen zu haben, daß die Lectüre solcher Excerpte ein schlechtes Surrogat für Lesung der Originalabhandlungen darbietet. Wenigstens unternahm ich diese Arbeit *sine odio et ira* bloß der Sache wegen.

Dr. Simeons.

- 1) *Allgemeine Cholera-Zeitung, Mittheilungen des Neuesten und Wissenswürdigsten über die Asiatische Cholera. In Verbindung mit mehreren in- und ausländischen Gelehrten herausgegeben von Justus Radius, Prof. u. s. w. Zweiter Band. No. 25 — 48. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. 1852. 4. S. 193 — 382.*
- 2) *Mittheilungen über die Cholera-Epidemie in Berlin. Aus Berichten an die Königl. Regierung zu Minden; von Dr. Heilbronn, praktischem Arzte und Geburtshelfer daselbst. Minden, in Commission bei Ferdinand Efsmann. 1831. 8. 80 S.*
- 3) *Briefe an einen Landgeistlichen über die epidemische Cholera von Dr. W. F. Faber, Oberamts-Arzt in Schöndorf. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 1832. kl. 8. 66 S.*

In unserem auf Wissenschaftlichkeit so eingebildeten Jahrhundert darf es wohl sonderbar erscheinen, daß eine für die Krankheitslehre eben so sehr als für die Physiologie hochwichtige Krankheit, wie die Cholera vom Jahr 1817 bis 1830, der Bemühungen Einzelner unerachtet, keiner Aufmerksamkeit gewürdigt wurde, seit jenem Zeitpunkt aber, als die Krankheit Europa zu bedrohen anfang, gegen 300 Schriften allein in Deutschland darüber erschienen. Da von diesen Autoren allen nur Einer oder der Andere die Krankheit früher aus den zahlreich erschienenen Schriften der Engländer und den übrigen zerstreuten Nachrichten studirt hatte, so lassen sich diese Schriftsteller alle in zwei Classen theilen, in solche, die bis jetzt selbst die Krankheit irgendwo zu sehen und zu behandeln Gelegenheit hatten, und in die, welche aus den bereits erschienenen Schriften wieder eine weitere compiliren, welches letztere so weit getrieben wird, daß die zuerst erschienenen Schriften schon aus der zweiten Hand benutzt werden, und die Literatur bereits an dem einen Ende abstirbt, während sie an dem andern immer noch forttreibt.

Unter diesen Umständen wäre eine mit Auswahl und Unpartheilichkeit redigirte Zeitschrift schon dadurch ungemein wohlthätig, wenn durch eine solche das erreicht würde, daß die Aerzte statt ein ganzes Buch zu schreiben, ihre Erfahrungen und Ideen in kürzeren

Andeutungen hier niederlegten. Dazu kommt noch der weitere, einem solchen Institute allein mögliche Vorthail, daß in den Correspondenz-Nachrichten gerade das Wichtigste der Ereignisse in der willkommensten Einfachheit und Schnelligkeit mitgetheilt werden kann.

Wirklich enthält auch No. 1, zu welchem jedoch 22 Aerzte aus Orten, wo die Cholera noch nicht einkehrte, und nur 8 aus Orten, die von der Krankheit bereits heimgesucht wurden, contribuirt manchen schätzbaren Beitrag theils zur Geschichte der Krankheit, theils zur Geschichte der Meinungen über dieselbe.

Bei der zweckmäßigen Anlage dieses Blattes wäre es selbst wünschenswerth, wenn auch über die vielleicht bald vollends erlöschende Cholera sich nicht mehr viel Neues mittheilen ließe, daß dasselbe je nach Bedürfniß in kürzerer oder längerer Pause über das Vorkommen epidemischer Krankheiten überhaupt Nachricht zu geben fortfahren möchte.

Der Verf. von No. 2. befand sich vom 11ten Oct. bis 1sten Nov. 1831. zu Berlin, und theilt die Resultate seiner Wahrnehmungen mit. Seine Ansichten über Mittheilung und Ursachen der Krankheit sind die modificirten, es wird ein Miasma für die Mehrheit der Fälle angenommen, aber einem *juste milieu* zu gefallen, auch der Ansteckung etwas eingeräumt. Auch dem Verf. ist Cholera Krankheit des Ganglien-Systems, dies gebe sich aus allen dieselben charakterisirenden Erscheinungen zu erkennen, bei dem Dunkel, das über die Natur, Verrichtungen und Pathologie der Ganglien überhaupt herrsche, könne nur nicht recht angegeben werden, wie es eigentlich dabei hergehe. Allerdings giebt es, so wenig auch des unsterblichen Bichat Untersuchungen fortgesetzt wurden, nicht leicht eine Krankheit, bei deren Erklärung das Ganglien-System nicht aushelfen müßte, was um so unbefangener geschieht, als man sich dadurch, daß der anatomische Erfund gar keine Veränderungen in denselben ergiebt, gar nicht anfechten läßt!

Unter den Heilmitteln erklärt sich der Verf. vor Allem für das Begießen mit kaltem Wasser, welches in der Periode seines Aufenthalts zu Berlin auch am meisten an seiner Stelle gewesen seyn mag, nur versteht Ref. den Verf. nicht, wenn er S. 50. sagt: dieses kalte Begießen sey ein Schweifstreibendes Mittel, durch die, vermöge des Verdunstungs-Processes des kalten Wassers auf der Haut sich entwickelnde Wärme. Dampfbäder hält der Verf. für ganz unzweckmäsig, was für den Anfang einer Epidemie, wo es allerdings noch weniger gelingt, einzelne Kranke zu retten, doch weniger der Fall seyn möchte. Auch der Verf. erklärt sich, wie dies in neuern Zeiten immer allgemeiner der Fall wird, gegen das Bürsten und empfiehlt Reiben mit der flachen Hand, wobei das von Hamburg her empfohlene Kämpferöl gewiß die besten Dienste thut. Acht Krankengeschichten machen den Beschlufs.

Unter der großen Masse ähnlicher Schriften fand Ref. keine zugleich so populär und in so guter Haltung geschrieben, wie No. 3. Besonders gut wird man die Exposition über die äußere Ursache, sowie die Anweisung über Lebensweise und Diät während der herrschenden Epidemie finden. Die angehängten Receptformeln, besonders No. 61. kann Ref. aber nicht für zweckmäsig finden.

*Schnurrer.*

---

*Allgemeine Musiklehre zum Selbstunterrichte für Lehrer und Lernende in vier Vorkapiteln. Dritte neu überarbeitete Auflage. Vermehrt mit einer Erklärung aller in Musikalien vorkommenden italienischen Kunstwörter. Von Dr. G. Weber u. s. w. Mainz, bei Schott. 1831. 111 u. CXCII S. 8.*

Daß das deutsche Publicum die Verdienste des Verfs. zu schätzen wisse, beweiset die vorliegende dritte Auflage dieses kleinen Werkes und die bereits angekündigte dritte Auflage von dessen Theorie der Tonsetzkunst. Das

letztere grössere Werk behandelt in genügender Vollständigkeit die bezweckte Aufgabe, allein so groß auch die Zahl der Musikliebhaber ist, diejenigen nicht gerechnet, welche sich so nennen, bei musikalischen Aufführungen aber lieber reden als hören), so giebt es unter diesen doch verhältnismässig nur wenige, welche Lust und hinreichende Geduld besitzen, die Theorie einer von ihnen ausgeübten Kunst aus einem vier starke Bände umfassenden Werke zu studieren. Es ist daher ein sehr zu billigender Entschluss, dass der Verf. das Publicum mit diesem kleinen Werke beschenkt hat, welches die Bekanntschaft mit den wesentlichsten Gesetzen der Tonkunst auch denen zugänglich macht, denen es an Zeit oder Geduld gebricht, das Ganze zu erforschen, abgesehen davon, dass dieser kürzere Umriss als Einleitung dienen kann, und gar leicht die Furcht verscheuchen wird, welche gewiss Manche vom Lesen eines so ausführlichen Werkes abschrecken mag. Zugleich aber findet Ref. das sehr vollständige Verzeichniss aller italienischen Kunstausdrücke, die in der Musik vorkommen, und entweder unmittelbar oder durch Verweisung auf die dazu gehörigen Stellen im Werke selbst erklärt werden, eine in der That sehr schätzbare Zugabe.

Die Deutlichkeit und Gründlichkeit in den Schriften des Verfs., des würdigen Veterans unter den teutschen musikalischen Schriftstellern, sind allgemein bekannt, ausserdem aber werden hier nur solche Aufgaben abgehandelt, über welche so ziemlich allgemein bereits entschieden ist. Es würde daher überflüssig und wohl gar zweckwidrig seyn, auf eine eigentliche Kritik des Einzelnen einzugehen, weswegen Ref. sich blos auf eine kurze Anzeige des Inhalts beschränkt, wobei es genügen wird, diese nur mit einigen wenigen Anmerkungen zu begleiten. Von den vier Vorkapiteln enthält das erste die allgemeinen Begriffe von Ton, Tonkunst und Tonsetzkunst. Hierbei sind die neuesten Untersuchungen, namentlich von Savart über die Schwingungen der Ne-

bentheile der Instrumente, welche die des eigentlich tönenden Körpers begleiten, und so die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen gleich hohen Töne geben, nicht mit berücksichtigt. Ref. ist dann der Meinung, dafs es am besten sey, zur Bezeichnung dieser Eigenthümlichkeit der Töne, wonach man die der verschiedenen Instrumente zu unterscheiden vermag, das in der teutschen Sprache gegebene Wort Klang zu gebrauchen. Das zweite Vorkapitel, welches eine Beschreibung unseres Tonsystems enthält, wird auch von solchen Dilettanten mit Vergnügen und zur Belehrung gelesen werden, welche nicht über die ersten Elemente ihrer Kunst hinausgekommen sind, und ist des praktischen Nutzens wegen diesen allen vorzugsweise zu empfehlen. Im dritten Vorkapitel, welches der Rhythmik und dem Zeitmafs gewidmet ist, wird unter andern nicht blos von den Taktmessern im Allgemeinen gehandelt, sondern der Verf. theilt auch die von ihm berechneten Tabellen mit, worin er die Schwingungen von Mälzel's Metronom auf diejenigen eines einfachen Pendels, einer Kugel an einem Faden, reducirt hat. Dafs letzteres im Ganzen den Vorzug vor ersterem habe, sagt zwar der Verf. nicht ausdrücklich, deutet es jedoch an, und Ref. ist hiermit vollkommen einverstanden, denn es ist auf allen Fall das einfachste, vom eigentlichen Principe des Messens am wenigsten abweichende Instrument, und giebt auf der einen Seite die kürzesten Zeitmafs, wenn gleich auf der andern Seite das Metronom vermöge der Verschiebbarkeit des Gewichtes für längere einen geringeren Umfang hat. Zudem wird wohl ohne Widerrede der Weber'sche Taktmesser leichter als der Mälzel'sche die richtigsten und unveränderlichsten Zeitmafs geben, wenn es bei beiden auf einen so hohen Grad von Genauigkeit ankäme. Das vierte Vorkapitel endlich enthält die Grundbegriffe von Melodie, Harmonie, Tonart und Tonleiter, welche hier aus leicht begreiflichen Gründen nur sehr kurz abgehandelt werden, und damit

endigt dieses nützliche und brauchbare kleine Werkchen, dem Ref. recht viele Leser wünscht. Das angehängte alphabetische Verzeichniß der italienischen Kunstausdrücke, welches zugleich als Inhaltsverzeichniß des Buches selbst dient, ist bereits oben erwähnt.

*M u n c k e.*

*Alex. Beatson: neues Ackerbausystem ohne Dünger, Pflug und Brache übers. von G. H. Haumann (Pfarrer). 2te Aufl. Ilmenau 1829. 110 S. u. 3 Taf. 8.*

*Al. Beatson: Nachtrag zu seinem neuen System des Ackerbaues ohne Kalk, Stalldünger und Brache. Uebers. v. C. E. Mayer. Wien. XLIV u. 68 S. u. 3 Taf. 8.*

*von Stenglin: Einiges über Dungvermehrung und Anwendung des gebrannten Mergels als Dünger, aus praktischer Erfahrung den Landwirthen Mecklenburgs empfohlen. Rostock und Güstrow 1831. 63 S. 8.*

*(Dessen Nachträge, u. von Thünen's Bemerkungen dazu in den neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. 1831. XVII. Heft. 12.)*

Da die zwei Schriftchen des Engl. General-Majors Beatson sich auf ihren Titeln etwas pomphaft ankündigen, so scheinen sie einiges Aufsehen in der landwirthschaftlichen Lesewelt gemacht zu haben. Um daher den Leser über seinen gehörigen Standpunkt und die zu hoffenden Aufschlüsse zu orientiren, ist es nöthig, gleich von vorn herein zu erinnern: dafs der Verf. in einer Gegend experimentirte, wo die Brache noch durchgängig üblich war, und das Brachfeld stark mit Kalk überführt wurde, um 2 Getraide- und eine Klee-Erndte davon nehmen zu können, — auf einem Boden, welcher schwer und thonig ist, die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, durch starke Sonnenhitze so hart wie Ziegelstein wird und eine ungeheure Thierkraft zu seiner Bestellung erheischt, — endlich dafs die Engl. Originalien

jener beiden Schriften schon in den Jahren 1820 und 1821. gedruckt worden sind. Wer daher seit zwölf Jahren sonst keine landwirthschaftliche Schriften gelesen hat, und, wie der Verf. vordem gethan, noch mit den Mühen und Entbehrungen der Brache kämpft und während derselben für die Einsaat des Weizens ein Umbrechen des Klee's, drei Pflug-Arten, 11maliges Eggen, einmaliges Walzen nöthig hat, 1½ Karren Kalk pr. Morgen theuer ankaufen, zuführen und ausstreuen muß, wer dabei vor seinen Pflug 4 — 6 Pferde spannt, und dennoch in nassen Jahren kaum die zweijährige Boden-Rente hervorzubringen vermag, der wird gewiß recht viel Nützlichendes aus jenem „neuen Ackerbau-Systeme“ lernen können.

Der Verf. beschäftigte sich seit 1807. mit der Landwirthschaft, und war Gouverneur in Ostindien und auf St. Helena gewesen. Seit 1813. bewirthschaftete er sein Gut Knowle in Sussex selbst, und indem er nach den Mitteln forschte, die reine Bodenrente nicht sowohl durch reichere Erndten, als durch Ersparnis an den Bestellungskosten zu erhöhen, bildete er allmählich sein oben erwähntes Ackerbau-System ohne Pflug, Kalk, Stalldünger und Brache aus, wobei er die Bestellungskosten von 15 — 16 £. Sterling pr. Morgen, die einst er selbst und die seine Nachbarn noch zu leisten hatten, allmählich auf 5 £. herunterbrachte, und seine Weizenerndte ergiebiger auszufallen pflegte, als die der Nachbarn.

Die erste Ersparnis sollte mithin durch Anbau der Brache gemacht werden, während welcher nicht einmal ein Ersatz für Steuern und Zinsen von Grund- und Betriebs-Kapitalien Statt findet: eine Schwierigkeit, die man freilich im größten Theile von Deutschland bereits glücklich überschritten hat. Das in Sussex übliche Felder-System war 1) Brache mit aufgeführtem Kalke, 2) Weizen, 3) Hafer, 4) Kopfklee oder Raigras, die im 5ten Jahre manchmal wiederkehrten.

Die größte, fast kaum zu gewältigende Schwierigkeit bei Aufhebung der Brache schien dem Verf. nur die zu seyn, das Unkraut zu vertilgen, und in der That dürfte der Anbau von Winterwicken im Brachfeld (ohne sonstige wesentliche Veränderung des obigen Feldersystems) kein sehr glückliches Auskunftsmittel gewesen seyn, an deren Stelle im Brachfeld er jedoch zuweilen auch Erbsen, Bohnen, ja Kartoffeln treten liefs. Er war daher genöthigt, der Reihensaat des Getreides vor der breitwürfigen den Vorzug zu geben, um die Zwischenräume jederzeit bearbeiten zu können, er pflegte die Stoppeln der geschnittenen Früchte, des Klee's und das Unkraut nebst der obersten 1" — 2" hohen Bodenschichte jedesmal mittelst des von ihm hiezu erfundenen Pferde-rechens zusammenzuziehen und zu verbrennen, um damit den Unkrautsaamen zu zerstören, endlich durch eben dieses Brennen und durch fleissige Bearbeitung des Bodens mittelst der dazu erfundenen Pferdehacke denselben so fein zu pulvern, daß die Unkrautsaamen nach jeder Ahrt jedesmal schnell keimten, und daher vor der neuen Einsaat auch noch schnell vertilgt werden konnten. Wir sind weit entfernt, die Vortheile der Reihensaat zu verkennen, welche der Verf., soferne sie auf die Möglichkeit der Bearbeitung der Zwischenräume beschränkt werden, auch einfacher dadurch zu erreichen wufste, daß er den breitwürfig gesäeten Saamen nebst der obersten feinen Ackererde mit einem besondern zweiöhrigen Pfluge in Reihen zusammenstrich; — wir sind von den Vortheilen einer fleissigen und feinen Bearbeitung der Ackerkrume schon aus den Resultaten des Gartenbaues überzeugt; allein wir halten die Vertilgung des Unkrautsaamens mit der Verbrennung aller Getreide- und Klee-Stoppeln ohne Noth für viel zu theuer erkauft, und wissen durch Verweisung der Hackfrüchte in unser Brachland, und durch die Wahl besserer Fruchtfolgen, als Winterwicken, Weizen, Hafer und Kopfklee ist, zum nämlichen Ziele zu gelangen.

Eine zweckmäßsigere Zubereitung des Bodens mit dem geringsten Kraftaufwande war die zweite Aufgabe, die der Verf. zu verfolgen sich vornahm. Ein Boden, so schwer und nafs, dafs er die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, im Sommer zu Backstein brennt, und trotz aller Maschinen-Arbeit sich nie zur Drill-Saat würde haben zubereiten lassen, kann wohl Ansichten und Entdeckungen gebären, die anderen Lokalitäten fremd bleiben müssen. Das Resultat des Nachdenkens und der Versuche des Verfs. war: dafs es unnütze Verschwendung seye, den Boden in der Regel tiefer, als 2'' — 3'' zu pflügen; dafs der Pflug ein höchst unzureichendes Instrument der Ackerbestellung und namentlich zur feinen Zertheilung der Ackerkrume seye, auch wenn man die Egge noch zu Hülfe nehme; und dafs beide hiebei besser durch die Pferdehacke ersetzt würden; dafs endlich der vollkommenste Grad feiner Zertheilung nur durch Brennen des Bodens oder durch Aufführen gebrannten Thones und Mergels erreicht werden könne. Ohne uns hier in eine Erörterung der Vor- und Nachtheile des Tiefpflügens einzulassen, wollen wir uns mit der Andeutung begnügen, dafs der Verf. wenigstens in soferne offenbar Recht hat, als auf einem Boden, wie er ihn beschreibt, die zunehmende Tiefe des Pflügens auch die Kosten der Bearbeitung in sehr schnellem Verhältnisse erhöhen müsse; dafs ferner ebendamt die Kosten des Ueberführens mit gebranntem Thone sehr schnell zunehmen, oder seine Wirkung sich sehr schnell vermindern müsse, und dafs alles weitere Urtheil über diesen Gegenstand hauptsächlich von der Beschaffenheit des Untergrundes abhängig ist, den wir nicht kennen, der aber bis zu großer Tiefe dem des Ackergrundes ähnlich zu seyn scheint. Unser Pflug hat hauptsächlich die Aufgabe, die Ackerkrume zu wenden: aber einen so schweren Boden zerschneidet er nur sehr regelmäfsig in feste Schwarten, die sich theilweise hohl aufeinanderlegen, und welche die Egge nicht genug verarbeitet, weil sie nicht tief genug eingreift, und nicht Kraft genug

mit jedem einzelnen Zahne ausübt. Selbst die Pferdehacke wirkt jetzt vielleicht nicht so gut, als wo der Pflug noch nicht gegangen, und wo jede Schwarte noch fest am Untergrunde anhängt. Sie wühlt und zerreißt und zertheilt daher den Boden auf einmal viel besser und feiner, als Pflug und Egge, da sie bis zu beliebiger Tiefe gestellt werden kann, und mit der gehörigen Festigkeit geht. Wo daher der Boden nur 2'' — 3'' tief beackert werden soll und durch wiederholte Bearbeitung hinreichend gelockert werden kann, ist das Wenden desselben gewiß keine nothwendige Bedingniß, und die Pferdehacke ist zu diesem Behufe ein um so werthvolleres Instrument, als sie weniger Zugkraft erheischt und eine breitere Strecke auf einmal vornimmt, wenn ihr gleich auch die Egge einmal noch folgen müßte. Der Verf. geht dabei von dem Grundsatz aus, wenn man den Boden tief lockern wolle, so solle man lieber mehre einspännige Pflüge oder Pferdehacken hintereinander in allmählich zunehmender Tiefe gehen lassen; man werde dann weniger Zugkraft und Ackerungs-Kosten bedürfen; als wenn man alles mit einem Male zwingen wolle: eine Behauptung, welche gewiß besser durch die Erfahrung unterstützt wird, als durch des Verfs. auf sehr irrigen Elementen beruhende Berechnungen; obschon auch hierbei wieder gar Wesentliches und Vieles von der Art des Bodens und der Instrumente abhängt. Kurz es ist in dieser Schrift Manches über die Entbehrlichkeit des Pfluges, über Vertheilung und Ersparung der Zugkräfte gesagt, welches noch jetzt, zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Urschrift, in manchen Fällen Beherrschung verdient, wenn gleich alle Urtheile des Verfs. so hingestellt sind, als bestehe die ganze Welt aus Backstein-Boden. Das Wichtigste aber ist uns das Resultat, daß er, nach diesen Grundsätzen verfahren, mit fünf Pferden seinen Acker besser zurichte, als seine Nachbarn die ihrigen mit zwanzig. Seine Pferdehacke hat gewöhnlich sieben eiserne, 10'' — 12'' lange, mit den Enden sichelförmig nach vorn gebogene Füße, wovon drei in der

vordern Reihe spatelförmig, vier mit diesen alternirend in der hintern Reihe konvex schaufelförmig gestaltet sind; das Gestelle ruht vorn auf einem Rade, hinten auf zwei Schleifen oder Stelzen, welche alle höher oder tiefer gestellt werden können, um das Eingreifen der Füße zu reguliren, und ist noch mit zwei Sterzen versehen. Sie wiegt 1 Centn., bearbeitet gleichzeitig eine 31" breite Strecke 2"—3" tief und erheischt dann nur ein Pferd; sie kann durch Einschrauben andrer Füße zu den manchfaltigsten Zwecken brauchbar gemacht werden: zum Pulvern des Bodens, zum Aufpflügen in rauhe Furchen, zum Furchenziehen zwischen den Ackerbeeten, zum reihenweisen Zusammenstreichen der breitwürfigen Saat, zum Stoppelausziehen, zum Bearbeiten der Räume zwischen den Saatreihen u. s. w. Der Verf. rühmt dieses Instrument als eine ganz neue Erfindung, obschon selbst in J. 1820. und 1821. Pferdehacken verschiedener Art nichts eben ganz Unerhörtes waren. Doch sind seine Schaufel - Füße flacher als gewöhnlich, daher sein Gang leichter, daher aber auch nothwendiger, den Boden nicht sogleich zu tief damit anzugreifen; doch kann man damit bei der achten Fahrt den Boden 10" tief umwühlen. Diese Pferdehacke zeichnet sich, gleich den übrigen Instrumenten des Verfs., durch Einfachheit und Leichtigkeit vor anderen ähnlichen aus: die zweite der Beatson'schen Schriften ist fast lediglich der näheren Erklärung dieser Ackerwerkzeuge gewidmet. — Endlich die feine Zertheilung der Ackerkrume durch Brennen des Bodens selbst, oder durch Einstreuen von gebranntem Thon und Mergel ist eine aus Irland und Schottland stammende, dort schon seit hundert Jahren übliche, uns in vielen Schriften bekannt gewordene, sehr zweckmäßige Verbesserungsart schwerer, nasser, kalter Gründe, wodurch auch zugleich deren übergroße Wasserhaltigkeit vermindert, und die Wirkung der Wärme auf die im Boden angezogene Frucht fühlbarer gemacht wird. Diese feine Zertheilung des Ackerbodens in viele einzelne, durch Zwischenräume von einander getrennte Körner

wirkt aber nun nicht bloß mechanisch vortheilhaft, indem er durch seine Lockerheit die Ausbreitung der Wurzeln, namentlich die Entwicklung der fleischigen Wurzeln und Knollen eher gestattet, eine gleichförmigere Vertheilung der Sämereien, ein gleichmäßigeres Unterbringen und auch wieder ein gleichförmigeres Aufkeimen derselben zuläßt, endlich eine vollkommnere Reinigung von Unkraut erlaubt, das nämlich viel schneller und allgemeiner darinn aufkeimt und wieder zerstört werden kann, als wenn dessen Saamen größtentheils in dicke harte Schollen eingeschlossen liegen, — sondern seine hauptsächlichste Wirkung ist chemisch, indem jene feine Zertheilung die Berührungsflächen des Bodens mit der Luft vervielfältigt, und bis tief ins Innere hin fortzusetzen im Stande ist. Ein solcher Boden daher, (abgesehen, daß seine Anziehung zum Wasser selbst verringert ist) trocknet, wenn er an Feuchtigkeit leidet, besser aus, kann aber auch, wenn er trockner als die Luft ist, schneller wieder viele Feuchtigkeit daraus anziehen, und wird von einem viel regeren Leben bewegt. Ist er dabei kalkhaltig, so bindet er freie Säure und zersetzt schneller vegetabilische Materie zu auflöslicheren Bestandtheilen. — Aber das wichtigste und noch am meisten der Prüfung bedürfende Problem in diesem Büche ist

Drittens: daß gebrannter Kalk oder Thon den Stalldünger auf eine wohlfeile Art ersetzen könne, indem er auf ähnliche Art den Ertrag der Felder erhöhe. Cartwright hatte i. J. 1819. eine ähnliche Behauptung aufgestellt, aber nicht durch längere Zeit fortgesetzte Versuche unterstützt. Craig hatte vor dem Verf. die Wirkung des gebrannten Thones gerühmt, und dessen Aufmerksamkeit darauf geleitet. In Sussex endlich ist es wohl seit langer Zeit Sitte, in jedem Brachjahre gebrannten Kalk statt Düngers auf den schweren Thon-Acker zu führen, was aber bei dessen Kostspieligkeit eine Auslage von 47 Thlr. pr. Magdeb. Morgen veranlaßt. Der Verf. wollte also auch hieran sparen. Viehdünger, ungebrannter Mergel, Holzasche, Torf u. s. w.

waren ebenfalls zu theuer oder genügten nicht. Gebrannter Thon und gebrannter Mergel erwiesen sich dagegen als die wohlfeilsten und wirksamsten Düngemittel, nachdem erst wohlfeile und zweckmäßige Oefen zum Brennen derselben auf jedem Theile des Gutes hergerichtet worden. Dieser gebrannte Thon ersetzt nach des Verfs. Meinung den Mist so vollkommen, daß er letzteren gänzlich den Wiesen und Hopfen-Aeckern zuwendet und selbst die Stoppeln und Kleewurzeln gänzlich auf dem Acker verbrennt. Vier der erwähnten Oefen fassen bei ihm 800 Karren Thones, so daß jährlich 1600 — 2000 derselben gebrannt werden können, und dann nur  $\frac{2}{5}$  der Kosten verursachen, als der Ankauf des, zum nämlichen Effekt erforderlichen Kalkes. — Aber diese Behauptungen stehen mit unseren bisherigen Ansichten über die Wirkungsweise und Unentbehrlichkeit des Mistes in direktem Widerspruche, weshalb wir ihnen nur nach der sorgfältigsten Prüfung beitreten möchten. Sie sind lediglich auf eine kurze Reihe von Erfahrungen gegründet, welche der Verf. in den dem Studium des Ersparens gewidmeten Jahren 1814 — 1820. gemacht hat; vielleicht ist die Zeit zum Studium des Entbehrens noch nachgefolgt, da es nicht scheint, daß man in England seitdem noch vieles über diesen Gegenstand geschrieben und gestritten habe. Es kann vielleicht bezweifelt werden, ob nicht ein Theil der günstigen Erfolge der Thondüngung dem anderweitig damit verbundenen besseren Verfahren zugeschrieben werden müsse. Es ist selbst keineswegs über alle Zweifel ausgemacht, daß dieser gebrannte Thon ein völlig reiner Thon und nicht vielmehr ein Mergel seye, da durchaus keine Analyse vorliegt, so daß seine Wirkungsweise vielleicht mit der des gebrannten Kalkes zu suchen ist.

*(Der Beschlufs folgt.)*

*Beatson u. Stenglin, Landwirthschaftl. Schriften.**( B e s c h l u f s . )*

Endlich: so hoch auch in der ersten Beatson'schen Schrift der gebrannte Thon wegen Wirkung und Wohlfeilheit über den Mist gesetzt wird, so finde ich doch gleich am Eingange der zweiten eine Stelle, wo B. sagt: „Er wolle künftig alle Ackergründe auf Knowle, welche das Ansehen der Erschöpfung an sich trügen, auf einige Jahre zur Benützung als Grasland liegen lassen, um sie dann zu schälen, zu brennen, und mit Thonasche überfahren.“ Erschöpfte Gründe werden also doch vorkommen, und nicht zunächst durch gebrannten Thon, sondern durch Rasenbildung verbessert werden können! — Bei der gewöhnlichen Sussexer Ackerbestellung aber, mit gebranntem Kalke statt des Mistes, wird nebenbei auch noch Brache angewendet, und die vegetabilische Materie nicht durch Brennen zerstört, so daß dieser Fall der Beatson'schen Ansicht keineswegs zur Bestätigung dienen kann.

In Deutschland haben die Uebersetzungen dieser Schriften bereits mehrfältige Versuche veranlaßt. Pfarrer Haumann, einer der Uebersetzer, rühmt die Tüchtigkeit der Beatson'schen Pferdehacke zum schnellen Auflockern und Zertheilen eines sehr festgefahrenen Bodens; die Landwirths-Gesellschaft in Wien (Verhandl. VI. II. 137 ff.) sagt von ihr, daß sie sehr gut lockere und ebene, auch oberflächliches Unkraut wegnehme, aber das tiefer wurzelnde nicht heraushebe, den Boden nur seicht menge, und auf schwerem Grunde nur zwei-spännig gehe [selbst, wenn man die Tiefe desselben nur allmählich vermehrt?]. — Baron von Stenglin rühmt dieses Werkzeug sowohl, als die treffliche Wirkung des gebrannten Mergels [nicht Thones] statt des Stall-

düngers, und hauptsächlich vergleichungsweise zu dem des rohen Mergels. Selbst im folgenden Jahre nach diesem aufgeführt, erweist er sich eben so wirksam, indem er den Ertrag der Körner und des Strohes um  $\frac{1}{10}$  —  $\frac{1}{6}$  steigert. Doch ist das Korn nicht so gut als nach Mistdüngung, so dafs sich hierdurch jener Vortheil fast compensirt [!]. Aber später versichern uns von Stenglin so wie von Thünen ausdrücklich, dafs der Acker-Boden des Gutes, über undurchlassendem Untergrunde ruhend, fast überall und selbst auf den kleinen Anhöhen nafs und torfartig seyn, und in schmalen hohen Beeten gepflügt werden müsse; dafs er aber durch Anwendung des gebrannten Mergels — mit welcher nämlich die sorgfältigste Entwässerung verbunden werden müsse! — mürbe, trocken und frei von Quecken werde. Man ersieht aus anderen Stellen dieser Schriften, dafs die benachbarten Bauern denselben Boden durch blofses Aufführen von dürrem ödem Sande dauerhaft verbessern, — dafs v. St. jedoch die magersten Aecker mit Mist dünge, so dafs man, weit entfernt, die gute Wirkung des gebrannten Mergels zu bezweifeln, versucht werden mufs, sie der Besserung des zu nassen, aber schon humusreichen Bodens und der schnelleren Zersetzung seiner organischen Theile durch den ätzenden Kalk des Mergels zuzuschreiben. Die Vegetation erfolgt etwas später auf den gemergelten, als auf den gedüngten Aeckern und ist im Anfange bleich.

v. Stenglin giebt eine ausführlichere Beschreibung als Beatson von den zum Thonbrennen passenden Oefen, die er später noch einfacher und wohlfeiler gemacht hat. Er giebt eine genügende Anleitung zum Verhalten während des Brennens selbst, zur Leitung des Feuers u. s. f., worüber B. nur anempfohlen hatte, den Thon feucht einzusetzen, weil er sonst zu hartem Backstein brenne, und sich dann auf dem Felde nicht gut zerschlagen noch durch die Pferdehacke weiter zertheilen lasse. v. Stenglin hatte früher diesem widersprochen, und gerade sehr trocknen Mergel zu brennen angerathen; später aber

machte er bei Versuchen mit einem andern, gelben, sandigen, 0,15 Kalk enthaltenden Mergel die Erfahrung ebenfalls; daß er feucht sich besser brenne, und warnt dabei ausdrücklich, ihn ja nicht zu stark zu brennen, weil man sonst mehr Brennmaterial, Zeit und Arbeitslohn und  $\frac{1}{4}$  Mergel mehr brauche, und davon demungeachtet weniger Erfolg habe, indem sich dieser stark gebrannte Mergel unvollständig und langsam, erst binnen  $\frac{1}{2}$  Jahre, lösche und zerfalle. Dieser Mergel, schwach gebrannt, zerfällt am vollständigsten und schnellsten, wenn man ihn nicht sogleich austreut, sondern etwa über Winter in Haufen auf dem Felde liegen läßt, wobei deren Volumen um 0,18, deren Gewicht im Ganzen um 0,12 zunimmt, obschon jeder Kubikfuß um 0,05 leichter wird. Begreiflich aber müssen sich Mergelarten und Thon von andrer chemischer Zusammensetzung auch verschieden verhalten, daher die Tabelle von Stenglin's, worinn er in den Maassen verschiedener Länder die Menge des pr. Morgen jedesmal aufzuführenden Mergels genau angiebt, keinen praktischen Werth aufser seinem eigenen Gute haben dürfte.

Beatson und Stenglin geben keine Theorie von der chemischen Wirkung der Materien, mit denen sie den Stalldünger anfänglich ganz ersetzen wollten, deren gleich auffallende Wirksamkeit bei gänzlichem Mangel an Kalkgehalt, oder auf minder schwerem und nassem Boden, und bei fortdauernder Beseitigung aller Düngung mit Stallmist, wir noch gar sehr bezweifeln, da wir uns mit der Ansicht derjenigen nicht befreunden können, welche glauben, in dem gebrannten Mergel oder Thone als solchem den Ackergewächsen einen genügenden, entweder unmittelbaren, oder doch durch das Brennen für Säuren mechanisch mehr aufgeschlossenen (Fuchs, Zierl) Nahrungsstoff zu bieten, — da wir auch nicht mit Sprengel die etwa stattfindende Ammoniak-Bildung so hoch anschlagen können, als es nöthig wäre, wenn man den gebrannten Thon und Mergel an die Stelle des Stalldüngers setzen will. Wir wünschen

daher noch recht viele Versuche über diesen Gegenstand unter den verschiedenartigsten Verhältnissen angestellt zu sehen, damit wir bald in die Lage gesetzt werden, zu erkennen, ob wir die Wirkung jener Materien größtentheils nur der durch sie veranlafsten Umänderung der physischen Eigenschaften des Bodens verdanken, oder in der That die frühere ganze chemische Hypothese über die Ernährungsweise der Gewächse aufgeben und durch eine jetzt noch kaum zu ahnende Theorie ersetzen und eine vielleicht gänzlich umgekehrte Art der Ackerbe- handlung ergreifen müssen.

H. G. Bronn.

---

*Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache, herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin 1831. XII u. 467 S. 8.*

Des Kampfes, der sich in neuerer Zeit gegen die Philosophie erhoben hat, haben wir erst kürzlich bei der Anzeige von „Franke's Philosophie und Leben“ gedacht.\*) Wir werden hier nochmals zu demselben zurückgeführt, aber von einem ganz verschiedenen Standpunkt aus. Dort fanden wir einen besonnenen Vertheidiger der Philosophie, der eben so wohl alle gerechten Ansprüche der Wissenschaft und des Lebens den falschen Annahmen der Philosophie gegenüber zu würdigen, als die wahren Rechte der Philosophie gegen unrechtmäßige Anfechtungen zu behaupten wufste. Hier dagegen begegnet uns ein entschiedener Gegner der Philosophie überhaupt, der es sich geradezu zum Zweck gesetzt hat, sie gänzlich zu vernichten. Dort wurde das Verhältniß der Philosophie zu allen anderen geistigen Bestrebungen des Menschen überhaupt möglichst vollständig erwogen, hier wird nicht allein der Standpunkt der Wissenschaft allein festgehalten, sondern es wird auch in dieser Ein fester Gesichtspunkt hervorgehoben und von da aus, mit desto festerer Concentrirung der Streitkräfte, der An-

---

\*) Durch zufällige Umstände ist der Abdruck der hier erwähnten Anzeige von „Franke's Philos.“ u. s. w. verzögert worden. d. Rec.

griff gegen die Philosophie geführt. „Die speculative Philosophie,“ sagt der Verf. offen heraus gleich im Anfang der Vorrede, „ist der Riese, dem der gewagte Kampf gilt,“ und dafs es fortan keine Philosophie mehr gebe, dafs sie altersschwach zu Grabe sinken müsse, wenn seine Untersuchungen richtig sind, das ist das entschiedene Resultat, das er am Schlufs des Buches ausdrücklich ausspricht (S. 465.).

Sein Kampf gegen die Philosophie, erklärt er sich dann weiter in der Vorrede über den Zweck seiner Darstellung, soll nicht von der unbestimmten Stellung der Praxis gegen die Theorie ausgehen, (S. III.) — die Angriffe dieser „heimathlosen leichten Freibeuter“ können nicht tief gehen. Eben so wenig will er der Opposition im Namen der einzelnen etwa gefährdeten und beeinträchtigten Disciplinen (besonders der positiven) sich anschließen, welche es zwar ernstlicher nimmt, aber, des Philosophischen selbst bedürftig, meist aufser Stand ist, den Krieg auf das Gebiet der Philosophie zu verfolgen, geschweige denn etwas Genügenderes an die Stelle zu setzen (S. IV.). Der Verf. will ferner auch weder denen angehören, welche zur Philosophie hinan möchten, aber aus Unfähigkeit, sich selbstständig darin zu bewegen, nur über Anarchie und Unsicherheit und Widerstreit in derselben klagen, noch auch zu denen, die sich über sie hinaus glauben und über den Schoos ihrer Meister auf ihre Schultern hinaus klettern (S. V u. VI.). Es soll überhaupt nicht eine einzelne Meinung der Zeit, noch einen Kampf mit zerstreuten Massen gelten, sondern es soll „etwas Radicales“ seyn.

Wenn man auch bei dieser vielversprechenden Ankündigung beinahe glauben möchte, dafs der Verf. darin unbemerkt sich der Sprache jener Philosophie der absoluten Vernunft, mit deren Bekämpfung er am meisten beschäftigt ist, accomodirt habe, so darf man doch nicht läugnen, dafs ihm Geist und vielseitige Kenntnisse zu seinem ernsthaften Kampfe zu Gebote stehen, die ein zu grofses Selbstvertrauen entschuldigen mögen. Worin

besteht aber dies Radicale, das der Philosophie auf einmal ein Ende machen soll? Die Hauptwaffe, womit er diesen Sieg über jene bedeutende Macht erkämpfen zu können hofft, ist neu und schon darum beachtenswerth; es ist die Sprache. Aus der Natur der Sprache sucht er die Natur des Denkens tiefer und vollständiger zu erklären; aus der Abhängigkeit des Denkens von der Sprache sucht er darzuthun, daß das Denken die eigenthümlich philosophische Erkenntnißweise nicht zu geben vermöge, die die Philosophen in ihm zu besitzen vorgeben. Es muß nun allerdings zugestanden werden, daß sich von der Natur der Sprache viel Licht auf das Wesen des Denkens werfen läßt, wie sich eine enge Wechselwirkung zwischen beiden in der sichtbaren Analogie zwischen der Sprachentwicklung und der psychologischen Entwicklung des Denkens deutlich zeigt. Aber dennoch möchte sehr zu bezweifeln seyn, ob sich aus der Sprache eine solche Entscheidung über die ganze Bedeutung des Denkens für menschliche Erkenntniß gewinnen lasse, wie sie hier versucht worden ist. Einseitig wenigstens erscheint schon darin das Bestreben des Verfs., daß er nur die Bedingtheit des Denkens durch die Sprache allein hervorhebt, ohne auf der andern Seite auch den Einfluß des Denkens auf die Ausbildung der Sprache zu berücksichtigen. Eben so einseitig würde der Versuch seyn, die wechselseitige Analogie zwischen körperlicher und geistiger Lebensthätigkeit allein von Seiten des Körpers her erklären zu wollen und die selbstthätige Gegenwirkung des Geistes ganz zu übergehen. Ganz ähnlich ist das Verhältniß zwischen Denken und Sprache. Die Sprache ist der Körper, der sinnliche Ausdruck, die äußere Hülle des Denkens. So wie ohne Körper kein Geist lebensthätig werden kann, so ohne Sprache kein Denken; und in so fern ist das Denken in seinen Aeußerungen vielfach durch die äußeren Verhältnisse der Sprache bedingt, wie der Geist durch körperliche Verhältnisse. Aber wer wollte deshalb die Gesetze des Denkens selbst aus der Sprache ableiten, aus der Sprache, die für sich

gar nichts Selbstständiges ist, sondern nur Hülle des Denkens? Wer wird aus der Hülle den Kern, aus der Form den Inhalt erkennen wollen? Die Gesetze des Denkens selbst können nur durch psychologische Beobachtung seiner inneren Thätigkeiten erkannt, seine Bedeutung für das menschliche Erkennen nur aus dem Verhältnisse desselben zu dem Ganzen des menschlichen Erkenntnißvermögens beurtheilt werden. Unmittelbarer also und tiefer kann über das Wesen und die Gültigkeit der philosophischen Erkenntniß aus der Theorie der Vernunft entschieden werden, und wenn auch jene Theorie der Vernunft theilweise aus der Theorie der Sprache ergänzt und erläutert werden kann, so wird diese doch niemals mehr als ein Hilfsmittel zur Einsicht in das Grundwesen des Denkens seyn können, und sie wird im Dunkeln tappen und schief urtheilen über das Denken, ohne allseitige und tiefere Begründung in der Theorie der Vernunft. Und dies bewährt sich auch an dem Verf. Nirgends findet man eine klare und bestimmte Erklärung, was eigentlich das Denken sey; nirgends eine richtige Bestimmung des Verhältnisses des Denkens zu dem menschlichen Erkennen überhaupt, nirgends eine Bestimmung von philosophischem Denken, philosophischer Erkenntnißweise. — Hätte der Verf. sich mit der Kritik der Vernunft noch genauer bekannt machen wollen, und zwar nicht blos mit der Gestalt der Kritik der Vernunft, wie Kant selbst sie aufstellte, sondern auch wie sie von seinen selbstdenkenden Schülern, besonders von Fries als philosophische Anthropologie ausgebildet worden ist, so würde er nicht in den Irrthum gerathen seyn, der durch seine ganze Darstellung durchgeht, daß das Denken sich nur an dem empirischen Erkenntnißstoff zeige, daß es sogleich ganz inhaltsleer und bedeutungslos werde, sobald es sich über diesen empirischen Stoff erhebt, und daß also (?) das philosophische Denken, weil es sich darüber erhebt, weil es eine blos gedachte Erkenntniß in Anspruch nimmt, gehalten und nichtig sey. Diese Unkenntniß der neueren

kritischen Philosophie ist es, die ihn zu dem **Wahn** verleitet, als sey es die **Absicht** aller Philosophie, nicht allein durch **Denken**, sondern auch aus **Denken** eine höhere als die empirische Erkenntniß zu gewinnen, als existire also gar keine andere Philosophie, als die neuere Philosophie des concreten Gedankens oder der absoluten Vernunft, die sich ihren Gehalt aus der selbstständigen Bewegung des Denkens selbst schaffen zu können wähnt. Wenn er nun, von diesem **Wahn** geleitet, gegen ein solches angebliches speculatives Denken, das seinen Inhalt aus sich selbst schafft, seine Angriffe richtet, so irrt er sehr, damit die Philosophie überhaupt zu treffen. Die neuere Kritik der Vernunft hätte den Verf. belehren können, daß die Thatsache, die er so mühsam aus dem **Wesen** der Sprache und der sprachlichen Entstehung und Bedeutung der Abstraction darzuthun bemüht ist, daß nämlich das Denken für sich ganz inhaltsleer sey, und nur als **Hülfsmittel** für die bessere Einsicht in den unabhängig von dem Denken gegebenen Erkenntnißstoff diene, von besonnenen kritischen Philosophen selbst längst anerkannt, und einfacher und gründlicher noch psychologisch nachgewiesen sey. Vielleicht aber würde ihn diese Kenntniß der Kritik der Vernunft auch noch zu der weiteren Ueberzeugung geführt haben, daß es demungeachtet noch außer dem empirischen Gehalt einen Erkenntnißstoff in der reinen Vernunft gebe, der, obgleich nicht aus dem Denken, doch allein durch Denken zum Bewußtseyn gebracht werden kann. Oder wollte der Verf. auch die **Realität** eines solchen unmittelbaren Erkenntnißgehaltes der reinen Vernunft nicht anerkennen und alle über die Erfahrung hinausgehende Erkenntniß nur als selbstständiges Erzeugniß des Denkens angesehen wissen, so würde eben damit hierin der eigentliche Streitpunkt über die **Realität** der Philosophie hervortreten, denn diese Erkenntniß der unmittelbaren Vernunft ist es, die die Philosophie als die eigenthümlich philosophische für sich in Anspruch nimmt, und ihre **Realität** muß bestreiten, wer die Philosophie

bekämpfen will. Hätte aber der Verf. diesen wahren Streitpunkt in's Auge gefasst, so würde der Kampf auch aus dem Gebiete der Sprache entfernt worden seyn, die Waffen des Verfassers würden unbrauchbar geworden seyn, und nur Kritik der Vernunft oder philosophische Anthropologie würde die Entscheidung zu geben haben. So ergiebt sich also, dafs der ganze Kampf des Verfs., sofern es ein Kampf gegen die Philosophie überhaupt seyn soll, sein Ziel verfehlt, mit Waffen streitet, die hier nicht verwunden, und die kritische Philosophie kann diesem Angriff gegen ein leeres, selbstständiges Denken ganz ruhig zuschauen, ja sie kann dem Verf., als ihrem Verbündeten gegen eine falsche Speculation, Beifall zurufen, indem er eine Verirrung in dem Gebrauch des Denkens von einem neuen, eigenthümlichen Standpunkt aus zu bekämpfen beiträgt, der viele Philosophen wirklich beherrscht hat, und der tieferen, wahren Philosophie grössere Nachtheile gebracht hat, als ihre heftigsten äusseren Feinde. Man kann dem Verf. ganz die Worte zurufen, die er (S. 53.) seinem fingirten Hegel'schen Gegner zuruft: „Sie irren sich, Sie irren sich durchaus, mein Lieber! — Denn wo Sie in's Feld rücken, das gilt nicht mir, sondern nur dem, was Sie erst daraus gemacht haben.“

Eine neue Bestätigung findet sich in der vorliegenden Schrift für die schon mehrmals ausgesprochene Behauptung, dafs es die falsche Speculation der absoluten Vernunft, der neue Dogmatismus der Identitäts-Systeme gewesen ist, der am meisten zur Erweckung der allgemeinen Empörung gegen die Philosophie beigetragen hat. Mit Recht mußte man sich gegen den unerträglichen Despotismus dieses wissenschaftlichen Usurpators erheben, der ohne alles Recht und Gesetz, eine unumschränkte Gewalt über das ganze Reich der Wissenschaften sich angemafst hat. Der freie Geist der Wissenschaften mußte ankämpfen gegen diesen wissenschaftlichen Absolutismus, der alle andere Wissenschaften als sein Frohngut in Anspruch zu nehmen und mit unersätt-

licher Habsucht alle Kräfte des geistigen Lebens auszusaugen und in ein dürres Gerippe seines Systems zu verwandeln drohte. Aber wie der Kampf gegen den Absolutismus auch in politischer Hinsicht so leicht in das entgegengesetzte Extrem der revolutionären Anarchie überzuschlagen, und mit der ungesetzmäßigen auch die gesetzmäßige Regierung zu bekämpfen pflegt, so hat man auch im gerechten Kampfe gegen den Vernunftabsolutismus des philosophischen Dogmatismus die Ansprüche einer auf Gesetze des Geistes gegründeten und durch diese beschränkten Philosophie, gleichsam die Herrschaft einer constitutionellen Regierung in der Wissenschaft, verkannt, und die ewigen Gesetze der Vernunft selbst, deren Gesetzbuch die Philosophie ist, und denen alle Wissenschaften nothwendig gehorchen müssen, umzustürzen gesucht.

Der Verf. hat für seine Darstellung die Form von Briefen gewählt, wahrscheinlich um seiner Neigung zu zwangloserer Bewegung der Gedanken besser folgen zu können, die zwar bisweilen in eine zu ausschweifende Redseligkeit und in Nachlässigkeit der Anordnung ausartet, aber doch, bei der Frische und poetischen Kraft der Darstellung dem Ganzen einen lebendigen und anschaulichen Charakter giebt. Der Briefwechsel wird größtentheils zwischen einem jungen Freund der Hegel'schen Philosophie und einem älteren Freund geführt, in dessen Person der Verf. selbst spricht, und der oft unterbrochene Gang der Entwicklung ist ungefähr folgender: Der junge Hegelianer eröffnet den Briefwechsel (Br. 1.) mit einer lebhaft begeisterten Lobrede auf die Hegel'sche Philosophie und der Speculation überhaupt, in der er die vollste Befriedigung für alle seine geistigen Interessen findet, und bittet den älteren Freund um seine Meinung. Dieser erwidert darauf (Br. 2.) mit dem Lob der Empirie, hauptsächlich den sehr richtigen Satz durchführend, daß die bloße Speculation die Data nicht vollständig in ihrer Gewalt habe, um über die Wirklichkeit nach allgemeinen und nothwendigen Gesetzen

abzurtheilen, weder in der Naturwissenschaft, noch in der Geschichte, noch in irgend einer andern empirischen Wissenschaft, sondern daß wir mit diesen erst im Anfange der Beobachtung und Forschung stehen. Der Hegelianer sucht hierauf (Br. 3.) die Speculation und insbesondere die Hegel'sche gegen diese Einwände des Empirismus zu rechtfertigen, indem er zu zeigen versucht, daß die wahre, d. i. Hegel'sche Speculation mit der Empirie in Einklang stehe, daß sie diese keineswegs verletzt, aber ihr das höhere, speculative Verständniß noch hinzugibt. Der Freund behauptet dagegen (Br. 4.), daß die Speculation der Empirie nicht allein nichts helfe, sondern sie vielmehr störe, verwirre, entstelle u. s. w. Hier tritt schon besonders klar jene falsche Ansicht von der Speculation hervor, die er immer nur als eine solche denkt, die alles Empirische aus sich heraus zu construiren vermöchte. Nur diese ist es, von der er S. 66. mit Recht sagen konnte: „Sehen Sie nur einmal, mit welcher gedeihlichen Zuversicht die Speculation dem Licht, der Electricität, dem Magnetismus, der Farbe, kurz allem, mit Bestimmtheit seine Stelle in der absoluten Reihe anzuweisen, von jedem etwas Absolutes zu sagen versteht, da doch die empirische Wissenschaft mit sehr bedenklicher Miene allezeit das Geständniß machen muß, daß sie wohl nur jetzt diese Kräfte noch trenne, und daß, wenn nicht alles täuscht, auch andere Potenzen zusammenfallen würden, ähnlich wie jetzt Electricität und Galvanismus, Licht und Wärme schon in vielen Beziehungen eins sind.“ Nur diese, der Empirie ungererechten Zwang anthuende Speculation konnte ihn zu dem Ausbruch eines empiristischen Fanatismus hinreisen, den er S. 56. thut: „Hat jemals die Speculation in irgend einem Punkt die Empirie gefördert? Antwort: Nein!“ Was, so fragen wir, wäre die Empirie, wenn ihr nicht die Speculation in ihren allgemeinen Naturgesetzen die leitenden Maximen ihrer Forschung, die Ziele ihrer Untersuchung dargeboten hätte? Ein blindes Umhertappen in einem unergründlichen Labyrinth, ohne

leitenden Faden. — Dem 4ten Brief wird als Beilage eine Abhandlung über die historische Entwicklung der Begriffe: abstract und concret beigelegt, die sehr viel Interessantes enthält, und worin als Resultat gezeigt wird, daß der Gebrauch dieser Begriffe bei Hegel, der von abstracten Dingen und concreten Begriffen spricht, ganz von der ursprünglichen Bedeutung derselben abgewichen sey. — Der Hegelianer wendet nun (Br. 5.) ein, der Empirismus führe nothwendig zum Materialismus, zur Entgeistung der Welt; die Empirie selbst werde durch Denken belebt und geleitet, die Aufmerksamkeit und das Forschen gehöre dem Denken, und alle Erfindungen in der Empirie seyen Früchte der Speculation, obgleich sie oft erst spät in der Empirie ihre Bestätigung durch Thatsachen finden. Hiergegen wird (Br. 6.) mit Recht entgegnet, daß der Empirismus mit dem Materialismus nichts zu schaffen habe, daß der Materialismus vielmehr selbst eine Frucht der Speculation, nämlich eines Versuchs sey, aus wenigen unvollständigen Thatsachen Alles zu begreifen oder zu construiren. Die Empirie will nicht das Denken überhaupt nehmen, das Denken gehört nicht allein der Speculation, sondern auch der Empirie. Hier aber sieht sich der Verf. doch genöthigt, seinen obigen Satz, daß die Speculation die Empirie nie in irgend einem Punkt gefördert habe, dahin zu beschränken, daß die Entdeckungen in der Empirie durch Speculation nur angeregt und eingeleitet, aber vollendet, d. i. begründet, bewiesen immer erst durch Nachweisung der Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze aus den Erscheinungen, also durch Empirie werden (S. 97 fg.). Mehr wird auch besonnene Speculation nicht für sich in Anspruch nehmen; sie wird nur allgemeine Gesetze — wozu schon das Gesetz der Einheit und Gesetzmäßigkeit in der Natur gehört — als leitende Maximen für die Beobachtung aufstellen, und die Nachweisung der Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Erfahrung überlassen. Wenn aber ohne allgemeine Gesetze, kein Ziel und keine Rich-

tung für die Forschung gegeben wäre, wenn z. B. aus dem speculativen Gesetz der Causalität gar nicht die Aufgabe für die Forschung gesteckt wäre, überall den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu suchen, so ergibt sich schon hieraus, daß Speculation und Empirie zwei gleich wesentliche Elemente für die Ausbildung der Naturwissenschaft sind. Sehr treffend in Rücksicht der neueren falschen Speculation ist (S. 100 fgg.) der Vergleich derselben mit dem geistreichen Humor, z. B. Jean Pauls. Beide nämlich, sagt er, haschen nach nur überraschenden Vergleichen des nur subjektiv und zufällig Aehnlichen zwischen den an sich heterogensten Dingen, ohne innere Wahrheit und Liebe. „Man muß vornämlich von solchen vergleichenden Zusammenstellungen zweierlei unterscheiden, wovon die einen an wirklich ganz und gar disparaten Dingen irgend eine zufällige Aehnlichkeit auffassen, die andern aber Gegenstände unter einem Gesichtspunkt vereinigen, welcher uns wirklich den innern Zusammenhang eröffnet und uns tiefer in das Wesen schauen läßt. Jene sind bloß spafshaft und neckisch, diese tief sinnig und deutungsvoll; jene gehören dem Witz an, diese schwingen sich empor zur Wissenschaft und Philosophie, als wirkliche Keime gehaltener Naturzusammenhänge.“ Sehr wahr! Jene gelten als geistreicher, weil sie frappanter sind, diese dienen unscheinbarer der Erweiterung der Einsicht. In jenen sind die neueren speculativen Philosophen Meister, und deswegen gelten ihre Parallelisirungen und absoluten Constructionen als geistreicher, als die planen Entwicklungen Anderer, aber dafür haben auch jene nur Bedeutung als Allegorie, als philosophische Dichtung, diese aber gelten als Wissenschaft und Wahrheit. Wenn also der Verf. damit den scheinbaren Einwurf des Hegelianers abwendet, als ob nur die Speculation geistreich, die Empirie hingegen geistlos, flach und ohne Denken sey, so kann auch die bescheidene, ihrer Schranken sich bewußte Speculation dies für sich in Anspruch nehmen. — Der Hegelianer hebt nun (Br. 7.) einen andern Vorwurf

gegen die Empirie hervor, nämlich den, daß sie nur subjektive Wahrheit haben könne; ein wahres Wissen aber könne es nicht geben, wenn es nicht objektiv sey, Vernunft nicht, wenn sie bloß subjektives Wissen gebe; Erkenntniß müsse Uebereinstimmung des Subjektiven mit dem Objektiven seyn, und eine solche biete nur die Speculation dar, und Hegel sey es, der die Identität des Subjektiven und Objektiven in dem selbstständigen Denken, das sich selbst seinen Inhalt giebt, dargethan habe. Dieser Anspruch auf objektive Gültigkeit der Speculation wird (Br. 8.) siegreich abgewiesen, indem mit schlagenden Thatsachen dargethan wird, daß die gedachten Verhältnisse der Natur der Wirklichkeit nie entsprechen. Keine Classification, keine Definition paßt ganz auf die wirkliche Natur, überall verschwimmen sie ineinander in unmerklichen Uebergängen. Sie beruhen nur auf dem Grad unserer Erfahrungen und verändern sich mit der Erweiterung dieser. Sie dienen nur zur Erleichterung unserer Auffassung, nicht zur objektiven Erkenntniß der Natur selbst. Sie sind nur Hilfsmittel zur Wissenschaft, aber nicht Wissenschaft selbst. — Der Hegelianer bringt nun selbst (Br. 9.) den Hauptangriff auf die Speculation, von Seiten der Sprache, der früher schon mehrmals angekündigt worden war, in Anregung, indem er seine Zweifel darüber äußert, wie von Seiten der Sprache etwas über das Denken entschieden werden könne. Der ältere Freund jedoch geht (Br. 10.) noch nicht bestimmt darauf ein, sondern er fährt fort, die speculative Naturphilosophie zu prüfen, und weist, in einer sehr interessanten Entwicklung der neueren Philosophie als den allgemeinen Fehler derselben, der schon bei den Alten vorgekommen: Relativität und Unvollständigkeit der zum Grunde liegenden Theilungen nach. Der Hegelianer giebt nun (Br. 11.) eine kurze Darstellung des Hegel'schen Systems, stößt aber eben dabei auf Schwierigkeiten, die ihm die schwankende Bedeutung mancher Abstractionen verursachen, und erwartet dafür Hülfe von den Sprachuntersuchungen

seines älteren Freundes. Zu diesen geht nun endlich Br. 12. bestimmter über, und wir treffen also damit auf den eigentlichen Kern des ganzen Buches. Es handelt sich nämlich um die Bedeutung der abstracten Begriffe. Diese sind theils Zusammensetzungen, theils Absonderungen; jene, die Gattungsnamen, sind bereits im Obigen (von den Classificationen der Natur) abgehandelt, diese, die Merkmale, sollen nun betrachtet werden. Der Hauptgedanke, den der Verf. trefflich aus der Entwicklungsgeschichte der Sprache, geleitet durch die tiefen Forschungen eines Jac. Grimm, durchführt, ist der: alle Eigenschaftsnamen sind ursprünglich von Individuen gebildet und erst allmählich ist, durch Vergleichung mit mehreren Individuen, der individuelle Ursprung verloren gegangen, und nur der allgemeine Begriff stehen geblieben. Es giebt keine ursprünglichen, reinen Begriffe, welche die Sprache nur unmittelbar zu bezeichnen gehabt hätte, wofür es also eigentliche Bezeichnungen gebe, sondern alle sind nur durch Abschleifung des Individuellen aus dem Concreten in das Abstracte übergegangen. Die Sprache ist concret entstanden und hat sich zum Abstracten fortgebildet. Darin bestätigt sich die alte psychologische Beobachtung, dafs auch das Bewusstseyn sich von dem Concreten zum Abstracten entwickelt. Aber was folgt daraus für die Bedeutung der Abstracta? Gewifs nicht, dafs sie nur in der Verbindung mit dem Individuellen Bedeutung haben, und dafs es keine ursprünglichen Denkformen gebe. Die Kategorien z. B. sind allerdings ursprünglich im Menschengenossen gegeben; dennoch ist gar nicht zu verwundern, dafs die Sprache dafür nicht unmittelbare und eigentliche Bezeichnungen hat, sondern dafs sie sie erst allmählich aus dem Sinnlichen und Concreten darauf überträgt. Die Sprache entwickelt sich an und mit dem Bewusstseyn; das Bewusstseyn aber hat nicht unmittelbar diese Kategorien, sondern es findet sie erst an den sinnlichen, empirischen Vorstellungen, und erst allmählich entwickelt es sie durch Abstraction von dem Besonderen oder Concreten. Daher

klebt natürlich der Sprache, auch in ihren abstracteren Elementen, doch immer das Concrete an, sie bringt die Zeugnisse von ihrem sinnlichen Ursprung noch in ihre höhere, geistige Ausbildung mit. Aber das folgt allerdings daraus, daß man der Sprache sowohl als dem natürlichen Entwicklungsgang des Bewußtseyns Zwang anthut, wenn man das Abstracte als das Ursprüngliche gleich voraussetzt und aus diesem erst das Concrete herausbringen will; und in so fern leidet diese Nachweisung eine fruchtbare Anwendung auf die neuere Speculation des absoluten Denkens. — Der Verf. unterbricht (Br. 13.) die ferneren Untersuchungen über die Sprache, und schiebt eine Beurtheilung des Hegel'schen Systems von dem theologischen Standpunkt aus hinein, worin seine philosophische Construction des positiven Christenthums, besonders der Dreieinigkeit, sehr gut in ihrer Nichtigkeit aufgewiesen und gezeigt wird, wie ein irreligiöser, unchristlicher Geist sich vergebens hinter leere dialektische Formeln zu verbergen sucht. Im 14ten Br. werden die Sprachuntersuchungen fortgesetzt; sie werden auf die abstracten Verhältnißbegriffe fortgeführt und bestimmter auf die neuere falsche Speculation angewendet. Es werden scharfsinnig jene leere Sophistereien aufgedeckt, namentlich bei Hegel, die hauptsächlich aus Substanziirung der bloß abstracten Verhältnißbegriffe entstanden sind. Dem in diesen Untersuchungen herrschenden Grundgedanken, daß der menschliche Geist sich überall von dem Besonderen zu dem Allgemeinen entwickelt habe, stellt der Hegelianer (Br. 16.) die entgegengesetzte Ansicht gegenüber, indem er in der Geschichte einen Fortgang von dem Abstracten zu dem Concreten darzuthun sucht, und dafür die Hauptmomente der Hegel'schen speculativen Construction der Weltgeschichte aufstellt. Der 16te und 17te Br. zeigen die historische Unrichtigkeit dieser Construction an der Weltgeschichte sowohl als an der Geschichte der Philosophie, und nun streckt (Br. 19.) der Hegelianer die Waffen.

(Der Beschlufs folgt.)

*Antäus, von O. F. Gruppe.*

(*Beschlufs.*)

Br. 20. 21. und 22. setzen theils die Sprachuntersuchungen noch weiter fort, theils widerlegen sie noch ausführlicher die Hegel'sche Weltconstruction. Im 23sten Br. tritt noch ein anderer Freund des Hegelianers, der ebenfalls der Hegel'schen Philosophie lebhaft ergeben gewesen, als ein durch speculative Selbstverzweiflung bekehrter Pietist auf, und führt uns damit ein wahres Bild von den Wirkungen dieser sich selbst vernichtenden Philosophie vor Augen. Der 24ste Br. endlich stellt nochmals den Gang der Untersuchungen kurz zusammen und spricht dann die gänzliche Vernichtung der Philosophie als Resultat derselben aus.

Wie dieses Resultat nur auf einen Mißbrauch der Philosophie zu beschränken sey, ächte Philosophie hingegen im Wesentlichen mit diesen Untersuchungen in Einklang stehe, ist schon oben im Allgemeinen gezeigt worden. Jetzt können wir dies durch einige besondere Bemerkungen noch näher erläutern.

Zuerst berücksichtige man, daß der fingirte Repräsentant ein Hegelianer ist, und daß dadurch Hegel'sche Philosophie und die mit ihm in der Methode der Speculation übereinstimmt, immer der Gegenstand des Streites ist. Hegeln nennt er sehr oft als denjenigen, der die Philosophie mit der größten Consequenz ausgebildet habe (S. 446.). Ferner seinen Grundirrtum über die Philosophie spricht er ganz unverdeckt S. 447. aus: „die irrige Meinung, daß sich aus den Begriffen selbst, wenn man sie auf die Folterbank spannt, Erkenntniß ableiten lasse, und zwar eine Erkenntniß, welche der sinnlichen und wissenschaftlichen (?) an Sicherheit, Nothwendigkeit und vollkommen genügendem

Zusammenhänge weit vorgehen soll, — hat Hegel mit allen (?) speculativen Philosophen gemein, so alt nur die Speculation ist, mit den Eleaten, mit Plato, mit Aristoteles, mit allen bis hinauf zu Locke, zu Kant und dann insonderheit den neuesten deutschen Philosophen. — Noch kein (?) Philosoph ist davon frei gewesen und keiner kann darohne verstanden werden." Diese Verwechslung der Erkenntniß aus Begriffen oder Denken mit Erkenntniß durch Begriffe liefs dem Verf. das Wesen der Erkenntnisse *a priori* ganz verkennen. Er rechnet alle Erkenntniß *a priori* zu der aus bloßem Denken abgeleiteten oder in dem Denken als ursprüngliche Qualität desselben enthaltenen Erkenntniß (S. 273.).

Es ist bereits zugestanden worden, daß die Sprache trefflich die Art erläutert, wie der Mensch sich des Allgemeinen, der Einheit, der Erkenntnisse *a priori* bewußt wird, und in dieser Hinsicht muß das Denken allerdings nothwendig an den Gang der Sprachentwicklung gebunden seyn, also, wie hier sehr gründlich gezeigt worden ist, an den Fortgang von dem Concreten zum Abstracten; dies entscheidet aber durchaus nichts über die Realität und Gültigkeit des Abstracten, nichts über Erkenntnisse *a priori*, über bloß gedachte, nichtempirische Erkenntniß. Das Denken ist nur für das Bewußtseyn jener Erkenntnisse *a priori* das Mittel, nicht ihr Inhalt, wie die Sprache das Mittel oder die Form für das Denken. Also Sprache ist nur das Mittel des Mittels, die Form der Form, Zweck und Inhalt hingegen gehören davon unabhängig ursprünglich und unmittelbar der reinen Vernunft. Die einfachste, geringste Abstraction, das Denken des niedrigsten Allgemeinen, bleibt unerklärlich ohne die Voraussetzung einer unmittelbaren Vernunftseinheit der s. g. transcendentalen Apperception; gerade weil das Denken, wie der Verf. richtig darzuthun bemüht ist, keine Schöpferkraft hat, kann es nur schon gegebene Einheit durch Abstraction wiederholen.

Woher das unaufhaltbare Streben der Sprache von dem Concreten zu dem Abstracten? wenn nicht die Natur des menschlichen Geistes diesen Gang fordert, wegen der in ihm liegenden Einheit, die zum Bewußtseyn strebt. Sind die Abstractionen nur willkürliche, nichts-bedeutende Fiktionen der Einbildungskraft, oder dienen sie uns zu wirklicher Erkenntniß? Der Verf. gesteht, daß sie Hilfsmittel zur Erkenntniß sind, sie müssen also doch Etwas enthalten, was zur vollständigen Erkenntniß wesentlich gehört. Das, was die Abstractionen unserer Erkenntniß hinzugeben, ist die Einheit des Mannichfaltigen oder des Mannichfaltigen als Eins. Wie wäre dies aber möglich, wenn die Einheit nur Erzeugniß des Denkens wäre, wenn sie nicht dem Wesen der Vernunft angehörte? — Warum bildet die Sprache gerade diese oder jene Abstractionen? Der Verf. sagt: nur um der Bequemlichkeit willen; um eine ganze Reihe von Vorstellungen durch Ein Wort zusammen zu bezeichnen. Aber warum wird uns dies bequemer zu denken? Warum wird das Einfache leichter vorgestellt als die Reihe des Einzelnen? Weil die Einheit ein wesentliches Element des Erkennens ist; weil die Einheit als Grundgesetz der Vernunft unserem Erkennen zu Grunde liegt, und jede Abstraction diese Einheit theilweise ausdrückt, also theilweise das Grundgesetz des Erkennens anwendet. Keineswegs also ist es nur ein Naturgesetz der Sprache. Es ist nur ein Gesetz der Sprache, weil es ein Gesetz des Erkennens ist. Die Einheit liegt immer als leitender Grundsatz, als unerfüllte Form zu Grunde; das Mannichfaltige soll in der Einheit gedacht werden. Aber es geschieht, nach der sinnlichen Beschränktheit der Vernunft, immer nur theilweise und beschränkt in einzelnen Einheiten der Reflexion. Ganz richtig zeigt daher der Verf., daß wir die Vorstellungen des Allgemeinen und der Einheit nie anders als an dem Besondern und Mannichfaltigen finden; denn die Einheit liegt nur als leere Form in der Vernunft, aber diese Form zeigt sich auch nothwendig an jedem wirklichen Beson-

deren, und sie gehört nothwendig zu der vollendeten Erkenntniß des Menschen.

So mag also die ganze ausführliche und gründliche Deduction des Verfs. als ein sehr achtungswerther Commentar zu der einfacheren psychologischen Deduction gelten, daß erstlich das Denken nicht selbstständige Schöpferkraft im Erkennen sey, sondern eine unmittelbare Vernunfteinheit als seinen Gegenstand voraussetze, und zweitens sich nur an dem Concreten entwickeln könne, weil es der Bedingung sinnlicher Anregung unterworfen ist. Sie trifft aber nicht im Mindesten die tiefere speculative Ansicht von einer nur durch Denken erreichbaren unmittelbaren Vernunftkenntniß. Es ist nur das Irrlicht der Hegel'schen Philosophie und derer, die mit ihm einer gleichen Methode der Speculation folgen, das ausgelöscht wird, aber nicht die unbeweglich fest stehende Sonne der unmittelbaren Vernunft, die nach Kants Vorgange hauptsächlich Fries gegen alle Angriffe des Empirismus — und dies ist auch der Character dieses Angriffs, — vollkommen gesichert hat.

H. Schmid.

---

*Lateinische Synonyme und Etymologien von Ludwig Döderlein. Vierter Theil. Leipzig 1831, bei Friedr. Wilh. Vogel. XXII u. 482 S. in 8. 3 fl. 45 kr.*

Schon dreimal haben wir in diesen Jahrbüchern dieses verdienstvolle Werk, dessen Werth bereits anerkannt ist, und keiner weitem Empfehlung bedarf, willkommen geheissen, und begrüßen mit gleicher Freude auch diesen vierten Band, der an Gehalt keinem der frühern nachsteht, an Umfang das Volumen des ersten und zweiten zusammen übertrifft. Das Werk ist eben so förderlich für die Wissenschaft, als brauchbar für Schulmänner und Studierende, eben so wichtig für Beobachtung der Reinheit und Feinheit des klassischen Sprachgebrauchs, als für gründliche Einsicht in die Etymologie

und Wortbildungslehre. Der Verf. giebt von seinen Zwecken in dieser Hinsicht in der Vorrede weitere Rechenschaft, und antwortet am Schlusse derselben mit Ruhe und Würde einem Recensenten, der ihn die altdeutsche Sprache und das Sanskrit in seine Forschungen hatte hereinziehen heissen. Dafs der Verf. das neueste Werk über lat. Synonymik, von Habicht, benützt habe, wird man erwarten. Schwenks etymologisches Wörterbuch, obgleich 1827. erschienen, ist ihm erst am Schlusse der Bearbeitung dieses Theiles zugekommen. Noch weniger konnte er natürlich das so eben erschienene Werk von Ramshorn \*) benützen, welches die Stelle der Ernesti'schen Synonymik zu vertreten bestimmt ist.

Wir haben in unsern bisherigen Anzeigen dieses Werkes, ohne in ausführliche Discussionen über die einzelnen Artikel einzugehen, wozu der Raum dieser Jahrbücher sich nicht eignet, jedesmal eine Anzahl von Bemerkungen niedergelegt, deren Werth wir gerade nicht hoch anschlagen wollen, die aber doch zu einiger Vervollständigung und Berichtigung, wenn auch zum Theil nur in äufserlichen Dingen, dienen mögen. Wir enthalten uns, der Kürze wegen, den grofsen Werth des Buches für Kritik nicht weniger Schriftsteller, auch für Etymologie und Synonymik der Griechischen Sprache u. dergl. ausführlich herauszuheben, oder einzelne besonders gelungene Artikel anzuführen und auszuziehen, da des Guten, ja des Trefflichen, so viel ist, dafs die Auswahl schwer würde, und man dennoch ohne Studium des Werks es nicht in seinem ganzen Werthe schätzen kann. S. 4. sagt der Verf., er habe eine Stelle (*ex oraculo haec fatam esse Pythiam ferunt*), welche Hill aus Cic. N. D. 94. anführe, nicht auffinden können. Na-

---

\*) Lateinische Synonymik. Nach Gardin-Dumesnils *Synonymes latins*. Neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Ludw. Ramshorn. I. Thl. A—F. 522 S. Lpzg. Baumgärtner. 1831. (neue Auflage der Allg. Lat. Synonymik v. Ernesti. 7 fl.). — Wir werden darüber nächstens Bericht erstatten.

türlich: denn das Citat hat einen dreifachen Fehler. Erstlich ist die Stelle in den Büchern *de Divin.* Zweitens ist die Zahl 94. weder eine Capitel- noch Paragraphenzahl, sondern die von Nizolius citirte Aldinische Seitenzahl. Drittens ist auch diese zufällig bei Nizolius falsch, denn es soll heißen 97. b. Endlich ist die Stelle (*de Div. I. 37. 81.*) auch für den Zweck des Verfs. nicht zu gebrauchen, denn es steht dort jetzt aus den Handschriften *effatam*; wiewohl noch Olivet, die Zweibrücker und die Mannheimer Ausgabe *fatam* haben. Einige andere falsche Citate, die wir bei dieser Gelegenheit berichtigen können, sind folgende: S. 45. unten: Cic. *de N. D. I. 19. 49.* nicht 18. — S. 166: Cic. *Tuscc. IV. 14. 40.* nicht 50. — S. 252: Cic. *Tuscc. I. 19. 44.* nicht 14. — S. 261: Cic. *Tuscc. II. 25. 58.* nicht II. 58. — S. 280: Cic. *Somn. Scip. 3.* nicht 2, wo die Handschriften *complexus*, nicht *amplexus* haben. — S. 91. steht aus *Tacit. Annall. VI. 10.* falsch *Fusii gemini* für *Fufii Gemini*. — S. 93. (17.) muß das Sallustische Fragment (*senecto corpore*) citirt werden als aus dem IVten Buche seiner Historien genommen. Es steht bei Priscianus *de Arte Gramm. IX. 9. p. 464. X. 3. p. 487.* ed. Krehl. In Kortte's Ausg. des Sallust steht es S. 980; in Havercamps Ausg. T. II. p. 86. — Was hier gegen die Conjectur des Ref. zu Cic. *Sen. 20, 73. ἐλεγείον* oder *elegium* statt *elogium* zu sprechen scheint, bestimmt ihn noch nicht zu deren Zurücknahme, besonders da er sogar in neuester Zeit eine gute handschriftliche Autorität dafür erhalten hat. — S. 17. auf die Anfrage, auf welcher Autorität das beliebte *disertis verbis*, für ausdrücklich und bestimmt, beruhe, erwiedern wir bestimmt: auf keiner. Die *diserta verba* bei Ovid *ex Ponto III. 5. 8.* gehören, wie der erste Anblick der Stelle zeigt, nicht hierher. — S. 19. Die Note und Lesart nach Nonius zu Cic. *de Rep. III. 16. 18: non sunt in disputando vafri* für *disserendo* ist von A. Majus, und nicht vom Ref., der übrigens ganz mit ihr einverstanden ist. — S. 26. können wir uns mit der Etymologie des Wortes

*vermis* von *serpo*, die allerdings schon Th. I. S. 37. steht, noch nicht befreunden. *Vermis* ist sicher das Griechische ἔλμινς, von der wälzenden Bewegung (ἔλω, ἐλίσσω) so genannt. Das λ geht oft in r über (man selte nur Böckhs Abh. von dem Uebergange der Buchstaben in einander im 4ten Bande von Creuzers und Daubs Studien S. 384; wenn wir auch den oft Wahres mit Falschem mischenden G. J. Vossius de Permutatione Literarum, vor seinem Etymol. L. L., nicht citiren wollen). Kanne, dessen Buch von der Verwandtschaft der Deutschen und Griechischen Sprache Hr. D. citirt, greift nur gar zu oft aus der Luft, und hat sein ἔρω aus ἔρω selbst gemacht. Nicht mehr Vertrauen können wir der Ableitung von *saevus* aus *vae*, als der sehr unanalogen, Analogie des αἰνός von αἶ, schenken. — S. 34. möchten wir fragen, warum doch *recusare* ein Frequentativum von *cadere* seyn soll, da sich sein Begriff doch, so gut wie in *incusare*, *excusare*, *accusare*, zwangloser und natürlicher aus *causa* ableiten zu lassen scheint? — S. 79. kommt es uns schwer an, *scindere* von *cadere* herzuleiten, da σχίζω, ΣΧΙΔΩ, so nahe liegt, und *tango* aus ΤΑΓΩ, so analog ist. In *scindo* erkennen wir unser scheiden, schneiden und schinden, aber in *caedo* den Begriff fällen, wie in seinem Stamme *cado* den Begriff fallen. — S. 67. Dafs *semi* mit *semita* von *secare* herkomme, wie *examen* von *exigere* (was wir gelten lassen) oder *limes* von *levare* (was wir stark bezweifeln) will uns gar nicht zu Sinne. *Semi* ist das Griechische ἡμι —, komme dieses her, wo es wolle; von *secare* kommt es schwerlich. — So will uns auch S. 69. *proficisci* von *provehī* nicht zu Sinne. Wir bleiben vor der Hand bei *facere* und denken an die Redensart *tu hinc facesse*. — S. 70. Die horizontale Fläche (*aequum*) mit der perpendicularen Fläche (αἰπύ) etymologisch in Verbindung zu setzen, dünkt uns mit dem Verf. zu kühn. — S. 74. Was man auch zu Ableitungen lateinischer Wörter aus orientalischen Wurzeln sage (wovon sich die auffallendsten Proben bei

A. Cozzolini Exercitatt. Miscellann. [4. Neap. 1771.] finden, so wie bekanntlich bei Sickler die seltsamsten Ableitungen Griechischer Wörter aus Hebräischen Wurzeln zu finden sind); bei *mare* kann Ref. nicht umhin, an das Hebräische Wort zu denken, welches Bitterkeit bezeichnet. Dagegen kann er der etymologischen Phantasie des Verfs. nicht folgen, wenn er *πρέσβυς* auf *πρέπω*, und dieses auf *πρὸ* zurückführt (S. 83.) — S. 85. wird eine Stelle aus Cic. de Div. II. 33. 70, wie es heisst, nach Pearce's und Orelli's richtiger Interpunction, abgedruckt. Allein diese Interpunction ist weder Pearce's noch Orelli's, noch auch die des Ref., die ihm allein die richtige scheint: *credo Romulum — habuisse opinionem, esse — augurandi scientiam: (errabat enim multis in rebus antiquitas,) quam — jam — immutatam videmus.* Macht man mit Hrn. D. nach *scientiam* ein Punct, und nimmt man keine Parenthese an, so geht *quam* auf *antiquitas*, und der Sinn ist falsch. — S. 104. Dafs *pius* eine Nebenform von *beus*, gut, sey, davon kann sich Ref. nicht überzeugen; eben so wenig, dafs *rebitare* (von *eo*, *ito*, *bito*) eine Nebenform von *repedare* sey, welches doch so natürlich mit *pes* zusammenhängt. So kommt es uns auch viel natürlicher vor, *studium* mit *σπουδή*, und *spondere* mit *σπένδειν* als eng verwandt anzunehmen, als jenes von *tundere*, dieses von *pondus* und *pendere* herzuleiten. — S. 127. Der Unterschied zwischen *sumere* und *accipere*, den der Verf. aus Caper. Orthogr. p. 2253. angiebt, *sumimus ipsi, accipimus ab alio*, wird in zwei handschriftlichen Synomiken, die vor uns liegen (*Ciceronis liber differentiarum* und *liber de proprietate sermonum*) so bestimmt: im erstern: *sumimus, quae posita sunt, nostra voluntate: accipimus, quae ab alio dantur*; im zweiten: *sumimus, quae posita sunt: accipimus, quae tribuuntur.* — S. 149. klingt es sehr paradox, dafs *membrum* und *pars* verwandt seyn sollen. Ist aber *μέρος* mit *pars* Eines Stammes, dann ist es doch natürlich. — S. 158. hätten wir, bei Gelegenheit von *dirimere* und *dividere*, auch *diribere*

(d. h. *dishibere*) berücksichtigt zu sehen erwartet, worüber so gründlich gehandelt wird in der wichtigen Vorrede, die E. Wunder seinen Var. Lectt. e Cod. Erf. vorgesetzt hat. — S. 162. Z. 8. sollte *valeo* von *quantum* getrennt seyn. — S. 182 fg. heisst es: „Dafs *insolens*, übermüthig, ein Derivativum von *salire*, ein Synonymum von *insultans*, und nur ein Homonymum von *insolens*, ungewöhnlich, ist, habe ich schon Th. I. S. 177. erwähnt [sollte heissen: zu erweisen gesucht]. Aus dieser Homonyme ist eine schwierige Stelle in Cic. Rep. I. 40. zu erklären: *Tarquinius exacto mira quadam exultasse populum insolentia libertatis*. Man muss nämlich *insolentia* zweimal, und zwar in verschiedener Bedeutung, denken: erst als mit Uebermuth zu *mira exultasse*, dann als aus Ungewohntheit, zu *libertatis*. Den gleichen Sinn sucht Moser durch Einschlebung von *licentia* zu gewinnen.“ Der Ref sagt nämlich dort: „wenn *insolentia* Ungewohntheit heissen soll, so passt *mira* nicht recht dazu, weil es natürlich, und gar nicht zu verwundern gewesen sey, dafs das Volk der Freiheit ungewohnt war; ich vermisse deswegen: *mira quadam exultasse populum licentia, insolentia libertatis*. Passen würde dagegen *mira*, wenn *insolentia* Anmafsung oder Uebermuth heisse. Allein dann stöfst etwas Anderes an; wir meinten den Ausdruck *mira libertatis insolentia exultare*. Ref. erlaubt sich hiezu nur noch die Bemerkung, dafs das doppelt Denken der *insolentia*, in zweierlei Sinn, die Stelle recht gut erklärt. Aber ob Cicero, wenn er so verstanden seyn wollte, so schreiben durfte, oder geschrieben hätte, wie es im Texte steht, ist eine andere Frage. Aber auch wirklich zweimal in zweierlei Sinn gesetzt (etwa: *mira quadam exultasse populum insolentia, insolentia libertatis*: wo dann das erste Uebermuth, das zweite Ungewohntheit hiesse), möchte der Witz doch sehr unciceronisch sey, etwa wie der Doppelsinn des Wortes Versprechen in dem bekannten Verse: Ein solch Versprechen nenn' ich ein Versprechen. —

S. 195. Note. Wir geben hiezu die Unterscheidung unseres handschriftlichen Liber differentiarum: *ignominia imponitur ab eo, qui potest animadversione notare* [nicht *notari*, wie Hr. D. aus Forcellini nach Fronto schreibt, wiewohl Fronto selbst *notare* hat, S. 479. der Frankf. Ausgabe des A. Maius]: *infamia ex multorum sermone nascitur*. — S. 201. 11. Wir würden unbedenklich *convictum* von *convincere* ableiten: an *convocare* ist gewiß nicht zu denken. — S. 205. *Sodalis* durch *socialis* auf *sequi* zurückzuführen, dünkt uns doch weit unthunlicher, als die neulich versuchte Ableitung von *sedes*, was freilich bequemer durch *si audis*, als durch *si audes*, erklärt werden würde. — S. 218. und 225. machten wir folgende Betrachtungen: „Also *tardus* soll nicht mit *bardus*, βραδύς, verwandt seyn, da doch die Analogien von βήσσω, *tussio*, τέρετρον, *terebra*, λύτρα, *libra* dafür sprechen? Es soll von *terere* sc. *tempus* herkommen? Mir dünkt, die Sprache bildet nicht erst Tropen mit Ellipsen, um dann aus der elliptischen Metapher eine neue Wortform zu schaffen. Begreiflicher wäre uns der Uebergang der sinnlichen in die moralische Bedeutung, wenn z. B. die Abstammung des Verbums *opto* vor ὀπτομαι, oder gar die von *spero* aus σπείρω richtig wäre.“ Doch wir wollen nicht ab sprechen; wir bemerken nur, daß unsere beiden Manuscripte etwas Besseres geben, als der Grammatiker Palämon (in Misc. Nov. T. IX.), dessen Erklärung der Verf. abdrucken läßt. Im *lib. de propr. serm.* heißt es: *tardus est, qui detrahit* [an einer andern Stelle heißt es das. *trahit*] *tempus; mers, qui sine arte; nullius officii capax; piger, qui per omnia aegro similis est; segnis, remotus* [Pal. *semitus*, was gewiß *semotus* heißen soll] *a calore* [bei Palämon folgt noch *sciendi*, wovon unser MS. nichts weiß]. Im *Liber differentiarum* steht, wie Hr. D. ableitet, *tardus est, qui tempus terit*, und unten bei *segnis* wirklich *semotus*. — S. 237. in der Stelle des Festus heißt es: *Perfugam — qui idem dicitur transfuga* [nicht

*perfuga*, wie der Verf. giebt;] auch *sui voluntate* für *sua*, und *quamquam sint* für *sunt*; wenigstens in Scalligers Ausgabe. Die beiden letztern Abweichungen will der Ref. nicht empfehlen; die erste ist sicher das Richtige. — S. 248. werden wir gewarnt, *cinis* nicht, mit Vossius, mit *κόινις* in Verbindung zu setzen, sondern von *canus*, *aschgrau*, abzuleiten. Warum soll denn *canus* gerade *aschgrau* heißen? Giebt es nicht eine Menge grauer Dinge? so daß die Asche wohl schwerlich durch ein Wort bezeichnet worden ist, welches nur überhaupt etwas Graues bezeichnete. — S. 255. weicht unser *Lib. de propr. serm.* wieder von dem angeblichen Palämon ab; es heißt: *ulcus per se exit; vulnus ferro; plaga potest esse planus jactus; Ita ulcus lenitatis est, vulnus gravitatis; plagae verbera vocantur.* — S. 256. müssen wir eine Bemerkung machen, die auf mehrere andere Fälle paßt. Hr. D. sagt: „*Plaga* muß nicht unmittelbar von *πληγή* abgeleitet werden, als sey es in der historischen Zeit aus der Griechischen Sprache entlehnt, wie unser *Blessur* aus der Französischen.“ Dazu bemerken wir: wenn wir sagen: *plaga* ist das Griechische *πληγή*, so behaupten wir nicht, *plaga* sey als in der historischen Zeit aus der Griechischen Sprache entlehnt zu betrachten, etwa wie *sphaera*, *philosophia*; sondern beide Wörter seyen an sich eins, also gleich alt, und das Griechische habe nur die ionisch-attische Form. Ja, wenn von älter und neuer die Rede ist, so erkennen wir in denjenigen Wörtern der Römischen Schriftsprache, die offenbar Griechischer Abkunft oder Griechischen Ursprungs oder vielmehr Stammes sind, meistens ältere Formen, als in der gebildeten Griechischen Schriftsprache. — Nach S. 257. soll *ulcus*, durch das Medium von *hiulcus*, von *hiare* herkommen. Hier ist dann doch im Derivatum keine Spur vom Stamme geblieben. Das *ulc* — ist in *ulcus* offenbar die Wurzel; in *hiulcus* sind die Buchstaben *ulc* — bloße Ableitungsbuchstaben (oder, wenn man will, aus einer Zusammensetzung, gar ein Stück eines andern Wortes), in Ver-

gleichung mit *hiare*. Warum soll das so nahe liegende ἔλκος verschmährt werden? — S. 258. 7. Die vor uns liegenden Manuscripte geben abermals bedeutend Verschiedenes von dem, was der Hr. Verf. aus dem Palämon giebt. Das erste (*Lib. diff. Cic.*) hat: *sanguis, qui intra corpus nos satiat* [P. *sauciat*] *continuat* [P. *contineat*]: *cruor cum fusus a corpore, quem currere cogit vis alicujus rei* [P. *cum funditur dictus ab eo, quod nos corruere cogat*]: *sanies cruor putridus viventis hominis* [die beiden letzten Worte hat Pal. nicht]. Im zweiten steht: *sanguis dicitur cum intra corpus est, ideo dictus est, quod nos sanat id est firmet vel contineat: cruor effusus dictus est, quod corruere cogit: sanies cruor putridus.* — S. 347. 16. sagt der Hr. Verf. zu dem Verse des Plautus Cistell. I. 1. 74:

*Perfidiosus est amor: ergo in me peculatum fecit,*

es scheine *ergo et* oder *depeculatum* gelesen werden zu müssen. Allein es kann ja in diesen Troch. tetr. catal. in der Mitte, also nach *ergo*, ein Hiatus, ohne Tadel oder Fehler, seyn. Der Vers scheint also keiner Emendation zu bedürfen. S. G. Hermann. Elem. Doctr. Metr. p. 87 sq. — S. 358. Zu der kurzen Erklärung des Pal. (*omne universitatem significat, totum soliditatem*) fügen wir aus unsern MSS. folgende ausführlichere Stellen: *L. Diff.: omne ad multitudinem pertinet et ad numerum, ut omnis homo, omnes homines et omne pecus dicimus; totum vero ad magnitudinem, ita ut totum corpus, tota terra, totum coelum. Ergo omnis homo, si de universis partibus referamus: totus homo, si de corpore dicimus. Im zweiten: omnes, quorum mentio est, et qui in diversis sunt locis: cuncti, qui ubicunque sunt: universi, in uno loco conversi.* — S. 363. hätten wir zu *terminus*, aufser *τέρμα*, auch die noch ähnlichere Form *τέρμων* verglichen. — S. 371. scheint uns ein kleiner Irrthum bei No. 2. Görenz sagt nämlich nicht zu Cic. de Finn. V. 14. 40, *extimus* stehe

dort in zweien seiner Handschriften, sondern nur eine, der Cod. Erl., habe *sitque extimum* für *sic et extremum*. Auch sagt G. nicht, bei Cic. Tim. 5. stehe in den Ausgaben *extimus* für *extremus*, sondern nur jener Erl. nebst dem Gud. 2. haben es. Uebrigens steht sogar im Somn. Scip. 4, 9. nicht in allen Handschriften *orbis coelestis extimus*. Der vom Ref. verglichene Cod. Uffenb. (Creuzeri) hat wenigstens *extremus*. — S. 376. 6. Zu der Erklärung aus dem Pseudo-Fronto, die Hr. D. mittheilt (*imum summo respondet: infimum, ut infra humum*) fügen wir aus unsern Handschriften: 1) *imus loco, infimus ordine*; 2) *imum summo respondet, infimum, vel infra imum vel infra humum*, wodurch offenbar die Lesart des Ps. Fronto berichtigt wird. — S. 404. würden wir nicht gesagt haben, ἡβαιός, ἥπιος und ἀπαλός sammt ἡβη lassen sich auf ἀπαφείν, sanft berühren, zurückführen, da ἀπαφείν kein Stamm ist, sondern eine reduplicirte Form von ἈΦΩ, wie ἀκαχεῖν von ἌΧΩ.

Doch wir brechen, eingedenk unseres beschränkten Raumes, hier ab, und scheiden von dem Verfasser mit der Achtung, die seinem Verdienste um gründliche Sprachforschung gebührt. Das Feld, das er nun seit sechs Jahren bearbeitet, ist groß; es ist noch viel Ehre und Verdienst darauf zu erwerben. Möge ihm Kraft und Muse bleiben, uns mit noch mehrern so reichhaltigen Bänden zu beschenken. Wir, und gewiß mit uns ein zahlreicher Kreis von Lesern, werden sie jederzeit freudig willkommen heißen.

Ulm.

G. H. Moser.

**P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV.** — Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen, von E. C. Chr. Bach, Director am Gymnasium zu Schaffhausen, wie auch Professor der Lat. Sprache am dasigen Colleg. Human. u. Mitglieder des Schulraths. — Erster Band. I — VII. Hannover 1831. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XII u. 362 S. in gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.).

Diese Bearbeitung des Ovidius gehört unstreitig zu den vorzüglicheren Erscheinungen in unserer Literatur. Sie ist nach S. V. der Vorrede „bestimmt für Lehrer und reifende Schüler, die mit Liebe ihren Schriftsteller lesen, und denen es Ernst ist, in Geist und Sprache desselben einzudringen;“ und schließt sich in Plan und Anlage an die Gierig-Jahn'sche Bearbeitung an, von der sie übrigens in Vielem abweicht, sowohl was die Behandlung des Textes (also die Kritik), als was die Erklärung desselben (Exegese) betrifft. Dafs die Metamorphosen des Ovid in unsern Tagen auf Schulen immer mehr und mehr statt der, ihnen in so vielen Beziehungen nachstehenden und für den Sinn des Schülers gewifs weniger geeigneten *Libri Tristium* gelesen werden, ist gewifs eine erfreuliche Erscheinung, der wir auch zweifelsohne das Erscheinen mehrerer, zweckmäfsig bearbeiteten Chrestomathien dieses Werkes zu danken haben, dessen Gebrauch auf Schulen sowohl in Absicht auf Sprache, Versbau und dergl. m., als in Absicht auf Kenntnifs der Mythologie, in welcher der Schüler eingeführt wird, vielfache Vortheile gewährt. Aber eben diese einzelnen Versuche und theilweise Bearbeitungen einzelner Stücke muften um so mehr den Wunsch nach einer zweckmäfsigen und gleichförmigen Behandlung des Ganzen erregen, als die bedeutendste Ausgabe der Metamorphosen, die eben genannte Gierig-Jahn'sche in ganz anderer Weise angelegt und nach andern Zwecken bearbeitet ist, auch in Manchen nicht einmal den Forderungen genügt, welche man jetzt an ein Werk der Art zu machen berechtigt ist.

Von dieser Ausgabe weicht nun Hrn. Bach's Bearbeitung der Metamorphosen, zuvörderst was den Text

betrifft, in manchen Punkten wesentlich ab; indessen sind des Herausgebers Grundsätze von der Art, daß sie gewiß nur allgemeine Anerkennung und Billigung, so wie, setzen wir hinzu, Nachahmung, Berücksichtigung bei andern Autoren finden können. Dahin rechnen wir besonders ein Festhalten an der Autorität der Handschriften, und die Zurückführung des Textes, so weit nur immer möglich, auf die urkundliche Grundlage, womit dann Beseitigung der zahlreichen keineswegs nothwendigen Conjecturen, mit welchen man bekanntlich bisher gerade bei Ovid wegen des eigenthümlichen Charakters seiner Poesien sehr freigebig gewesen, verbunden ist. So wird es uns dann nicht befremden, wenn wir hier manche Lesart, die bisher in dem Text allgemein eingeführt und auf berühmte Namen oder sonstige Autoritäten gestützt sich fortgepflanzt hatte, aus demselben wieder verschwinden sehen, weil sie der handschriftlichen Beglaubigung ermangelt. „Ich befolgte,“ sagt der Herausgeber S. VHI, „im Ganzen den Grundsatz, lieber der handschriftlichen Lesart selbst wenn sie an Werth einer jüngeren nachstehen sollte, treu zu bleiben, als eine weniger beglaubigte und begründete fortzupflanzen, dergleichen von Heinsius und Burmann oft zu rasch aufgenommen wurden.“ — „Die Kritik,“ heißt es in der Note, „kann nicht vorsichtig genug bei Ovid verfahren; um so strenger muß man sich bei Sichtung dessen, was frühere Kritiker geleistet haben, an die bewährtesten schriftlichen und gedruckten Urkunden halten.“ Wie viele Lesarten finden sich nicht bei Ovid, die eigentlich auf Nichts weiter sich stützen, als auf die Autorität eines Namens und auf das Gewicht eines Mannes, der freilich um Ovid sich grössere Verdienste als irgend einer seiner Vorgänger erworben, dessen Anspruch aber doch keineswegs der urkundlichen Autorität gleich gelten kann. Wir wollen gewiß nicht die Verdienste eines Nicolaus Heinsius schmälern oder herabsetzen; indessen sein Verfahren bei Ovid war allerdings einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen, wie

solche auch unser Herausgeber in vorliegendem Bande unternommen hat, zu dem er auch noch anderweitige kritische Hilfsmittel benützte, worüber wir bei dem Erscheinen des zweiten Bandes näher belehrt werden sollen; bis wohin denn unser Urtheil über den Werth dieser neu benutzten Handschriften ausgesetzt bleiben soll. Das Ergebniss dieser Collationen, verbunden mit einer Angabe der bedeutenderen Varianten, besonders solcher, die auf den Sinn und die richtige Auffassung des Textes Bezug haben, oder in sprachlich-grammatischer Hinsicht von Belang sind, ist in den dem Texte untergesetzten Anmerkungen niedergelegt, so dafs, was wir übrigens vollkommen billigen müssen, das Kritische von dem Exegetischen durchaus nicht getrennt, sondern, so wie es die Natur der Sache mit sich brachte, beides in einander verwebt und mit einander verbunden erscheint. Trennungen der Art fruchten in der That wenig, sind im Ganzen sehr störend und können Wiederholungen oder Mißverständnisse nicht abwenden. Es liesse sich nun hi●allerdings die Frage aufwerfen, ob diese Anführung der Varianten und diese Art der kritischen Behandlungsweise in eine Ausgabe, welche, wie die vorliegende, für reife Schüler zunächst bestimmt ist, gehöre, und nicht vielmehr davon ausgeschlossen seyn sollte. Unser Herausg. hat sich natürlich, wie zu erwarten, für das Gegentheil erklärt (S. VI.) und auch für seine Ansicht eine Reihe von Gründen beigebracht, die um so mehr Beachtung verdienen müssen, als der Herausgeber hier aus eigener Erfahrung spricht. Ob aber, wenn zunächst streng an dem Begriff einer Schulausgabe festgehalten werden soll, nicht zu Viel in diesen Anmerkungen dann gegeben ist, bitten wir gleichfalls in Erwägung zu ziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

*Ovidii Metamorphoss. ed. Bach.**(B e s c h l u f s.)*

Diese Anmerkungen, welche in deutscher Sprache geschrieben sind, beziehen sich, aufer dem, was nun zunächst der Kritik angehört und in der Erklärung davon abhängig ist oder damit auf irgend eine Weise zusammenhängt, insonderheit auf Entwicklung und Erörterung des Sprachgebrauchs, vornämlich des dichterischen, der dichterischen Eigenthümlichkeiten u. s. w., mit specieller Berücksichtigung des Ovidius; sie verbreiten sich ferner mit gleicher Sorgfalt über das Grammatische, namentlich in den Abweichungen, welche die Sprache der Dichter des goldnen Zeitalters der Literatur sich erlaubt hat, über den Versbau, über Prosodik u. s. w.; und endlich ist auch selbst das Sachliche nicht unberücksichtigt geblieben. Ueberall finden sich die erforderlichen Belege und Nachweisungen, ohne welche keine Behauptung aufgestellt wird, überall zahlreiche Parallelstellen aus Ovidius und andern Dichtern zur besseren Erkenntniß des Sprachgebrauchs und tieferem Eindringen in den Sinn des Ganzen; und wenn sich auch hie und da Nachweisungen auf einzelne Werke finden sollten, die kaum in den Händen eines Schülers zu erwarten wären, so dienen sie doch immerhin dazu, den Schüler auf solche Werke aufmerksam zu machen, die er bei fortgesetzten Studien gewiß nicht übersehen wird; es wird auch der Schüler nach und nach unwillkührlich gewöhnt, Nichts ohne genügende Autorität zu behaupten, überhaupt keine Behauptung zu wagen, die er nicht mit den gehörigen Gründen und Beweisen zu unterstützen vermag. Hören wir, wie unser Herausgeber S. IX. darüber sich ausläßt: „Parallelstellen, nicht blos aus Ovid, sondern auch aus andern Schriftstellern, theils zum gründlichen Verstehen

des Textes, theils zu ästhetischen Zwecken, beizugeben, bewog mich die Erfahrung, daß der geweckte und fähige Schüler gern dergleichen Zusammenstellungen benutzt. Wird auch bisweilen auf Autoren oder deren Hauptklärer hingewiesen, die nicht immer in Händen des Schülers sind, so wird er wenigstens darauf aufmerksam gemacht und zum Gebrauch derselben für die Zukunft angeregt." Aus diesem Grunde hat der Herausgeber öfters Fragen angebracht, welche den Lehrer zu weiterer Prüfung, den Schüler zu strengerem Denken Veranlassung geben sollen.

Wollten wir nun auch in eine nähere Prüfung des Einzelnen, was uns die Gränzen dieser Anzeige nicht verstatten, eingehen und in den Anmerkungen hie und da an die Stelle der gegebenen Erklärung eine andere setzen, die uns nach unserem subjectiven Standpunkt aus, richtiger erscheint, wir könnten doch im Allgemeinen kein anderes Resultat unserer Prüfung anführen, als daß im Ganzen die Anmerkungen in jeder Hinsicht befriedigend sind, da sie sich mit gleicher Gründlichkeit und in gleichem Umfang über die verschiedenen, zum Verständniß und richtigen Auffassen des Dichters nothwendigen Gegenstände verbreiten, ob wir gleich hier die Behauptung nicht unterdrücken können, daß eine solche Bearbeitung der Metamorphosen vielleicht in der Hand eines geschickten Lehrers oder eines schon gereiften und gebildeten Schülers, der für sich, außerhalb der Schule, diese Ausgabe bei der Privatlectüre benutzt, erspriesslicher und Nutzen bringender seyn dürfte, als in der Schule selber, in den Händen des Schülers, unmittelbar bei dem Schulgebrauch, weil für diesen Zweck, nach unserem Ermessen, Mehr in der Ausgabe geschehen ist, als man erwarten darf, auch Manches bemerkt ist, was dem mündlichen Vortrag und der Erörterung des Lehrers in der Schule selbst vorbehalten seyn dürfte. Es möchte uns nicht so schwer werden, Einzelnes zum Beleg unserer Behauptung aus dieser Anmerkung anzuführen und dem Herausgeber vorzu-

legen, dem übrigens vielleicht die in der Schule gemachten Erfahrungen, denen wir unsere subjectiven Ansichten nicht gleichstellen wollen, den Maßstab seines Verfahrens angegeben haben. Ohnehin weiß Ref., und kann es aus eigener Erfahrung bezeugen, wie schwer es hier wird, das gehörige Maafs zu beobachten, nirgends von dem vorgesteckten Ziele abzuweichen und überall die erforderliche Gleichförmigkeit zu gewinnen. Das aber muß er ausdrücklich hier wiederholen, dafs für den Lehrer, wie für den, welcher zu seiner Privatlectüre diese Ausgabe wählt, trefflich gesorgt ist, und wenn wir diese Rücksicht festhalten wollen, so haben wir uns durchaus nicht über die große Ausführlichkeit zu beschweren, die uns nur erwünscht seyn kann, da sie gründliche Belehrung in jeder Hinsicht darbietet und insbesondere geeignet ist, in die Meisterwerke der lateinischen Poesie einzuführen. Dafs der Herausgeber bei seiner Arbeit die vorhandenen Hülfsmittel auch in exegetischer Hinsicht getreulich benutzt, dafs er manche falsche Bemerkungen seiner Vorgänger berichtigt oder besser gestellt hat, brauchen wir wohl kaum ausdrücklich zu erinnern; und so sehen wir mit Verlangen dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, der die Vollendung des Ganzen bringen soll, nebst den erforderlichen Registern über die in den Anmerkungen erörterten Gegenstände und den Nachweisungen über die vom Herausgeber benützten Handschriften und Ausgaben, so wie in einem Nachtrag Bemerkungen des Herrn Professor Ochsner. Die Verlagshandlung hat dieser Ausgabe eine sehr würdige und nachahmungswerthe Ausstattung gegeben. Papier und Lettern sind vorzüglich; der Druck sehr correct.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an zwei andere, Ovid's Poesien betreffende, vor kurzem erschienene Schriften:

- 1) *Vollständiges Wörterbuch zu den Verwandlungen des Ovidius Naso. Vom Dr. Julius Billerbeck in Hildesheim. Hannover 1831. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 410 S. in gr. 8.*

Eine Aufforderung des Hrn. Director Seebode gab die nächste Veranlassung zur Abfassung dieses Wörterbuchs, dem wir zweckmäßige Einrichtung, Vollständigkeit in Aufführung der einzelnen Wörter, und richtige Angabe der Bedeutungen (in welchen diese Wörter zunächst in den Metamorphosen vorkommen) nicht absprechen können; weshalb wir auch kein Bedenken tragen, es als seinem Zweck, der studierenden Jugend ein geeignetes Hülfsmittel bei der Lectüre des Ovidius in die Hände zu geben, entsprechend zu erklären und seine Aufnahme, da, wo Ovid's Metamorphosen gelesen werden, zu empfehlen. Es enthält dieses Verzeichniß alle in der genannten Schrift vorkommenden Wörter, selbst mit Einschluss der *Nomina propria*, die aber nicht besonders zusammengestellt, sondern betreffenden Orts nach der alphabetischen Ordnung eingereiht sind (was wir vollkommen billigen); die Quantität der einzelnen Worte ist genau angegeben, überall, wo es nöthig ist, das griechische Wort (von dem das lateinische abstammt) beigefügt; die Bedeutungen sind, so weit als möglich, genetisch entwickelt, und bei dieser Gelegenheit finden sich selbst hie und da manche Winke zu dem Verständniß schwierigerer Stellen, wodurch dem Schüler eine nicht unerwünschte Unterstützung gegeben wird, ohne daß davon Nachtheile für ihn zu befürchten wären. Alle nur einmal vorkommenden Wörter sind mit Sternchen bezeichnet; die Stellen, in denen ein jedes Wort vorkommt, sind genau bemerkt, und so allerdings ein nicht unwesentlicher Beitrag zu einem Wörterbuch geliefert, das die sämtlichen Schriften des Ovidius umfassen und in der Art, wie es hier bei den Metamorphosen geschehen, lexikalisch behandeln sollte. Eine gewifs sehr verdienstliche Aufgabe, ein Unternehmen, dessen Lösung freilich zu viele Mühe kostet, als daß wir sobald dies in unserer Bücher- und schreibseligen Zeit erwarten

dürften. Selbst Parallelstellen aus andern Schriften des Ovidius, oder auch selbst aus andern Autoren; sind hie und da beigefügt. Artikel, wie die z. B. der einzelnen Präpositionen, sind mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet; bei manchen Partikeln Nachweisungen auf Zumpt und Ramshorn gegeben, und auf Synonymik wesentlich Rücksicht genommen, desgleichen auf genaue Angaben in den *Nominibus propriis*, welche in dieser Schrift des Ovidius vorkommen. Der Druck ist sehr compendiös eingerichtet, ohne dadurch für die Augen beschwerlich oder nachtheilig zu seyn.

*Dav. Ruhnkenii Dictata ad Ovidii Heroidas et Albinovani Elegiam. Nunc primum edidit Frid. Traug. Friedemann. Lipsiae, sumtus fecit ac venundat C. Knobloch. 1831. 150 S. in gr. 8.*

So gut die *Dictata* zu Terentius und Suetonius, die uns neuerdings bekannt geworden sind, verdienten auch diese Bemerkungen zu Ovids Heroiden und des Albinovanus Elegie aus dem Nachlasse des grossen holländischen Philologen eine Bekanntmachung, die ihnen jetzt durch die Bemühungen des Hrn. Friedemann auf eine Weise zu Theil geworden ist, die uns zu gebührendem Dank gegen den für die classische Literatur und deren Förderung unermüdet thätigen Herausgeber auffordert.

Da die dem Herausgeber von Hrn. Director Seebode, dem die Schrift auch dedicirt ist, mitgetheilte, hie und da lückenhafte Abschrift des Ruhnken'schen Collegheftes durch Zumpt aus dem in Berlin befindlichen Papieren Santen's (im Dietzischen Nachlasse) und durch Geel durch genaue Vergleichung mit dem in Leiden befindlichen Exemplar des Ruhnken berichtigt und vervollständigt ward, so haben wir in dieser Hinsicht eben so wenig als über den correcten Abdruck des Ganzen auch nur einigermaßen Beschwerde zu führen, und müssen in dieser Hinsicht die bewährte Sorgfalt des Herausgebers dankend anerkennen.

Aus der kurzen Einleitung Ruhnkens — sie füllt nur Eine, aber enggedruckte Seite — ersehen wir, daß Derselbe an der Aechtheit sämtlicher Heroiden keinen Zweifel hegte, mit einziger Ausnahme der zwanzigsten, doch wird in den Dictatis selber S. 110. die zwanzigste und ein und zwanzigste als unächt bezeichnet. Im Ganzen haben auch die neuesten, umfassenden Untersuchungen über die bestrittene Aechtheit mehrerer dieser Briefe kein anderes Resultat geliefert. Die in Form und Inhalt verwandten Briefe des Sabinus stellt Ruhnken als den Ovidischen bei weitem untergeordnet dar, er nennt sie „*duriores, obscuriores nec ulla parte cum Ovidianis comparandas.*“ In demselben Vorwort räumt Ruhnken dem auch nach unserm Ermessen um Ovid hochverdienten Nicolaus Heinsius unter den Bearbeitern des Ovidius die erste Stelle ein; inzwischen möchten die, nicht ohne schielenden Seitenblick auf Burmann ihm ertheilten Lobsprüche, nach den neuesten Ergebnissen, immerhin etwas ermäßigt werden können.

Die Anmerkungen selbst sind in Charakter und Geist ganz denen zu Terenz und Suetonius ähnlich, sie sind zum Theil grammatischen Inhalts, meistens aber Sprachbemerkungen, mit einzelnen Belegen und Nachweisungen unterstützt, und in dieser Beziehung ein höchst schätzbarer Beitrag zur genauen Kenntniß des Ovidischen Sprachgebrauchs und zu tieferem Eindringen in die Sprache und den Geist der Römischen Dichter überhaupt. Eine Masse feiner Sprachbemerkungen, wie sie sich von einem so gründlichen Kenner der lateinischen Sprache, als Ruhnken war, erwarten lassen, wird uns hier geboten, und damit allerdings für die Interpretation dieser Gedichte nicht wenig gewonnen; freilich ist auch Manches aus Burmanns Commentar aufgenommen, aber es erscheint unter den Händen Ruhnkens so neu gestaltet, daß wir es kaum in seiner ursprünglichen Gestalt zu erkennen vermögen; ferner ist auch Manches in diesen Dictaten berührt, was wohl jetzt kaum mehr, bei der

seit Ruhnken's Zeit so wesentlich fortgeschrittenen Kunde, zu berühren nöthig ist, was aber durch die Natur und Beschaffenheit, so wie die Bestimmung dieser Dictate, hinlänglich gerechtfertigt erscheint und schon aus dem Grunde nicht weggeschnitten werden durfte, weil nur so, durch vollständige Bekanntmachung und eine dadurch mögliche Uebersicht des Ganzen, ein Endurtheil über den Charakter dieser Dictata möglich wird, und wir zugleich dadurch über den Zustand der Wissenschaft, die Art und Weise des Studiums in jener Zeit eine richtige Ansicht gewinnen können. Und dann wird sich bei Allem dem, was wir aus den oben bemerkten Gründen vielleicht als minder nothwendig bezeichnen dürften, immerhin selbst in der Spreu Einzelnes finden, was die Mühe des Aufsuchens wohl verlohnte. So wird es nun nicht befremden, wenn wir in diesen Dictatis auch manche lexikalische Bemerkungen finden, ja selbst sachliche Bemerkungen, mythologischer, geographischer oder antiquarischer Art, ob zwar nicht in Vollständigkeit — denn diese lag nicht in dem Zweck des Ganzen — so doch schon in größerer Ausdehnung als bei den Dictatis zu Terentius. Auch einzelne kritische Bemerkungen oder Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen, welche zerstreut vorkommen, wird der Bearbeiter des Ovidius nicht zu übersehen haben. Bei dieser Masse von Bemerkungen ist dann der mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Index (wobei der Herausgeber die Mitwirkung des Hrn. L. Kirschbaum, eines seiner vorzüglicheren Schüler rühmt) unentbehrlich geworden.

S. 129. erwähnt Hr. Friedemann einer Handschrift der Ovidischen Briefe, deren Collation er besitzt, und einem künftigen Herausgeber dieser Briefe mitzutheilen bereit ist. Als Probe werden einige Varianten angeführt; im Ganzen aber mag die Handschrift von keiner sonderlichen Bedeutung seyn oder wesentliche Verbesserung des Textes erwarten lassen.

*Chr. Bähr.*

*Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Mit zwei lithographirten Tafeln und 1 Karte. Stettin bei Friedrich Heinrich Morin, 1832. VIII und 389 S. in 8.*

Als im Jahre 1824. bei dem Feste der Erinnerung an die Einführung des Christenthums, insbesondere durch die thätige Mitwirkung des damaligen Oberpräsidenten Sack in Pommern ein Verein für Pommer'sche Geschichte und Alterthümer gestiftet wurde, so zeigte sich bald das Bedürfnis eines eigenen Organs für die Mittheilungen des Vereins, zumal nachdem die Pommer'schen Provinzialblätter von Giesebrecht und Haken, in welche die vier ersten Jahresberichte aufgenommen waren, zu erscheinen aufgehört hatten, auch bereits vorher in den Statuten der Gesellschaft die Gründung einer Vereinskchrift, als des geeigneten Organs, das größere Publikum mit den Bemühungen und Forschungen des Vereins und deren Ergebnissen bekannt zu machen, ausgesprochen war. Dazu sollen nun diese Baltischen Studien dienen, deren erstes Heft uns vorliegt und bei dem reichhaltigen Inhalt baldige Fortsetzung lebhaft wünschen läßt. Mittheilungen aus alten Sagen, Chroniken, Urkunden, Verordnungen, gleich wichtig für die politische Geschichte wie für die Culturgeschichte, antiquarische Gegenstände, Beiträge zur Landesgeschichte, auch der einzelnen Distrikte, Städte oder einflußreicher Familien und dergl. m. in Verbindung mit den Jahr für Jahr erscheinenden besonderen Berichten der Gesellschaft sollen den Hauptinhalt bilden, der daher auch nicht bloß eng auf die Grenzen Pommerns eingeschränkt, sondern auch dabei die Nachbarländer umfassen soll, der engen Verbindung wegen, in welcher diese Staaten mit Pommern standen, und den vielfach hier in Betracht kommenden Verhältnissen und Beziehungen auf einander, so daß also namentlich für die ältere Geschichte, auch Scandinavien, Polen und selbst Preussen mit in den Kreis dieser Studien fallen, und diese dadurch zugleich ein allgemeineres Interesse gewinnen, zumal wenn, wie ver-

sprochen ist, auch von Zeit zu Zeit Berichte über die Leistungen der Nachbarländer, die mit Pommern in Berührung kamen, für deren Geschichte und Alterthumskunde beigelegt werden.

Gern erfüllen wir die uns obliegende Pflicht, diese Baltischen Studien zur Kunde des größeren Publikums durch eine Anzeige in diesen Blättern zu bringen, und so wenigstens nach Kräften beizutragen, um denselben auch außer dem nächsten vaterländischen Kreise die wohlverdiente Theilnahme aller derer zuzuwenden, welche überhaupt für vaterländische Kunde sich interessiren, und den Werth derselben für die allgemeine (deutsche) Geschichte erkannt und solche mit Ernst zu fördern bedacht sind. Solche verweisen wir dann insbesondere auf den an manchen wohl zu beherzigenden Winken über die Behandlung der Geschichte, namentlich der Provinzialgeschichte und deren Verhältniß und Verbindung zur allgemeinen Geschichte über den Geist und die Art, in welcher die Provinzialgeschichte behandelt werden soll, um größeres Interesse zu erwecken und allgemeinere Theilnahme zu finden, so reichen Aufsatz, mit welchem dieses erste Heft eröffnet wird:

I. Ueber die Geschichte Pommerns, ihr Verhältniß zur deutschen Geschichte, ihre Behandlung und Darstellung. Vom Königl. Archivar F. L. Baron von Medem. Die ganz eigenthümliche Schwierigkeit die Provinzialgeschichte zu behandeln, liegt, und darin hat der Verf. gewiß ganz Recht, mit hauptsächlich darin, ihren Gehalt als den der allgemeinen Geschichte aufzuzeigen und ihr ein allgemeines Interesse abzugewinnen. So schwer dies auch immerhin seyn mag, ja fast unerreichbar, so muß der Geschichtschreiber doch immer den Versuch dazu machen, er muß streben, das Ziel zu erreichen, wenn es auch ihm beim ersten Anblick unerreichbar scheinen sollte. (Man denke an Möser's Osnabrück'sche Geschichte oder an J. v. Müller's Schweizergeschichte), zumal wenn daran auch die weitere Forderung sich knüpft, seinem

Gegenstand die Form und die innere Gliederung eines Kunstwerkes zu geben, so daß man in der Darstellung die künstlerische Einheit und Composition erkenne. „Die bloßen Facta (so lesen wir S. 8.) sind noch keine Geschichte; erst zu einem Ganzen verarbeitet; und in einen solchen Zusammenhang gebracht, daß in ihrer Erscheinung und Aufeinanderfolge auch zugleich ihre Bedeutung und Wirkung sichtbar ist, verdienen sie diesen Namen. Die dem gewöhnlichen Blick zu tief liegende Verkettung von Ursache und Wirkung in der Geschichte macht nur der Historiker sichtbar.“ Daß der Historiker hier immerhin einigermaßen wenigstens von der eigenen Anschauungsweise, die er so zu sagen mitbringt, abhängig ist, wird eben so wenig zu verhüten seyn, da es in der Natur der Sache liegt, als es hinwiederum auf der andern Seite, die höchste Aufgabe, das höchste Ziel des Historikers seyn muß, sich von persönlichen Ansichten frei zu halten und über die subjective Ueberzeugung zu einer allgemeinen Ansicht und damit zu einem höhern Standpunct sich zu erheben. Diese Aufgabe stellt sich auch völlig gleich, es mag von einer Provinzialgeschichte oder von einer allgemeinen Geschichte die Rede seyn. „Selbst die ärmste Monographie muß nach demselben Grundsatz wie die Geschichte eines Staats behandelt werden; von den Theilen muß dasselbe gelten, in ihrer Trennung, wie in ihrer Vereinigung zum Ganzen.“ (S. 10). — „Ist doch die Provinzialgeschichte selbst nur die Besonderung des allgemeinen Geistes und in ihren einzelnen Parthien oft bloß ein Moment, eine Schattirung desselben. Den Gehalt der Geschichte in abstraktere Formen zu bannen, Alles in ein System zu zwingen, ist die vergeblichste Mühe, welcher sich ein Historiker unterziehen kann. Mit leeren Abstractionen ist in der Geschichte Nichts gewonnen; sich nach ihnen zu bemühen, ist um Nichts besser, ja noch schlechter, als die trockenste und sinnloseste Aufzählung und Aneinanderreihung der Fakta.“ (S. 11 fg.)

Mit diesen und andern allgemeinen Bemerkungen,

auf deren Gehalt schon die wenigen Stellen, die wir hier ausgezogen, sattsam aufmerksam machen können, wendet sich der Hr. Verf. zur Behandlung der Pommer'schen Geschichte. Nun läßt sich die Provinzialgeschichte überhaupt von einem zwiefachen Standpunkte bearbeiten, je nachdem man rein wissenschaftliche oder mehr praktische Zwecke dabei verfolgt. In letzterer Beziehung ist allerdings das Studium der vaterländischen Geschichte ein treffliches Mittel zur Belebung und Befestigung einer ächt patriotischen Gesinnung und zugleich das beste Mittel, ein wahres öffentliches Leben und rege Theilnahme dafür zu erwecken, indem sie Liebe für die heimische Vorzeit und damit Anhänglichkeit an die Institutionen der Gegenwart, welche aus jener hervorgegangen sind und auch nur durch Einsicht und Kenntniß dieses ihres Grundes, ihrem wahren Geiste nach weiter ausgebildet und gefördert werden können, erzeugt. Dies ist, von dieser Seite betrachtet, die schönste Frucht historischer Studien; weil von ihr allein die Verbesserung und zeitgemäße Fortbildung der Institutionen der Gegenwart zu hoffen ist, welche nimmermehr durch oberflächliches Raisonement, wie es jetzt an so manchen Orten erschallt, und seichtes Gerede von gewissen allgemeinen Theorien erzielt werden kann, die, indem sie Alles gleich machen und verschmelzen wollen, eine Gleichheit hervorbringen, die eben dadurch, daß sie das historische und positive Element unberücksichtigt läßt, in frechem Hochmuth darüber sich wetzend, zur höchsten Ungleichheit und Ungerechtigkeit wird. Der Verf., indem er von den Früchten spricht, welche von einer so bewirkten allgemeinen Theilnahme an öffentlichen Ereignissen, am Leben des Staats, zu hoffen und zu erwarten sind, fügt die gewichtvollen Worte bei Seite 16: „Von dem Besitz einer bestimmten Verfassungsform ist solches Gut weniger abhängig, als von einer gediegenen Gesinnung, die sich in der Achtung vor dem Gesetz und in der Liebe zum Bestehenden bethätigt. Mag nun jene auch schon die allgemeine

Sittlichkeit fordern, so ist diese dagegen nur dann mit Grund zu hoffen, wenn genaue Kenntniß der Geschichte des eigenen Staats mit demselben gleichsam befreundet hat. Ohne Vaterlandsgeschichte keine wahre Vaterlandsliebe (Worte, womit Max Joseph III. am 28. März 1759. die Münchner Akademie eröffnete). Wer den Staat, welchem er angehört, von seinem Entstehen an, durch die ganze Reihe der mannichfachen Schicksale und Wechselfälle seines Lebens verfolgt, das Hervortreten und Ausbilden seiner Institute mit forschendem Auge betrachtet hat, und die kunstvolle Gliederung des Ganzen zu begreifen vermag, der wird mit wahrer Liebe sich zum Vaterlande hingezogen fühlen, weil er die Ueberzeugung gewonnen haben muß, daß es im Guten und Bessern rastlos vorwärts gehe und nach einem großen Ziele: sittlicher Vollendung, Alles hinstrebe. Und diese Wirkung ist im kleinen Kreise dieselbe, wie im größern. Die Geschichte der unbedeutendsten Landschaft steht in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit der Geschichte eines Staats. Jene Kenntniß durch ihre weiteste Verbreitung recht fruchtbar und zum Eigenthum des Volks zu machen, sollte daher der Historiker streben, sollte jeder Berufene als seine Aufgabe ansehen. Denn kein besseres Mittel giebt es zur Verständigung mit seiner Zeit, als die Kunde der Geschichte. Nur wer die Vergangenheit, sowohl die ferner als näher liegende kennt, weiß die Gegenwart zu würdigen; und darum handelt es sich doch vorzüglich." Darum auch der Historiker, der der Gegenwart angehört, die Vergangenheit mit steter Rücksicht auf jene behandeln und betrachten soll. „Das Leben verschmäht nicht die Gebilde vergangener Zeit, es gelangt vielmehr durch sie zum Bewußtseyn über sich selbst, es sagt sich aber von Formen los, aus denen der Geist entwich, und die dennoch für Etwas besseres, als es selbst erzeugt, gelten wollen." (S. 18.)

Was nun speciell Pommern und dessen Geschichte anlangt, so weist der Hr. Verf. insbesondere darauf hin, daß der gegenwärtige Zustand auf einer Verschmelzung

Slavischer und Germanischer Elemente beruhe, und aus der endlichen Vermischung dieser beiden lange Zeit sich feindlich gegenüberstehenden Elemente zu begreifen sey; weshalb vor Allem in einer Geschichte Pommerns eine Sonderung der Slavischen Bestandtheile von den Germanischen vorzunehmen und der charakteristische Unterschied beider, der Einfluss auf das öffentliche wie auf das Privatleben, und der mit dem gänzlichen Untergang oder vielmehr der gänzlichen Auflösung des einen Elements in das andere sich endigende Kampf nachzuweisen sey. Denn „die Einsicht in unsere gegenwärtigen Zustände muß an Intensität und Umfang gewinnen, wenn wir die Elemente, aus denen sie hervorgingen, genau erkannt und aufgefaßt haben.“ (S. 19.) Wir bedauern, nicht weiter das anführen zu können, was der Verf. über das Studium des einen Elements, des Slavischen, so wie über das des andern, des Germanischen, bemerkt; bei welchem letztern allerdings es nöthig wird, in den Norden zurückgehen, der zur Erforschung und Ermittlung des ursprünglich Deutschen eben so wichtig ist, als für die früheste Geschichte Pommerns. Auch unterläßt der Hr. Verf. nicht, am Schluß seines Aufsatzes auf das reiche Material der Pommer'schen Geschichte aufmerksam zu machen, das in (meist noch nicht benutzten oder gekannten) Urkunden und sonstigen Denkmalen vorliegt, welche vorerst auch nur ihrem Gesamttinhalt nach kennen zu lernen, um den ganzen Reichthum und die ganze Masse zu überschauen, dringendes Bedürfnis ist. Dann dürfen wir auch schon eher hoffen, eine gründliche, aus den Quellen selber geschöpfte Geschichte Pommerns zu erhalten. Was dazu erforderlich ist, sowie überhaupt, was Alles von Seiten dessen zu berücksichtigen ist, der ein treues Bild von Pommern entwerfen will, ist am Schlusse des dritten Aufsatzes S. 114 ff. gut angegeben.

II. Die Kriege Valdemar's und Knud's gegen Rügen und Pommern, aus der Knytlinga

Sage übersetzt und mit Anmerkungen und einer Karte versehen von **Gustav Kombst**. Die im J. 1829. zu Kopenhagen zuerst durch den Druck bekannt gewordene **Knytlinga Sage** enthält die Erzählung der Begebenheiten des Dänenreichs von **Harald Gormsoen** bis zur Beendigung der Kriege mit den Pommern, und stimmt mit **Saxo**, der bisher als einzige Quelle von Bedeutung über die Dänenkriege galt, vollkommen überein, so daß sich sogar die Vermuthung wagen läßt, es sey diese Sage vielleicht eine Bearbeitung **Saxo's** für das Volk; obwohl Manches dagegen spricht. Der Verf. hat nicht nach dem Isländischen Original, sondern nach der Dänischen Uebersetzung die Erzählung gegeben, welche mit dem Zuge des Königs **Valdemar** im Frühling 1158. nach der den Sommer zuvor erfolgten Schlacht auf der **Gradehede** beginnt. Vielfache Erörterungen in geschichtlicher und geographischer Hinsicht, so wie auch, zur bequemerem Uebersicht, eine Charte sind beigefügt, und am Schlusse S. 89 ff. noch Einiges über die chronologischen hier in Betracht kommenden Punkte bemerkt. Im Ganzen ist das Geographische mit vieler Genauigkeit in der Sage behandelt; die Namen aber finden sich meist sehr verfälscht. Auf die S. 63 ff. fortlaufende Note über die **Jomsburg** werden wir weiter unten zurückkommen.

**III. Die Burgen Pommerns.** Von dem Königl. Landrath Herrn von **Flemming** auf **Basentheim**. Daß wie anderwärts, so auch in Pommern die Burgen eine geschichtliche Bedeutung haben, wird kaum zu bemerken nöthig seyn, wenn auch gleich Pommern keine so große Anzahl von Burgen aufzuweisen hat, als andere Gegenden Deutschlands, wie z. B. die Rheingegenden oder Thüringen, Franken, die Schweiz. Ein Hauptgrund davon liegt in den friedlichen Verhältnissen der Pommerschen Herzöge mit ihrem Adel, also in dem Mangel innerer Fehden, in der größeren Ruhe, deren sich stets dieses von dem Schauplatze der Kämpfe und des Kriegs entfernter liegende Land erfreute, sowie

selbst auch in dem größeren Aufwande, welcher mit der Anlage von Burgen in einem solchen Lande, wie Pommern, verbunden war. Dagegen bietet aber auch Pommern die seltene Erscheinung, daß fast kein einziges der burg- und schloßgesessenen Geschlechter erloschen ist, und daß in den Chroniken des Landes von ihrem ersten Entstehen an, also seit 7—800 Jahren, stets dieselben Namen genannt werden; eine im Vergleich mit andern Orten, wo unzählige Rittergeschlechter ausgestorben sind, gewiß höchst seltene Erscheinung. Vorliegende Beiträge beschränken sich zunächst auf das ehemalige Herzogthum Stettin, so weit es Hinterpommern umfaßte, und enthalten zugleich die erforderlichen Bemerkungen über die Eintheilung des Landes und die burg- und schloßgesessenen Geschlechter desselben. Deren werden acht angegeben, ihre Besitzungen bilden eben so viele Kreise (d. h. sechs, da die Geschlechter der Glasenappe und Manteufel außerhalb des Herzogthums Stettin wohnten), die in späterer Zeit auf vier reducirt wurden, welche bis vor wenigen Jahren in ihrer alten Verfassung bestanden haben. Unter jenen Geschlechtern stehen die jetzt ausgestorbenen Grafen von Eberstein, ein ursprünglich Deutsches Geschlecht, aus dem Brandenburg'schen vertrieben und erst seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Pommern ansässig, oben an; der Verf. giebt hier, wie bei den folgenden Geschlechtern, sorgfältig die Burgen an, welche dieselben besaßen. Dann folgen die Flemminge, ein eingewandertes Deutsches oder vielmehr Niederländisches Geschlecht, höchst bedeutend, da es ausgezeichnete Feldherrn und Staatsmänner in Schweden, Polen und Sachsen aufzuweisen hat. Seine Besitzungen betragen an vierzig Dörfer und Dorfsantheile, welche den Flemming'schen Kreis bildeten. Auch hier nennt der Verf. die Burgen dieses Geschlechts, jedoch mit dem Bemerkung, daß die Ueberbleibsel mehrerer alten Burgen, die außer den fünf Hauptburgen, auf Flemming'schen Gütern vorkommen, wahrscheinlich von den Wenden

herrühren, welchen sie zu kleinen Vesten dienten; auch waren sie wahrscheinlich ganz von Holz erbaut. Bei dieser Gelegenheit widerlegt der Verf. einige Irrthümer in Betreff der Wenden, welche bereits im 12ten Jahrhundert in Vorpommern nicht mehr zu finden waren, sowie ein Jahrhundert später, nicht mehr in Hinterpommern, weshalb alle seit dieser Zeit entstandenen Denkmale von Deutschen errichtet worden, und was den Wenden zugeschrieben wird, demnach auf ein Geringes sich zurückführen läßt. Nun folgen die Dewitze und die von der Osten; dann die Borcken, das mächtigste von allen in Hinterpommern, ursprünglich ein Wendisches, im Besitz von 50 — 60 Dörfern, vieler Burgen u. s. w., vielfach ausgebreitet und im Kriegsdienste jeder Zeit glänzend. Ein ähnliches Wendisches, gleichfalls berühmtes Geschlecht sind die von Wedell.

IV. Einige Bemerkungen über Wartislav den Zweiten und dessen Nachkommen. S. 116 ff. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß dieser Wartislav, dessen Geschichte, so wie die seiner Söhne zunächst Gegenstand dieser Abhandlung bilden, der Sohn Suantibor's war, welchen einheimische Documente als den Ahnherrn sämtlicher Herzöge von Pommern bezeichnen. Unter ihn fällt die Ansiedlung der ersten Deutschen Einwanderer.

V. Dr. Johann Bugenhagens Tod, hinterbliebene Angehörige und einige andere Verwandte. Von Hrn. Consistorialrath Dr. Mohnike. S. 142 ff. Schätzbare Beiträge zur Lebensgeschichte des berühmten Pommerschen Reformators aus meist wenig bekannten Quellen.

(Der Beschlufs folgt.)

*Baltische Studien. 1stes Heft.*

(*Beschlufs.*)

VI. Das alte Barth in kirchlicher Rücksicht. Von Friedrich Oom. S. 173 ff. Eine interessante Monographie über eine Stadt, deren Ursprung nach Urkunden in die heidnische Zeit fällt, begleitet mit einer Reihe von Urkunden, welche auf den Inhalt der Abhandlung sich beziehen, in welcher der Verf. von den ältesten heidnischen Zeiten auf die Zeit der Einwanderung der Sachsen, die Einführung und Verbreitung des Christenthums kommt, und damit die ausführliche Beschreibung der kirchlichen Merkwürdigkeiten verbindet.

VII. Sophie von Schleswig-Holstein, Wittwe Herzog Philipps II. von Pommern, auf dem Schlosse in Treptow a. d. Rega (gestorben 1658.) S. 247 ff. Nicht ohne allgemeineres Interesse und mit manchen charakteristischen Zügen.

VIII. Fünfter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde. Stettiner Ausschufs. Vorgelegt am 15ten Juni 1830. Dieser Bericht, aus welchem rege Theilnahme und warmer Eifer für vaterländische Kunde auf eine erfreuliche Weise hervorgeht, zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste giebt Kenntniß von dem Zuwachs zu den Sammlungen, sowohl an Münzen (darunter acht und zwanzig Stück Römische Kaisermünzen auf Kupfer, angeblich im Mecklenburgischen ausgegraben, zwei Arabische Silbermünzen, gefunden auf der Insel Wollin u. A.), als an altem Geräthe aus christlicher und vorchristlicher Zeit (darunter mehrere Streitkolben, Streitäxte, mehrere bronzene Bilder u. dgl. m.), und endlich an Büchern (darunter bedeutende Geschenke

des Hrn. Prof. Rafn in Kopenhagen). Im zweiten Abschnitt finden sich: Nachrichten von alterthümlichen Bauwerken und antiquarisch bedeutsamen Oertern auf dem heimathlichen Boden; hier zunächst von der beabsichtigten Entwerfung einer antiquarischen Charte von Pommern, sowie einer andern vollständigen Charte von den Ufergegenden des Haffs zwischen Ziegenort und Uckermünde und von Lebbin bis Pritter durch Herrn Nitzky, dessen Nachrichten über verschiedene Gräber altheidnischer Vorzeit, Burgwälle und andere Ruinen, die in verschiedenen Kreisen Pommerns vorkommen, Banten des Mittelalters und dergl. m. hier mitgetheilt werden. Endlich drittens: historisch-antiquarische Forschungen. Bezieht sich theils auf die verschiedenen zu Nachgrabungen gemachten Vorschläge, theils auf die von verschiedenen Seiten eingesandten Abhandlungen und Aufsätze, über verschiedene, die Alterthumskunde betreffenden Gegenstände. Wir machen hier beispielshalber aufmerksam auf die in Pommern verschiedentlich in Gräbern und sonst gefundenen spiralförmigen Gewinde, die, wie wohl kaum jetzt zu zweifeln ist, als Kopfschmuck der Frauen ursprünglich gedient haben mögen (S. 324 ff.); oder S. 328 ff. über den Betrieb des Eisenbaues in Pommern in früher Zeit; oder S. 329. über alte Gemälde Pommerscher Städte, S. 332 ff. über die Insel Wollin; dann auch einige örtliche Sagen, die slavische Vorzeit betreffend und dergl. m. Daran schließt sich der Bericht des Greifswalder Ausschusses, S. 342 ff. Unter den zu der Sammlung hinzugekommenen Gegenständen nennen wir eine Anzahl irdener Urnen; außerdem erinnern wir an die Beschreibung der Grabsteine bei der Eldenaischen Klosterkirchenruine, und an die Nachrichten über mehrere die Pommersche Geschichte betreffenden Handschriften und Urkunden, welche die Universität zu Greifswalde besitzt u. A. der Art.

IX. Miscellen, S 372 ff. 1) Das Trinkhorn Herzog Wartislav's V. mit einer Abbildung. 2) Nach-

trägliche Bemerkungen über die Lage der Jomsburg. Von Gustav Kombst. Bezieht sich auf die bereits oben erwähnte Anmerkung S. 63, wo der Verf. die Vedel-Simon'sche Arbeit (von welcher in diesen Blättern 1830. VI. p. 584. 487 ff. ein anderer Ref. Kunde gegeben) zwar als die beste in der gesammten Jomsburg's Literatur anerkennt, und darum auch nicht weiter in die Fragen über den Namen, Gründung und Bestimmung der Burg eingeht, aber dessen Vermuthung über die Lage der Jomsburg als unhaltbar bestreitet und dagegen die Gründe auführt, die es mehr als wahrscheinlich machen, daß die Jomsburg in der Nähe des jetzigen Wollin zu suchen, da dessen Identität mit Julin (in dessen Nähe die Jomsburg angelegt war) keinem Zweifel unterliegt. Dieser Nachtrag soll gewissermaßen die Erweiterung jener Anmerkung enthalten, und das Resultat eigener Anschauung des Verfs. bei einem Besuch dieser Gegend. Die drei Punkte, welche bisher zu Hypothesen Veranlassung gegeben, und auch die drei einzig möglichen, Lebbin, Wollin, Dannenberg und Wollmirstedt werden näher geprüft. 3) Anzeige, über die von Hrn. Professor Dr. Rafn in Kopenhagen beabsichtigte Herausgabe einer Sammlung der Nordischen Quellen, welche auf die Bekanntschaft der Nordischen Seefahrer mit Amerika vom Ende des zehnten bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich beziehen.

Wir führen bei dieser Gelegenheit noch eine andere Pommern betreffende Schrift an, die, obgleich eine bloße Gelegenheitschrift, doch durch ihren Inhalt wohl allgemeinere Verbreitung verdient. Es ist dies die Rede, welche Hr. Prof. Schömann zu Greifswalde bei dem von der Universität alle zehn Jahre gefeierten Fest des Andenkens an den Tod der Fürstin Anna, der einzigen Schwester des letzten Pommerschen Herzogs Bogislaus XIV., also des letzten Sprößlings dieser Dynastie, gehalten hat, womit auf diese Weise zugleich das Trauerfest des Erlöschens der Pommerschen Fürsten verbunden ist. Die Rede erschien unter folgendem Titel:

*De Bogislao Magno Pomeraniae principe. Oratio in decennialibus extinctae ducum Pom. fam. sacris ab Academia Gryphisvald. die XIX. Mens. Jul. A. MDCCCXXV. instauratis habita a Georgio Friderico Schömann ph. et jur. Dr. Litt. Gr. et Lat. Profess. P. Ord. Gryphisvaldiae, typis F. G. Kunike, reg. univers. typogr. 46 S. in 8. Womit zugleich das Einladungsprogramm zu dieser Rede verbunden ist:*

*Programma. Ad solemnia decennialia in memoriam et honorem serenissimae quondam principis ac dominae Annae etc. etc. simul et totius cum illa extinctae illustrissimae et augustissimae ducum Pomer. familiae ex pio instituto serenissimi quondam principis ac domini Ernesti Bogislai, ducis Croyae etc. etc. — celebranda — invitant rector et senatus universitatis Gryphisvaldensis.*

Das Programm theilt das Wesentlichste aus der Lebensgeschichte der Anna, der letzten Fürstentochter Pommeranischen Stamms, mit deren Tod am 19ten Juli 1660. das Haus erlosch, in lebendiger Darstellung mit. Bekanntlich verließ die an einen Fürsten von Croy verheirathete Tochter Bogislaus XIII., nach dem frühe erfolgten Tod ihres Gatten, dessen Lothringische Besitzungen, und zog sich, selbst mit Aufopferung vieler Güter, aus Anhänglichkeit an die evangelische Lehre nach Pommern zurück, wo ihrem Andenken auf Veranlassung ihres Sohnes Ernst Bogislaus (dessen Brief an die Universität noch vorhanden ist) alle zehn Jahre auf den bemerkten Todestag ein Fest gefeiert wird, das zugleich ein Fest der Erinnerung an das mit ihr erloschene Pommeranische Fürstenhaus ist. Zum Gegenstand der bei dieser Veranlassung zu haltenden Rede hat sich der Redner diesmal die Schilderung eines der ausgezeichnetsten Fürsten in der Reihe der Pommerschen Herzöge erwählt, und uns ein wohl ausgeführtes Gemälde Bogislaus X., der gewöhnlich der Große genannt ist, geliefert. Die beredte Art und Weise, womit der Verf. das Leben dieses in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ausgezeichneten Fürsten darstellt und die verschiedenen Begebnisse und Schicksale seines thatenreichen Lebens verfolgt, werden dieser Rede auch außerhalb des engeren vaterländischen Kreises, den sie zunächst berührt, wohlverdiente Theilnahme zu-

wenden, zumal da die classische Sprache, in der das Ganze gehalten ist, die Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, und der lebendige Fluß der Rede die Darstellung eben so anziehend macht und den Leser gern bei dieser Schilderung verweilen läßt, die, weil sie keines Auszugs fähig ist, in ihrem Zusammenhang vollständig gelesen werden muß.

*Chr. Bähr.*

---

*Handbuch der altheutschen und nordischen Götterlehre. Zunächst für den Gebrauch in höheren Schulen. Von Dr. G. Th. Legis. Leipzig 1831. Verlag der Hartmann'schen Buchhandlung (Schaarschmidt u. Volckmar). VIII u. 191 S. in 8.*

In diesem Handbuch wird eine falsche und insbesondere mit einer reichen Literatur begleitete Uebersicht der älteren Deutschen Götterlehre gegeben, die aus den verschiedenen uns bis jetzt bekannten Quellen geschöpft, die Resultate früherer Forschungen in zweckmäßiger Zusammensstellung liefert; wobei der Verf. bedacht war, alle fremdartigen, mit der Deutschen Götterlehre vermenigten Elemente sorgfältig auszuschneiden, und das Deutsche, frei von allem Celtischen oder Slavischen, ja selbst von dem ihm doch in vielen Beziehungen weit näher stehenden Nordischen oder Scandinavischen, darzustellen, weil die Vernachlässigung einer solchen genaueren Scheidung und Trennung bisher zu manchen Irrthümern und Fehlgriffen Veranlassung gegeben hat.

Nach zwei Perioden ist die Deutsche Götterlehre dargestellt; obgleich, wie der Verf. behauptet (S. 47.), der Religionsglauben in der späteren Periode sich im Wesentlichen gleich blieb, so war doch diese Eintheilung durch manche andere Rücksichten geboten. Die erste Periode reicht bis zur Völkerwanderung und umfaßt also eine Zeit, aus der uns außer den im Ganzen doch sehr unvollständigen und mangelhaften Nachrichten bei Römischen und Griechischen Autoren keine Quellen weiter zufließen. Unter diesen Quellen legt der Verf.

mit Recht viel Gewicht auf des Tacitus *Germania*; wenn ihm aber dieselbe „wahrscheinlich nur eine Vorbereitungsschrift zu seinen historischen Arbeiten, oder etwa eine Episode aus einem der späteren Bücher der *Historien*“ erscheint, so müssen wir bemerken, daß diese von Luden und von Becker neuerdings aufgestellten Ansichten nach den dagegen vorgebrachten Beweisen schwerlich sich geltend machen oder auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen, da die *Germania*, auch nach unserm Ermessen, als ein in jeder Hinsicht selbstständiges Werk sich darstellt. Auch die Aeußerung: „Tacitus war schwerlich selbst in Germanien; denn es findet sich in seinen Werken nicht die leiseste Spur [?], daß er aus wirklicher anschaulicher Erinnerung spricht,“ wird wohl einer Berichtigung oder Milderung bedürfen. Weniger wird man es dem Verf. verargen, wenn er in Absicht auf Tacitus Angaben über Deutsche Götter, die Tacitus allerdings in Römischem Geiste aufgefaßt hat, eine eben so strenge als besonnene Kritik angewendet wissen will, das Vaterländische frei von Römischer Zuthat auszumitteln. Es ist dem Ref. schon mehrmals bei einigen Stellen des Tacitus die Vermuthung aufgestossen, daß dieser Schriftsteller namentlich da, wo er von der Reinheit der germanischen Religion spricht, welche nicht einmal im Bilde die Gottheit darstelle oder sie innerhalb Mauern und Wände sich eingeschlossen denke und verehere, mithin in rein geistiger Weise auffasse, viel mehr Ansichten der Geläuterten seiner Römischen Mitwelt oder eigene religiöse Ansichten auf Deutschen Götterdienst überträgt, oder vielmehr diesen nach jenen eigenen Ansichten deutet und somit in einem reineren Lichte und höherer Deutung darstellt. Vergl. Hoffmeister *Weltanschauung des Tacitus* S. 99 ff.

Der Verf. geht nun, nachdem er zuvor einen Blick auf den Charakter und die Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung geworfen, auf die einzelnen Gottheiten, und zwar zuerst auf die allgemeinen und dann auf die Bundesgöttheiten über; beides zunächst nach

den Angaben, die bei Tacitus sich finden, dessen Abweichung von Cäsar nur in der unvollkommenen Ansicht des Letzteren zu suchen wären, der fast bloß chattische Völker kennen gelernt und wahrscheinlich den Cultus einzelner Stämme dem ganzen Germanenvolke zugeeignet habe. Unter den Bundesgottheiten führt der Verf. die Isis auf (nach Tacit. German. 9.), welche er mit der weiter unten (Cap. 40.) bezeichneten Aerthus für identisch hält. *Aerthum* nämlich soll in dieser Stelle die richtige Lesart seyn, indem *Aerthus* (eigentlich *Aertha*) dem Gothischen *airtha* (Angelsächsisch *corthe*, Althd. *erda*) entspreche und Erde bezeichne. Aus dieser ursprünglichen Lesart wäre durch Verwechslung der Anfangsbuchstaben *A* und *N* ein *Nerthum* entstanden, woraus erst ein *Herthum* und dann ein *Hertham* geworden; welches letztere übrigens dem Ref. immer noch das annehmbarste erscheint. Den Sitz dieses Dienstes findet der Verf. nicht sowohl auf der Insel Rügen, als vielmehr auf Seeland. Darin übrigens mag er nicht so Unrecht haben, wenn er diese Isis weiter mit der von den Aestjern verehrten *mater deum* (Cap. 45.) für identisch hält, oder wenn er *ibid.* Cap. 3. bei den dort erwähnten *monumentis* nicht sowohl an Germanische Denkmäler, sondern lieber an keltische Opferstätten denken will. Nun folgen noch Bemerkungen über die religiösen Vorstellungen und den Cultus, wobei wir unter andern auf die Erklärung der Stelle des Tacitus, German. 10. über die Sitte des Losens aufmerksam machen.

Die zweite Periode beginnt mit der Völkerwanderung und endet mit der völligen Einführung des Christenthums und dessen allgemeiner Verbreitung unter den Germanischen Stämmen. Hier sind wir nicht mehr auf fremdartige, ausländische Quellen, wie in dem ersten Zeitraum beschränkt, sondern auf eine nicht unbedeutende Masse späterer Zeugen hingewiesen, aus denen es übrigens immerhin höchst schwierig ist, eine ausreichende und genügende Darstellung zu liefern. Der Verf. hat nach einigen einleitenden Bemerkungen, worin er

die Deutschland in dieser Periode bewohnenden Völker nach ihren Sitzen aufzählt, und (mit besonderer Rücksicht auf Grimms Deutsche Rechtsalterthümer) den innern Zustand der Deutschen (von welchem im Ganzen dasselbe gilt, was Tacitus von der früheren Periode berichtet) schildert, diese Quellen sorgfältig aufgezählt (S. 66—82. und dann Denkmäler S. 82—86.); er theilt sie in unmittelbare (wie z. B. die Abschwörungsformel, der *Indiculus superstitionum et paganiarum*, die altdeutschen Gesetzbücher, die Capitularien u. s. w.) und mittelbare ab; unter letztere rechnet er die (freilich immerhin christlichen) einheimischen Geschichtschreiber, unter denen Jornandes, oder wie der Verf. schreibt, Jordanes, oben an steht, dann Hunibalt, Gregor von Tours, die *Annales Franconum*, *Beda Venerabilis*, Paul Warnefrid, Einhard, Wittekind, Dietmar u. A. die Verhandlungen der Deutschen Synoden und Concilien u. s. w. Wenn es nun aber S. 84. heisst: „dafs alle deutsche Stämme von jeher Götterbilder hatten, ist gewifs,“ oder S. 85: „Um so weniger darf also auch den [mit den alten Skandinaviern] stammverwandten Deutschen eine völlig bildlose Religion zugesprochen werden“ u. s. w., so finden wir hierin einen offenen Widerspruch mit Tacitus German. Cap. IX. am Schluss, in Folge dessen wir immerhin geneigt sind zu glauben, dafs in der älteren Periode bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung herab, die alten Germanen wirklich keine Bilder, keine sinnlichen Darstellungen oder Idole der von ihnen verehrten höheren Wesen oder Götter gehabt (worin wir nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches sehen, zumal da uns von den ältesten Römern etwas Aehnliches berichtet wird und die Stammländer der Germanen im Orient eine solche Behauptung nicht widerlegen, sondern sie eher bestätigen können), und dafs sie erst späterhin, vielleicht selbst in Folge ihrer Verbindung mit Griechen, Römern oder mit andern Völkern, bei welchen Darstellungen, Bilder der Gottheiten im Gebrauch waren, wie z. B. bei den Skandinavischen,

solche sich nach und nach angeeignet oder von diesen angenommen; wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, mit einem neueren Forscher zu behaupten, daß z. B. bei den Wenden wahrscheinlicher Weise Darstellungen der Götter erst nach der Zeit aufgekommen, als sie von dem ihnen aufgedrungenen christlichen Glauben wieder abgefallen, oder daß erst spätere Schriftsteller vom fünfzehnten Jahrhundert an den Deutschen mehrere Gottheiten zuschreiben und ihnen Idole andichten, während von allen diesen Gottheiten auch nicht eine einzige erwiesen sey (Vergl. Stieglitz in dem Bericht d. Deutsch. Gesellsch. zu Leipzig 1829. S. 75 ff.); immerhin mag aber die Vermuthung nicht so gleich von der Hand abzuweisen seyn, daß selbst manche der aufgefundenen, angeblich altheidnischen Idole nach den Bildern christlicher Heiligen gemacht oder, wenn man auf die frühere Zeit zurückgehen will, von Römischen Künstlern (also auch nach den bei diesen vorherrschenden Ideen ihrer Römischen und Griechischen Gottheiten) geformt worden.

In der Darstellung der Gottheiten unterscheidet der Verf. wiederum allgemeine Gottheiten und Bundesgottheiten. Zu den ersten gehören Irmin, Wodan, Thunar, Fro, Freia, nebst Aestar, Ziu (Wold); zu letztern Fosite, die Thüringischen Götzen u. A. Den Irmin, der unter den Göttern Deutschlands seinem Wesen und seiner Bedeutung nach oben an stehe, erkennt der Verf. in dem von Tacitus genannten Herkules, und ist sogar geneigt, auf ihn den Namen der Germanen zu beziehen, bei dem wir indeß noch immer lieber an ausländischen Ursprung oder an Wehrmänner, Kriegsmänner, denken. Daß von der Irmensäule auch hier die Rede ist, war zu erwarten; über alle einzelne Punkte sind hier sowohl wie bei den folgenden Gottheiten ausführliche Nachweisungen und eine reichhaltige Literatur angegeben. Den Wodan, dessen Verehrung bei allen deutschen Stämmen stattgefunden haben soll, und welchem der Verf. unter den Deutschen

Heidengöttern, wenn anders unter ihnen eine Rangordnung stattgefunden, zuerst stellt, findet der Vf. in dem Mercur des Tacitus; auch bringt er über den Namen dieser Gottheit die verschiedenen Etymologien bei. Der Thunar ist ihm der Mars des Tacitus; spätere Schriftsteller bezeichnen diesen Donnergott als Juppiter. Ueber die Gottheit Fro wissen wir höchst wenig; in der Verbindung mit der Göttin Freia und selbst in der Verwechslung mit derselben glaubt der Verf. (falls es nämlich erwiesen werden könne, daß man den nordischen Freyr als Sonnengott oder als Gott der Fruchtbarkeit hermaphroditisch vorgestellt) eine Spur von den räthselhaften Alcis (bei Tacitus Germ. 43.) zu finden. Bereits oben S. 27. in der ersten Periode hatte der Verf. dieser Gottheit gedacht, ohne im Stande zu seyn, etwas Näheres darüber anzuführen, als die allgemeine (im Ganzen vielleicht auch richtige) Bemerkung, wie die ganze Nachricht von dieser Gottheit und mithin diese selber als ungermanisch sich beurkunde. Jetzt hat freilich Barth nachgewiesen, daß die Alcis die Mächtigen, die Starken, sind und auf die Kabiren der Griechisch-Orientalischen Religionen zurückzuführen sind; wovon an einem andern Orte ein Mehreres. In so fern können wir eine Beziehung auf Fro oder Freia nicht anerkennen. Ueber die Freia handelt der Verf. mit Ausführlichkeit und stellt sie mit der Isis-Aertha [Hertha] des Tacitus zusammen; weniger richtig vielleicht mit der Griechischen *Ἥρα* (S. 113.). Das Nachwort verbreitet sich über die Ostar, Ostara, richtiger Aestar, worin der Verf. nur einen andern Namen der Hertha oder Freia, und vielleicht den richtigeren und eigentlichen jener Erd- und Göttermutter findet. Aber den Begriff der Mondsgöttin bei dieser Deutschen Astarte aufzugeben, vermag Ref. eben so wenig als bei der Isis (um dieses Beispiel anzuführen), in welcher beide Begriffe sich vereinigen. — Der II. Abschnitt: „Gottesdienst und Bräuche,” S. 124 ff., ist nach dem oben bereits erwähnten *Indiculus superstitionum* gegeben;

die Beilagen S. 136 ff. enthalten I. einen Abdruck der Absagungs- oder Abschwörungsformel, die von Bonifacius seinen Täuflingen in Franken, Thüringen und Hessen abgefordert und von dem Concilium zu Liptina im Jahr 743. auch gebilligt wurde, mit den nöthigen Worterklärungen und literarischen Nachweisungen; dann II. *Caroli Magni Capitulatio de partibus Saxoniae* vom Jahr 789. III. *S. Gregorii M. Epistola ad Mellitum Abbatem* — ein Brief des Papstes Gregor's des Großen vom Jahr 601. an den Abt Mellitus und den Erzbischof Augustinus in England über die Art und Weise, wie der Römische Bischof die Angelsachsen bekehrt wissen wollte. IV. *Danieli Went. Episcopi Epistola ad S. Bonifacium*. Der unter dem Namen des katechetischen bekannte Brief des Bischofs Daniel von Winchester an den heiligen Bonifacius (wahrscheinlich um 724.), der sich wohl bei seinem Freunde über die Art und Weise des Bekehrungsgeschäftes befragt hatte. Der Brief zeugt für einen höheren, geistigen Gehalt der heidnischen Lehre, und ist in dieser Beziehung sehr wichtig.

In dem andern Haupttheil (II. Nordische Götterlehre, S. 149 ff.) giebt der Verf. zuerst eine historisch-kritische Einleitung in die alt nordische Götterlehre, wobei die Ansichten über Odin, die Asen u. A. näher besprochen und zugleich der Gehalt und Charakter dieser nordischen Mythologie, sowie ihr Werth als Poesie im Vergleich mit der Griechischen, näher zu bestimmen versucht wird. Dann folgt eine Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, worin, insbesondere mit genauen und vollständigen Literaturnotizen, über die ältere und jüngere Edda, über die Isländischen Sagen, Saxo, die Volkslieder und Reimchroniken gehandelt, und am Schluß S. 179. eine Literargeschichte der nordischen Mythologie gegeben wird, in der die gesammte Literatur über diesen Gegenstand sorgfältig verzeichnet und characterisirt ist.

Chr. Bähr.

## KURZE ANZEIGEN.

---

*Encyclopaediae theologiae epitome. Futuris Theologis scripsit Joannes Clarisse, A. L. M. Theol. et Philos. Doct. Theologiae in Acad. Lugduno-Batava Prof. Lugduni Bat. apud S. et J. Luchtmans Ac. Typogr. 1832. 8. (XI u. 709 p.).*

Ein reichhaltiges Handbuch, wie es von der Gründlichkeit und Sorgfalt Holländischer Gelehrsamkeit und einem der angesehensten Theologen in jenem brüderlichen Nachbarlande zu erwarten ist. Ausführliche theologische Encyklopädien haben wir nur wenige; das vorliegende ist unsern Anweisungen von Kleuker, Nösselt, Plank, Bertholdt anzureihen. Die zum Studium der Theologie gehörigen Haupt- und Nebengewissenschaften werden in gewöhnlicher Reihenfolge nach ihrem Inhalt betrachtet, gewürdigt, und dem Studirenden so vorgezeichnet, wie sie zu seinem Zwecke dienen. Was der jedesmalige Paragraph zusammenfasst, führen die Noten, hauptsächlich in Angabe der Literatur aus. Diese, die Niederländische wie die Ausländische, ist denn ungemein reich ausgestattet, bis auf kleinere Schriften, und bis auf die neuesten Zeiten (1830.); nur wenige der Bedeutenderen, die in Deutschland erschienen, haben wir vermisst. — Hier und da ist auch ein kurzes Urtheil beigefügt. Ueberall berichtet der Verf. unbefangen, nie unfreundlich; immer mit Achtung gegen die Schriftsteller, welcher Meinung sie auch seyen. So blickt durch Denkart und Sprache, die ein fließendes, gutes Latein ist, eine ächt humanistische Bildung hindurch. Einige Register machen dieses gelehrte Werk noch um so brauchbarer, da es zum Nachschlagen dient, und auch zum Eintragen der Literatur, wie sie sich in den verschiedenen Fächern fortsetzt, bequem ist.

S c h w a r z.

---

*Oratio de religionis christianae efficacitate in bellum, cum plane singulari, tum maxime salutari, quam habuit d. 8. Febr. 1832. W. A. van Hengel, Theol. Doct. et Prof. O. Lugduni Bat. ap. Luchtmans. 1832.*

Das Christenthum macht den Krieg seltner, menschlicher; und nur zu einem Mittel des Friedens. Dafs dieses im Wesen unserer Religion liege, konnte dem Verf., einem Theologen, der den Geist und die Kraft unserer Religion schon länger her in seiner Kanzelberedsamkeit erfolgreich ausgesprochen hat, nicht schwer zu beweisen seyn:

aber desto schwieriger war es, dieses historisch nachzuweisen, und das ist die eigentliche Aufgabe dieser Dissertation. Dazu gehören umfassende Kenntnisse der Geschichte, insbesondere auch des Mittelalters, und der Einwirkung des Christenthums auf die Germanischen Völker. Der Verf. hat mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Aufgabe gelöst. Keineswegs hat er überhört, was Gegner verschiedner Art, z. B. auch ein Bayle, der meinte, ein Staat aus wahren Christen könne nicht bestehen, schon von längerer Zeit her eingewendet haben, und was jeder immer noch leicht einzuwenden hat. Denkt man an die Gräucl der Byzantinischen Geschichte, der Kreuzzüge u. s. w. u. a. w. — so muß man beständig und fast unwillkürlich ausrufen: *tantumne potuit suadere malorum religio?* Der Verf. hat, soweit es nur die Gränzen einer Dissertation erlaubten, hierauf geantwortet, wenigstens durch Winke, und die Ehre des Christenthums auch dem, der sie hierin nicht anerkennen will, in dem rechten Punct und gegen den jetzigen Zeitgeist vertheidigt. Es war eben das Nichtchristenthum, wodurch alles jenes Unheil gekommen, und welches den heiligen Namen nur mißbrauchte. Und so sagt er unter andern: *Satis superque vobis explicui, me nihil quidquam callide occultare velle. Ceterum disputandi gratia mihi facta est — : religionem, quam homines atroces christianam dicerent, tam fuisse depravatam, ut efficacitatem suam, prout oportebat, praestare non posset: humanitati vero deinceps sua jura restituta esse, quo magis religio illa a sordibus, quas fraus et superstitio adjecissent, purgaretur et illustraretur.* Wie viel hat aber der Lehrer des Evangeliums noch in unserer Zeit zu thun, um die dem einzelnen Menschen wie den Völkern Frieden bringende Heilkraft desselben zu Verstand und Gemüth zu führen!

Schwarz.

J. Lohse's *Ikono-graph*. Ein neu erfundenes Zeichnen-Instrument, in seinem Zwecke dem *Pantographen* ähnlich.

Dr. J. C. H. Gebauers *Auflösungsmethode* *biquadratischer* Gleichungen.

Aus dem Jahresberichte von 1832. für die Mitglieder der *Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung mathematischer Kenntnisse*.

Die deutliche Beschreibung des sinnreich construirten Apparates zum Auftragen der Zeichnungen auf Steine, welcher das Nämliche leistet, als der kostbare münchener *Pantograph*, können wir der Aufmerksamkeit der *Lithographen* empfehlen. Eine Beurtheilung der vorgeschlagenen Auflösung *biquadratischer* Gleichungen gehört für Zeitschriften von rein mathematischen Inhalte.

*Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Mit Abbildungen. Zweiter Jahrgang, 1831. Leips. 831 S. 4.*

Der Raum unserer Zeitschrift gestattet zwar nicht, fortlaufende Anzeigen sogenannter Journale oder gar wöchentlich erscheinender Blätter aufzunehmen, jedoch muß von dieser Regel bei solchen eine Ausnahme gemacht werden, die als neu auftreten, und über welche daher das Publicum von den kritischen Anstalten Kunde und Beurtheilung im Allgemeinen erwartet. Ref. erfüllt aber in dem vorliegenden Falle seine Obliegenheit um so viel lieber, je mehr sich die anzuzeigende Zeitschrift vielseitig vortheilhaft auszeichnet. Empfehlung verdient sie schon deswegen, weil sie sich ganz frei von der Politik des Tages hält, und also die unmäßige Zahl derjenigen periodischen Blätter nicht vermehrt, deren in letzter Zeit überhand genommene Menge schon deswegen nothwendig zur Aufnahme von einseitigen Ansichten oder gar völligen Unwahrheiten ihre Zuflucht nehmen mußte, weil es nur wenige in der schweren Wissenschaft der Politik erfahrene und richtig urtheilende Männer giebt, die Cabinette aber endlich ihre Verhandlungen vor dem größeren Publicum geheim zu halten gelernt haben. Auch über die anderweitig bis zum Ueberdrufs verhandelten Gegenstände, nämlich die furchtbare Cholera und die nothwendige Herstellung Polens als selbstständiger Staat sind hier nur sehr kurz berührt, und offenbar zum Vortheil der Zeitschrift. Ob nämlich die Ansicht der Gegenwart eine richtige gewesen sey, läßt sich offenbar am besten dann beurtheilen, wenn man sie später als Vergangenheit überblickt, und hiernach sollten doch manche, wenn es möglich wäre, anfangen, einiges Mißtrauen in die Gültigkeit ihres Urtheils zu setzen, da man, um nur eins von vielen zu erwähnen, zur jetzigen Zeit zu der Ueberzeugung gelangt seyn muß, daß die Furcht vor dem sogenannten asiatischen Würgengel höchst übertrieben war.

Der Titel der Zeitschrift verspricht zunächst nur Dinge aus der Gegenwart mitzuthellen, aber es kommt auch vieles aus der Vergangenheit vor, was jedoch mit der jetzigen Zeit in unmittelbarer oder mindestens sehr naher Verbindung steht. Auf gleiche Weise ist das Versprechen, für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung zu sorgen, treu erfüllt, denn obgleich Ref. nur an ernsthafte und streng wissenschaftliche Lectüre gewöhnt ist, so kann er doch versichern, den vorliegenden zweiten Jahrgang mit Vergnügen gelesen und einige nicht unwichtige Belehrung darin gefunden zu haben. Ein großer Theil des Materials ist nämlich aus minder bekannten Reisebeschreibungen und den neuesten englischen Encyclopädien genommen, für manche zur Statistik, Industrie und zum Handel gehörige Mittheilungen sind gute Quellen sorgfältig benutzt, die biographischen No-

tizen beziehen sich auf Zeitgenossen, welche großentheils eine bedeutende Celebrität erhalten und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, aus der Naturgeschichte sind interessante Thatsachen ausgewählt, eben so aus der Physik und Chemie; blos einige zur eigentlichen Physik gehörige Mittheilungen bedürfen sehr der Berichtigung. So beruhet das, was über die Mondstrahlen in No. 2. gesagt wird, auf den Aussagen ganz unwissender Schiffscapitäne, über die Nordlichter sind neben anderweitigen Unrichtigkeiten auch Gmelin's Fabeln wiedergegeben, und bei den, größtentheils aus Herschel's übrigens schätzbarer Abhandlung entlehnten, Angaben über den Schall hätte für teutsche Leser doch billig bemerkt seyn sollen, daß die angegebenen Meilen und Fusc englische sind, was dann in Beziehung namentlich auf die Meilen einen bedeutenden Unterschied macht. Von weit mehr Sachkenntniß zeugt die nicht vollendete Abhandlung über den Dampf, dessen Eigenschaften und Wirkungen nebst deren Gesetzen. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß ein jeder sich leicht und in der Regel mit großer Dreistigkeit ein competentes Urtheil über Gegenstände der Physik, der Politik und des Geschmacks anmaßt, da doch bei allen dreien nicht blos natürliche Anlage, sondern bei den beiden ersten auf allen Fall die Kenntniß einer großen Menge von Thatsachen, bei dem letzteren aber Regelung und Uebung durch fortgesetzte eigene Wahrnehmung des Besseren und Vorzüglichern erfordert wird.

Im Ganzen verdient also die vorliegende Zeitschrift allerdings statt mancher unnützen Tageblätter und mitunter verderblicher Pamphlete in den Lesezirkeln zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung aufgenommen zu werden. Nach der vorausgehenden Ankündigung ist der Preis für den ganzen Jahrgang von wöchentlich 2 Nummern mit 12 Steindrucktafeln sehr billig, und beträgt nur 2 Rthlr. 12 gr. sächsisch, das erste Blatt enthält jedoch den Zusatz, daß diese Bestimmung blos für diejenigen gilt, welche zugleich die Modezeitung halten, sonst aber auf 4 Rthlr. gesteigert wird.

---

*Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Dritter Band. Leipzig, bei C. Knobloch, 1832. 338 S. in 8.*

Wir haben die beiden ersten Theile dieser Bilder des Orients, die sich mit Arabien und Persien beschäftigten, in diesen Blättern Jahrg. 1831. Febr. S. 187 ff. angezeigt und müssen, was den Gehalt und Charakter dieser Dichtungen betrifft, darauf verweisen. Vorliegende, an poetischem Werth, Fülle der Bilder und des Ausdrucks jenen früheren Theilen nicht nachstehende, in Manchem, was Wahl der Gegenstände, Diction und Ebenmaß der einzelnen Theile des poe-

tischen Ganzen betrifft, sie eher übertreffende dritte Sammlung, giebt uns Bilder der Osmanischen Welt, in lyrischen, wie in dramatischen Gesängen. Unter jene gehört das Heldenbuch, die Sammlung eröffnend mit einer Reihe von Liedern auf berühmte Fürsten und Kriegshelden der Osmanen; alle ausgezeichnet durch einen lebendigen Geist und eine wahrhaft orientalische Anschauung. Wir wollen, als Probe, nur auf das Gedicht auf Bajazet oder auf Mahomet II., den Eroberer Konstantinopels, aufmerksam machen; überzeugt, der Leser werde darin genug Aufforderung finden, auch die Reihe der folgenden zu durchgehen.

Auf das Heldenbuch folgt Sultan Selim III., eine Tragödie in fünf Acten, dessen Gegenstand der durch seine Neuerungsversuche bekannte und dadurch unglückliche Sultan Selim III., dessen Schauplatz somit Konstantinopel und die Umgegend in den Jahren 1807. und 1808. ist. Mit vieler Gewandtheit, in einer dem Charakter der Tragödie stets angemessenen Würde, hat der Dichter den historischen Stoff behandelt. Die Liebe ist gänzlich ausgeschlossen, sonst aber das Drama, gleich dem Heldenbuch durch eine höchst reine Diction und Versification ausgezeichnet; denn die eine Stelle, bei welcher wir angestossen sind (S. 51: „Sie knien auf ausgeknieten Stufen“), kann hier von keiner Erheblichkeit seyn. Es wechseln in dem Drama poetische Abschnitte mit prosaischen; unter jenen zeichnen sich einige lyrische Stücke vortheilhaft aus; z. B. das Lied der Slavinnen S. 181 u. A. — In der dritten Abtheilung: Türken und Griechen, folgen einige auf die Geschichte des letzten Kampfes sich beziehende Lieder, in denen ein kräftiger Geist weht, bei gleicher Anmuth der Bilder und Reinheit der Diction, so wie des Versbaues; weshalb wir wohl diese Poesien den gelungensten, welche die neuere Zeit in Bezug auf diesen Kampf hervorgebracht hat, an die Seite stellen können. Als Probe nennen wir auch hier nur S. 278 ff. Bozzari's Grab, S. 289. das Schlachtfeld u. s. w. oder am Schluß dieser Lieder, S. 327, den Epilog im November 1831, und S. 337. den Scheidegruf, welchen folgende Strophe schließt:

„Und so mögen Jahre fliehen,  
Sterne steigen auf und nieder,  
In des Schlußchor's Harmonien  
Finden wir uns Alle wieder,  
Zweige von dem Einen Stamme,  
Funken Einer Lebensflamme,  
Eines Haupt's geweihte Glieder!“ —

# Intelligenz-Blatt.

N. 4.

1832.

---

## LITERARISCHE ANZEIGEN.

---

Bei dem Unterzeichneten wird erscheinen :

**Pharmacopœa Badensis, cum additamentis pharmacopœam universalem complectentibus. Auctore Ph. Lor. Geiger. Lexiconformat. Patent-Velin-Papier.**

Der Verfasser wurde von der Großherzoglichen Sanitäts-Commission zur Bearbeitung einer neuen Pharmacopœe für das Großherzogthum Baden aufgefordert. Sein hierauf vorgelegter Plan des Werkes wurde von der Regierung genehmigt. Nach diesem Plane enthält das Werk alle in sämtlichen Pharmacopœen aufgenommene Drogen und zusammengesetzte Arzneimittel, von welchen

- 1) eine zeitgemäße Auswahl, als gesetzlich eingeführt, mit großem Druck ausgezeichnet wurde.
- 2) Die übrigen weniger gebräuchlichen oder solche Arzneimittel, welche zum Theil nur geschichtlichen Werth haben, laufen gleichzeitig als Corollarien mit fort, so daß die alphabetische Ordnung nicht unterbrochen ist.

Es ist also diese Pharmacopœe einzig in ihrer Art und die vollständigste, welche je erschienen ist. Sie hilft einem allgemein gefühlten Bedürfnis ab, und zerstreut viele Verwirrung und Unsicherheit, indem sie die verschiedenen Pharmacopœen vergleicht. — Mit Recht erhält sie darum auch den Titel einer

### Pharmacopœa universalis,

welche durch ihre eigenthümliche Anlage noch das vor ähnlichen Werken voraus hat, daß sie zugleich eine Kritik der Arzneimittel giebt.

Trotz der großen Vollständigkeit des Werks wurde durch die gewählte Einrichtung des Drucks und Formats so viel Raum gewonnen, daß das Ganze (der Deutlichkeit und Schönheit des Drucks unbeschadet) nur ungefähr 40 Bogen stark wird.

Der Druck ist schon weit vorgeschritten, und wird so schnell gefördert, als es die Schwierigkeit desselben nur immer erlaubt. In kurzer Zeit wird der Verleger dem Publicum einen größeren Prospectus vorlegen, und diesem zugleich eine Probe der höchst eleganten Druck-Einrichtung beifügen.

Heidelberg, 1. August 1832.

**C. F. Winter,**  
Universitäts - Buchhändler.

So eben ist erschienen :

## Handbuch der Pharmacie

zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte  
für Aerzte, Apotheker und Droguisten.

Von

*Philipp Lorenz Geiger,*

Doctor der Philosophie und Medicin, Professor der Pharmacie etc.

Erster Band, welcher die praktische Pharmacie und  
deren Hülfswissenschaften enthält.

*Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.*

Mit einer Kupfertafel.

Mit Großherzoglich Badischen und Königlich Württembergischen Privilegien  
gegen Nachdruck und Nachdruck-Verkauf.

Gr. 8. 1832. Rthlr. 4. 8 gr. oder fl. 7. 36 kr. Rhein.

Das Publicum hat entschieden zwischen dem mangelhaften, unrechtmäßigen Nachdruck der 2ten Auflage, und der im Jahr 1830. erschienenen 3ten Originalausgabe. Der Beifall, den das Buch gefunden, hat sogar nach dem kurzen Zeitraum von kaum zwei Jahren diese neue 4te Auflage nöthig gemacht. Der Verfasser hat auch dieser neuen Bearbeitung die größte Sorgfalt gewidmet, so daß kaum eine Seite ohne Nachbesserung und Zusätze geblieben ist, und außerdem ist in Anordnung des Einzelnen manche angemessene Veränderung getroffen worden. —

Die Erscheinung der 4ten Auflage wurde etwas verzögert, weil der Verfasser durch die Bearbeitung der oben angekündigten *Pharmacopoea Badensis* zu sehr in Anspruch genommen ist. Mögen die zahlreichen Besteller die starke Vermehrung des Werks als einigen Ersatz für die Zögerung betrachten. Um es indessen schneller in ihre Hände zu bringen, hat sich der Verleger entschlossen, dasselbe in 3 Lieferungen auszugeben, wovon die erste (23 Bogen stark) nun fertig ist, die zweite und dritte folgen so schnell, daß dieser erste Band noch im Laufe dieses Jahrs wieder vollständig zu haben seyn wird.

(Vom zweiten Bande [die pharmaceutische Mineralogie, Botanik und Zoologie enthaltend] sind fortwährend Exemplare durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen.

Der Ladenpreis desselben ist fl. 16. 18 kr. oder Rthlr. 9. 4 ggr.)

Heidelberg, 1. Aug. 1832.

*C. F. Winter,*

Universitäts-Buchhändler.

Bei dem Unterzeichneten sind folgende neue Bücher und Kunst-  
sachen erschienen:

Ansichten, zwölf, von Heidelberg. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Die Bender'sche Erziehungsanstalt für Knaben in Weinheim  
an der Bergstrasse, in ihren Grundsätzen und Einrichtungen  
beschrieben. gr. 8. geh.

Demeter, Dr., Grundzüge der Organisation der deutschen  
katholischen Schulen; mit besonderer Rücksicht auf Baden.  
Herausgegeben auf Veranlassung des Großh. Bad. Ministe-  
riums; und mit pädagogisch-kritischen Bemerkungen be-  
gleitet von Professor W. A. Ries. gr. 8. (Wird in 8 Tagen  
fertig.)

Fries, J. F., Handbuch der praktischen Philosophie oder der  
philosophischen Zwecklehre. Zweiter Theil: Die Religions-  
philosophie oder die Weltzwecklehre; auch unter dem be-  
sondern Titel: Handbuch der Religionsphilosophie und phi-  
losophischen Aesthetik. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Geiger, Ph. L., Handbuch der Pharmacie, zum Gebrauche  
bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Aerzte, Apo-  
theker und Droguisten. 1ster Band, welcher die praktische  
Pharmacie und deren Hülfswissenschaften enthält. Erste Ab-  
theilung. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8.  
Mit Großherzogl. Badischen und Königl. Württembergischen  
Privilegien gegen Nachdruck und Nachdruckverkauf. (Der  
ganze Band erscheint in 3 Abtheilungen und kostet voll-  
ständig Rthlr. 4. 8 gr. oder fl. 7. 36 kr.

Hanssen, Dr. G., statistische Forschungen über das Herzog-  
thum Schleswig, mit besonderer Rücksicht auf nationale  
Eigenthümlichkeiten, Gemeindewesen, Steuerverhältnisse und  
den gegenwärtigen Zustand der Bauernwirthschaften. 1stes  
Heft: Die Küstenstrecke von der Breede Aue bis zur Wid Aue.  
gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Hepp, Dr. F. C. Th., Vergleichung des ursprünglichen Han-  
nover'schen Strafentwurfs mit dem revidirten Entwurfe. gr. 8.  
geh. 6 gr. oder 27 kr.

Jean Paul's politische Nachklänge. 16 elegant cartonirt.  
16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Leuckart, Dr. F. S., Einleitung in die Organiatrik und ins-  
besondere die Zoöatrik oder Thierarzneikunde; für Vorle-  
sungen über Thierarzneikunde und als Vorbereitung zum Stu-

- dium derselben; nebst Angabe der wichtigeren allgemeinen, deutschen und ausländischen, thierarzneilichen Schriften. gr. 8. 10 gr. odsr 45 kr.
- Martin, Dr. Ch., Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes. 11te verbesserte Ausgabe. gr. 8. (Ist unter der Prssee.)
- Paulus, Dr., über die Principien der Pressfreiheits-Gesetzgebung als Rechtsschutz für die Wahrheitsfreiheit. Zeit-erwägende Bemerkungen und Vorschläge praktischen und rechtlichen Inhalts. gr. 8. geh. 12 gr. oder 54 kr.
- Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien. Des 3ten Bandes erste Hälfte. Rthlr. 2. 8 gr. od. fl. 4. 12 kr.
- Rau, Dr. K. H., Lehrbuch der politischen Oekonomie. 3r Bd.: die Finanzwissenschaft; auch unter dem Titel: Grundsätze der Finanzwissenschaft. (In 2 Abtheilungen.) gr. 8. (Die erste Abtheilung erscheint im October.)
- *de vi naturae in rempublicam; oratio etc.* 4. 10 gr. od. 45 kr.
- Stern, W., Schreibgang für Landschulen. 4 gr. od. 16 kr.
- Schreibschule; deutsche Schrift. 1 — 4tes Heft. 14 gr. od. 48 kr.
- Schreibschule; englische Schrift. 1 — 2tes Heft. 8 gr. od. 27 kr.
- Vorlage zum Blumenzeichnen. 12 gr. od. 48 kr.
- — Landschaftzeichnen. 1 — 4tes Heft. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 42 kr.
- Zöpfl, Dr. F., über akademische Gerichtsbarkeit und Studentenvereine. gr. 8. geh. 4 gr. od. 18 kr.
- Züllig, die Cherubim-Wagen, der Stolz der wagenbildenden biblisch-hebräischen Kunst und Phantasie, der Jehovahthron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Mit 2 Abbildungen gr. 8. 16 gr. od. fl. 1. 12 kr.
- Karte von Europa für Schulen. 1½ gr. od. 4 kr.
- » » Deutschland für Schulen. 1½ gr. od. 4 kr.
- » » Baden für Schulen. 1½ gr. od. 4 kr.

Heidelberg, den 25. August 1832.

C. F. Winter,  
Universitäts-Buchhändler.

Der erste Jahrgang des in unserm Verlage erschienenen  
**Magazins für die gerichtliche Arzneiwissenschaft von**  
**Dr. C. F. L. Wildberg**

befindet sich bereits in den Händen des Publicums, und die demselben zu Theil gewordene überaus günstige Aufnahme hat die Erwartungen vollkommen gerechtfertigt, welche wir von dem Rufe des hochberühmten Herrn Verfassers, und von der Gediegenheit seiner Leistungen zu hegen berechtigt waren.

Das erste Heft des zweiten Bandes ist bereits erschienen.

Berlin im April 1832.

*W. Natorff & Comp.*

Bei der Vollendung des vierten Heftes, von dem seit Januar d. J. bei uns erschienenen berlinischen, historischen Handlexicon, enthaltend:

„encyclopädische Uebersicht aller historisch - wichtigen Thatsachen sowohl der Universal- als auch „Specialgeschichte, ferner Statistik, Länder- und „Völkerkunde, sowie Berichte über die wichtigsten „Schriftsteller und Künstler, hinsichtlich ihres Lebens und ihrer Leistungen.

»Herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten.“

beehren wir uns, das gebildete Publicum Deutschlands auf dieses Werk besonders aufmerksam zu machen.

Ueber die Bearbeitung der einzelnen Zweige, die den geachtetsten Gelehrten Deutschlands anvertraut ist, bemerken wir kurz, daß sich besonders das Feld der Geschichte, und vorzüglich Staatengeschichte, im weitesten Sinne des Wortes durch seine Darstellung auszeichnet, indem der geschichtlichen Entwicklung jedes einzelnen Staates nicht nur eine chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten, sondern auch eine vollständige, nach den einzelnen Fürstenhäusern geordnete Regententabelle desselben folgt. — Mit gleicher Genauigkeit sind alle übrigen im Titel enthaltenen wissenschaftlichen Fächer, nach Verhältniß ihrer Wichtigkeit bearbeitet.

Der Subscriptionspreis für jedes 6—7 Bogen starke Heft, welches wenigstens eben so viel enthält, wie 8—9 Bogen bei andern ähnlichen Werken, beträgt 10 Sgr. Jeden Monat erscheint pünktlich ein Heft. Alle soliden Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

Berlin im April 1832.

Die Verlagshandlung,  
*W. Natorff & Comp.*

Der zweite Theil der in meinem Verlage erscheinenden Ausgabe von **TOTIUS LATINITATIS LEXICON**, consilio et cura Jacobi Facciolati, opera et studio Aegidii Forcellini alumni seminarii Patavini lucubratum. Secundum tertiam editionem, cujus curam gessit Josephus Furlanetto, alumnus ejusdem seminarii, correctum et auctum labore Variorum. Editio in Germania prima. Cum privil. reg. Sax. Tomus secundus. D — L. gr. Fol., 175 Bogen. Pr. Pr. für die beiden ersten Theile 18 Thlr. (Mit Inbegriff der 2 Thlr. Vorauszahlung der letzten 50 Bogen des letzten Bandes, welche dann gratis nachgeliefert werden.)

hat die Presse verlassen, und ist bereits an die Herren Subscribenten versendet worden. Ich beeile mich, dies um so mehr der gelehrten Welt bekannt zu machen, als es der sicherste Beweis ist, wie dies Unternehmen eines möglichst raschen Fortgangs sich zu erfreuen hat, den es auch, so weit menschliche Kraft es vermag, bis ans Ende behalten soll. Aufser den 5000 neuen Wörtern und 10,000 anderweiten Verbesserungen, welche der Redacteur der neuen Paduaer Ausgabe (die beiden ersten Theile der eben genannten Ausgabe kosten, laut Bücherverzeichniß von Hrn. Friedrich Fleischer in Leipzig, 29 Thlr. 6 Gr., also um die Hälfte mehr, als die unsrige, während sie an Eleganz der unsern bedeutend nachstehen muß) hinzugefügt hat, werden die Zusätze des *Bailey* sorgfältig benutzt; und wenn die unserer Ausgabe eigenthümlichen Verbesserungen auch nicht am Finger hergezählt werden, so kann sich doch Jeder leicht mit einem Blick in dieselbe des Besten überzeugen, wie es uns ein Leichtes wäre, wenigstens die gleiche Zahl herauszubringen und auszuposauen, hätten wir anders nicht den festen Grundsatz, alles ruhmrednerischen Verfahrens uns streng zu enthalten. Subscription auf dieses ausgezeichnete Werk nehmen alle solide Buchhandlungen in *Deutschland* an.

Schneeberg, im Juni 1832.

C. Schumann.

---

*Curt. Sprengel*

**F l o r a h a l e n s i s**

2 Tomi.

Edit. secunda aucta et emendata. Charta script. 2 $\frac{1}{3}$  Thlr.  
Charta membr. 2 $\frac{5}{6}$  Thlr. Halae.

Die *Flora halensis* von Kurt Sprengel, welche 1806. erschien, hat in und aufser Deutschland solchen Beifall gefunden, daß eine neue

Ausgabe nothwendig wurde. Der Verfasser hat dabei nicht allein die wichtigen Fortschritte, welche die systematische Pflanzenkunde in diesem Zeitraume gemacht hat, sondern auch die Entdeckungen Wallroth's in der halle'schen Gegend besonders, und die Untersuchungen Reichenbach's und Andrer über deutsche Pflanzen im Allgemeinen kritisch benutzt. Die Kupfertafeln fallen bei dieser neuen Auflage eben so wie das Verzeichniß der citirten Schriftsteller als überflüssig weg; dagegen sind die Namen der Familien bei den Schlüsseln der Klassen jeder Gattung beigefügt, das Verzeichniß der Pflanzennamen ist durch die Aufnahme der Arten und Synonyme wesentlich bequemer eingerichtet, die Angabe der besten Abbildungen jeder Art und der Standorte und Blüthezeit der seltneren Gewächse bedeutend vermehrt und die Auctoritäten sind sorgfältig angegeben.

Das Ganze wird in 627 Gattungen 2182 Arten umfassen, während in der ersten Ausgabe 503 Gattungen mit 1769 Arten enthalten sind.

Die erste Abtheilung, welche die Presse schon verlassen hat, giebt in 27  $\frac{1}{4}$  Bogen die phanerogamischen Pflanzen in 436 Gattungen und 1172 Arten und die Standorte und Blüthezeit der seltneren mit Hinweisung auf den Text bei jeder Art. Die 2te Abtheilung ist Ende August bestimmt fertig.

Die typographische Ausstattung des Werkes wird, auch in Hinsicht auf Correctheit des Druckes billigen Ansprüchen sicher genügen.

Der Preis für beide Theile ist:

auf Schreibpapier	2 Thlr. 8 Gr. (10 Sgr.)
„ Schweizerpapier	2 Thlr. 20 Gr. (25 Sgr.)

Halle, den 3. Juni 1832.

*Karl Aug. Kümmerl.*

Im Verlage von Bechtold & Hartje in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Sicyoniacorum* specimen I. Scripsit **R. Gompf, Dr.**  
8. geh. Preis 8 gr.

Diese Schrift enthält eine detaillirte Schilderung der Stadt Sicyon und ihres Gebiets. Die folgenden drei Specimina werden umfassen die äußere und innere Geschichte und die Erörterungen über die Culte, die Kunst und die Literatur der Sicyonier.

**Aesthetische** Schriften von **Gottfried August Bürger.** Ein Supplement zu allen Ausgaben von Bürger's Werken. Herausgegeben von **Karl v. Reinhard.** 12  $\frac{1}{2}$  Bogen in 8. fein Druckpap. Preis 22  $\frac{1}{2}$  Sgr.

Sie enthalten folgende bedeutende Artikel:

1. Ueber die ästhetische Kunst.
2. Ueber den ästhetischen Reichthum.

3. Ueber die ästhetische Gröfse.
4. Ueber die ästhetische Klarheit und Deutlichkeit.
5. Ueber Schiller's Kritik meiner Gedichte.
6. Anhang. Gedichte (acht) von Bürger, durch Schiller's Kritik veranlaßt.

Erst mit diesem Bande empfängt das Publikum die nachgelassenen Schriften des Verf. vollständig. Was der Herr Herausgeber, welcher sich um die Werke seines verewigten Freundes bereits so große Verdienste erworben hat, hier liefert, ist eben so unterrichtend, als unterhaltend, und ganz in der originellen Manier des Dichters. Der Herr Herausgeber sagt davon in seiner Vorerinnerung: „Die kleinen Schriften von nahe verwandtem Inhalte, welche dieses Bändchen vereinigt, sind nur durch Zufall bisher ungedruckt geblieben. Die zahlreichen Freunde und Verehrer Bürger's müßten es unstreitig zu bedauern haben, wenn sie nicht, wiewohl spät, noch bekannt gemacht würden. Solche Gaben sind immer neu, und ihr Werth ist zu allen Zeiten derselbe. Die hier mitgetheilten werden Leser finden, die darin den Geist und die Eigenthümlichkeit des unsterblichen Dichters wieder erkennen, und die sich nun gern über die Regeln seiner Kunst belehren lassen, wie sie schon längst den Künstler geliebt und bewundert haben.“ — Da Schiller seine ungerechte Kritik der Gedichte Bürger's aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung in alle Ausgaben seiner Werke wieder aufgenommen hat, so wird man auch mit besonderem Interesse die Gegenrede des gekränkten Dichters hier bemerken, dessen Unmuth sich zugleich in den angehängten Gedichten lebhaft ausspricht.

Nicht deswegen also nur, weil dieses kleine Werk Arbeiten eines Lieblings der Nation begreift und die Sammlung seiner Schriften zuerst und definitiv vervollständigt, sondern vornämlich auch seines hervorstechenden inneren Werthes wegen, glauben wir dasselbe der Beachtung, Würdigung und möglichst weiten Verbreitung hiermit vertrauensvoll und angelegentlich empfehlen zu können.

Im Mai 1832.

*Erinnerungen an eine ernste Zeit, in einigen Predigten und Reden während der Cholera-Epidemie zu Riga, von Dr. K. L. Grave. Riga bei Häcker. 120 S. 8.*

Erfreulich ist's, auch durch Proben aus der Ferne, wie uns diese von Riga her mitgetheilt worden sind, zu ersehen, daß auch dort ächt praktische und biblische Rationalität sich verbreitet und zugleich, daß die kirchliche Beredsamkeit (fast die einzige, die in den gewöhnlichen Verfassungen statt findet) mit Kraft und Geschmack weiter gebildet wird, so daß sie recht eigentlich beweist, was lebendige Rede, wenn sie in jeder Beziehung ebenso geübt würde, auf die Mitwelt zu wirken vermöchte. All' unser Schreiben, das erst ein Lesen, Auffassen und Ueberdenken voraussetzt, wirkt viel weniger, als das, was unmittelbar gehört werden kann, besonders wenn zugleich gesehen wird, wie es aus dem ganzen Gemüth des Redners hervordringt.

Die hier gesammelten Reden mußten doppelt schwer werden, aber auch doppelt starken Eindruck machen, weil sie in die Zeit fielen, wo man sich, nach S. 4, sagen mußte: „Jeder Athemzug in der Luft, ohne die wir nicht leben können, kann den Giftstoff in den Körper treiben; wo fast bei jedem Gang über eine Straße der Anblick von Erkrankten, die nach den Stätten der öffentlichen Verpflegung geführt wurden, erschütterte, und wo das von der Noth gebotene rasche, fast anstandlose Hinausfahren der Opfer des furchtbaren Uebels keine Begleitung selbst bei denen zuließ, zu deren letzten Feier unter andern Umständen Achtung und Dankbarkeit und trauernde Liebe einen zahlreichen Kreis gesammelt haben würde.“ Aber auch aus den Uebeln selbst wußte der kirchliche Redner, ohne Empfindelei, manche Erhebung zum Guten hervorzurufen, und dabei doch immer zugleich, wie z. B. am Pfingstfeste, das Eigenthümliche des

Tages zu benutzen, während man (S. 30.) gerne liest, daß Er den versammelten Brüdern und Schwestern öffentlich sagen konnte: „Ihr wißt es ja wohl, wie wenig es meine Art ist, in jedem Unheil immer Anzeigen eines göttlichen Strafgerichts sehen und verkündigen zu wollen; denn der Herr selbst, den ich lehre, mahnet mich davon ab.“ Aber mit Recht nennt Er jenes Jahr der Trübsal ein Jahr des Segens, — wenn durch die Erweckung ersten heiligen Nachdenkens das häusliche und öffentliche Leben darin mehr und mehr der Wohnsitz ächter Gottseligkeit und frommer Liebe werde; wenn so über den Grabhügeln der Vollendeten, aus den Thränensaat der Geprüften ein edleres Geschlecht erblühe. Und was ist uns und all unsern Volks- und Zeitgenossen, wenn es wahrhaft besser werden soll, nöthiger, als die Rückkehr zu häuslichem Sinn, zu einer die Zufriedenheit begründenden Arbeitslust, zu gemüthlichen, geselligen, aber nicht ins Ueberflüssige verschwenderischen Lebensgenüssen, wodurch allein verständige Mittheilung der Gedanken und Gefühle und eine nicht erschöpfende Gleichheit der Stände gefördert und das für Leib und Geist Verderbliche des Luxus wieder entfernt werden kann.

In der dritten Rede, am Geburtsfest des Kaisers und der sechsjährigen Großfürstin, ist S. 33. vornämlich hervorgehoben, daß „Nikolaj Paulowitsch in dem Lebensjahre, welches ihm so eben sich vollendete, den bewundernden Zeitgenossen das Beispiel des kräftigen Muthes gegeben habe, mit dem er mitten in die Gefahr nach Moskau eilte, um den Bedrängten ein Engel des Schutzes und der Rettung zu seyn. Zugleich darf es nicht ohne Anerkennung erwähnt werden, daß der Verf. auch dergleichen politische Feste ohne Schmeichelei für das Geistige zu benutzen verstand. An dem Geburtsfest der Kaiserin z. B. erinnert Er vornämlich, wie eine solche allgemeine Noth Persönlichkeiten, die sonst weit auseinander gerückt seyn möchten, in den gerührtesten

menschlichen Gefühlen einander näher bringe. Endlich, am 16. Julius, konnte eine allgemeine Todtenfeier, und den 15. August das Dankfest gehalten werden, von welchem der Verf. gefühlvoll sagen konnte: das frohe Gefühl der Liebe von Gatten, Eltern, Kindern und Geschwistern, erneuere heute den Bund zu einem sorgsam treueren Leben mit einander. Auszeichnung verdient auch von S. 113. die Erwähnung, wie ein seltenes Beispiel umfassender Fürsorge ein Mann gegeben habe, den nur sein Herz und sein Pflichtgefühl für die Monate der Bedrängnis zum Mitbewohner von Riga gemacht hatte. Nach S. V. war dieses der General-Major von der Suite des Kaisers, Graf Ströganow, dessen großes Verdienst um Riga während dieser Zeit auch eine besondere kaiserliche Belohnung ehrenvoll anerkannte. — —

Rec. hat den Verf. (Oberpastor an der Kronskirche zu Riga und Schwager des auch von mir hochgeschätzten Generalsuperintendenten Sonntag) zugleich noch durch einige andere Druckschriften näher kennen zu lernen das Vergnügen gehabt. Mit besonderer Theilnahme las ich seine Gedächtnispredigt auf eben diesen am 17. Julius 1827. verstorbenen Dr. Sonntag, welcher, damals Privatdocent in Leipzig, 1788. von Morus empfohlen, als Fremder eine bedeutende Laufbahn zu Riga begann, und fast 25 Jahre lang, als Generalsuperintendent des Herzogthums Liefland, mit ungewöhnlicher Kraft und Freimüthigkeit gewirkt hat.

Ich hebe einzelne Züge zur Charakteristik dieses Mannes \*) heraus, welcher von der ganzen

---

\*) Merkel's Zuschauer, No. 2999: „Sonntag starb, in der Nacht zum 17ten, nach einer vierzehntägigen Krankheit, am Nervenschlage. — Blumen der Dicht- und Redekunst in sein offenes, selbst noch auf sein frisches Grab, zu streuen, möchte seinen Freunden und seinen Verehrern wohl lange noch die Fassung fehlen. Bittres, schmerzliches Vermissen, nicht bloß in ihrem weiten Kreise, in jedem unserer Provinzen, in welchem etwas Nützliches, Groß- und Edelsinniges bewirkt werden soll,

Umgehend ein Unvergeßlicher genannt werden durfte. „Der Weg, den der Herr Ihn führte durch sein Leben öffentlicher Thätigkeit, war, wie Er selbst es ausgesprochen hat, fast immer anders, als Er gewünscht hatte. Zum Bildner künftiger Gelehrten hatte Er sich gebildet, dahin von früher Neigung gezogen. Und wenn gleich dann Er nur wenig Jahre solchem Lieblingswerke leben konnte, und es auch fast vier Jahrzehende sind, das er es begann; dennoch hört man von Männern reifer Jahre, die damals Ihm anvertraut wurden, wie noch immer ihr ganzes Inneres auflebt in frohester und dankbarster Erinnerung jener Zeit; wie Ein Jahr der Lehrthätigkeit sein Bild und seinen Werth ihnen in das Herz geschrieben hat mit unvertilgbaren Zügen!

Bald ward die Kirche seines Wirkens Stätte. Der Mann, der als Jüngling keine Uebung im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache gehabt hatte, bis auf das Wiedergeben fremder Vorträge; Welch' eine Gewalt über die Sprache hat Er sich erworben. Welch' eine Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks, welche Lebendigkeit der Rede, Welch' eine Eigenthümlichkeit der Darstellung war ihm eigen geworden; wie war nicht in Zeiten sich häufender Amtsvorträge gerade das, was Er gegen den Schluß der Predigten aus der Tiefe des Innern freisprach, oft das Gelungenste, das Ergreifendste! wie nicht gebunden an irgend einen Regelzwang, wie angemessen dennoch dem jedesmaligen Zwecke, auch in der

---

in jenem seiner Amtsgeschäfte und seiner freiwilligen Thätigkeit, und in vielen, vielen Hütten der Armuth, wird Kränze der Erinnerung darauf opfern, selbst wenn es schon eingesunken ist; und die Nachwelt wird ihm Denkmale zuerkennen, wenn auch nicht hinstellen, sobald sie historisch vergleicht, was Sonntag auf der Bahn seiner vielseitigen Wirksamkeit vor sich fand, und was er zurückläßt. Er gehörte zu Denen, über welche nur sie ganz gerecht und würdig urtheilen, und zu den noch Seltneren, über die ihr Urtheil nur ein warmer Lobspruch werden kann. Glänzende Geistesgaben und Gelehrsamkeit waren in ihm überboten durch Reinheit und Adel des Charakters.“

Form! Wie überraschend war Er oft durch Ansichten neuer Seiten an dem Bekannten, und durch die Fruchtbarkeit und den mannfachen Sinn der Forderungen, die er ihm entlockte!

Und durfte Er nicht dessen sich freuen, wenn ein Greis versicherte: der erste Gedanke zu einer bedeutenden Schenkung für wohlthätige Zwecke sey nach einer von Ihm angehörten Predigt in Ihm aufgestiegen; — wenn, was noch höher und seliger das Herz erhob, Einer von den Edelsten unter Livlands jetzt vollendeten Edlen erklärte: Am Schlusse einer andern Kanzelrede Sonntags habe Er auf der Stelle sich es geschworen, die heilige Sache der Gerechtigkeit gegen unsere Landleute, die Aufhebung eines herabwürdigenden Zustandes, zu seines Strebens Ziel zu wählen. \*) Ferner gab seine Art der Amtsführung fast allen jüngeren Männern des Standes, nicht blos im Vaterland, und selbst vielen Altersgenossen, die Erweckung zu kräftiger Nacheiferung. Er war es, der zuerst die Vorbereitung der reiferen Jugend zu ihrer Einsegnung (Confirmation) als des Seelsorgers heiligstes Geschäft zu üben begann; Der, in jener von ihm eingeführten öffentlichen Weihe, dieser Lebenshingebung an das Ewige ihre gebührende Würde und ihren feierlichsten Nachdruck zu geben wußte. Was noch mehr ist: dankbar gedenkt Livland der Anordnungen und der Aufsicht für die weitere Vorbildung künftiger Glieder des geistlichen Standes (durch die Candidaten-Ordnung des Livl. Oberconsistoriums), der Hülfsmittel für Lehre und Jugendbildung, die von Ihm ausgingen, \*\*) der Vorzüge, die

\*) Dies sagte der edle Sivers, Livländischer Landrath, und späterhin Geheimer Rath und Senator, in Beziehung auf die Landtagspredigt über den Gemeingeist, von 1795, die, vorher einzeln gedruckt, auch aufgenommen ist in die 1821. erschiene Sammlung von Landtagspredigten. Damals wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland begonnen.

\*\*) Unter Dr. Sonntags Lehrbüchern gehört hieher vorzüglich der

das Vaterland, seit Jahrzehenden schon, in Anordnung und Einrichtung religiöser Feierlichkeiten vor vielen andern Sitzen des Protestantismus voraus hat, wie er den Anlaß und die Losung zu ihnen gab (durch die Allerhöchst bestätigte Liturgische Verordnung von 1805, deren Hauptverfasser und Redacteur S. war).

Wenn die dortigen Gemeinden sich einer reichen Anzahl ächterbaulicher, Fülle frommen Lebens athmender Gesänge erfreuen, so ist auch dies vorzüglich Sein Werk (durch das vortreffliche Deutsche Gesangbuch, bei dessen Veranstaltung Er an der Spitze der Sammler und Bearbeiter stand, die Redaction besorgte, und aufser vielen umgearbeiteten Gesängen andrer Verfasser, selbst mehrere gedichtet hat. Ebenso durch das Lettische Gesangbuch von 1809.). Nennt Ihn doch selbst die eine der dortigen Landessprachen unter ihren Dichtern; und auch die andere blieb ihm nicht fremd, als Er einmal da stand, wo auch sie Seinem Wirken nöthig scheinen mußte!

Und wie trat Er auf, als Vertreter der Rechte des Standes gegen Verunglimpfung und Anmaßung, nicht bloß in Worten des geehrten Schriftstellers (S. Formulare, Reden, u. s. w. Zweite Aufl. Bd. II. S. 252.), sondern auch vor den Obern und dem Thron der Majestät! Wie stand Er da, als Vertreter der Rechte unserer Kirche, immer bereit für den Kampf, auch den gefahrvollsten, wo irgend sie gekränkt werden sollten; immer bereit, sich, müßte es seyn, selbst hinzugeben.

Noch ein Blick auf seine Thätigkeit führt auf sein Forschen, Sammeln und Ordnen in Denkmälern früherer Zeit. Von welcher segensreicher Wirklichkeit ist dieses geworden für Geschichte und Verfassung; welche Keime künftiger Saaten und Aernten

---

„Entwurf eines Landes-Katechismus,“ dritte Auflage, 1823. und der „Katechismus der christlichen Lehre, herausgegeben von dem Livl. Oberconsistorium, zweite Auflage, 1817.

schlummern darin. Hierher gehört vorzüglich seine reiche Sammlung von Documenten und Nachweisungen zur Geschichte Livland's und Rigas, sowie die Sammlungen für die Provinzial-Gesetzcommission, nebst den Druckschriften: die Polizei für Livland, erste Hälfte, 1821. — und Chronologisches Verzeichniß der Patente der Livländischen Gouvernements-Regierung, von 1710 — 1822; Ister Theil, 1823. Fol. Seine Wirksamkeit als Schriftsteller überhaupt, wie nicht bloß geistvoll, wie auch mühsam führte er sie aus; wie überall auf das Edlere hinlenkend, wie aus dem höheren Gesichtspunkt, dem nichts Menschliches fremd bleiben kann. (S. war, als Mitglied der literärisch-praktischen Bürgerverbindung, 1810. Urheber des Gedankens, die Stadtblätter herauszugeben, welche Er in dem genannten Jahre auch fast allein verfaßte. Vom December 1813. bis zum Schluß des folgenden Jahrs gab Er diese Blätter wieder selbst, und für eigene Rechnung, heraus; dazu innländische Blätter. 1822. übernahm Er jene aufs Neue, verband mit denselben 1823. die Ostsee-Provinzen-Blätter, und setzte Beides bis an seinen Tod fort. Dieser Zweig seiner literarischen Thätigkeit, mit seinen Früchten, möchte es wohl verdienen, einmal besonders gewürdigt zu werden, wie oft er auch ungünstige Urtheile veranlaßt hat.)

Und wie vieles Andre, ob auch noch so entfernt von seiner eigentlichen Thätigkeit, liefs der Mann unermüdlicher Kraft und Anstrengung sich aufbürden, lud er sich selbst auf! Er, der Mann von lebendigem, leicht umfassendem Geiste, mit augenblicklichem Ergreifen des rechten Gesichtspunkts, mit höherer Ansicht der Dinge, mit reifem Urtheil nach dem Schatz seiner Kenntnisse, mit Freiheit von jeglichem Vorurtheil, und mit der nie verleugneten Geneigtheit, auch fremder Ansicht, Er wufste sie nur sich durch Gründe geltend zu machen, die eigene nachstehen zu lassen! Allerdings hing Er nicht an Formeln; glaubte den Geist nicht an den Buchstaben gebannt; schwor auf keines Menschen Wort,

als wär' es göttliches. Aber Er hatte nicht bloß ein tiefinniges allgemeines Religionsgefühl; auch ein sehr entschiedenes, ächtchristliches, wenn gleich der lichte Geist, das reine Gemüth, die helle Einsicht in die Schriftlehre mit dem sich nicht vertragen konnte, was anmaßliche Frömmerei oft christlich nennt, und allein so nennen lassen will, ungeachtet es, so lange das Wort Jesu gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! nur allzuoft in Gefühlen eigner tiefster Unchristlichkeit versinken mußte. Ja! Er „hat Glauben gehalten“ in des oft gemißdeuteten Wortes vollster Bedeutung: Glauben an alles Menschlich Wahre, Gute, Schöne; Glauben an alles Christlich-Heilige und Ewige! Zwar seine Reizbarkeit empfand und äußerte sich zuweilen in einer Art, die Ihm und Andern nicht wohlthun konnte. Sein sittlicher Scharfblick verleitete Ihn zuweilen zu nicht ganz begründeten Vermuthungen. Seine Kraft und Raschheit konnte dann und wann verwunden. Er that das Nützliche, Er sprach das Heilsame vielleicht nicht immer mit der Schonung, die wohlgethan hätte. Aber wer das zuerst als Schwäche erkannte, war gewiß Er selbst! Und kein Vorwurf, der, auch von Entfernten, ihm gemacht wurde, konnte, wenn er nur gerecht war, strenger gegen Ihn seyn, als der eigene. Und wie bereit war Er, wieder gut zu machen! wie eifrig und unermüdet, das Ausschweifen dieser Naturanlage zu bekämpfen; wie wenig geneigt, sie entschuldigen zu wollen, als unzertrennlich verbunden mit der Kraft des Wirkens, mit der Lebendigkeit des Gefühls! Freilich war sein Leben voll Wirksamkeit fast Ein immer unterbrochener Kampf. Schon dem Lehrer trat sittliche Gemeinheit feindselig entgegen. Mehr noch mußte des Landes Oberhirt kämpfen, und der Fremdling, und der Mann, welcher schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrzehends seines Alters auf diese Stelle in die mannfachsten Verhältnisse sich versetzt sah, und jedem zu genügen glühete. Das Fortschreiten der Zeit in den Formen religiöser Feier — wie ward es aufgenommen und dar-

gestellt als Gefahr für Glauben und Staat! (S. Geschichte und Gesichtspunkt der allgem. liturg. Verordnung vom J. 1805.). Aber wenn je von einem Manne, so gilt von Ihm das Wort ewiger Weisheit: Wenn Eines Wege Gott wohlgefallen, macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden! Und wo selbst dieses nicht möglich ward: o welch' ein Gewinn, dafs man Ihn ehren, wenigstens Ihn fürchten mußte!

Aber auch sehr warme Gefühle für Lebensgenuss jeglicher Art wurden Ihm durch jene seine Anziehungskraft für jeden reicheren Geist, jedes edlere Gemüth, in der Nähe und Ferne; diese Liebe und Verehrung, die mit den Jahren immer ungetheilter und sichtbarer Ihm gewidmet wurde; dieses Bewusstseyn, mitgewirkt zu haben zu den bedeutungsvollsten Angelegenheiten seiner Zeit und Gegend, diese Aussicht, seine Saaten immer herrlicher reifen zu sehen! Selbst als nun der Tag zu sinken begann, welch' ein freundliches Abendroth, das noch ihm wohlthat in dem Besuch des Ersten dieser Provinzen, in dem Zusammentreffen der Geistlichen aller Glaubensbekenntnisse um den Freund Aller! Und als die Nacht schon anbrechen wollte, funkelte da doch ihr Abendstern. Dem Leben solcher Kämpfe sollte ein Tod ohne Kampf folgen! Was Er am ängstlichsten nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit fürchten mußte: peinliches Sich-selbst-überleben, langsames Absterben in erzwungener Unthätigkeit! Er ward damit verschont. Der Vergelter winkte seinem Engel, und in leisester Berührung drückte dieser mit einem Kuß das Auge ihm zu. Er hatte den Lauf vollendet; eh' das Gefühl Ihm geworden war: ich vollende!" — —

Sein Geist war Licht — Sein Herz der Liebe Fülle!  
 Des Glaubens Strahl den heitern Blick verklärte —  
 Sein froher Muth der Hoffnung Grufs bewährte,  
 Dafs durch den Tod sich Leben neu enthülle!  
 Einfach und wahr und würdig war Sein Walten —  
 Gerecht Sein Thun, und kraftvoll all' Sein Streben —

Mild Sein Gemüth, und freundlich Seine Sitte!  
 Ein Vater in unzähl'ger Kinder Mitte —  
 Für alle, liebeich segnend, wollt' Er leben —  
 Ihr irdisch Heil — ihr ewiges erhalten.

Wie wenn der Gruft noch Seine Stimm' entstieg —  
 Ruft Er: „Aufstrebend fasse Muth,  
 Nach dem, was heilig, groß, gerecht und gut —  
 Rastlos zu trachten! Glaube! Kämpfe! Siege!“  
 So laßt uns feiern Seinen Tod — nicht klagen.  
 Er wußte alles Ird'ache leicht zu tragen,  
 Weil jugendlich Sein freier Geist erglühete,  
 Weil stets zum Himmel war Sein Blick gewendet,  
 So hat der edle Greis mit Kraft geendet.

Er kam — um Viel zu bauen und zu gründen,  
 Zu rathen und zu helfen, Trost zu geben,  
 Zu wecken, zu ermut'h'gen, zu erheben —  
 Er kam, das Wort des Lebens zu verkünden!  
 Er kam — ein Licht der Wahrheit zu entzünden  
 In Geist und Herzen, und in Aller Leben  
 Das Hohe in's Gewöhnliche zu weben —  
 Dem Wirklichen das Heil'ge zu verbünden!  
 Dafs Kirche, Schule, Haus, Gesetz und Sitten,  
 Nach Gottes Willen, möchten fest bestehen —  
 Auf dafs es Allen möchte wohl ergehen!

Ein guter Geist — ist Er uns vorgeschritten —!  
 Zu neuem Leben ist Er hingegangen —  
 Wonach unsterblich strebte Sein Verlangen!

So viel als lebendiges Lebensbild aus einer zum An-  
 denken Sonntag's bald nach dessen Tode gesammel-  
 ten Gedächtnißschrift (Riga bei Häcker. 43 S. in 4).

Auch aus einer von dem Hrn. Oberpastor Dr.  
 Grave zur Jubelfeier der Augsbürgischen Confession im  
 Gymnasium zu Riga gehaltenen Rede bemerken wir  
 noch vornämlich die sinnreiche Wahl des Inhalts. Der  
 Redner durchläuft alle Staaten von Europa, um das Cha-  
 rakteristische, wie es dort 1530. war, und wie es um  
 1830. sich darstellt, lebhaft gegen einander zu stellen.  
 Von Deutschland z. B. wird auf jener Seite bemerkt:  
 „Der Mann mit der Kaiserkrone, um die sich mehrere  
 Königsdiademe reihten, der Mann, der in drei Erd-  
 theilen gebot, drohete den weisen und mannhaften Ver-

theidigern evangelischer Wahrheit. Noch finsterner drohete der Vatican. Aber es giebt eine Macht, gegen welche Schwerter und Scheiterhaufen nichts vermögen. Gott selbst hat sie gelegt in die Wahrheit. Mochte der Gewaltige, den Deutschland selbst über sich erhoben hatte, dessen Beherrscher und der Unterdrücker kirchlicher und fürstlicher Selbstständigkeit zu werden trachten; dennoch ward das gesegnete Land gerade in seiner Getheiltheit um so mehr geeignet, des erneuerten Glaubens Wiege zu seyn; eine siegreiche Wiederverkündigerin der Wahrheiten, die durch einen Wiclef und Hufs einer noch nicht genug bereiteten Zeit zugerufen worden waren. Und jetzt, wenn wir unsern Blick nach Deutschland hinüberrauchen, was zeigt sich uns? Untergegangen ist das Reich, das ein Jahrtausend hindurch wenigstens den Namen der alten Weltherrscherin Roma sich zugeeignet hatte. Eine neue Kaiserkrone glänzt in gesicherter Ruhe auf einem Urenkel der Habsburger. Selbstständiger stehen die Fürsten, kräftig in jeder edleren Lebensrichtung die Völker. Ein Name leuchtet herrlich vor vielen. Er, welcher damals fast vertilgt werden sollte aus der Staatenreihe. Denn das Jahr 1530. war es, in welchem Karl V, auf Protestation der deutschen Ordensbrüder gegen Albrecht von Brandenburg, welcher Preussen zu einem erblichen Regenteneigenthum genommen hatte, den Ritter Kronberg mit diesem Lande belehnte; jenen aber mit seinem Gebiete das Jahr darauf in die Acht erklärte." — Dergleichen richtig gedachte und gut ausgesprochene Zeitgemälde wären noch mehrere aus dieser Rede auszuheben, welche überhaupt den Zweck hat, die erfreuliche Wahrheit zu bestätigen, dafs es besser geworden ist. „Für und durch den Kampf der Glaubensverbesserer ward uns Ruhe. Durchgerungen hat sich unsere Kirche durch mehr als Eine Verirrung zu dem volleren Gefühl von dem, worin das Christenleben ruhet, was sein Segen ist und fodert. Gestürzt ist des Aberglaubens Reich, und wie auch irgend die „Teufelsanbeter unserer

**Zeit** es wiederherstellen möchten, wenigstens kein Luther des Jahrs 1830. wird das Dintenfaß dem Fürsten der Finsterniß entgegenschleudern. Aber auch dies wollen wir nicht einmal denken, als ob uns ein neuer Luther nöthig wäre. Still wirkend wird die Zeit (und besonnene Unpartheilichkeit) immer mehr den Tempel Gottes reinigen, der hiezu seine Diener sendet." Wer freut sich nicht, vom fernen Norden her, diese Gleichstimmung zu hören?

Dr. *Paulus*.

---

*Rudolf Brinckmann, Prof. in Kiel, Wissenschaftlich praktische Rechtskunde. Eine Sammlung von Erörterungen aus dem Gesamtgebiete der in Deutschland geltenden Rechte. Schleswig. Druck und Verlag des königl. Taubstummen-Instituts. 1831. I. B. XVI u. 455 S. 8.*

Als Ziel der in dieser Schrift mitgetheilten Erörterungen giebt der Verf. an, die Rechtskunde auf eine wissenschaftliche und zugleich praktische Weise zu beleben und zu erweitern, und eben deshalb, weil bei allen Abhandlungen mehr oder weniger der Zweck verfolgt werde, der Geschäftswelt nützlich zu werden, seyen alle Untersuchungen zurückgehalten worden, woraus nichts Anderes als ein Gewinn für die bloß gelehrte Jurisprudenz hervorgehen würde. Da in das Gebiet der praktischen Rechtswissenschaft jede rechtliche Untersuchung oder Beobachtung in Betreff der Sachen wie der Personen (mit einziger Ausnahme dessen, was nicht in das eigentliche Leben eingreift, mithin bloß den Antiquitäten oder einer unfruchtbaren Philosophie angehört) fällt, so hat der Verf. gestrebt, in großer Mannichfaltigkeit Erörterungen mitzutheilen, wie folgender Inhalt darthut. Es sind nämlich 69 Abhandlungen bald größeren bald kleineren Umfangs, die sich mit folgenden Gegenständen beschäftigen :

1) Die Gültigkeit einer Rechtsnorm beurtheilt der Richter, daher auch die Legitimität oder Usurpation eines Gesetzgebers, in sofern davon die Rechtsbeständigkeit eines Gesetzes abhängt. — 2) Die innere Unge rechtlichkeit eines Gesetzes entbindet den Richter nicht von der Befolgung desselben. — 3) Von dem Widerspruche ausländischer und einheimischer Gesetze. Das Recht am Orte des Domicils entscheidet über die Rechtsfähigkeit der Handelnden: das Recht am Orte der Eingehung eines Geschäfts entscheidet über dessen Zuläs sigkeit, Form und Wirkung: das Recht an dem Orte, wo die Erfüllung geschehen sollte, oder wo geklagt wird, ändert nichts an den Wirkungen des Rechtsgeschäfts. — 4) Darf ein einheimisches Gericht zur Umgehung aus ländischer Gesetze hülfreiche Hand leisten? — 5) Die Verheirathung eines Edelmannes mit einer Bäuerin ist in der That standeswidrig, wenn sie auch im rechtlichen Sinne keine Mißheirath ist. — 6) Ist es möglich, daß jemand in erlaubter Ehe Schwiegersohn seines eignen Schwiegersohnes werde? Kann jemand blutsverwandter Oheim seines eignen Oheims seyn? — 7) Zwei Frauens personen verbinden sich mit einander durch priesterliche Trauung? — 8) Verzugszinsen gebühren seit dem Verfalltage auch ohne Mahnung. Von Nadelgeldern, da sie keine eigentliche Schenkung sind, können Verzugszinsen gefordert werden. — 9) Nach dem Lüb'schen Rechte haftet die beerbte Frau für die Schulden ihres in Concurs gerathenen Mannes, auch wenn derselbe weder flüchtig geworden noch gestorben ist. — 10) Die Abtheilung der Kinder von dem mütterlichen Vermögen ist nach dem Lüb'schen Rechte in soweit ungültig, als sie den zur Zeit des Ausspruches vorhandenen Gläubigern der ehelichen Gütergemeinschaft zum Nachtheil gereicht, selbst wenn keine betrügliche Absicht vorgewaltet hat. — 11) Die Vermuthung des Beischlafes, daß *solus cum sola*, *nudus cum nuda* gewesen ist, findet ohne Unter schied zwischen verheiratheten und ledigen Personen Statt. Wie sind die Worte: *solus cum sola*, *nudus*

*cum nuda* zu verstehen? — 12) Gläubiger und Schuldner des Pflegbefohlenen dürfen die Vormundschaft nicht übernehmen, sollte auch die Forderung oder Verbindlichkeit klar seyn. — 13) Drei Kinder befreien von der Uebernahme einer Vormundschaft. — 14) In wiefern ist einer pfeßhaften Person, einem Kranken, Gebrechlichen, Tauben, Stummen ein Vormund beizuordnen? — 15) Die Savigny'sche Lehre vom Summarissimum in ihrer Anwendung auf Wegstreitigkeiten. — 16) Der Tradent verliert den Besitz an den Empfänger nicht anders, als wenn er *animo et corpore* zugleich aufgehört hat, zu besitzen. Nur von dem tradirten Besitze redet das berüchtigte Frg. 153 *de regulis juris*. — 17) Eine Anerkennung von Seiten des Fiscus ist einer fiscalischen Veräußerung nicht gleich zu achten. — 18) Oeffentliches Pfandrecht. Ueber den Geist der c. 11. C. 8. 18. *qui potior*. — 19) Wie wird ein öffentliches Pfandrecht bestellt? — 20) Ueber die Mitwirkung des Schuldners zur Bestellung eines öffentlichen Pfandrechtes. — 21) Das Pfandrecht wegen eines Darlehns beginnt erst mit dem Tage der Auszahlung. — 22) Ein deutscher Erbvertrag wird durch Uebergehung eines Notherben nicht ungültig. — 23) Nach dem Jüt'schen Low haftet die Frau für die Schulden des Mannes nur mit ihrem zur Gütergemeinschaft gehörigen Vermögen. — 24) Vertretbare Sachen kann der Gläubiger nur in ihrer Gattung begehren, sollte auch eine besondere Bezeichnung Statt gefunden haben. — 25) Die Verabredung einer Leseprobe zwischen einem Bauer und einer Bäuerin, mit dem Versprechen des Bauern, seiner Gegnerin im Falle des Vorzugs im Lesen tausend Thaler geben zu wollen, ist ohne Rechtsbestand. — 26) Worin besteht ein Rechnungsfehler? — 27) Wie benehmen sich Makler und ihre Gehülfen bei Besorgung von Landstellen und Abschließung von Ehebündnissen? *Actio de dolo. Consilium fraudulentum* eines *Curatoris sexus. Condictio indebiti*. — 28) Der Geber einer Summe Geld oder einer andern Sache kann die Rückforderung nicht durch den

bloßen Empfang begründen. — 29) Von der dem Fiscus zuständigen Rückforderung dessen, womit sein Schuldner einen andern Gläubiger befriedigt hat. — 30) Die irrige Zahlung einer verjährten Schuld begründet die *Condictio indebiti*. Um so mehr wird einer verjährten Forderung die Compensirbarkeit versagt. — 31) Die Präclusion entzieht dem Gläubiger das Recht der Compensation. — 32) Die Competenz kann nicht wider denjenigen Kläger vorgeschützt werden, welcher keine Leistung begehrt. — 33) Eine Gemeinschaft ohne Vertrag, *communio incidens*, gewährt keinen Anspruch auf Competenz. — 34) Unabhängigkeit der Justiz. Cassation eines richterlichen Erkenntnisses durch die Regierung. — 35) Die Frage, ob eine Kirchenkasse hinreichende Mittel habe, Neubauten und Ausbesserungen zu bezahlen? ist nach erhobenem Streite von den Gerichten zu entscheiden und keineswegs an die administrativen Behörden zu verweisen. — 36) Ueber das muthwillige Processiren der Armen. — 37) Angebrachter Maafsen wird eine Klage abgewiesen, wenn sie die zu ihrer Begründung nothwendige Thatsachen nicht bestimmt enthält. Verwechslung der Thatsachen mit Urtheilen und Schlüssen. — 38) Ueber den Mißbrauch eines Blanckets, sowie über die Unzulässigkeit des Executivprocesses, wenn dringender Verdacht eines solchen Mißbrauches vorhanden ist. — 39) In wiefern ist es nothwendig, daß der Beweisführer wenigstens eine Abschrift oder einen Auszug der Urkunde, welche er in Händen hat, und womit er zu beweisen gedenkt, sofort bei Antretung des Beweises oder doch innerhalb der Beweisfrist überreiche? — 40) Wer ist ein Zeuge in eigener Sache in dem Sinne, um für gänzlich unfähig gehalten zu werden? — 41) Wer sind die *executores negotiorum*? Wer ist in Rath und That? Die es sind, dürfen zum Zeugniß nicht zugelassen werden. — 42) Ueber die Beweiskraft von Urkunden, welche in einem fremden Welttheile ausgestellt worden, und von Zeitungsblättern, welche daselbst erschienen sind. — 43) Ueber die Feierlichkeiten bei Ableistung eines

Eides. — 44) Ueber die Warnung vor dem Meineide. — 45) Wenn der Schwörer in der Ableistung des Eides von dem gegnerischen Anwalde unterbrochen wird: ist dann der Eid für geleistet zu halten? — 46) Von der Bürgschaft: insbesondere von dem Unterschiede unter den römischen cumulativen Intercessions-Arten in Absicht auf Form und Inhalt. — 47) Eine Verbürgung darf der Bürge vor der Einwilligung des Gläubigers widerrufen. — 48) Nach der Ehe ist die Bürgschaft wegen der *Dos* zulässig. — 49) Ein präcludirter Gläubiger, insbesondere ein hypothekarischer, kann den Bürgen nicht ansprechen, sollte auch der Vorausklage entsagt seyn. — 50) Der Rückbürge darf sich auf eine Nachlässigkeit des Bürgen und des Gläubigers berufen. Beispiel einer flüchtigen Profession im Concourse. Wer ein ungerechtes Urtheil durch seine Verschuldung veranlaßt, kann sich an seinem Mandanten nicht erholen. — 51) Ueber den Unterschied zwischen dem Privattestamente und dem Testamente vor Gericht und vor dem Landesherrn. — 52) Wie geschieht die Execution eines Bündesschlusses und wem fallen die Kosten derselben zur Last? — 53) Ein Dienstherr wird in der Person seiner Amme nicht beleidigt. — 54) Ueber den richtigen Gebrauch der Kunstwörter in der Praxis. — 55) Darf der Criminalrichter ein Exempel statuiren? — 56) Wer beurtheilt eine Thatsache richtiger, ein Geschwornengericht? oder ein Richter-Collegium auf Vortrag eines Referenten? Merkwürdige Beispiele der widersprechendsten Würdigung von Criminalfällen. — 57) Ueber die Vergreifung eines Staatsdieners an amtlich erhobenen Geldern. — 58) Von der Strafbarkeit des Entwurfs eines hochverrätherischen Schreibens. — 59) Die Erben des Verbrechers, welcher vor angestellter Untersuchung gestorben ist, haften nicht für die Kosten der wider die Theilnehmer angestellten Untersuchung. —

(Der Beschlufs folgt.)

*R. Brinckmann, Wissenschaftlich praktische  
Rechtskunde.*

( B e s c h l u s s . )

60) Wie sich die Praxis in Betreff der Fristen in Civil- und Criminalsachen geändert hat. — 61) Die Urtheilsgründe in einer Civilsache sind von den Partheien in soweit geheim zu halten, als sie den Verdacht eines Vergehens anschaulich machen und daher zur Anstellung einer peinlichen Untersuchung Anlafs geben. — 62) Im inquisitorischen Prozesse werden Urtheile, in soweit sie eine Freisprechung enthalten, sofort rechtskräftig. Hievon tritt keine Ausnahme ein, wenn ein Urtheil in den Punkten, die eine Verurtheilung enthalten, durch weitere Vertheidigung angefochten wird. — 63) Ueber die kaufmännischen Umtriebe zur Vorbereitung eines betrügerischen Bankerottes, und den Anfangstermin des Vergehens der Verschleppung. Ein Beitrag in einer Vertheidigungsschrift. — 64) Ermordung eines Kindes durch Nadeln, ausgeführt in einem öffentlichen Gebärdhause. Ob Kindermord oder Verwandtenmord? Ob vollendetes oder versuchtes Verbrechen? — 65) Das Verunreinigen der zum öffentlichen Gebrauche dienenden Gewässer verdient eine strenge Ahndung. — Das Baden geschehe ohne öffentliches Aergernifs. — 67) Im Jahre 1830. begehrt ein Vertheidiger noch die Beibringung des Todtenscheins über Napoleon's Ableben. — 68) Jedermann ist zur Vertheidigung eines Angeschuldigten zuzulassen. — 69) Eine zweifelhafte Verurtheilung in Criminalsachen ist auf das Gelindeste auszulegen. — Zum Schlusse wird unter No. 70. mitgetheilt, wie in Schleswig und Holstein die Prüfung der rechtsgelehrten Candidaten vorgenommen wird.

An diese Anzeige des Inhaltes mögen sich einige Bemerkungen und Ausführungen über einzelne Sätze der vorliegenden Schrift anschließen, theils zum Beweise, mit welcher Sorgfalt dieselbe durchgelesen wurde, theils die Ansichten des Verfs. zu berichtigen. Den Anfang mache gleich die erste Abhandlung, wo die Rede ist von der Legitimität des Königs von Westphalen. Es heisst nun: „Bekanntlich war derselbe von Preussen im Tilsiter Frieden anerkannt, von Hannover, Braunschweig, Hessen niemals, obgleich das Königreich Westphalen aus den Erblanden dieser 3 Häuser ebensowohl, als aus einem Theile der Preussischen Besitzungen war gebildet worden. . . . Die Facultät (Kiel) würde nicht im mindesten gezweifelt haben, die Westphälische Herrschaft in Bezug auf das Haus Braunschweig und dessen Lande für eine unrechtmässige zu erklären, weil dieses Haus durch keinen Vertrag oder Friedensschluss den König von Westphalen anerkannt hat.“ Da diese hier aufgestellte, keineswegs aber mit Gründen unterstützte, Ansicht des Verfs. auf die Privatrechtsverhältnisse der Bewohner von Hannover, Braunschweig und Hessen von so grossem Einflusse seyn kann, so glauben wir hier verweilen und die Frage einer Untersuchung unterziehen zu dürfen: ist die Königlich Westphälische Regierung eine rechtmässige, so daß die von ihr innerhalb der damals verfassungsmässigen Grenzen ihrer Gewalt vorgenommene Handlungen zu Recht bestehen und von dem Nachfolger der Regierung anerkannt werden müssen? Diese Frage gehört sowohl dem Völkerrechte, in wiefern von dem Rechtsverhältnisse zwischen dem Könige von Westphalen und den verdrängten Fürsten, als auch dem Staatrechte an, in wiefern von dem Rechtsverhältniss zwischen den verdrängten Regenten und ihren Unterthanen die Rede ist. Wie verschieden auch immer die Ansichten der Rechtslehrer in Ansehung des Eroberungsrechtes seyn mögen, so ist doch soviel aufser allem Zweifel, daß

I. nach dem praktischen Völkerrechte aller Zeiten das Eroberungsrecht als begründeter Erwerbstitel be-

trachtet werden muß, wodurch das Eigenthum einer dem Feinde abgenommenen Sache auf den Eroberer übergeht, so lange es in Streitigkeiten der Staaten unter sich an einem Richter und an einer Norm über den Zeitraum fehlt, innerhalb welchem eine widerrechtliche Besitznahme in einen rechtlichen Besitz verwandelt wird. Hugo Grotius *de jure belli et pacis lib. III. cap. 6.* de Puffendorf *de jure nat. et gent. lib. IV. cap. 6. §. 14.* Günther *Europäisches Völkerrecht II. Th. S. 110.* Moser *Versuch des neusten Europ. Völkerrechts IX. B. I. Th. S. 296.* Vattel *droit des gens tom III. §. 195.* Das Königl. Preufs. Manifest vom 1. April 1806, durch welches Hannover als durch Eroberungsrecht Frankreichs Kaiser zustehend, und durch Cession von diesem wohl-erworben, dem Preufs. Staate einverleibt wird, und die mit dem Könige Joachim von Neapel im Jahre 1814. gepflogene Verhandlungen liefern die Bestätigung in der neuesten Zeit. Damit aber der auf bloßer Eroberung sich gründender Besitzstand wirkliches Eigenthum der eroberten Staaten gewähre, fordert das Europäische Völkerrecht, daß derselbe durch Verträge anerkannt und bekräftigt sey. Man vergl. Klüber *Europ. Völkerrecht II. B. §. 256.* und die not. a. citirten Schriften. Und nur eine solche durch feierliche Verträge von den übrigen Mächten anerkannte Eroberung begründet einen Rechtszustand, welcher, garantirt durch anerkennende Verträge, als vollständig begründet angesehen werden muß. In dem solche Weise begründeten vollständigen Eigenthume liegt das Recht der Veräußerung, kraft dessen der Eroberer befugt ist, auf jede beliebige Weise über die eroberten Güter zu verfügen, und jede getroffene Anordnung ist vom Besiegten im Verhältnisse zum Sieger und zu jedem dritten Erwerber als zu Recht bestehend anzusehen, so daß eine Zurückforderung nicht Statt findet. Schmelzing *Grundriss des prakt. Europ. Völkerrechts III. Th. §. 479.* Vattel *droit des Gens lib. III. §. 196.* Napoleon war längst als Regent von Frankreich anerkannt, sowie die von ihm gemachten Eroberungen,

als er das Königreich Westphalen gründete. Dadurch gingen alle Rechte, welche ihm zustanden, auf den König von Westphalen über, der sonach gültig alle Regenten-Handlungen vornehmen konnte. Anerkannt von sämtlichen Continentalmächten nicht bloß in Ansehung der von Preußen abgetretenen Länder, sondern auch in Ansehung der bloß eroberten Provinzen (Tilsiter Frieden zwischen Frankreich und Rußland Art. 19. 20. und zwischen Frankreich und Preußen Art. 7. 8. 9.) müssen auch die von dem anerkannten Könige von Westphalen vorgenommene Handlungen selbst als gültig anerkannt werden. Man vergl. Klüber Völkerrecht II. B. §. 258. und die dort angeführte Literatur. — Nicht bloß nach den Grundsätzen des prakt. Europ. Völkerrechts ist die Westphälische Regierung als rechtmäßige zu betrachten, so daß die von ihr innerhalb der damals verfassungsmäßigen Grenzen der Gewalt vorgenommene Handlungen zu Recht bestehen, und vom Nachfolger anerkannt werden müssen, sondern auch

II. nach den Grundsätzen des Staatsrechts. Zur Begründung will man sich der Worte bedienen, welche der K. Württemberg'sche Staatsminister Freiherr von Wangenheim in der Sitzung der h. deutschen Bundesversammlung vom 5. Juni 1823. gebrauchte und die folgende sind: „Die Dauer der Völker kennt keine andern Grenzen, als die dem Bestande der Erde, welche sie trägt und erhält, vorgeschrieben sind: während die Machthaber mit den Menschenaltern und Weltereignissen wechseln und Einer des Andern Stelle, ihm nachfolgend, einnimmt. Der ewige Staat spricht durch jeden Regenten. Bloße Umwandlung in der physischen oder moralischen Person des regierenden Subjectes kann daher auf Verpflichtungen des Staates entkräftenden Einfluß nicht haben. Daß ein Staat seinem Begriffe nach nicht gedacht werden kann, ohne einen Oberherrn, einen Regenten, ist klar: daß aber dieser Regent als wesentliches Glied des Staates nur eine ideale Person sey, ist wohl eben so wenig zu bezweifeln: von einem bestimmten Regenten,

einem bestimmten Individuum, welchem die Regierung zusteht, kann keine so unzertrennliche Verbindung mit dem Staate behauptet werden, daß ohne jenes dieser nicht existiren könne. Ein bestimmter Regent kann zwar allerdings für sich und seine Familie ein Recht auf die Regierung des Staates haben: dieses Recht kann ihm, auch getrennt vom Staate, weder einseitig von den eignen Unterthanen, noch durch Gewalt von außen entzogen werden: er ist und bleibt rechtmäßiger Regent. Allein der Staat bedarf in jedem Augenblicke seiner Dauer, die keine Unterbrechung leidet, nothwendig eines Führers, eines Oberhauptes, welches den wenigstens präsuntiven Gesamtwillen ausspreche und vollstrecke. Das Volk als der wesentlichste immerdauernde Bestandtheil des Staates — während es von dem rechtmäßigen Regenten unvermeidlich getrennt ist — kann sich einem andern unterwerfen, der die höchste Gewalt im Staate ausübt, und, solange dieser die höchste Gewalt ausübt, ist zwischen ihm und dem Volke das rechtliche Verhältniß des Oberherrn zu seinen Unterthanen begründet: alle Rechte, welche dem Staate als solchem zustehen, sind auf ihn übertragen und alle Verbindlichkeiten, welche dem Staate als solchem obliegen, sind von ihm zu erfüllen.“ Protokoll der Bundesversammlung XV. B. S. 234. der 4. Ausg. Man vergl. Nibler der Staat aus dem Universum entwickelt. Ancillon, über Souveränität S. 8. Schmidt Lehrbuch des g. deutschen Staatsrechts I. Abth. §. 13. Hegel Naturrecht §. 57. Gerlach Grundrifs der philos. Rechtslehre §. 180. v. Dresch, Systematische Entwicklung der Grundbegriffe und Grundprincipien u. s. w. S. 194. Klüber Oeffentliches Recht §. 3. 242. 252. und not. 6. §. 253. 254. *Lettre du Baron de Gagern à Lord Castlereagh du 24. Oct. 1815.* in *Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec le France p. 35* u. mehreren Andern. So wenig daher der Staat mit dem Regenten stirbt, so wenig kann die Wirksamkeit der Staathandlungen durch einen Wechsel in der Person des Regenten erlöschen, und das

Verhältniß des Vorfahrers und Nachfolgers im Besitze der Staatsgewalt kann nicht nach dem Personalverhältniß, worin beide zusammenstehen, beurtheilt werden, sondern nach den Realverhältnissen, also nach den zur Zeit der Vornahme der Handlungen bestehenden verfassungsmäßigen Gesetzen. de Martens *Precis du droit des Gens* §. 282. a. not. c. edit. III. Diese Grundsätze sind nicht allein im Art. 16. 27. des Pariser Friedens vom 30. März 1814, sondern auch in dem Schlußakte des Wiener Congresses vom 9. Juni 1815. sanctionirt worden, wo Art. 41. in Betreff der in Fulda und Hanau verkauften Domänen verfügt ist. Es hat nicht die Absicht der auf dem Congress versammelten h. Mächte seyn können, für Staaten und Fragen, welche in Hinsicht auf Recht völlig gleich stehen, eine Verschiedenheit von Grundsätzen eintreten zu lassen, die rechtlich nicht begründet seyn würde, und daher, da sie nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, als der Gerechtigkeit der h. Mächte nicht gemäß nicht vermuthet werden darf. Diese Grundsätze sind

a) von Oestreich in seinen neuen Erwerbungen in Anwendung gebracht worden. M. vergl. Kais. Oestreich. Patent vom 11. Mai 1815. und 28. Febr. 1816. für die Königreiche der Lombardei und Venedig.

b) Der Pabst verordnet in dem Edicte vom 5. Juli 1815, daß die Käufer der Güter von den vorigen Regierungen, die ihre Käufe nach den damals bestehenden Gesetzen und Verbindlichkeiten abgeschlossen, nicht beunruhigt werden sollen. Auch wegen der Staatsschuld, Pensionen und Herabsetzung der directen und indirecten Abgaben ist Vorsorge getroffen.

c) Der Feldmarschall-Lieutenant und Oberbefehlshaber Bianchi erklärt nach ausdrücklichem Verlangen Ferdinand's IV., daß der Verkauf der Staatsgüter unwiderrufflich aufrecht erhalten werde.

d) Der Königl. Preufs. Hof hat mit eben soviel Gerechtigkeit als Wohlwollen dieselbe Ansicht erklärt, denn in einem Schreiben Sr. Durchlaucht des Staatskanzlers Herrn Fürsten von Hardenberg vom 21. Januar 1816.

heißt es: „Das Fürstenthum Corvey ist von dem damaligen Franz. Kaiser allerdings mittelst willkürlicher Entsetzung des rechtmäßigen Herrn in Besitz genommen und dem Königreiche Westphalen nachmals einverleibt worden: allein in dem Art. 8. u. 9. des Friedens- Tractates von Tilsit v. 9. Juli 1807. hat Se. Majestät der König die Einrichtungen, welche der Kaiser Napoleon sowohl rücksichtlich der von Preussen abgetretenen Staaten als der andern Länder, die sich im Besitze des damaligen Kaisers befanden, zu treffen sich vorbehalten, zu Gunsten des Königreichs Westphalen ausdrücklich anerkannt: mithin waltet die Verpflichtung ob, die im Königreiche Westphalen getroffenen Einrichtungen, sie mögen sich auf die im Friedenstraktate von Tilsit durch Preussen abgetretenen oder auf die usurpirten Provinzen erstrecken, anzuerkennen u. s. w.“

e) Dieselben Grundsätze hat das Oberappellationsgericht zu Cassel und die Juristen-Facultät zu Gießen ausgesprochen. Man vergl. Pfeiffer, in wiefern sind Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers verbindlich, und Sticckel Beitrag zu den Lehren von der Gewährleistung und der Rechtsbeständigkeit der Handlungen eines Zwischenherrschers, Gießen 1826. Ferner Urtheil der Juristen-Facultät Gießen in Betreff der Angelegenheiten der Westphälischen Domänenkäufer. Frankfurt 1820.

Ist nach dem bisher Gesagten die Königl. Westphälische Regierung im Allgemeinen als eine rechtmäßige zu betrachten, so entsteht noch die besondere Frage: ob die gedachte Regierung auch in Bezug auf das Haus Braunschweig und dessen Lande für eine rechtmäßige anzusehen sey, weil dieses Haus durch keinen Vertrag oder Friedensschluss den König von Westphalen anerkannt hat? Wir glauben hierauf erwidern zu müssen: Wenn es gleichwohl die Ansicht der bewährtesten Rechtslehrer ist, daß zur Erwerbung des Eigenthums von Seiten des Eroberers die Abtretung der Provinzen von Seiten der Besiegten in einem Friedensschlusse nicht nothwendig

ist (Vatell a. a. O. tom. III. 3. §. 195. Stickel a. a. O. S. 34. und die daselbst angeführte Literatur), so verdient doch mit Uebergehung der Geschichte älterer Zeit, namentlich der Stuarts und des Hauses Braunschweig, die neueste Zeitgeschichte durch ihre aufgestellten Beispiele die vorzüglichste Berücksichtigung, und mögen hier nur Erwähnung finden das bereits angeführte K. Preufs. Manifest vom 1. April 1806, die Tilsiter und Wiener Friedensschlüsse, das Beispiel Neapels im Jahre 1814, die Erklärung des Congresses von Chatellon, wornach die verbündeten Mächte übereingekommen, dem Könige Joachim seine Besitzungen auf den Grund eines zwischen Oestreich und Neapel abgeschlossenen Vertrages zu garantiren, das Beispiel von Guadeloupe, welches England als bloße Eroberung an Schweden cedirt hat, die Verhandlungen wegen Sachsen, die Disposition über Genua, Isenburg und einige andere Staaten (Klüber Uebersicht I. Hft. S. 94. Wiener Congressakten v. 9. Juni 1815. Art. 86. 52.), welche Vorgänge doch deutlich beurkunden, daß die Europäischen Mächte, welche zur Wiederherstellung von Europa und zur Begründung neuer Staats- und Völkerrechtlicher Normen in Wien versammelt gewesen, die Befugniß über bloß eroberte Provinzen, auch ohne Zustimmung der vertriebenen Regenten auf eine gültige Weise disponiren zu können, als völkerrechtlich begründet angesehen haben. — Wollte man aber auch annehmen, daß die Einwilligung des durch Gewalt der Waffen vertriebenen Fürsten nothwendig sey, und daß diese durch den Tilsiter Frieden nicht habe ersetzt werden können, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Regenten-Rechte mit den Regenten-Verbindlichkeiten in der innigsten Verbindung stehen, so daß das Rechtsverhältniß zwischen Regent und Unterthan in dem Augenblick als aufgelöst betrachtet werden muß, in welchem der Regent seine Unterthanen dem Feinde schutzlos preis giebt, und daß die Unterthanen berechtigt waren, mit dem neuen Regenten einen Staatsvertrag abzuschließen, woraus von selbst folgt, daß die Unterthanen wegen der

geschehenen Huldigung und wegen andern, die Anerkennung des Königs von Westphalen beurkundenden Handlungen nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen. Waldeck Controversen-Entscheidungen I. Th. S. 26. 53. — Endlich verdient für die Rechtmäßigkeit der Königl. Westphälischen Regierung in besondere Erwägung gezogen zu werden das Interesse der Unterthanen und das davon unzertrennliche Interesse des rechtmäßigen Staatsoberhauptes. Ohne hier die Gründe zu wiederholen, welche bereits Zachariä in der Schrift: Ueber die Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Handlungen der Regierung des K. Westphalen S. 46. geltend gemacht hat, mögen hier die Worte des Handschreibens Sr. Kais. Majestät Franz II. an die gesammten Churfürsten des Reichs d. d. Wien 7. Sept. 1806. einen Platz finden, wo es heist: „Ein jeder regierender Fürst hat die Vermuthung für sich, dafs er bei seinen Staatshandlungen alle individuelle Verhältnisse reiflich erwäge, und die Wohlfahrt des Landes zum Augenmerk habe. Man überläßt hierbei jedem Fürsten, die weitaussehenden Folgen zu berechnen, welche nothwendig entstehen würden, wenn je die Meinung herrschend werden sollte, dafs der Nachfolger in der Regierung an die Handlungen seiner Vorfahren, die sie in der Eigenschaft als regierende Fürsten vorgenommen haben, in der Regel nicht gebunden sey.“ Alle wieder eingesetzte Regenten haben ihre Staaten aus den Händen derjenigen h. Mächte erhalten, welche in dem Tilsiter und Wiener Frieden den Besitz derselben dem Könige von Westphalen zugestanden und in welchen sie ihn als legitimen Regenten, mithin auch dessen Befugnifs zur gültigen Ausübung aller Regentenhandlungen feierlich anerkannt haben, woraus sich ergibt, dafs die h. Mächte den neuen Besitz dieser Länder nur unter der Verpflichtung einer gleichmäßigen Anerkennung und Aufrechthaltung dieser Handlungen haben übertragen wollen, wie dieses in dem am 2. Decb. 1813. zwischen I. I. M. M. den Kaisern von Oestreich und Rußland und Sr. M. dem Könige von Preussen mit dem

Churfürsten von Hessen geschlossenen Verträge geschehen ist. Aus dieser kurzen Darlegung der Gründe, welche leicht vermehrt werden könnten, glauben wir der Ansicht des Verfs. nicht beitreten zu können, vielmehr der entgegengesetzten Meinung mit den bereits angeführten Schriftstellern, denen sich noch viele anreihen ließen, huldigen zu müssen.

In No. 12. wird der Satz ganz allgemein aufgestellt, daß Gläubiger und Schuldner des Pflēgbefohlenen die Vormundschaft nicht übernehmen dürfen, wenn auch die Forderung oder Verbindlichkeit klar seyn sollte. Der in Nov. 94. cap. 1. angegebenen Ausnahme wird nicht gedacht, *liceat itaque matribus secundum veterem observationem, si renuncient et res suas obligent (sicut antea in usu fuit) liberorum tutelam suscipere, neque hanc exceptionem metuant, sed, quantum ad illas, ita se res habeat, ac si ea de re lex plane scripta non fuisset.* Darüber ist wohl kein Streit, daß unter den *matribus (qui liberorum curam suscipere volunt)* auch die Großmütter zu verstehen sind: ob aber rücksichtlich des Vaters und Großvaters eine Ausnahme von der Nov. 72. Statt finde, wenn diese die Vormundschaft über ihre minderjährigen Kinder übernehmen, scheint zweifelhaft. Geht man davon aus, daß die Nov. 94. als äbänderndes Gesetz streng auszulegen ist und daher auf andere Fälle nicht ausgedehnt werden kann, so sind der Vater und Großvater den Müttern und Großmüttern nicht gleichzustellen. Betrachtet man dagegen den in Nov. 94. angeführten Grund, nämlich *pius et naturalis erga liberos amor*, so dürfte dieser auch auf den Vater und Großvater anwendbar seyn.

Wenn in No. 13. die Anwendbarkeit des römischen Rechtes, daß 3 Kinder von der Uebernahme einer Vormundschaft befreien, behauptet, und der Grund, daß gerade 3 Kinder eine Entschuldigung abgeben, darin gefunden wird, weil, was das heutige Verhältniß der Hauptstadt zu den Provinzen betreffe, alle Bürger ohne Unterschied für *cives optimo jure* zu achten seyn und

darum eine Zurücksetzung, wie sie bei den Römern in Ansehung der Bewohner Italiens und den Provinzen vorkam, nicht Statt finden könne, so glauben wir hier doch anderer Ansicht seyn zu dürfen, weil es nicht auf Civität, sondern blos auf den Wohnort ankam. Den *Civis*, der in der Provinz wohnte, entschuldigten nur 5 Kinder und den Provinzialen, der in Rom wohnte, 3 Kinder. Der Grund beruht in den Vorzügen, welche der Hauptstadt beigelegt waren und in dem Unterschiede, welcher in politischer Hinsicht zwischen Italien und den römischen Provinzen gemaeht wurde. Es dürfte sonach bedenklich seyn, gemeinrechtlich die Vorrechte der Stadt Rom, als kaiserlichen Hauptstadt, für ganz Deutschland anzuwenden.

Nach No. 21. beginnt das Pfandrecht wegen eines Darlehns erst mit dem Tage der Auszahlung, eine Meinung, welche Hepp in seiner *Diss. ex quo tempore hypotheca bona debitoris afficiat* und im Archiv für Civil. Praxis 10. B. S. 245. weitläufig vertheidigte. Erwägt man aber die nachtheiligen Folgen, welche daraus für den Gläubiger wegen der Zinsen entstehen können, und bedenkt man, daß bei uns das bloße *pactum de mutuo dando* klagbar ist, mithin die Verbindlichkeit im Augenblicke der Verabredung existent wird, so möchte man doch geneigt seyn, mit Pufendorf die Behauptung aufzustellen, daß die Hypothek nicht erst von der Auszahlung, sondern schon von der Verabredung anfangt.

Noch Vieles hätten wir zu sagen, was aber der Raum nicht gestattet. Nur das Eine wünschen wir, der Verf. möchte in Zukunft mehr Rücksicht nehmen auf die Literatur und seine Ansichten öfters besser begründen, denn es wird wohl Niemanden heut zu Tage genügen, daß dieses oder jenes Gericht, diese oder jene juristische Facultät diese Meinung aufstellte, sondern die Gründe allein sind es, welche deren Annahme bewirken.

*Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, oder Beweis: das dieses System nicht das geeignete, rechte und zeitgemäße Mittel ist, den Bedürfnissen unserer Zeit zu begegnen, mit Andeutung der geeigneten, rechten und zeitgemäßen Reformen. Von Karl Vollgraff, Dr. d. R. u. d. Phil., ordentl. Professor des Staatsrechts u. d. Politik zu Marburg. Marburg bei U. G. Elwert. 1832. 85 S. 8.*

Man wird in unserer tiefbewegten Zeit, in einer Zeit, welche sich von der Vergangenheit losreißen will, um die Staaten nach einem ganz neuen Plane zu organisiren, dem politischen Zustande der Europäischen Menschheit ganz neue Grundlagen zu geben, die Stimme des Verfs., welcher, mit der Geschichte innig vertraut, dem Anseh der Geschichte in Verfassungsangelegenheiten nachdrücklich das Wort spricht, gewiss mit dem größten Interesse vernehmen. Zwar giebt es in unseren Tagen nur zu Viele, (oder vielleicht war es niemals anders,) welche nur ihrer Parthei das Wort vergönnen möchten, oder welche die Gegenparthei, z. B. durch Beinamen, verdächtigen, um sich der Mühe zu überheben, sie zu widerlegen. Aber in dem Sinne sollten alle Partheien zur Fahne der Liberalität schwören, das eine jede die Meinung der Gegenparthei achtete, d. i. ruhiger und gründlicher Prüfung werth hielte, da eine jede denn doch ebenfalls nur Meinungen aufstellt und vertheidiget. Denn — was ist Wahrheit? Entweder ist, was die Angelegenheiten des Staates betrifft, das allein Wahre und Richtige nur in einer theokratischen Verfassung oder nur mittelst einer gütlichen Uebereinkunft zu finden.

Die Grundidee der vorliegenden Schrift, (schon aus andern Schriften des Verfs. bekannt, an die Ansichten Haller's erinnernd,) ist die: Die Völker deutschen Ursprungs, — der Verf. rechnet sie in seiner Kunstsprache zu den Rechtsvölkern, — haben für ihre Staatsverfassungen einen eigenthümlichen Typus, zu welcher z. B. die Verschiedenheit der Stände und eine auf diese Verschiedenheit gebaute, den Landesherrn nur in bestimmten Fällen und Beziehungen beschränkende reichs- oder landständische Verfassung wesentlich gehört. Angenommen auch, das sie die diesem aus ihrem gesammten Seyn

und Wesen hervorgehenden Verfassungsrechte absagen könnten, so würden sie doch zugleich sich selbst untreu werden, ihre Nationalität gänzlich aufgeben. Auf jeden Fall aber ist es für jetzt noch nicht an der Zeit, daß sie diesen gefährlichen Schritt thun könnten oder sollten. Vielmehr ist noch zur Zeit das wahre Heil der Staaten deutschen Ursprungs in der Wiederherstellung oder in der Ausbildung der reichs- oder landständischen Verfassungen zu suchen; wobei übrigens der Verf. keinesweges in Abrede stellt, daß diese Verfassungen, so wie sie uns überliefert worden sind oder so wie sie nach dem Geiste des ursprünglichen deutschen Staatsrechts beschaffen waren und einst beschaffen seyn mußten, einiger zeitgemäßer Verbesserungen bedürfen.

Um die Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, anschaulich zu machen, hier noch einige Stellen der Schrift. S. 237 f. „Die vorgespiegelte Souverainetät des getäuschten Volkes besteht (in der Repräsentativverfassung) bloß in der Befugniss, alle 4—8 Jahre einen neuen Herrn mit unbeschränkter Gewalt zu wählen und sich dann wieder bescheiden zurückzuziehen und zu gewärtigen, was der neue Herr für sie thun werde, höchstens mit der Befugniss, ihm ihre Wünsche als gehorsamste Bitten vorzutragen und es seinem Ermessen zu überlassen, ob er sie gnädig unterstützen wolle oder nicht.“ (Der Verf. fügt in einer Anm. hinzu: „Unter den Absurditäten des Repr. Syst. ist dies die größte, daß die Wähler an ihre Erwählten Bittschriften einreichen müssen, wenn sie etwas wünschen, gerade so absurd, wie wenn ein Mandant an seinen Anwalt eine Bittschrift richten müßte, um diesen zu einer Handlung zu bestimmen.“) Der Verf. fährt fort: „Der Gewählte hat seine Wähler in ihren Wohnsitzen vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gesehen, weiß nichts von ihrer concreten Noth und ihrem Bedürfniss; braucht beides aber auch nicht, da er ja nicht sie, sondern das fingirte ganze Volk repräsentirt, dieses fingirte Wesen auch nur ein fingirtes identisches In-

teresse haben soll, mag es auch in der Wirklichkeit noch so verschiedene haben." (Der Verf. setzt in einer Anm. hinzu: „Gewissenhafte Männer nehmen daher auch dergleichen Wahlen gar nicht an, sondern nur solche, die sich durch scheinbare Liberalität einen Namen, Becher u. s. w. zu erwerben gedenken, und wie leicht ist es auch, liberal zu reden, wenn man nur nicht selbst liberal zu handeln und zu geben braucht, d. h. der Regierung alles ab- und sich zuzusprechen, denn darauf läuft es mit aller andern politischen Liberalität hinaus — lieber Alles." Es darf befremden, dafs der Verf. nicht auch den Fall seiner Kritik unterworfen hat, da die II. Kammer, indem sie theilweise ergänzt wird, eine ständige Behörde oder, in der Sprache des Verfs., ein unwandelbarer Herr ist.) — Ferner S. 40. „Je gröfser ein Land ist, je dringender wird auch das Gebot mittelbarer Wahlen, um nämlich dem Volke doch wenigstens in den Urwahlen einen Schatten der ihm vorgespiegelten Souverainetät zu lassen. Dafs nun bei solchen mittelbaren Wahlen die einzelnen Interessen der verschiedenen Classen, wie sie nun doch einmal noch vorhanden sind und sich nicht gewaltsam weglegnen, wegdenken lassen, vollends ganz und gar unbeachtet bleiben, so dafs die Urwähler oft schlechtweg den eigentlichen Repräsentanten gar nicht kennen und nie gewählt haben würden, kurz, dafs thatsächlich diese mittelbare Wählart von einer Loosziehung nur der Form nach verschieden ist, wurde schon bemerkt, denn Primair- und Secundair-Wahlen sind ja keine zusammengesetzten Destillirapparate, aus denen in Gemäfsheit des angeordneten Verfahrens ein bestimmter Spiritus von so und so viel Grad Stärke sich berechnen liesse, sondern alles hängt dabei vom reinen Zufalle ab, es sey denn, dafs, wie auch bei einer Loosziehung geschehen kann, Betrug und Bestechung mit unterlaufe, was wir denn auch täglich hören und wahrnehmen, dafs es, fast mit Nothwendigkeit, geschieht; während bei einer unmittelbaren oder directen Wahl doch wenigstens die Ma-

gorität der Wähler die Satisfaction hat, den erwählt zu haben, den sie kennt, dem sie Vertrauen schenkt, der sie, wie in England, am besten bezahlt, ihnen ihr Millionentheil Souverainetät um den höchsten Preis abgekauft hat."

Auch der unbefangene Leser, ja selbst der Leser, welcher sich zu den Ansichten des Verfs. hinneigt, dürfte versucht seyn, dem Verf. z. B. folgende Fragen vorzulegen: Ist nicht ein Hauptzug in dem Charakter der Völker deutschen Ursprungs die Bildsamkeit dieser Völker? ihre Fähigkeit, sich, nach Zeit und Umständen, auf neuen Wegen und Bahnen zu versuchen? ihr Streben, sich dem Ideale einer rein menschlichen Cultur und einer cosmopolitischen Civilisation zu nähern? — Hat sich nicht in einer großen Anzahl der europäischen Staaten deutschen Ursprungs der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in dem Grade verändert, daß auch das Gebäude der Staatsverfassungen einer gänzlichen Umgestaltung bedarf oder ihr entgegensteht? — Hat wohl der Verf. der Repräsentativverfassung immer ihr Recht widerfahren lassen? oder sieht er sie nicht zuweilen bloß aus einem Standpunkte an, welcher es ihm unmöglich macht, in den Geist dieser Verfassung einzudringen? Ist es die Schuld der Repräsentativverfassung, wenn sie da nicht gedeihen kann, wo es an den Bedingungen ihres Gedeihens fehlt? z. B. wo Stadt und Land durch die Vorrechte der Zünfte von einander rechtlich gesondert sind? oder wo sich die Regierung nicht auf das Regieren beschränkt?

Z.

---

*Das Princip der Erblichkeit und die französische und englische Pairie; ein Beitrag zur Geschichte. — Majorum instituta tueri sacris caeremoniisque retinendis sapientis est. Cic. — Berlin, Stettin und Elbing, b. Nicolai. 1832. 145 S. 8.*

Die Idee, welche in der vorliegenden mit eben so viel Sachkenntniß als Mäßigung ausgearbeiteten, auch durch den Vortrag sich auszeichnenden Schrift darge-

stellt und verfolgt wird, dürfte sich so bezeichnen lassen: In unsern monarchischen Staaten — in den europäischen Monarchieen deutschen Ursprungs — läßt sich die politische und die bürgerliche Freiheit nur auf die Verschiedenheit der Stände gründen. Ohne einen reich begüterten, ohne einen grundherrlichen Adel, ohne Körperschaften, (Städte, Universitäten,) keine Freiheit, weder bürgerliche noch politische Freiheit. Frankreich, das diese Elemente nicht mehr hat, dessen Regierung diese Elemente schon lange vor der Revolution planmäßig vernichtete, ist fortdauernd in einem Zustande, in welchem Revolutionen auf Revolutionen folgen müssen. Das Gedeihn der brittischen Verfassung beruht nicht auf ihren Formen, sondern auf den geschichtlichen Grundlagen, die sie im Volke hat, auf dem Grundreichthume des Adels, auf den Korporationsrechten der Städte.

Um theils die Grundidee der Schrift noch kenntlicher zu machen, theils die Art der Ausführung durch einzelne Aeußerungen des Verfs. zu charakterisiren, wollen wir einige besonders hervorstechende Stellen der Schrift wörtlich anführen. — „Mögen die Franzosen noch so viel von ihrer Aufklärung sprechen; so viel bleibt gewiß, daß sie in den Jahren vor der Revolution die so tiefe, die so schwer zu fassende Frage der Freiheit durchaus mißverstanden haben. Sie verwechselten schon damals die Gleichheit vor dem Gesetze mit der Gleichheit der Stände, und strebten nach dieser, um jene zu erzielen, wodurch sie sich von ihr stets entfernten, und am Ende immer auf denselben Punkt zurückkamen, von dem sie ausgegangen waren, ohne sich erklären zu können, wie sie eigentlich ihr Ziel immer verfehlten. Leider sind in der Politik nur die Systeme leicht zu begreifen, welche zum Despotismus oder zur Anarchie führen. Die Kenntniß der wahren Freiheit erfordert ein Studium der Geschichte, eine Menschenkenntniß und eine gründliche Prüfung der verschiedenen Regierungsformen, die nur Wenigen angehören.“ S. 54 f. —

(Der Beschluss folgt.)

*Ueber das Princip der Erbllichkeit.*

(*Beschlufe.*)

„Wir sagen es ohne Furcht und ohne Anmaßung: die Freiheit, wie sie heute verstanden, wie sie verlangt wird, verträgt sich in der Ausdehnung, die man ihr giebt, mit dem Staatsverbände nicht. Die öffentliche Meinung, durch fremdes Beispiel verführt, neigt sich überall zur extremen Freiheit. Man sieht in Verfassungen nur den Vortheil des Volkes, und darunter versteht man nicht, wie geschehen sollte, die Nation und alle ihre Bestandtheile, sondern allein das demokratische Element; diesem will man ausschliesslich alle Rechte übertragen; ob nicht andere Rechte darunter leiden, untersucht man nicht; man will Auflösung und Gleichheit der Stände, und sieht nicht, wie all dies unvernünftige Treiben die Freiheit in ihrem Keime erstickt.“ S. 67 f. — „Die beste der politischen Gesetzgebungen würde die seyn, welche die Rechte aller Bestandtheile im Staate dergestalt ordnete und verbürgte, dafs diese Ordnung Allen eine Nothwendigkeit schiene, und ein Jeder zweifeln müfste, wenn ein fremdes Recht angegriffen würde; wo jedes einzelne Recht von einem andern abhängig wäre, und Alle, solidarisch für sich haftend, in einem ungestörten Gleichgewichte verblieben. Jedes Gleichgewicht aber, in der physischen wie in der moralischen Welt, erfordert eine gleiche Vertheilung der Kraft. Es müssen folglich im Staate die bewegenden Kräfte in der Art vorhanden und vertheilt seyn, dafs keine die andere verdrängen, jede der anderen die Wage halten könne. Dafür aber müssen diese Kräfte aus besonderen Principien bestehen, damit jede selbstständig bleibe, keine in die andere übergehe. Alle gleich vor dem Gesetz, müssen sie dennoch verschieden und un-

gleich seyn, und sich verschiedenartig bewegen. Es müssen folglich im Staate Stände seyn, Korporationen, welche diese Principien vertreten, und den Gesetzen den Geist geben, der sämtliche Interessen schützt und aufrecht-erhält." S. 75 f. — „Die Pressfreiheit hat zwei Seiten, eine gute und eine böse, nach der Persönlichkeit des Volkes." (Nicht auch nach den Zeitumständen?) „In England kann sie wenig schaden, in Frankreich reißt sie Alles ein." S. 102. — „Einer Bemerkung über die französischen Ordonnanzen v. Mon. Juli 1830. können wir uns nicht enthalten: daß nämlich der Vorwurf, den man der vertriebenen Dynastie macht, als habe sie durch diese Ordonnanzen die Verfassung vernichtet, der ungereimteste und ungerechteste ist, der sich denken läßt. Nur das alte verderbliche und rein demokratische Wahlsystem haben die Ordonnanzen vernichten sollen, denen ein anderes Wahlgesetz beigefügt war, dessen ausgesprochener Zweck seyn sollte, die politischen Rechte mehr als bisher auf das Grundeigenthum zu beschränken, und ihnen wo möglich die Ausdehnung zu nehmen, die sie durch das Princip einer Abgaben-Quote, zum größten Nachtheile der guten Sache erhalten hatten." S. 122. — „Ein Staat, der keine Volksverfassung hat, kann niemals eine gute politische Verfassung haben, weil nur die Volksverfassung dazu die Elemente liefert. Das Princip einer zerstörenden Gleichheit kann folglich niemals zur Freiheit führen, weil es die Volksverfassung und mit ihr die Elemente der Freiheit vernichtet. Wo keine Stände mehr sind, kann keine Freiheit seyn. Reine Demokratien, wie das Princip der Gleichheit sie erzeugen muß, können nur despotisch regiert werden. Frankreichs Volksverfassung ist in den vielen Stürmen der Monarchie zu Grunde gegangen; ihre Auflösung ist historisch, und verdient ergründet zu werden. Sie ist die erste Ursache seiner alten, wie seiner jüngsten Revolution, und da es nicht möglich ist, in einer gegebenen Zeit Stände wieder zu errichten, wo sie einmal verloren

sind, ist die Auflösung ewig, und erzeugt immer neue Revolutions-Principien." S. 141.

Es giebt Bücher, die man nicht gründlich beurtheilen kann, ohne wieder ein Buch zu schreiben. Die vorliegende Schrift gehört in die Klasse dieser Bücher. Um so weniger wird man von dem Rectn. eine Beurtheilung der Schrift erwarten.

Der Verf. gehört offenbar der guten Schule an, die man die geschichtlich-politische nennen kann. Montesquieu ist der Stifter oder das Haupt dieser Schule.

Einen Wunsch werden auch diejenigen nicht unterdrücken können, welche sich zu derselben Schule bekennen, — das der Verf. mehr ins Einzelne eingegangen wäre, eine Anwendung seiner Grundsätze, etwa mit Rücksicht auf einen bestimmten Staat, versucht hätte.

Das Resultat, zu welchem der Verf. gelangt, ist in Beziehung auf Frankreich nur negativ, und, könnte man hinzusetzen, fast feindselig. Allerdings suchen die Franzosen seit mehr als vierzig Jahren ein noch unbekanntes Land auf. Aber existirt es deswegen nicht, weil es der Gegenwart noch unbekannt ist? Der eigenthümlichste Charakter unseres Zeitalters ist der, das es sich von der Vergangenheit losreißen will. Vielleicht oder wahrscheinlich eine Thorheit; ein vermessenenes Streben, das die Europäische Menschheit schon schwer gebüßt hat und leicht noch schwerer büßen wird. Doch enthält die Geschichte Beispiele ähnlicher Zeiten. Als im altrömischen Reiche das Christenthum mit dem alten Nationalgottesdienste den Entscheidungskampf kämpfte, als die Reformation das Prachtgebäude der katholischen Kirche erschütterte, zum Theil niederrifs, wären ähnliche Zeiten. Vielen schien das Ende der Welt zu nah.

Die Britischen Reform-Bills werden dereinst, wenn auch erst nach Jahren, dem achtungswerthen Verf. neuen Stoff zu Betrachtungen liefern. Wer wird nicht gern eine so gewichtige Stimme auch über diesen Gegenstand vernehmen?

*Das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Großen aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von Dr. Eduard Vehse, Secretär am Königl. Geh. Archive. Mit Beilagen und einer Chartre. Dresden, P. G. Hilscher'sche Buchhandl. 1829.*

Wenige Zeiten haben so entscheidend auf die Schicksale Deutschlands eingewirkt, wenige so lang dauernde, Alles umgestaltende Folgen hinterlassen, als die Regierung Otto's I. Unter ihr wurde die Verbindung der einzelnen teutschen Stämme wieder völlig hergestellt, die seit dem Verfall des Carolingischen Reiches sich aufzulösen begonnen; unter ihr zuerst die neue Verfassung, die seit eben jener Zeit sich nach und nach gebildet hatte, in festere Formen gebracht, die Stellung des Königs bestimmt und sein Verhältniß zu den Herzogen, die nun wieder bei allen einzelnen Stämmen entstanden waren, geordnet; unter ihr endlich wurde durch die Eroberung Italiens und die Annahme der Kaiserkrone auf Jahrhunderte hin die Verbindung jenes Landes mit Teutschland und die nahe Berührung des teutschen Königs mit dem Oberhaupte der abendländischen Kirche entschieden. Schon in dieser Wichtigkeit jener Zeit liegt nun eine natürliche Aufforderung, sie zu bearbeiten, eine Aufforderung, die durch die Natur der Quellen für dieselbe noch lockender wird. Noch ist nämlich deren Menge nicht so groß, daß diese die Forschung übermächtig erschweren könnte, und doch sind sie in hinreichender Anzahl vorhanden und von solcher Beschaffenheit, daß sie ein deutlicheres und sichereres Bild, als die viel zahlreicheren und weitläufigeren für manche spätere Zeit geben. Neben den vielen großentheils gleichzeitigen Annalen nämlich, die bei aller Kürze ihrer Nachrichten meistens doch einen sicheren Faden für Bestimmung der Zeitfolge an die Hand geben, besitzen wir für jene Zeit mehrere allgemeine Geschichtsdarstellungen, die theilweise sich den besten Erzählungen anderer Jahrhunderte des teutschen Mittelalters an die Seite stellen lassen, theilweise zwar mangelhaft genug sind, aber, recht benützt, durch die verschiedene Stel-

lung ihrer Verfasser doch eine vielseitige umfassende Anschauung gewähren. Außerdem haben wir noch von den bedeutendsten Personen, namentlich den Mitgliedern des königlichen Hauses Lebensbeschreibungen, die, so unzuverlässig sie auch seyn mögen, doch durch die Aufführung vieler einzelner Züge, welche der allgemeine Geschichtschreiber natürlich übergeht, ein lebendigeres, wärmeres Bild von der geschilderten Person darbieten. Hiezu kommt, daß alle diese Quellen, wenn auch Manches in ihnen dunkel bleiben mag, doch im Allgemeinen weit besser und sicherer zu gebrauchen und ihrem wahren Werthe nach zu schätzen sind, als die Quellen der späteren Zeit, wo der herrschende Partheigeist die Wahrheitsliebe der Schriftsteller oft so weit aufhob, daß es uns häufig durchaus unmöglich wird, das Wahre aus ihren Angaben herauszufinden. Ueberhaupt sind die Begebenheiten des zehnten Jahrhunderts schon an sich leichter zu erforschen, die Charactere leichter zu erkennen, als die der späteren Perioden, wo durch den Einfluß kirchlicher Verhältnisse auf die politischen Ereignisse diese selbst einen geistigeren und deswegen schwerer zu verfolgenden Charakter annahmen. Da nun trotz dem Allem verhältnißmäßig noch wenig für die Geschichte Otto's geleistet worden ist, so war es gewiß eine gute Wahl, sie für eine Erstlingsschrift, wofür Ref. diesen „historischen Versuch“ hält, zum Gegenstande zu nehmen. Diese zweckmäßige Wahl vermehrte das günstige Vorurtheil, welches Ref. schon deswegen für den Hrn. Verf. gefaßt hatte, weil er nicht nach der leider noch immer sehr verbreiteten Sitte mit einem umfassenden Werke, etwa einer allgemeinen deutschen oder gar Welt-Geschichte seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete, sondern zuerst einen speciellen Gegenstand darzustellen unternahm. Ref. begrüßte ihn daher auf dem Felde der vaterländischen Geschichte mit der Hoffnung, er werde sich denen würdig anschließen, die rüstig und unermüdet dem schönen Ziele entgegenstreben, unserm

Volke eine seiner würdige Geschichte, ein treues und wahres Bild seiner Vergangenheit zu geben.

Da keine Vorrede über Zweck und Einrichtung des Buches und über die ihm zu Grunde liegende Forschung Aufschluss gab, so mußte sich Ref. sogleich an das Buch selbst wenden, um zu sehen, wie weit es diese Hoffnung rechtfertige. Ref. hat es mit angestrenzter Aufmerksamkeit durchgegangen und geprüft und freut sich, als Ergebniss seiner Prüfung aussprechen zu können, daß er in seiner Hoffnung nicht getäuscht worden ist. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir eigentlich das Buch sehr gut gefunden haben: — nein, neben vielem Guten bietet es vieles, sehr vieles Unvollkommene und Tadelnswerthe dar. Aber, während jenes auf bleibenden Eigenschaften des Verfs., Scharfsinn, Fleiß, Gelehrsamkeit beruht, scheint uns dieses nur aus einer vorübergehenden Befangenheit entsprungen zu seyn. Der Verf., glauben wir, hat sich, ehe er seine Arbeit begann, das Ziel nicht recht deutlich vorgestellt, dem nachzustreben, allein des Geschichtschreibers würdig ist, und eben so hat er bei seinen Forschungen selbst sich nicht über jeden einzelnen Schritt Rechenschaft gegeben, in wiefern derselbe zur Erkenntniß der Wahrheit führen könne, sondern ist dabei theils einem unbestimmten Gefühle, theils der althergebrachten Sitte, theils wohl auch jugendlicher Schriftsteller-Eitelkeit gefolgt. Daher hat er in sonderbarem Contraste einestheils an die Stelle einer lebendigen bewussten, auf psychologischen Grundlagen ruhenden Forschung ein mechanisches Zusammenzählen der Quellennachrichten, andertheils an die Stelle einer ruhigen, deutlichen Erzählung in dem gemessenen, der Geschichtsdarstellung allein zukommenden Style ein dichterisches Gemälde in glänzenden Farben gesetzt. Dieß alles aber kann und wird, das sind wir fest überzeugt, bei etwaigen weiteren Arbeiten des Verfs. sich ändern und das Gute, mit neuen Vorzügen vermehrt, dann hervortreten und unsere Hoffnungen ganz rechtfertigen. Dazu möchte Ref. durch das offene

Aussprechen seiner Meinung über das vorliegende Werk und seine Fehler wenigstens Etwas mit beitragen. Je weniger Gewicht nun aber diese Meinung an sich haben kann, desto nöthiger wird es seyn, sie überall mit zureichenden Gründen zu belegen. Daher werden wir nicht, wie sonst wohl gewöhnlich ist, Tadel in solchen allgemeinen Sätzen aussprechen, die sich überhaupt nicht beweisen lassen, oder alles Einzelne, was wir tadelnswerth gefunden haben, aufführen, dessen strenge Nachweisung wenigstens ein eben so großes Buch, als das zu beurtheilende, erfordern würde, — sondern wir werden unseren Tadel auf einzelne, uns fehlerhaft scheinende Seiten des Buches beschränken und zur Nachweisung dieser Fehlerhaftigkeit wieder nur einzelne Beispiele anführen, aber in diesen unsere Meinung genau zu begründen suchen. Dadurch hoffen wir zugleich den Lesern dieser Blätter ein selbstständigeres Urtheil über das vorliegende Werk zu geben, als durch unbewiesenen allgemeinen Tadel oder durch Aufführung hundert fehlerhafter Einzelheiten ohne Nachweisung ihrer Fehlerhaftigkeit.

Das Erste, was uns bei der Betrachtung des Buches in die Augen fiel, war die geringe Benutzung neuerer Hülfsmittel in demselben. Aufser einigen Hauptwerken, wie Baronius *Annales ecclesiastici* und Muratori's *Annali d'Italia* sind nämlich nur selten neuere Schriften angeführt, und es scheinen solche auch in der That nicht häufig benutzt worden zu seyn. Es ist dieß übrigens ein Mangel, von dem wir in der That nicht wissen, ob wir ihn nicht wenigstens bei einem jungen Schriftsteller einen Vorzug nennen sollen. Denn freilich wird auf diese Art nichts Vollendetes geleistet werden, und es wäre schlimm, wenn alle Forscher auf diese Weise verführen, wir blieben dann immer auf derselben Stelle und die Mühe Früherer wäre für die Folgenden stets verloren, — aber etwas Vollendetes erwartet man so nicht von jungen Schriftstellern, und auf der anderen Seite sichern sie sich durch diese Vernachlässigung neuerer

Hilfsmittel doch selbst davor, daß sie in das Abschreiben aus der dritten und vierten Hand gerathen, und gewöhnen sich, ihre Darstellung auf eigene, durchaus selbstständige Quellenforschung zu gründen. Besser, es kommt die Benutzung neuerer Hilfsmittel später zu der Quellenforschung hinzu, als man macht mit jener den Anfang und kommt gar nicht zu dieser. Wir dürfen also Hr. V.'s Buch als eine Darstellung betrachten, welche aus ganz selbstständiger Quellenforschung hervorging, und wir werden daher zuerst die Art der Forschung, dann die Weise der Darstellung mit ihrem unmittelbaren Einflusse auf das Buch und zugleich mit ihrer Rückwirkung auf den Gang der Forschung prüfen.

Vor Allem müssen wir den Fleiß anerkennen, mit welchem der Hr. Verf. die schriftstellerischen Zeugnisse über seinen Gegenstand aufgesucht hat. Die urkundlichen sind nicht mit demselben Erfolge zusammengetragen. Auch ist es bei ihrer Zerstreutheit so schwierig, darin zu einiger Vollständigkeit zu gelangen, es ist dieß nur durch eine so ausgebreitete Belesenheit möglich, daß einem jungen Schriftsteller unmöglich ein Vorwurf daraus gemacht werden kann, wenn er diese Aufgabe nicht vollständig löst, zumal Hr. Vehse, der noch der trefflichen Regesta von Boehmer entbehrte, die einstweilen erschienen sind und wenigstens theilweise jene Arbeit erleichtern. Ref. ist übrigens mit seinen Sammlungen in dieser Beziehung selbst noch nicht zur Vollständigkeit gekommen und wagt deswegen nicht, wie bei den schriftstellerischen Zeugnissen, den Verf. im Einzelnen zu controlliren. Von diesen also, auf die wir daher zurückkommen, sind bei Weitem die meisten von Hr. V. benutzt worden. Ref. führt nur folgende an, deren Benutzung aus verschiedenen Gründen zu wünschen gewesen wäre, die aber Hr. V. unbekannt geblieben zu seyn scheinen.

1) Das *Chronicon Corbejense*, welches Wedekind im vierten Hefte seiner Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters S. 369 u. ff. heraus-

gegeben hat. Der Gebrauch desselben würde aber von Nutzen gewesen seyn, wegen der ihm eigenthümlichen Darstellung der Ungarnkriege in den letzten Jahren Heinrichs und den ersten Otto's, die dem Verf. auf jeden Fall einige sonst unbekannte Nebenbestimmungen und Namenangaben dargeboten haben würde. Denn die Darstellung selbst, die das Chronicon von jenen Kriegen giebt, würde er nach unserer Ansicht mit Recht verworfen haben. Wir meinen damit vorzüglich die Theilung des letzten Ungarnkrieges unter Heinrich I. in zwei Feldzüge, die diesem Chronicon ganz eigen ist, und sich, soviel Ref. weiß, sonst nirgends findet. Dafs sie aber mit Recht verworfen würde, das scheint uns die Vergleichung dieses Chronicon's mit Widukind zu beweisen, mit dem das Chron. gerade in jener Darstellung Vieles Wort für Wort gemein hat, während es Vieles wieder auf eine durchaus verschiedene Weise giebt. So viel sich nämlich aus dem gedruckten Texte schliessen läfst, möchten wir, bis sich vielleicht durch Auffindung und Untersuchung der Handschrift des Chron.'s etwas Zuverlässigeres ergibt, über dieses Verhältnifs annehmen, dafs weder das Chron. Widukind, noch dieser jenes benützt, sondern dafs beide gerade für diese Darstellung dieselbe ältere Quelle, ein altes Chron. Corbejense, vielleicht auch nur eine Beschreibung des Ungarnkrieges vor Augen hatten. Beide schrieben diese aus, aber beide liefsen Einzelnes weg, der Eine diefs, der Andere jenes. So, um nur aus dem Jahr 938. Beispiele zu entlehnen, wofür das Chron. nur diese Quelle benützte, hat das Chron. die Namen der Städte *Hebesheim* und *Uerla*, wo Widukind bei Meiboom *Sec. Rer. Germ. T. I. pag. 645. in fine*) nur *urbes* hat. Dagegen Wid.: *Dux . . . eo die ad vesperam . . . signa movit*, wo die genauere Bestimmung *ad vesperam* im Chron. fehlt. Eben so Wid.: *altera pars exercitus ad aquilonem versa*, wo im Chron. wieder *ad aquilonem versa* fehlt. So sind die Sätze der Quelle . . . *perit timoremque nimium caeteris incussit. Dux autem illius exer-*

*citius cum paucis elapsus comprehenditur et ad regem deductus precio magno redimitur. His auditis castra hostium omnia turbata fuga salutem quaesiere*, die Wid. unverkürzt hat, offenbar in des Chron's ... *periiit timoremque nimium caeteris incussit fuga salutem quaerentibus* zusammengezogen. Dagegen ist *nec ultra per triginta annos in Saxonia apparuere* ein Zusatz Widukind's, den die gleichzeitige Quelle natürlich nicht haben konnte. Eben so ist nun auch das Verhältniß bei der Beschreibung des Krieges unter Heinrich. Was Wid. erzählt und was das Chron. zu 932. giebt, ging aus derselben gemeinschaftlichen Quelle hervor. Allein neben dieser hatte der Chronist noch eine zweite Quelle, die Widukind nicht benützte, welche eine etwas verschiedene Darstellung von dem Kriege und zwar vielleicht zu 933. lieferte. Er verfuhr nun, wie andere Compiler, z. B. der Annalista Saxo und der Chronographus Saxo so häufig thun, und machte aus einem Ereigniß, welches er in zwei Quellen beschrieben gefunden hatte, zwei successive Vorgänge. Möglich, daß er dabei nicht im guten Glauben war, und wirklich, wie Stenzel in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser Bd. II. S. 103. vermuthet, diese zweite Erzählung nur hinzufügte, um seine gesammelten Redensarten aus Cäsar anzubringen. Diese Anwendung von Redensarten Cäsars geht nämlich noch weiter, als Stenzel a. a. O. angiebt, denn von S. 389. Z. 23. bis Ende des Jahres 933. ist, bis auf 2 eingeflochtene Stellen, die mit Widukind gemeinschaftlich sind, aufser den Namen und einigen Verbindungswörtern Alles aus Caesars Bell. Gall. I, 53. — II, 27. entlehnt, und zwar sind die Stellen aus den verschiedenen Capiteln bunt durch einander gemischt. Sie folgen nämlich: I, 53. 54. II, 1. 2. 3. 21. 24. 22. 11. 12. 23. 26. 27. 25. 23. 27. 26. Diese Versetzung der Stellen Cäsars und die Namen, die sich in der zweiten Erzählung finden und die der Chronist doch nicht wohl erfinden konnte, bringen uns übrigens eben zu der Ueberzeugung, daß er nicht die ganze Erzählung rein

erfunden hat, wie Stenzel a. a. O. für möglich hält, sondern daß ihm dabei eine wirkliche Erzählung vorlag, denn sollte sich der Chronist seine Aufgabe nicht leichter gemacht und die Stellen mehr der Reihe nach hingeschrieben haben, wenn er ganz willkürlich erdichtet hätte und nicht gezwungen gewesen wäre, seine Stellen einer gegebenen Erzählung anzupassen? In dieser Meinung bestärkt uns noch mehr, daß wir schon in der Erzählung zum Jahr 932, also in einer offenbar quellenmäßigen Darstellung, der Redensart Cäsars *diurnis nocturnisque itineribus contendisse* aus Bell. Gall. I, 44. begegnen. Ja wir möchten nach der Art des Ausdruckes mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß auch die ganze Erzählung des Jahres 932. mit classischen Phrasen durchflochten ist, die aus Cäsar oder anderwärts hergenommen sind. Das Nachweisen ihrer Quelle, wozu wir noch keine Zeit hatten, würde unsere Ansicht von dem Verfahren des Chronisten noch mehr bestätigen. Demnach würde also, wie wir schon oben bemerkten, die allgemeine Darstellung des Chronicons in der That keinen Glauben verdienen, aber seine einzelnen Angaben, vorzüglich die Namen, in beiden Erzählungen, als aus einer ältern Quelle geflossen, zu berücksichtigen seyn.

2) Das Chronicon Sti Michaëlis Luneburgensis, von Wedekind a. a. O. S. 411 ff. herausgegeben, dessen Anfang für die Aufklärung der Verhältnisse des Herzogthums Sachsen unter O. und der ursprünglichen Stellung Hermann Billings höchst wichtig ist.

3) Die Annales Augienses in Baluzii Miscellau. T. I. p. 496. und besser in Monum. Germ. hist. T. I. p. 61. und T. II. p. 238. Zwar würde aus ihnen kaum etwas Neues zu schöpfen gewesen seyn, weil sie von Vielen, vorzüglich vom Continuator Reginonis, Hermannus Contractus, Marianus Scotus u. s. f., fast vollständig abgeschrieben worden sind; aber eine Menge falscher Citate und auch einige daraus entstehende Unrichtigkeiten würde Hr. V., wie wir unten sehen werden, durch ihre Benutzung vermieden haben.

Ueberhaupt sind die *Monum. Germ. hist.* noch nicht benützt worden, obgleich wenigstens der erste Theil davon bei der Ausarbeitung des vorliegenden Buches schon erschienen gewesen seyn muß und daher von dem Verf. hätte gebraucht werden sollen. Es sind ihm durch dessen Vernachlässigung, außer den *Annales Augienses*, mehrere kleine Annalen unbekannt geblieben, die dort zuerst herausgegeben worden, von denen einige wenigstens für einzelne Vorgänge zwar kurze, aber wegen der Gleichzeitigkeit mit den Ereignissen werthvolle, Bemerkungen gegeben haben würden; z. B. die *Annales brevissimi codicis San-Gallensis* No. 459. Mon. I. p. 70. z. J. 958; die *Annales Sti Emmerammi Ratisponensis minores* Mon. I. p. 93, die auch schon bei Oefele *Sec. Rer. Boic. T. I. p. 46.* stehen, ad ann. 945. 947. 948. 951; die *Annales Coloniaenses* Mon. T. I. p. 97. ad ann. 937. 938. 948. 951. 953. 957. 961. 965. 968. Andere Schriftsteller hat der Hr. Verf. deswegen wenigstens nur nach schlechteren Ausgaben benützen können, wie die *Annales San-Gallenses majores* nach Goldast, die *Annales Alamanici* nach Du Chesne oder Ussermann, den *Continuator Reginonis* nach Pistorius-Struve und dergl. Doch diese und andere derartige Auslassungen sind bei der Schwierigkeit, die vereinzelt Quellenchriften zusammen zu bringen, zu unbedeutend, um unser Lob über den Fleiß des Hrn. Verfs. bei Sammlung derselben zu entkräften.

Desto ernster ist der Tadel, der Hrn. V. trifft wegen der Art, wie er diese fleißig gesammelten Quellen benützt hat. Die Grundsätze der historischen Kritik sind in der That so natürlich, beruhen so ganz auf den gewöhnlichen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes, die wir bei den Geschäften des gemeinen Lebens täglich angewendet sehen, daß es wirklich fast unbegreiflich scheinen kann, wie sie verhältnißmäfsig so selten von denen in Anwendung gebracht werden, die es unternehmen, geschichtliche Darstellungen zu liefern. Den-

noch ist es nur zu wahr, daß wenigstens für die Geschichte des Mittelalters ihre Anwendung erst in den letzten Jahrzehnten allgemeiner als unerläßliche Vorbedingung jeder geschichtlichen Darstellung anerkannt worden ist. Da nun aber gerade darauf, daß diese Anerkennung immer allgemeiner werde, unsere Hoffnung beruht, nach und nach eine unseres Volkes würdige Geschichte zu erhalten, so ist es die heiligste Pflicht, überall für sie seine Stimme zu erheben, überall darzutun, wie ohne ihre Anwendung jedes Buch eine haltlose Composition bleibt, die der Wahrheit keinen Nutzen, der vaterländischen Geschichte keine Förderung zu bringen vermag.

Wir meinen aber damit vor Allem die Forderung, die zwar schon der gemeine Menschenverstand an Jeden, der durch Zeugen die Wahrheit ergründen will, stellt, die aber doch erst in neuester Zeit mit größerer Bestimmtheit an jeden Geschichtsforscher gerichtet und zur Grundlage einer besseren Forschung gemacht worden ist, die Forderung nämlich, jede Forschung mit der genauesten Erkundigung über die individuellen Verhältnisse jedes einzelnen Zeugen zu beginnen. Was nur irgend über sie ausgemittelt werden kann, muß erforscht werden, nichts darf zu geringfügig erscheinen, was über seine Schicksale, seine Denkart, seine Bildung, endlich über die Entstehung seiner Werke, deren Quellen, Einrichtung, Darstellungsweise nur irgend einen Aufschluß zu geben vermag. Dadurch gelangen wir erstens schon allein zu der Möglichkeit, seine Erzählungen sicher zu verstehen, zu beurtheilen, was diese oder jene dunkle Aeußerung bei ihm bedeute, was ihr Wahres zu Grunde liegen mag, dann aber erhalten wir auch dadurch allein einen Maafsstab für seine Glaubwürdigkeit, wir werden erst dadurch in den Stand gesetzt, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, in wie weit wir einer Nachricht Glauben schenken dürfen, die er allein giebt und vorzüglich, wofür wir zu entscheiden haben, wenn widersprechende Zeugnisse ihm gegenüber stehen. Von

dieser Prüfung findet sich aber bei dem Verf. kaum eine Spur. Nirgends sind wir auf eine Berücksichtigung der Stellung, des Characters, der Kenntnisse der Zeugen, nirgends auf ein Abwiegen ihrer Zeugnisse gestossen. An dessen Stelle tritt, wie wir schon bemerkt haben, ein mechanisches Abzählen derselben. Der Verf. hat alle Nachrichten fleißigst neben einander geschrieben, unbekümmert um ihr Verhältniß zu einander und um ihren Werth. Die Masse von Angaben, die er so erhielt, das war ihm nun der gegebene Stoff, den er zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verarbeiten suchte.

Daher nimmt er denn Alles gläubig auf, was die Zeugen sagen, sowohl Thatsachen, die sie erzählen, die aber an sich oder durch die Beschaffenheit des Erzählers verdächtig sind, als auch sogar Redensarten, die bei dem Zeugen selbst gar nicht als Thatsache gelten, sondern nur Bilder, Betrachtungen, Urtheile und dergl. sind. So, wenn Widukind I. I. p. 641. b. Meiboom nach dem Siege Heinrich's über die Ungarn sagt: *deinde pater patriae, rerum dominus Imperatorque ab exercitu appellatur etc.*, so schreibt Hr. V. S. 81. getrost: „Heinrich, den die Deutschen noch bei seinen Lebzeiten den Vater des Vaterlandes nannten,“ und citirt dazu jene Stelle Widukind's, da denn doch leicht zu sehen war, daß sie kein geschichtliches Zeugniß abgeben kann, da sie nichts als eine irgendwo aufgefangene classische Redensart enthält, die Widukind zu Verschönerung seiner Schlachtbeschreibung anwendet, die eben deswegen I. III. pag. 657. med. wieder von Otto nach der Schlacht bei Augsburg gebraucht wird. Ja sogar wenn Widukind I. pag. 638. schreibt: *Brunonem . . . Pontificis summi ac ducis magni vidimus officium gerentem. Ac ne quis eum culpabilem super hoc dixerit, quum Samuelem sanctum et alios plures sacerdotes pariter legamus et iudices*, so schreibt Hr. V. S. 222. getrost: „— — das erste Beispiel, daß ein geistlicher Herr auch herzogliche Gewalt überkam. Der König Otto soll hierbei das Beispiel des Hohenpriesters

der Juden, des Samuel, der zugleich Richter war, vor Augen gehabt haben. Witt. I, 638." Eben so, wenn der gute Bischof Thietmar, der mitunter in seiner Art auch witzig ist, (Buch II, S. 27. ed. Wagner,) die Nachricht Widukind's von Entdeckung der Silberadern in Sachsen so ausdrückt: *Temporibus suis (Ottonis) aureum illuxit saeculum, apud nos inventu primum vena argenti*, so versäumt Hr. V. nicht, S. 247. zu bemerken: „Die Zeit war jetzt durch Otto heraufgekommen, die Dithmar wiederholt Deutschlands goldnes Alter nannte,“ und dazu neben einer anderen auch jene Stelle zu citiren u. s. w. Aus derselben Betrachtungsweise der durch die Quellen gegebenen Nachrichten entsteht es auch, daß Hrn. V.'s oberstes Streben mit darin besteht, wo nur irgend möglich, die verschiedenen Angaben der Quellen zu vereinigen und einen Gang der Ereignisse auszudenken, wodurch die scheinbaren Widersprüche gehoben werden. Nur wenn dazu durchaus keine Möglichkeit ist, entschließt er sich, eine Angabe fallen zu lassen, obgleich es oft dem gesunden Menschenverstande angemessener ist, auch wenn eine Vereinigung sich denken läßt, einen Irrthum bei einem der Zeugen als Ursache der Verschiedenheit voranzusetzen. Z. B. (um zwei Fälle aufzuführen, wo jenes Vereinigungsstreben durch seine Kleinlichkeit höchst lächerlich wird) wenn uns im gemeinen Leben zwei Leute, die beide nicht selbst gegenwärtig waren, erzählen, es sey Jemand im Wasser umgekommen, der eine aber sagt, er sey mit dem Pferde in den Fluß gesprengt und so ertrunken, der andere, der Kahn, auf dem er sich befand, sey überfüllt gewesen und untergegangen, wer wird da nicht überzeugt seyn, einer der beiden Erzähler irre sich über den Nebenumstand? wer würde es da nicht höchst lächerlich finden, wenn man aus diesen beiden Angaben vielmehr schliessen wollte, der Erwähnte sey mit dem Pferde in den Fluß gesprengt, habe aber glücklich einen Kahn erreicht, sey da hinein gestiegen und damit dann verunglückt? Warum sollte nun eine solche Ver-

einigung in der Geschichte weniger lächerlich seyn? Herr V. bietet sie uns aber dar. Frodoard erzählt nämlich im Chron. Remense ad ann. 939. bei Boucquet *Sec. Rer. Franc. T. VIII. p. 193* von Herzog Gisibert das Erstere, Widukind I. II. p. 648. med. das Andere, Hr. V. aber verbindet die beiden Angaben S. 124. auf die angegebene Weise. Nicht weniger lächerlich ist die Verbindung zweier Angaben über die Befreiung der Königin Adelheid aus dem Gefängnisse. Hier erzählt nämlich Hroswitha (*Histor. Oddonum bei Meiboom Sec. Rer. Germ. T. I. p. 721.*): Adelheid, ihr Kaplan und ihre Magd hätten ein Loch durch die Erde gegraben und seyen dadurch aus dem Gefängniß entflohen; dagegen Donizo (*Vita Mathildis comitissae in Muratori Sec. Rer. Ital. T. V. p. 346.*): Adelheid's Kaplan habe ein Loch durch die Mauer gemacht und dadurch sey die Königin entkommen. Richtig lesen wir daher bei Hr. V. S. 192: „Ihr Kaplan fing damit an, eine Oeffnung in die Mauer zu machen. — — — Von dieser Oeffnung aus grub er weiter durch die Erde einen Gang unter dem Thurme hinweg, bis er endlich hinaus in das freie Feld kam“ und dergl. m.

Natürlich konnte aber bei Hr. V. von einer kritischen Benutzung der Quellen überhaupt gar nicht die Rede seyn, da ihm die unerläßlichste Vorbereitung zu Beurtheilung derselben fehlte. Der erste und nothwendigste Schritt, um durch Zeugenaussagen die Wahrheit zu finden ist nämlich doch wohl, daß man vor Allem zu erfahren sucht, wie viele Zeugen ein Factum angeben und wer diese Zeugen sind. Selbst der gewöhnlichste Untersuchungsrichter aber wird bei dieser Untersuchung das nicht als zwei Zeugnisse annehmen, wenn A. sagt, B. habe gesagt, sondern wird sich allein an den halten, der keine weitere Quelle seiner Aussagen anführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*Vehse, das Leben Otto's des Großen.*

(Fortsetzung.)

So sollte man meinen, müßte von selbst jeder Historiker auch darauf fallen, aus seinen Zeugnissen alle die auszuschneiden, die andere abschreiben, um so zuletzt die allein übrig zu behalten, welche die Urzeugen sind oder uns wenigstens dafür gelten müssen, weil wir ihre Quellen nicht mehr besitzen. An die müßte er sich dann halten, ihre Glaubwürdigkeit prüfen und danach seine Ansicht bestimmen. Wie ist ohne das nur an Forschung zu denken? wie können wir die Gültigkeit einer Angabe überhaupt beurtheilen oder verschiedene Angaben gegen einander abwägen, wenn wir vielleicht 12 Zeugnisse neben einander auf dem Papier schon haben und nicht wissen, ob nicht vielleicht 11 davon auf eins zurückzuführen sind und daher vielleicht zusammen nicht mehr Gewicht haben, als das zwölfte, unabhängige? u. s. w. Nothwendig muß ja da die Forschung immer ein Heruntappen und ein zufälliges Finden oder ein lächerliches Verirren seyn. Als erste, unerläßliche Bedingung fordern wir daher von jedem Geschichtsforscher, vorzüglich aber von jedem, der einen Gegenstand aus der Geschichte des Mittelalters bearbeitet, in dessen Quellenschriften die vielfache Wiederholung desselben Zeugnisses so gewöhnlich ist: daß er durch genaue Vergleichung seiner Quellen ausmittele, welche Angaben aus anderen noch vorhandenen Schriftstellern entlehnt sind, welche dagegen für uns als Urzeugnisse gelten müssen, daß er jene dann nicht mehr als Quellen betrachte, sondern auf diese seine Vergleichung und Forschung beschränke. Freilich weiß Ref. wohl, daß es bei der Beschaffenheit der bisherigen Ausgaben der Quellenschriften unmöglich ist, mit dieser Arbeit zum

Ziele zu kommen, daß die Ausscheidung oft irrthümlich ausfallen wird und unvollkommen bleiben muß; erst die Vollendung der Monumenta wird diesem Mangel abhelfen und grössere Sicherheit schaffen. Deswegen fordert er auch nichts Vollendetes und gesteht gern zu, daß bei mancher Stelle der Urheber im Zweifel bleibe, manches Plagiat nicht entdeckt werde: — aber das Meiste kann doch schon jetzt für Ausscheidung derselben geschehen, und so viel fordert er unnachsichtlich von Jedem, dem er den Namen eines Geschichtsforschers beilegen soll.

Daß nun aber Hr. V. gar nicht daran gedacht hat, diese Voruntersuchung anzustellen, das zeigt seine Art zu citiren. Ohne Bedenken schreibt er 3, 4 Stellen als Beweisstellen neben einander, wenn sie auch alle Wort für Wort dasselbe enthalten, und oft erscheint darunter die eigentliche Quelle auf einem sehr untergeordneten Platze, oder wohl auch gar nicht, so daß eine abgeleitete allein ihre Stelle einnimmt. Z. B. Von 5 Citaten über die Einfälle der Ungarn während Conrad's I. Regierung, von 913. an, die S. 61. gegeben worden, ist kein einziges brauchbar: *Regin. cont. ad ann. 913.* ist wörtlich aus *Annal. Augiens.* zu demselben Jahre. *Regin. cont. ad ann. 915.* in seinem ersten Theile ebenfalls aus *Annal. Augiens. ad ann. 915.* *Hermannus Contractus ad ann. 916.* ist dieselbe Stelle der *Annal. Augiens. ad ann. 915.* *Herm. Contr. ad ann. 917.* aus *Annal. Augiens. ad ann. 916.*, nur mit dem Zusatze von der Verbrennung Basels. *Frodoard. chron. Remens. ad ann. 919.* gehört nicht mehr hierher. Hier zeigt sich zugleich der Schade dieser Citirweise. Nach den Citaten Hr. V.'s wird gewifs Jeder glauben, die Ungarn seyen viermal eingefallen, 913. 915. 916. 917, aber der Einfall von 916. aus *Herm. Contr.* ist derselbe, den *Reg. cont.* zu 915. erwähnt, *Herm.* hat ihn nur zu einem falschen Jahre, der Zug von 917. gehört zu 916, weil auch hier wieder *Herm.* die Nachricht seiner Quelle zu einem falschen

Jahre setzt. Aechte Citate würden gewesen seyn: **913.** *Annalium Alamannicorum continuatio San-Gallensis tertia* oder *Annal. San-Gallens. brev.*, wie sie Hr. V. noch nach Du Chesne nennt, zu diesem Jahre. [Daraus *Annal. San. Gallens. major.* oder *Annal. Hepidanni*, wie sie Hr. V. nach Goldast bezeichnet] und *Annal. Augiens.* zu diesem Jahre, [daraus *Regin. cont. u. Herm. Contr.* zu demselben Jahre]. **915.** *Annal. Augiens.* zu **915**, [daraus *Regin. cont.* zu **915.** u. *Herm. Contr.* zu **916.**] **916.** *Annal. Augiens.* zu **916.** [daraus *Regin. cont.* zu **916.** u. *Herm. Contr.* zu **917.**] So würde auch die angeführte Täuschung des Lesers vermieden worden seyn. Eben so ist die Nachricht des *Herm. Contr. ad ann. 938.* über den Krieg Otto's gegen Arnulf's Söhne (S. 93.) aus *Annal. Augiens. ad eund. ann.* und zwar noch dazu ziemlich unzweckmäfsig' abgekürzt. Aus derselben Quelle sind auch die Nachrichten des *Herm. Contr.* zu Jahr **937.** und **938.** über die Ungarn-Einfälle, die S. 95. citirt werden. Die ersteren stehen in Baluzius Ausgabe bei dem Jahre **926.** in dem Pariser Codex aber richtig bei Jahr **937.** (*Mon. Germ. hist. T. II. p. 239.*), die letzteren bei Jahr **938.** *Herm.* hat nur einige nähere Bestimmungen über den Gang des Zuges hinzugefügt; sie ergeben sich aber aus der Natur der Sache, *Herm.* braucht daher keine weiteren Nachrichten dazu benutzt zu haben und ist deswegen nicht als weitere Quelle anzusehen. Die Nachricht über die Wahl Wilhelm's zum Erzbischof von Mainz, die S. 149 u. 230. aus *Marianus Scotus ad ann. 954.* citirt wird, rührt nicht weniger aus den *Annal. Augiens.* her, die *Marian.* sehr stark benützte, wie denn z. B. die meisten Nachrichten, die er über die Jahre **911.** bis **936.** hat, aus ihnen geflossen sind. Größtentheils nahm er sie sogar erst aus dem *Continuator Reginonis*, hatte aber die *Annal. Augiens.* doch auch selbst vor Augen, wie die Jahre **917.** **930.** **934.** **936.** beweisen.

An diesen falschen Citaten war nun größtentheils die Nichtbenützung der *Annal. Augiens.* Schuld, aber auch

wo Hr. V. den Schriftsteller sonst benützt hat, aus dem eine Nachricht hergenommen ist, ist es ihm einige Male begegnet, daß er nur die spätere Angabe nennt. Z. B. S. 77, wo für die Taufe des Obotriten-Fürsten der *Annalista Saxo ad ann. 932.* (bei *Eccard Sc. Rer. Germ. T. I. p. 253.*) citirt wird. Diese Nachricht stammt ab aus *Annal. Augiens. zu 931*, kam von da in den *Cont. Regin.* und in den *Herm. Contr.* zu demselben Jahre und aus dem *Cont. Reg.* erst in den *Annalista Saxo*, wie die Lesart *Danorum* zeigt. So hätte also Hr. V., wenn er die *Annal. Augiens.* nicht kannte, wenigstens *Regin. cont.* citiren sollen. Eben so rührt auf derselben Seite *Thietmar's I. p. 8.* über die Unterwerfung der Slaven aus *Widukind I. p. 639*, wo sie sich viel weitläufiger findet. Die Nachricht des *Annalista Saxo ad ann. 952.* (S. 172.) über die Lage der 3 jütischen Bischofssitze ist wörtlich aus *Adamus Bremensis de situ Daniae* (in *Sc. Rer. Septentr. ed. Lindenbrog-Fabric. p. 56.*) abgeschrieben. Die Angabe des Anonymus in der *Vita Mathildis comitissae* (bei *Muratori Sc. Rer. Ital. T. V. p. 389.*) über die Flucht Adelheids (S. 192.) ist aus *Donizo* (ebendas. p. 346.) genommen, wie denn jene *Vita* überhaupt nur in einer prosaischen Uebersetzung von *Donizo's* Versen besteht.

Weit häufiger erscheint aber die Urquelle mit 1 oder 2 Abschriften zugleich. Denn Hr. V. scheint es sich zur Pflicht gemacht zu haben, wenigstens gewöhnlich, Alles zu citiren, was er über ein Factum nur irgend aufgefunden hat. Solcher Beispiele sind unzählige. Hier nur folgende: S. 59. werden zum Beweise, daß Heinrich auch Herzog von Thüringen gewesen, angeführt: *Liutprandi hist. sui temp. II, 7. Sigeberti Gemblacensis chronographia ad ann. 914. Annalista Saxo ad ann. 911.* Beide Letztere haben aber ihre Angabe aus Ersterem genommen, Sigebert mit einer kleinen Veränderung, der *Annalista* ganz wörtlich. S. 72. über die Merseburger Legion neben *Widukind I, 643.*

**Sigebert Gemblacens.** ad ann. 922, der seine Nachricht mit veränderten Worten aus Wid. genommen. S. 78. zu der unwahren Angabe, daß Kanut (?) Gorm's S. nach Heinrichs Angriff auf Dänemark sich habe täuschen lassen unter Anderen: **Adami Bremens. hist. ecclesiast. I, 48.** und **Chronographus Saxo** (in Leibnitz Accession. hist. T. I.) ad ann. 931. Dieser hat aber den ersten Theil seiner Nachricht aus **Regin. cont. ad ann. 931**, wohin er aus den **Annal. Augiens.** zu demselben Jahre kam und den zweiten aus **Annalista Saxo ad ann. 931**, der ihn eben aus **Adam Bremens. I, 48.** nahm. S. 99. für die erste Fehde Eberhard's mit Bruning: **Widukind I. II. p. 644.** und **Annalista Saxo ad ann. 937**, der hierin Wid. wörtlich abschreibt. S. 163. für den Zug Otto's nach Frankreich zur Unterstützung des westfränkischen Königs Ludwig: **Widukind III. p. 651.** **Frodoard chron. Remens. ad ann. 946.** **Regin. cont. ad ann. 946.** **Sigebert Gemblacens. ad ann. 949**, wovon der Letzte nur einen schlechten Auszug aus **Widukind** liefert, worin er unter Anderen aus **Widukind's Laudunum armis tentavit** macht: **Laudunum capit.** Richtig geht Hr. V. auf dieses Mißverständniß ein, erzählt gegen **Frodoard's** ausdrückliches Zeugniß, das hier doch wohl Alles überwog: **Otto** habe **Laudunum** genommen, — und sieht sich daher, weil gleichwohl **949.** **Laudunum** noch in den Händen der Gegner ist, genöthigt, aus **Tetbaldus Laudunum contra Regem retinebat** (**Frodoard chron. Remens. ad ann. 948. ap. Boucquet T. VIII. p. 204 in.**) zu machen: **Tetbald** bemächtigte sich **Laudunum's**, — also ein ganz neues Factum zu ersinnen. S. 171. zu der Errichtung der 3 jütischen Bisthümer durch **Otto**: **Adam Bremens. II, -2.** **Chronograph. Saxo** und **Annalista Saxo ad ann. 952.** — **Annalista S.** schreibt aber die Nachricht von der Errichtung der Bisthümer wörtlich aus der citirten Stelle des **Adam Bremens.** ab und flicht die nähere geographische Bestimmung ihrer Lage aus der oben angegebenen Stelle **Adam's de situ Daniae** ein,

dieses Alles schreibt nun wieder von ihm der Chronographus S. wörtlich ab. S. 195. zu Adelheid's Ankunft in Caoussa: Donizo Vita Mathildis comitissae und die prosaische Uebersetzung desselben in der Vita des Anonymus c. I. neben einander. S. 218. 221. 229. Gerardus in Vita Sti. Udalrici u. Herm. Contr. ad ann. 953, wo Herm. seine Nachrichten aus eben dieser Vita hat. S. 200. zu der Vermählung Otto's mit Adelheid unter Andern: Annalista Saxo ad ann. 952. und Reg. cont. ad ann. 951, welchen der Annalist wörtlich abschreibt. Ueberhaupt wird der Annalista S. und der Chronographus S. so oft neben den von ihnen wörtlich abgeschrieben Stellen citirt, dafs Ref., da dieses Verhältniß dem Hrn. Verf. doch kaum entgehen konnte, auf die Vermuthung gekommen ist, es möchte das wohl gar geschehen, um nach ihren Angaben die Zeit der Ereignisse zu bestimmen, wie denn in der That der Annalista S. S. 104. als Beweis für Tankmar's Geburt im J. 911. und S. 242. als Beweis für die Heinrich's des Zänkers im Jahre 951. angeführt wird. Dazu sind sie aber beide, wie schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihnen zeigt, durchaus nicht zu brauchen. Beide haben nämlich außerordentlich viele nachzuweisende Fehler gegen die Chronologie, und beide verfahren bei dem Zusammensetzen ihrer Nachrichten so leichtsinnig, dafs sie durchaus kein Zutrauen verdienen, indem man sieht, wie reine Willkühr sie bei ihren Anordnungen leitet. So hat der Annalista, um nur 2 Beispiele anzuführen, die Theilung von Wigmann's Vermögen unter 2 Klöster mit denselben Worten ad ann. 967. und wieder ad ann. 970, — die Ermordung des Nicephorus dagegen einmal ad ann. 967. med. aus Thietmar nach Widukind und dann ad ann. 970. fin. auf andere Weise aus Sigebert Gemblac. und Aehnliches oft.

Am auffallendsten ist es uns gewesen, dafs der Hr. Verf. gar nicht versucht hat, sich das Verhältniß Thietmar's zu Widukind deutlich zu machen, da es doch an so vielen Stellen äußerst wichtig war, zu wissen,

ob man sie als einen oder als zwei Zeugen betrachten müsse. Es wäre aber um so mehr zu wünschen gewesen, daß der Hr. Verf. diese Untersuchung angestellt hätte, als jene Frage noch in der neuesten Zeit die entgegengesetztesten Beantwortungen gefunden hat. Denn gegen die Ansicht, welche schon Adelung im Directorium der südsächsischen Geschichte zum Jahre 1018. als unzweifelhaft aussprach, daß Thietmar den Widukind benützt habe, erklärte Wedekind in seinen Noten u. s. w. Bd. I. S. 322 ff., daß Thietmar höchstens den Titel von Widukind's Buche gekannt habe, gelesen habe er es gewiß nicht. Ebert dagegen schlug zur Vereinigung der streitenden Ansichten einen Mittelweg ein und stellte die Vermuthung auf, sie möchten beide eine gemeinschaftliche Quelle gehabt haben, welcher Vermuthung auch Wedekind a. a. O. beitrug. Allein weder Ebert (vergl. Archiv. der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Bd V. S. 687.) noch sonst Jemand hat, soviel uns bekannt ist, bis jetzt diese gemeinschaftliche Quelle nachgewiesen. Auch erklärte es Stenzel in seiner Recension des Wedekindischen Werkes, Leip. Literaturz. 1825. No. 152 ff. nach der Lebenszeit Widukind's und nach der Dame zu urtheilen, der er sein Buch widmete, für höchst unwahrscheinlich, daß er nicht wenigstens für Otto's I. Geschichte Original seyn sollte; daher liefse sich auch die Gleichmäßigkeit in der Anordnung und die fast wörtliche Uebereinstimmung mancher Stellen bei Widuk. und Thietm. (die er in mehreren Beispielen nachweist) nicht anders, als daraus, erklären, daß Thietmar wirklich Widukind selbst vor Augen gehabt habe. In der That glauben wir auch, daß eine vorurtheilsfreie Betrachtung Thietmar's unmöglich zu einem anderen Ergebniss führen kann. Bei Weitem am entscheidendsten scheint uns dafür eine Vergleichung Widukind's von S. 659. an mit Thietmar S. 26 u. ff. zu sprechen, wo wir selbst ganz zufällige Verhältnisse in Widukind's Buche von Thietmar wiedergegeben sehen. Irren wir nicht sehr, so endete nämlich Widukind's Buch ursprünglich

S. 659. Mit dem Ende des Krieges gegen Wigmann verläßt Widukind plötzlich die ruhige chronologische Erzählung, in der er bisher nicht leicht ein Hauptfactum übergang oder mit einem anderen zusammenschmolz, faßt die Geschichte der Jahre 961 — 969, von dem Zuge Otto's nach Italien an, in 4 Zeilen zusammen, beruft sich dann auf seine Erklärung im Anfange des Werkes, nicht alle Thaten Otto's beschreiben zu wollen, nennt die folgenden zu groß für seine Kräfte, weswegen *in tantum fideli devotione laborasse sufficiat*, fügt hierauf noch eine wohlgewendete Entschuldigung der Geringfügigkeit seines Werkes an seine Gönnerin hinzu und schließt endlich: *at finis civilis belli, terminus sit libelli*, ein Reim, dessen Schluß *terminus sit libelli* nach dem Geschmacke des Mittelalters so vortreflich den Schluß des Buches bildete, daß man kaum zweifeln kann, er bildete ihn einst wirklich. Doch setzte Widukind sein Werk, wahrscheinlich einige Jahre später, noch fort, aber ohne wieder eine regelmäßige Erzählung zu beginnen. Nur einzelne Angaben bilden diese Fortsetzung, zu denen der zufällige Zusammenhang ihn führt. Die letzten Worte *finis civilis belli* bringen ihn auf den Wiederausbruch des Krieges mit Wigmann, dessen Flucht zu den Dänen auf die Feuerprobe des christlichen Priesters in Dänemark, der Brief Otto's aus Italien über Wigmann's Tod auf die damalige Lage des Kaisers in Italien u. s. f. Ueberall herrscht also ein zwar zufälliger, aber doch erklärlicher, Zusammenhang. Das Alles giebt nun Thietmar in seiner eigenthümlichen Art als Auszug wieder. Während er bis zu dem Zuge nach Italien zwar immer in abgerissener Art, die einzelnen Hauptbegebenheiten aber doch im Allgemeinen, wie Widukind, abgesondert darstellt, faßt er da plötzlich auch, wie Widukind, die Geschichte von 7 sehr thatenreichen Jahren zusammen, wobei er Widukind falsch versteht und, weil der erzählt, Otto habe die Römer zweimal bezwungen und Rom eingenommen (nämlich 964.) dies so darstellt, als wäre es der Kaiserkrönung 962. vorhergegangen. Eben so

zieht er Otto's Brief an die Sachsen auf eine so unzuweckmäßige Weise zusammen, daß es scheinen muß, als ob Otto während der Kaiserkrönung seines Sohnes in Campanien gewesen wäre. Es hat dieß schon Muratori in den *Annali d'Italia* zum Jahre 967. p. 423. der Ausgabe von 1744. Kopfbrechen verursacht. Die Schwierigkeit verschwindet sogleich, wenn man die Herleitung aus Widukind bemerkt, aber nur auf diese Art ist sie auch zu lösen. Hierauf giebt Thietmar auch die einzelnen Erzählungen, die Widukind noch hinzufügt. Aber durch Abkürzung sind jene zufälligen Verbindungen verwischt, und es ist nun ein fast sinnloses Gewäsch, was nur in jenen weggefallenen Verbindungen seine Erklärung findet. Wie sollte nun diese zufällige Form, die zweimalige Veränderung der Anordnungsweise u. s. w. schon aus einem früheren Buche in den Widukind übergegangen seyn, da sie bei ihm überall ihre natürliche Ursache hat? und doch müßte sie schon in der gemeinschaftlichen Quelle gewesen seyn, sollte Thietmar sie nicht aus Widukind selbst genommen haben. Nein gewiß es unterliegt keinem Zweifel, Thietmar hatte Widukind selbst vor Augen. Allerdings schrieb er ihn nun nicht ab, wie der *Annalista Saxo*, der *Chronographus Saxo* und andere solche Compiler es mit ihren Quellen thun, aber er machte einen Auszug aus ihm, worin er sich streng an die Reihenfolge der Begebenheiten und oft selbst an die wörtlichen Ausdrücke hielt. Daraus besteht der erste Theil seines ersten und seines zweiten Buches, und hierin ist er also neben Widukind nicht als besonderer Zeuge anzusehen. Diesem ersten Theile fügt er nun aber in jedem Buche einen zweiten Theil bei, worin er, wie in einzelnen Einschaltungen und Erweiterungen von Widukind's Nachrichten im ersten Theile eigenthümlich ist. Dieser Theil unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem ersten. Er besteht aus einzelnen Erzählungen ohne Zusammenhang, ohne Zeitfolge, die größtentheils zu Bestätigung eines Wunders, eines Glaubenssatzes, einer Sittenlehre oder dergleichen dienen. Vorzüglich liebt

es der fromme Bischof, Vorfälle zu erzählen, wo sonst heilige und tugendhafte Leute sich einmal haben von dem bösen Feinde bethören lassen, um mit der Schwäche jener Tugendhelden sich über seine eigene Sündhaftigkeit zu trösten. Im Allgemeinen sind also diese Nachrichten so beschaffen, daß wir mit Recht gegen ihre Wahrheit mißtrauisch seyn müssen, und auf ihr Zeugniß allein hin einem Factum nicht leicht werden Glauben schenken können, zumal wenn ihm irgend bekannte That-sachen widersprechen. — Sehr wünschenswerth ist es nun gewiß, daß der Hr. Verf. diese Beschaffenheit der Bücher Thietmar's und seine theilweise Abhängigkeit von Widukind sich recht deutlich gemacht hätte. Dann würde er z. B. nicht auf das einzige Zeugniß jener unzuverlässigen Erzählungen hin eine so unwahrscheinliche Angabe aufgenommen haben, wie S. 224. die Nachricht von Bruno's Untreue gegen Otto, die Allem widerspricht, was wir sonst von dem Charakter und der Handlungsweise Bruno's, dieser Hauptstütze des königlichen Ansehens im Westen des Reiches, wissen. Eben so würde er dann gewiß nicht unzählige Male Thietmar neben Widukind wegen solcher Stellen citirt haben, die jener der Sache nach ganz aus diesem entlehnte, wenn er auch vielleicht ihre Form oft mit Beeinträchtigung des Sinnes veränderte. Beispiele solcher unnöthiger Citate unter Anderm S. 60, S. 63. zweimal, S. 64. u. s. f. u. s. f.

Wir glauben aber, um auf die falsche Art zu citiren im Allgemeinen zurückzukommen, daß jeder Leser mit Recht verlangen kann, daß ein Schriftsteller sie vermeide und daher die Vorarbeiten unternehme, die ihn in den Stand setzen, dies zu thun. Wenn das Anführen von Citaten nämlich überhaupt einen Zweck haben soll, so müssen sie doch die Belege für die Ergebnisse der Forschungen des Schriftstellers enthalten. Von dem Leser kann nun aber nicht verlangt werden, daß er die Citate erst mit einander vergleiche und untersuche, welche davon ursprünglich sind, welche nicht; das muß der Verfasser für ihn gethan haben, der Leser nimmt sie als

richtig an und als die wahren Beweise für die Richtigkeit der Erzählung. Dann führt nun aber die getadelte Art zu citiren in jedem Falle zu einer Täuschung des Lesers. Ist nur die abgeleitete Quelle citirt, so verliert die Thatsache, die dadurch gestützt werden soll, von der Glaubwürdigkeit, die sie besitzt: was man nach dem Zeugnisse des gleichzeitigen Schriftstellers, von dem die Nachricht eigentlich herrührt, für sicher halten würde, das erscheint ganz ungewiß, wenn als Beweis nur ein Compiler, der 3 Jahrhunderte später lebte, angeführt wird. Dagegen wird auf der anderen Seite durch Anführung der ursprünglichen Quelle und der abgeleiteten Angaben neben einander die Sicherheit einer Nachricht übertrieben. Leicht kann ja eine Angabe, wofür hier 5, 6 Stellen angeführt werden, die also, wären das so viele unabhängige Zeugnisse, kaum bezweifelt werden könnte, in der That auf einem einzelnen Zeugen ruhen, dessen Aussagen die anderen nur wiederholen. Vorzüglich nachtheilig kann dies beim Vergleichen widersprechender Nachrichten werden, wo vielleicht für die eine 10, für die andere nur 2 Zeugen angeführt werden, so daß wir natürlich jene für die besser begründete halten, während in der That 9 von jenen Zeugen den einzigen Urzeugen abschrieben, so daß die Wahrscheinlichkeit des Irrthumes vielmehr auf seiner Seite ist. Die Hauptsache bleibt aber immer der Beweis, der in dieser Art des Citirens liegt, daß der Verf. auch die Sammlungen zu seinem eigenen Gebrauche nicht zweckmäßiger einrichtete, wobei, wie wir oben gesehen haben, ein gründliches, zuverlässiges Forschen gar nicht möglich ist.

Bei diesen Mängeln in der Forschung des Hrn. Verfs., deren leicht noch mehr aufgeführt werden könnten, ist es nun wohl natürlich, daß er kein befriedigendes Ergebniss gewinnen konnte. Der Raum verbietet uns leider, die vielen Stellen anzuführen, wo, wie wir glauben, der Hr. Verf. durch jene Fehler oder durch falsche Verbindung verschiedener Nachrichten oder durch

Mißverständniß der Quellen theils zu einzelnen falschen Angaben, theils zur falschen Darstellung einer ganzen Begebenheit gekommen ist. Wir müssen uns auf die Prüfung eines kurzen Abschnittes beschränken, die wir unten zwar zunächst von einem andern Gesichtspunkte aus vornehmen werden, die aber doch auch Belege für diese Angaben bieten wird.

Noch mehr indefs, als diese Unvollkommenheit der Forschung, hat die Darstellungsart des Verfs. der Wahrheit seiner Erzählung Eintrag gethan. Jene hat doch nur einzelne unwahre Angaben, vielleicht einzelne falsche Erzählungen zur Folge gehabt, diese hat dem Ganzen einen falschen Schein gegeben, so daß die geblendeten Augen durch ihn hindurch die wahren Züge des Bildes nicht mehr zu erkennen vermögen. Wir sind weit entfernt, die Begeisterung eines Geschichtschreibers für seinen Gegenstand zu tadeln, wir sind vielmehr überzeugt, daß er ohne sie seiner hohen Aufgabe gar nicht genügen kann. Aber diese Begeisterung muß die Begeisterung für die Wahrheit seyn, der innige Wunsch, sich selbst seinen Gegenstand hell und deutlich vor Augen zu führen, sich ein wahres Bild von ihm in jedem einzelnen Theile zu entwerfen und dann ihn auch andern so zu schildern, daß er ihnen erscheint, wie er den Zeitgenossen erschienen seyn würde, wären ihre Blicke nicht getrübt gewesen von den Leidenschaften und Irrungen ihrer eignen Zeit. Eine solche Begeisterung ist weit entfernt von Partheilichkeit, sie verwirft sie vielmehr, als den trügerischsten Nebel, der das Bild verhüllet, welches in seiner ganzen Reinheit darzustellen, das Ziel ihres Strebens ist. Eben so: wer möchte den Geschichtschreiber verdammen, dem heiligsten seiner Gefühle, der Vaterlandsliebe zu entsagen oder auch nur sie zurück zu drängen während seines Wirkens? Nein, im Gegentheil, wie die vaterländische Geschichtsforschung das höhere Leben, das sie in neuester Zeit gewonnen hat, dem gewaltigen Aufschwunge verdankt,

den die Liebe zum teutschen Vaterlande vor zwei Jahrzehnten nahm, so wird sie ihr Gelingen nur der Dauer dieser Liebe danken und nur unter deren Einfluß werden Werke entstehen, die jenes Gelingen näher führen. Aber auch die Vaterlandsliebe des Geschichtsforschers wird ihn nicht zur Partheilichkeit verleiten, sie wird vielmehr die Vorzeit seines Volkes ihm zu einem Heiligthume machen, vor dessen geringstem Theile ihn ehrfurchtsvolle Scheu erfüllt; sie zu verunstalten, ihren Anblick zu trüben, wird ihm als ein frevelhaftes Vergehen erscheinen, dagegen ihr Bild lauter und rein sich zu bewahren und der Nachwelt zu überliefern, das wird er seine höchste und heiligste Pflicht glauben. Die Vaterlandsliebe wird ihn also nur zur Unpartheilichkeit und zur Gewissenhaftigkeit in seinen Forschungen und Schilderungen mahnen. Leider ist es aber nicht diese Begeisterung, es ist nicht diese Vaterlandsliebe, die Hr. V. belebte, als er sein Buch entwarf; ein fremder Geist hat sich seiner neben dem Geiste der Geschichte bemächtigt und durch seinen Hauch alle Farben verändert und getrübt, die jener dem Bilde Otto's und seiner Zeit gab. Zu einer Liebe des teutschen Volkes, die schon mehr, als billig, der Partheilichkeit sich nähert, hat sich nämlich bei Hr. V. ein sonderbarer Provincialpatriotismus gesellt; im Königreich Sachsen wohnend und wahrscheinlich auch dort geboren, hält er Otto für seinen speciellen Landsmann, wie aus der Zueignung an den Prinz Mitregent von Sachsen hervorgeht: „zum Angedenken unserer großen Vergangenheit“ und aus dem Schlusse: „Uns aber, uns Sachsen, deren Stamme der große Otto entsprossen, möge seine ehrwürdige Gestalt, die wie ein geistiger Riese aus dem grauen Alterthume in unsere veränderte Zeit blickt, an nichts stärker mahnen, als immer treu zu der gemeinsamen teutschen Sache zu stehen, wie er dazu gestanden, u. s. f.“ Unter dem Zusammenwirken dieses Provincialpatriotismus und der Vorliebe für den Gegenstand seiner Darstellung ist nun

aus dem Geschichtschreiber eine Art von Panegyrist geworden und dadurch natürlich Wahrheit und Treue seiner Darstellung verloren gegangen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Hr. V. mit Bewußtseyn zum Ruhme seines Helden Thatsachen verfälscht hätte, wir sind weit entfernt, ihn eines solchen Verbrechens an der Wahrheit zu zeihen, aber, ihm vielleicht selbst unbewußt, hat unter dem Einflusse jener Vorliebe Alles eine andere Gestalt gewonnen: Alles, was Otto that, ist lobenswerth und wir hören fast nie, welche Triebfedern, Ansichten, Leidenschaften und dergl. diese oder jene Handlung hervorriefen, sondern wir finden immer nur Beweise, daß sie vortrefflich war und daß sie Otto deswegen that; nie sind wir irgend einem Tadel oder auch nur einem Anerkennen menschlicher Unvollkommenheit in Otto's Character begegnet, er ist überall vollkommen, unübertrefflich. Mit eben so eintönigen Farben gemalt, daher eben so wenig psychologisch wahr sind alle anderen Charactere, auch da ist fast nur schwarze Bosheit oder engelreine Tugend, höchste Kraft oder größte Schwäche. Man vergleiche nur unter Vielem S. 65. die harte Bezeichnung Hatto's, S. 111. und öfter den harten Tadel Eberhard's und dagegen, in höchst sonderbarem Abstände, „die schuldlose Seele“ des in der That so ränkevollen, unzuverlässigen Giselbert, S. 127. die Entschuldigung Gero's wegen seiner hinterlistigen Behandlung der Slaven, S. 185 ff. das wiederholte Lob Lothars, des Königs der Lombarden, und dagegen die wiederholten, höchst ungünstigen Schilderungen Berengar's und seines ganzen Hauses u. s. f. Kurzum, die ganze Geschichte bekommt durch das Alles einen so idealen, ja sentimentalcn Anstrich, daß man weder die Rohheit, noch die Kraft des zehnten Jahrhunderts, weder die Leidenschaften, noch die Tugenden der handelnden Personen durch ihn hindurch erkennen wird. Ja wir müssen gestehen, fassen wir den Eindruck zusammen, den das Werk im Ganzen auf uns gemacht hat, so scheint

uns der Hauptzweck aller geschichtlichen Darstellung, in dem Leser ein wahres Bild von dem geschilderten Gegenstand in seiner Gesamterscheinung hervorzurufen, in diesem Werke gänzlich verfehlt.

Einen großen Antheil an dem falschen Eindruck, den die Darstellung des Verfs. macht, hat seine Schreibart, die theils das Erzeugniß jener gesteigerten Gemüthsstimmung gewesen seyn, theils selbst wieder zur immer größeren Steigerung beigetragen haben mag. Statt nämlich jene gehaltene, würdige Schreibart zu wählen, die in Deutlichkeit und Angemessenheit der Bezeichnungen ihren Schmuck und ihre Schönheit sucht, und durch den Ausdruck der Wahrheit und Richtigkeit, der aus jedem ihrer Worte spricht, gewiß den Eindruck auf den Leser hervorbringt, den sie zu machen wünscht, *quae nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum, casta, verecunda, virgo incorrupta quodammodo*, — hat der Hr. Verf., wie wir schon oben vorläufig bemerkten, sich einer dichterischen, mahlenden, geschmückten, höchst leidenschaftlichen Sprache bedient, die der begeistertsten Rede angemessen seyn würde. Nun ist es an und für sich schon gewiß jedem Gebildeten höchst lästig, diese Redeweise bei einem so unpassenden Gegenstande, wie eine geschichtliche Darstellung ist, angewendet und vorzüglich sie durch ein ganzes Buch hindurch als vorherrschend beibehalten zu finden, da man sie nur in wirklich leidenschaftlichen Schilderungen und auch da nur bei einzelnen Stellen zu tragen vermag. Nur der Ungebildete wird sich an jedem Orte über diese Anhäufung schöner Worte und Redensarten freuen. Besonders lästig wird diese Darstellungsweise aber, wenn in dem Eifer des Schönredens solche lächerlich gesteigerte Ausdrücke zum Vorschein kommen, wie z. B. S. 204: „die außerordentliche Liebe, die Otto der Königin entgegengrug,“ oder S. 264: „Auf solche Weise hatte Berengar 8 Jahre lang die Geisel über dies unglückliche Land geschwun-

gen, da erhoben sich, wie von einem gemeinsamen Grauen überwältigt, die Großen Italiens, um bei Otto Hülfe zu erflehen;“ oder wenn solche ganze überspannte Sätze daraus hervorgehen, wie z. B. S. 79: „Aber der Arm des Ewigen entrückte ihn einem Schauplatze, den er in der kurzen Zeit seiner Regierung bewundernswürdig umgestaltet hatte, um ihm in seinem Himmel jene unvergänglichen Belohnungen zu ertheilen, deren Heinrich's herrliche Tugend zuversichtlich entgegenblicken durfte. Wohl konnte der König, nachdem er das Vaterland befreit und errettet, nichts Größeres thun als — sterben.“ Das Uebelste ist aber der Einfluss, den eine solche Sprache auch auf den Inhalt des Gesagten übt. Aus ihr entspringen zum Theil jene absoluten Charactere, jene Teufels- und Engels-Gestalten, jene vortrefflichen und abscheulichen Handlungen und dergl., weil sie viel besser in die schönen Redensarten hineinpassen, als mannichfach modificirte und nuancirte Charactere und Handlungen, die aus vielen zusammenwirkenden, guten, gleichgültigen, auch tadelnswerthen Beweggründen hervorgehn, wie es in der wirklichen Welt denn doch einmal nur solche Charactere und fast nur solche Handlungen giebt, und daher in geschichtlichen Darstellungen auch nur geben sollte. Aus diesem Schönreden fließen ferner die allgemeinen Ausdrücke in der Darstellung, in denen fast immer mehr liegt, als der Schriftsteller verantworten und aus den Quellen beweisen kann. Von ihm kommt es her, daß der Schriftsteller Alles weiß, selbst, was in dem Innersten des Herzens der handelnden Person vorging und vielleicht ihren nächsten Umgebungen verborgen blieb, nur weil auch da schöne Redensarten sich anbringen, hübsche Uebergänge sich dadurch bilden lassen.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

*Vehse, das Leben Otto's des Großen.*

(Fortsetzung.)

Solcher Sätze giebt es bei dem Verf. eine Unzahl, wir führen nur einige auf, die uns in die Augen fallen, weil sie zugleich überhaupt einen Begriff von der hochtrabenden Schreibart desselben geben können. Z. B. S. 81: „Der König bezwang die Stimme der Natur, die für beide Söhne sich in seinem Innern regte.“ Ebenda: „Weinend umstanden die Fürsten, die dem Leichenbegängniß gefolgt waren, das Grab, das die Ueberreste des edelsten Mannes umschloß: eine unbezwingliche Trauer erschütterte ihre männlichen Herzen, daß der nun Asche und Staub sey, der im Leben so hohe Thaten verrichtet. Aber von der Gruft hinweg, die ihre Liebe barg, wandten sie ihre Augen zu dem, der ihre Hoffnung war, zu dem neuen blühenden König, der nicht nur der Erbe der Herrschaft seines Vaters, sondern auch aller seiner großartigen Tugenden war.“ S. 87. „Nur das Angedenken an Carl, dessen Ueberreste das Grab bewahrte, das in dem Münster war, in welchem Otto jetzt thronte, nur die Erinnerung, die ihm jetzt so nahe trat, an die untergegangene Herrlichkeit des Frankenreiches schien seine Seele zu bewegen, und wohl mag Otto in dieser großen Stunde sich selbst das Gelübde geleistet haben, dieß Reich in den Sonnenglanz des alten Ruhmes wieder hinaufzuführen, wie Jener.“ S. 223. „Der Gedanke, daß er durch Gottes Gnade Herr und König der Deutschen und als solcher (?) ihm auferlegt und geboten sey, sein Volk gegen alle Feinde zu schirmen, hauchte seiner Seele begeisterten Muth ein, — er beschloß die wilden Ungarn im Kampfe zu bestehen.“ Eben so übertriebene und noch übertriebenere Ausdrücke und Darstellungen finden sich aber in sehr großer Zahl.

Man sieht, daß dabei eine der Wirklichkeit gemäße Schilderung nicht bestehen kann. Als einen Hauptnachtheil dieser überspannten Sprache möchten wir endlich anführen, daß in ihr Alles mit gleicher Gewißheit erzählt werden muß. Die gehaltene, historische Schreibart erlaubt auch in der Erzählung die verschiedene Zuverlässigkeit der einen und der anderen Angabe auszudrücken, diese hohe Schreibart gestattet das nicht, in ihr muß Alles wie aus höherer Eingebung oder aus unmittelbarer Anschauung hervorgehend dargestellt werden; Vermuthungen, Möglichkeiten, bestrittene That-sachen, Alles erscheint mit derselben unzweifelhaften Gewißheit.

Ein höchst nachtheiliges Erzeugniß derselben falschen Form oder derselben Quelle, woraus diese geflossen, ist endlich das Streben, die Erzählung mit rührenden, ansprechenden, romantischen Situationen und Vorfällen zu schmücken. Wir wollen auch hier wieder Hrn. V. nicht beschuldigen, daß er gegen seine Ueberzeugung nur aus diesem Grunde Erzählungen aufgenommen hätte, die er nicht für wahr hielt, aber auch ohne das wirkt dieses Streben schädlich genug. Es ist fast unglaublich, welchen verderblichen Einfluß dieser gefährliche Wunsch äufsert, sobald er im Gemüthe eines Schriftstellers sich festgesetzt hat. Unvermerkt stumpft er das kritische Gefühl ab, das, was wir gewiß als unglaublich verworfen haben würden, wenn wir unbefangen gewesen wären, das glauben wir, das nehmen wir auf, weil es eine hübsche Situation darbietet. Wo zwei verschiedene Ansichten sich entgegenstehen, da entscheiden wir für die unwahrscheinlichere, weil sie romantischer ist, kurz eine vorurtheilsfreie Würdigung des durch die Quellen Gegebenen ist nicht mehr möglich. Um diesen Einfluß zu zeigen, wollen wir noch, ehe wir schließeln, einen kleinen Theil von dem Buche des Hrn. V. genauer analysiren, wobei wir zugleich Gelegenheit finden werden, noch Manches von dem Tadel, den wir früher

ausgesprochen, zu belegen, die Nichtberücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der Zeugen, die mangelhafte Kritik bei zweifelhaften Thatsachen und bei sich widersprechenden Zeugnissen, die Partheilichkeit für die Freunde Otto's, die überspannte Sprache und deren üble Folgen, z. B. die Gewifsheit, mit der selbst die Vermuthungen des Verfs. dargestellt werden u. s. f.

Wir wählen dazu die Schicksale Adelheid's, welche ihrer Vermählung mit Otto unmittelbar vorhergingen, theils weil sie ein abgeschlossenes Ganzes bilden, theils weil gerade hier, mehr als sonst irgend wo eine strenge Kritik nöthig gewesen wäre, um die Wahrheit zu entdecken und in der Darstellung zu erhalten. Es liegen nämlich in dem wirklichen Gange dieser Begebenheit so viele Fäden zu einem sentimentalen Romane, dafs, wenn der Erzähler sich nicht mit aller Nüchternheit des historischen Sinnes waffnet, er nur zu leicht hingerissen wird, sie wirklich zu einem solchen Romane zusammenzuschlingen, Adelheid so hoch als möglich zu erheben, Berengar so tief, als möglich, herabzudrücken, ihn als den hinterlistigsten, grausamsten Tyrannen zu mahlen, der die schuldlose Königin auf das Schrecklichste quält und sie in die furchtbarsten Gefahren stürzt, aus denen allen sie aber durch Gottes wunderbare Hülfe gerettet wird, so dafs sie zuletzt siegreich ihren Gegner zu ihren Füfsen sieht. Es wird das um so leichter geschehen, als die Quellen selbst zu einer solchen Darstellungsweise verführen. Theils nämlich wirkte schon auf sie jene Anlage zu einer rührenden, abentheuerlichen Erzählung, die in dem Ereignifs liegt, und verführte sie durch allerlei Zuthaten und Ausschmückungen in ihrem Geschmacke, sie weiter auszubilden, um sich und ihre Leser damit zu ergötzen, was wohl z. B. die Veranlassung zu den Abentheuern und Teufelsgeschichten ist, die uns Leo Ostiensis in dem *Chronicon Casinense* und das *Chronicon Novaliciense* in dem dritten Theile von Du Chesne's *Sec. Rer. Franc.* mittheilen; theils kamen noch

persönliche Verhältnisse hinzu, die mit jener Lust an abentheuerlichen und rührenden Schilderungen auf dieselbe Umgestaltung der Wahrheit hinarbeiteten. So erscheint unter den Hauptquellen Liutprand, der, leichtfertig und eitel, wie Wenige, schon deswegen bei jeder Gelegenheit schändliche Geschichtchen erzählt, um sich selbst daran zu weiden und zugleich auf seine Leser Eindruck zu machen, der aber gegen Berengar und seine Familie als gefallener Günstling natürlich Alles aufbietet, was er an Verworfenheiten und Lächerlichkeiten nur aufzubringen vermag; Hroswitha, die ihr Lobgedicht auf die Ottone, der Nichte Adelheid's widmete; Widukind, der seine Annalen ihrer Tochter übergab und Odilo, der Verfasser der Vita Sanctae Adelheidis, ein Günstling und Hausgenosse Adelheid's, der schon ausserdem natürlich seine Heilige hart bedrängt und geprüft darstellen muß; — endlich Donizo der Höfling der Gräfin Mathilde, der natürlich auch wieder die Gefahren Adelheids übertreiben muß, damit die Thaten Azzo's, des Großvaters seiner Gönnerin, desto verdienstlicher erscheinen. Unter diesen Verhältnissen würde schon ein treues Anschließen an die Quellen, schon das Aufnehmen aller ihrer unwidersprochenen Nachrichten hinreichen, an die Stelle der reinen, zuverlässigen Wahrheit ein romantisches, vielfach verdächtiges Gemälde zu stellen. Was soll aber die Erzählung für eine Farbe erhalten, wenn nun der Forscher selbst von jenem romantischen Geiste und jener Partheilichkeit angesteckt ist, wenn bei ihm der Wunsch, die interessanten Scenen zu behalten, recht effectvolle Situationen hervorzubringen, seine Kritik bestimmt, wenn er zweifelhafte, selbst verdächtige Angaben aufnimmt, sobald sie zur Verschönerung der Erzählung beitragen? Wir können aber nicht leugnen, Ton und Haltung des ganzen Buches, so wie die Art, wie die Schicksale Adelheid's erzählt werden, haben uns überzeugt, daß jenes Streben in Hrn. V. lag und wenigstens unwillkürlich seine Forsetzung und Darstellung mit bestimmte.

Als erstes Erforderniß, um einen Roman der ange-deuteten Art hervorzubringen, erscheint nun, daß Lothar nicht eines natürlichen Todes stirbt! Wie viel trauriger wird Adelheid's Schicksal, wenn Berengar's Gift die Ur-sache seines Todes ist, als wenn er einer Krankheit un-terliegt, wie verabscheuungswürdig wird gleich dadurch Berengar, wie interessant die Stellung Adelheid's, die dem Sohne des Mörders ihres angebeteten Gemahles die Hand reichen soll! Der Gang der Geschichte scheint dazu einen solchen Verdacht nur zu sehr zu rechtferti-gen, kurz Lothar muß an Berengar's Gift sterben. So auch bei Hrn. V. Zwar sagt Hr. Vehse bei der Erzäh-lung des Todes selbst (S. 188.) nur: „das allgemeine Gerücht verbreitete sich, daß nach allen Umständen zu schließsen, die Lothar's Tod begleitet hatten, erhaltenes Gift ihn beschleunigt habe, ja der Bischof Liutprand verdammt mit klaren Worten den Markgraf Berengar, als denjenigen, welcher, ungedenk der liebevollen Güte des Königs, der ihm einst das Leben gerettet, denselben dem Tode überliefert habe, um sich die un-gehinderte Herrschaft über das Reich der Lombarden zu verschaffen.“ Auch S. 190. sagt er wieder nur: „... den die Welt als Mörder ihres Gemahls verdamme und der so wenig Sorge trage, sich von einem so schweren Ver-dachte zu reinigen.“ Allein vorher S. 188. steht schon ganz unbedingt: „... aber im Stillen bereitete er jetzt die Gewaltthat vor, durch welche er seinen Gegner aus dem Wege zu räumen beschlossen hatte,“ und S. 189: „... die strafende Hand der Vorsehung“ — „... Be-rengars entsetzlicher Frevel ...“ „... Lothars so be-mitleidenswerther Tod,“ endlich S. 190. geradezu „... das Diadem, zu dem sich Berengar über die Leiche ihres ersten Gemahles den Weg gebahnt hatte ...“ Hr. V. selbst war also wahrscheinlich nicht zu der wirklichen Ueberzeugung von der Ermordung gekommen, das scheint sein schwankender Ausdruck bei der Darstellung des Todes selbst zu zeigen; aber um einiger schönen Phrasen wegen geht er über seine Ueberzeugung hinaus und nimmt

die Vergiftung als ausgemacht an. Sehen wir nun, auf welchen Grundlagen diese Annahme ruht. In den gleichzeitigen Quellen findet sich über die Ermordung erstens Luitprands bei Hrn. V. allein citirte Stelle (Hist. sui. temp. V, 4. bei Muratori Sc. Rer. Ital. T. II p. I. p. 462.): *Lotharius, dum Berengario consuluit, qui regnum et vitam auferret, sibimet praeparavit.* Wieviel eine solche Angabe Liutprands überhaupt beweisen könne, geht aus dem hervor, was oben von den persönlichen Verhältnissen Liutprands zu Berengar gesagt worden ist; diese hier verliert aber dadurch noch besonders an Glaubwürdigkeit, daß sie nur so im Vorbeigehen eingeflochten ist, wo sie ganz leicht nur ein Erzeugniß von Liutprands Schriftsteller - Eitelkeit seyn konnte, indem ihn der schöne Gegensatz lockte: Lothar rettet Berengar das Leben und erhält dadurch den, der ihm später das seinige nimmt. Weit mehr würden wir noch auf Frodoard gehen, der seiner Stellung nach fast allein ganz unpartheiisch seyn konnte. Er sagt nun im Chron. Remens. ad ann. 950. in fine über Lothars Tod Folgendes: *Berengarius quidam princeps Italiae, veneno, ut ferunt, necato Lothario, . . . Rex efficitur Italiae.* Dadurch wird allerdings wenigstens bewiesen, daß, wie bei den herrschenden Verhältnissen wohl natürlich war, das Gerücht ging, Lothar sey vergiftet worden. Allein selbst die Allgemeinheit oder Weitverbreitetheit des Gerüchtes möchte sehr zweifelhaft erscheinen, wenn wir die Angaben der übrigen Quellen überlegen. Die besten Nachrichten unter Allen konnte trotz ihrer bescheidenen Vorrede wohl Hroswitha haben, die Zeitgenossin der Begebenheiten, die Schülerin Gerberg's, der Nichte Otto's, der Tochter Heinrichs, der selbst eine so bedeutende Rolle in Adelheid's Geschichte spielt. Namentlich die Ansicht Adelheid's selbst möchte wohl ihrem Freund Heinrich nicht verborgen geblieben und so wohl auch Hroswitha bekannt worden seyn. Nun mahlt aber gerade sie das Schicksal Adelheid's recht traurig, um ihren Versen eine Art von

poetischem Glanz zu geben, sie würde also, wäre die Art von Lothars Tod ihr auch nur zweifelhaft gewesen, sicherlich die Steigerung ihrer Erzählung durch eine gewaltsame Todesart nicht verschmäht haben. Sie nun aber sagt ausdrücklich (Hist. Ottonum in Meiboom Sc. Rer. Germ. T. I, p. 719. in fine): . . . *gravido Lotharius Infectus morbo, mundo discessit ab isto*. Sonst spricht sich über die Ursache des Todes nur noch der spätere Leo Ostiensis (vom Anfange des zwölften Jahrhunderts) aus, welcher im Chron. Casinens. I, 61. bei Muratori Sc. Rer. Ital. T. IV. p. 334. sagt: *Lotharius, in subitum frenesin incidens, ultimum diem explevit*. Alle übrigen Quellen, Zeitgenossen und spätere begnügen sich, Lothars Tod anzugeben, ohne Etwas über die Ursache desselben zu bemerken, was, bei den oben angeführten persönlichen Verhältnissen der Verfasser, in der That als ein ziemlich schlagender Beweis selbst gegen die Weitverbreitetheit des Gerüchtes angeführt werden kann, da auch die übrigen, hätten sie irgend dieses Gerücht gehört, schwerlich versäumt haben würden, es mitzutheilen. Würde nun also Hr. V., hätte ihn ruhige Kritik geleitet, eine so sehr zweifelhafte Sache wiederholt als ganz unzweifelhafte Wahrheit hingestellt haben?

Kurz Lothar stirbt. „Nicht nur Italien, sondern ganz Europa erfüllte sein Tod mit gerechter Trauer.“ Wir würden Gründe anführen, warum wir das Letztere bezweifeln und auch das Erstere nicht so als historische Thatsache hinstellen möchten, wenn Hr. V. selbst in diesem Satze mehr als einen jener vielklingenden, nichts sagenden Uebergänge gesucht hätte, welche in der hohen historischen Schreibart so gewöhnlich sind.

Berengar wird zum König gewählt. Woher Hr. V. weiß, daß dies dadurch geschah, daß es seiner Verschlagenheit gelang, die meisten Herren der Lombardei durch die freigebigsten und glänzendsten Versprechungen auf seine Seite zu ziehen, ist Ref. nicht bekannt. Sollte

es vielleicht nur wieder so hingesezt seyn, um auch hier von Berengar etwas Nachtheiliges anführen zu können? Im Ganzen scheint es ja so natürlich, daß er, der schon in der letzten Zeit Hugo's, noch mehr unter Lothar der That nach König war (Liutprand V, 14. und VI, 1.), es jetzt auch dem Namen nach wurde.

Nun fürchtet er, daß Adelheid sich wieder vermählen und ihr neuer Gemahl dann Ansprüche auf Italien machen möchte. Um daher alle diese Ansprüche aufzuheben, stört er Adelheid's Wittwentrauer, „die in der größten Zurückgezogenheit lebte und sich in der Stille dem frommen Drange ihres Herzens widmete, ihren edlen Gemahl zu beweinen,“ und verlangt, daß sie sich mit seinem Sohne Adalbert vermähle. Voll Abscheu weist sie aber die Zumüthung, dem Sohne des Mörders ihres Gemahles die Hand zu reichen, zurück. Es ist dieß der zweite Glanzpunkt des Romans, welche herrliche Situation, namentlich nach Annahme der Ermordung Lothars durch Berengar! Leider steht es aber mit diesem zweiten Punkte nicht viel besser, als mit dem ersten. Zeugniß ist: 1) eine Stelle in der Anonyma Vita Mathildis Reginae, welche unter Heinrich's II. Königthum, also zwischen 1002. und 1014. geschrieben wurde. Darin heißt es c. IV. (bei Leibnitz *Sec. Rer. Brunsvicens. T. I. p. 200.*): *Hanc quidam perversus, nomine Berengarius multis infestabat injuriis, ut ea potita (?) conjugē dominium pariter sibi usurparet in regno Latimorum.* Dies war nun zwar, wie Hr. V. selbst bemerkt, unmöglich, da Berengar schon verheirathet war (und beweist also wenigstens, daß der Verfasser nicht sehr bekannt mit den damaligen Verhältnissen des italiänischen Königshauses war), „es ist aber füglich auf Adalbert zu deuten,“ weil es 2) in einem Spottgedicht auf Adalberts Flucht nach Corsika, welches uns Landulphus Senior (vom Ende des 11ten Jahrhunderts) mittheilt (*Hist. Mediolanens. II, 16. in Muratori Sec. Rer. Ital. T. IV. p. 79.*), heißt: *Pro regina nunc Latina, utere jam*

*nunc marina*. Ref. gesteht, daß diese Stelle des (wie es scheint, gleichzeitigen) Gedichtes jenen Sinn haben könne. Aber, wenn sie ihn nun auch wirklich hat, wie weit ist noch von einer grobwitzigen Vergleichung eines Spottgedichtes bis zu einer quellenmäßsig begründeten, geschichtlichen Thatsache! Alle anderen Quellen deuten nämlich auch nicht entfernt jene Forderung an: Hroswitha schreibt Berengars Härte nur der Rachsucht an dem königlichen Hause zu, das ihm nach ihrer fälschen Ansicht sein Königreich geraubt (sie hält ihn nämlich für Berengars I. Sohn), Widukind III. p. 652. der Furcht vor Adelheid's Klugheit. Der spätere Donizo (*Vita Mathild. com. ap. Murator. Sc. Rer. Ital. T. V. p. 346.*) sagt, Berengar wäre ohne Adelheid's Zustimmung gewählt worden und sie hätte ihn durchaus nicht als König anerkennen wollen. Die anderen Quellen geben keine Ursache der Mißhandlungen an. Hierzu kommt, daß fast alle Schriftsteller an ein Recht Adelheid's auf die Krone zu glauben scheinen; so Hroswitha: *Italiae . . . regnum linquens merito retinendum summae reginae. . . Pars quaedam plebis fuerat, quae retro rebellis Menteque perversa propriis dominis inimica Restituit Berengarii regnum ditioni*; so Widukind: *Berengarius . . . usurpato imperio regnavit.* (Daraus bei Thietmar II. p. 22. *invasor regni*), was doch auch wohl nur in Hinsicht auf Adelheid gesagt seyn kann; so das *Chronicon Quedlinburgense ad ann. 951.* (ap. Leibnitz *Sc. Rer. Brunsvicens. T. II. p. 279.*): *Adelheidae regnum Longobardiae hereditario jure cesserat* u. s. f. Daher konnte ja wohl Berengar auch ohne den Heirathsplan Grund genug haben, sich Adelheid's zu bemächtigen, vielleicht wirklich, daß er, wie Donizo sagt, sie zwingen wollte, zu seiner Wahl ihre Zustimmung zu geben und ihren Ansprüchen auf die Krone zu entsagen. Also auch diese schöne Situation, wenn auch möglich, ist wenigstens weit von historischer Gewißheit und ruht auf so unzuverlässigem Grunde, daß Ref. sie sich wohl als eine Vermuthung in einer Note,

aber nicht als historische Thatsache in der Erzählung selbst hätte gefallen lassen. Hr. V. behandelt nun diese Sache etwa wie die Vergiftung: zwar bekennt er in der Note selbst, auf wie schwache Beweise das Ganze sich stützt, gleichwohl erzählt er es im Text ganz als Thatsache und richtet seine ganze Erzählung danach ein. Wir können uns also auch hier des Verdachtes nicht erwehren, dafs das Effectvolle dieses Verhältnisses bestimmend auf Hrn. V.'s Kritik eingewirkt habe.

Durch diese Weigerung gereizt, nimmt nun Berengar Adelheid gefangen. Auch dies Ereigniß wird aber von Hrn. V. auf eine Art erzählt, die wir durchaus nicht zu billigen vermögen. Erstens hat er nämlich auch dabei wieder in den Nebensachen zu viel auf die romantischen und partheiischen Uebertreibungen seiner Quellen gegeben und, indem er ihre Ausdrücke wörtlich aufnahm und mit neuen Redensarten verstärkte, von S. 190 bis 192. eine der ernstesten Geschichte unwürdige, süßliche, romanhafte Darstellung geliefert. Zweitens hat er aber auch in der Hauptsache, um nach seiner gewöhnlichen Weise alle Angaben zu vereinigen, eine Erzählung dieses Vorganges ausgesonnen, wodurch die Widersprüche in der That beseitigt werden, deren Aufnahme in den Text wir aber dennoch wieder tadeln müssen, weil sie zwar wohl wahr seyn kann, viel wahrscheinlicher noch aber nicht wahr ist. Es galt nämlich, das *Adelheidis capta est Cumis* Thietmar's II. p. 22, des *Annalista Saxo* ad ann. 949. und eines Gedenkbuches der Trierer Cathedrale bei Brower *Annal. Trevir.* T. I. p. 459. mit Donizo's: *Propterea capta. Super arcem denique Gandam misit eam*, zu vereinigen. (Auf die Angabe des *Chron. Novaliciens.* l. V. bei Du Chesne l. l. p. 637, sie sey zu Pavia gefangen gesetzt worden, hat Hr. V. mit Recht keine Rücksicht genommen. Der Verfasser des *Chronicons* ist ein unwissender Mönch, der lauter einfältige Märchen vorbringt.) Um jene Vereinigung aber zu bewirken, erzählt Hr. V., Adelheid

sey von Pavia nach Como entflohen, um zu ihrem Bruder nach Burgund zu gehen, dort gefangen, dann nach Pavia gebracht worden. (Das war nöthig, um einen passenden Platz für die persönlichen Mißhandlungen durch Berengar's Gemahlin zu gewinnen, deren Schilderung Hr. V. aus Odilo's Vita Adelheidis vollständig aufnahm und noch weinerlicher machte, als sie dort ist, obwohl eine Heiligen-Legende wohl eben keine ganz zuverlässige Quelle für Mißhandlungen der Heiligen seyn mag.) Endlich wird Adelheid, weil man sie in Pavia nicht sicher glaubt, auf die Burg Gerda gebracht und dort in's Gefängniß geworfen. Sollte sich das Alles nun aber wirklich aus jenen Nachrichten ergeben? Sollte nicht vielleicht folgende einfache Art, die ganze Schwierigkeit zu lösen, richtiger seyn: Der Annalista Saxo schreibt Thietmar wörtlich ab, die Entstehung des Gedenkbuches von Trier ist uns unbekannt, wahrscheinlich ist es aber erst in viel späterer Zeit entstanden, wie schon Muratori (Annali zum Jahr 951. p. 371.) meint, daher können wir auf seine Nachricht, die es wahrscheinlich sogar erst aus Thietmar entlehnte, auch nicht viel geben, — es bleibt also nur Thietmars Auctorität für *capta est Cumis*. Sollte man nun nicht wirklich glauben, Thietmar, der eben kein großer Geograph, so wie kein großer Geschichtskenner ist, habe Garda, im oberen Italien an einem See gelegen, verwechselt mit Cumae, auch im oberen Italien an einem See gelegen, oder schon derjenige, der ihm die Orts- und Zeit-Bestimmung mittheilte, die er in seinen Auszug aus Widukind an dieser Stelle einflocht, wahrscheinlich ein Teutscher, habe sich über diese so leicht zu verwechselnde Localität getäuscht, so daß er eigentlich nichts Anderes sagen wollte als Donizo? Wir brauchten dann die ganze Erzählung nicht und könnten uns an Donizo allein halten, da der Ort der Gefangenhaltung Adelheid's wohl wirklich Garda gewesen seyn muß, wenn die Erzählungen über ihre Flucht, wie sie die Quellen geben, Wahrheit enthalten sollen. Auf jeden Fall hätte aber auch hier der Verf. seine Vermuthung

höchstens als Ausgleichungsversuch in eine Note setzen, aber nicht als historisch gewifs in den Text aufnehmen sollen.

Nun folgt die Flucht Adelheid's aus dem Gefängnisse, welche wieder sehr romantisch und poetisch geschildert wird. Wir bekommen da aufser vielen anderen Abentheuern z. B. auch alle die ängstlichen Scenen als die wahrste Geschichte aufgetischt, womit Hroswitha nach Weiber und Romanschreiber Art ihre und ihrer erlauchten Lehrerin Nerven zu erschüttern suchte: wie Berengar mit einem gewaltigen Gefolge auszieht, als wenn er einem mächtigen Feinde entgegengehn wollte, um die Entflohene zu suchen, wie die Verfolger sich oft in der Gegend befanden, „wo die Königin unter dem hohen Getraide in Angst und Zittern auf dem Boden wälzte, und ihr suchender Speer oftmals die nächsten Aehren hinwegbog, die an denen lehnten, welche die Unglückliche schützten.“ „Aber der Allmächtige behütete gnädig ihre hinlänglich geprüfte Tugend,“ sie kommt glücklich zu Azzo nach Canossa.

Jetzt kommt der dritte Glanzpunkt des Romans. Wenn Adelheid in Canossa unangefochten blieb, so würde der Roman auf höchst matte Weise mit einer unmotivirten Heirath enden, Otto bekäme ihre Hand ohne irgend eine Anstrengung, irgend ein Verdienst um sie. Wie prosaisch! Nein, Adelheid mufs noch einmal in grofse Gefahr kommen; dem Untergange nahe mufs sie von Otto gerettet werden, triumphirend mufs er die Gerettete zum Altar führen. Deswegen mufs also Adelheid in Canossa von Berengar belagert werden. Allein das hilft nichts, unglücklicher Weise ist ja die Burg schon so ungeheuer fest geschildert worden, dafs eine solche Belagerung gar keine Gefahr bringt. Also mufs sie ausgehungert werden. Aber ein schlechter Krieger, der seine Feste nicht versorgt, das darf Azzo nicht seyn; die Eile der Rettung hinderte ihn also, das zu besorgen. So kann *salvo honore* aller Leute von Otto's Parthei Adelheid noch einmal in die höchste Bedrängniß gerathen,

und Otto sie daraus befreien. Zum Unglück verhält es sich aber mit diesem dritten Glanzpunkte, wo möglich, noch schlechter, als mit allen früheren. Hätte Hr. V. nur recht überdacht, was er schreibt, so würde ihm schon die Unmöglichkeit, das alles von ihm Erzählte in der angegebenen Zeit geschehen seyn könnte, gezeigt haben, das entweder seine Zeitangaben falsch oder mehrere von den erzählten Begebenheiten unwahr seyen. In der Nacht des 20. August flieht nach Hrn. V. die Königin, zieht dann mehrere Nächte fort, schickt hierauf an Bischof Adelar, dieser an Azzo, sie lebt einstweilen von dem Almosen eines Fischers, Azzo holt sie nach Canossa; Berengar erfährt ihren Aufenthalt, zieht mit einem mächtigen Heere vor Canossa, bestürmt die Burg, erkennt, das sie nicht zu nehmen ist, entschließt sich endlich, sie durch Hunger zu zwingen und schließt sie daher eng ein. Jetzt hält Adelheid mit Azzo Rath, sie beschließen, nach Teutschland um Hülfe zu schicken, theilen den Plan dem Pabst Agapet mit, denn dieser begleitet ihre Gesandtschaft mit einem Schreiben an Otto; die Boten gehen nach Teutschland zu Otto, dieser beruft einen allgemeinen Reichstag, der Zug wird einstimmig beschlossen, ein Kriegsheer zusammengezogen, durch Tyrol nach Verona gezogen, Liutolf nach Mailand vorausgeschickt. Auf die Nachricht davon zieht sich Berengar auf seine festen Schlösser zurück, daher zieht nun Otto von Verona nach Pavia, unterwegs nimmt er die Unterwerfung der meisten Herren und Städte an, hält dann eine allgemeine Reichsversammlung und wird zum König der Lombardei gewählt; und das Alles nach Hrn. V. selbst vor dem 10. October, also in weniger Zeit, als 51 Tagen. Wir brauchen aber, um die Wahrheit zu finden, nicht zu einer Veränderung der Zeitangaben zu schreiten, indem wir bei gehöriger Benutzung der Quellen mit großer Sicherheit das Irrige der Annahme von einer Belagerung Canossa's während Adelheid's Anwesenheit erkennen und dabei zugleich die Ursache finden, aus der dieser Irr-

thum hervorging und die sein Entstehen sehr erklärlich macht. Die Zeitgenossen alle wissen nichts davon, daß Adelheid auf Canossa belagert worden ist, nur zwei spätere italiänische Schriftsteller erwähnen dies, Leo Ostiensis und das Chron. Novaliciense, die beide an sich schon schlechte Gewährsmänner sind, da sie ihre Unwissenheit und Fabelsucht auf jeder Seite verrathen. Außerdem muß aber noch das nothwendig Verdacht gegen die Wahrheit ihrer Erzählung erregen, daß sie beide einen ganz unzulässigen Nebenumstand erwähnen. Nach Leo dauerte nämlich die Belagerung von Canossa 3 Jahre, nach dem Chron. Novalic. wird die Belagerung zwar schon früher durch eine höchst lächerliche Kriegslist Azzo's geendet, aber der Aufenthalt Adelheid's zu Canossa dauert gleichwohl 3 Jahre. Beides offenbar ganz falsch. Den Schlüssel für dieses Räthsel bietet Donizo dar. Auch er erzählt nämlich, und zwar mit vielen Nebenumständen, die Belagerung Canossa's, auch bei ihm dauert sie über 3 Jahre — aber das Alles findet Statt, nachdem die Hochzeit Otto's und Adelheid's schon vorüber ist (wozu Donizo Otto, auf höchst romantische Weise, nur mit wenig Begleitern heimlich nach Italien kommen läßt), und geschieht nur zur Rache an Azzo. Bedenken wir nun noch, daß Leo und das Chron. Novalic., wie überhaupt die italiänischen Schriftsteller, den ersten und den zweiten Zug zu einem zusammenschmelzen, weswegen Donizo z. B. sogar Liutolf's Zug erst nach Berengar's Gefangennehmung und Abführung nach Teutschland geschehen läßt: — so wird uns die ganze Verwechslung klar. Erst später, als Berengar schon von der Huldigung Otto's aus Teutschland zurückgekehrt war, griff er Azzo an und belagerte ihn in Canossa, vielleicht wirklich aus Rache wegen Adelheid's Rettung oder überhaupt, weil er natürlich zu Otto's Parthei gehörte. Deswegen schickte Azzo Gesandte an Otto um Hülfe. Otto zog daher zum zweiten Male nach Italien; Berengar floh vor ihm, und so wurde Azzo entsetzt.

Vielleicht geschah das auch schon durch Liutolf's Zug im Jahre 956, vielleicht durch diesen ein Mal und durch Otto's Zug zum zweiten Male. (Man vergl. Donizo und die Nachricht aus einem Cod. Regiens., die Muratori zu Donizo p. 349. Not. 60. hat.) Da nun aber jene Schriftsteller, wie bemerkt, den Zug Luitolf's und diesen zweiten Zug Otto's mit dem ersten zusammenwerfen, auf dem Otto sich mit Adelheid vermählte, so war nach ihrer Ansicht natürlich Adelheid während der Belagerung, die durch jenen Zug aufgehoben wurde, noch in Canossa, und wurde also mit in Canossa belagert. Das Uebrige that die verschönernde Phantasie hinzu. Auch diese Belagerung besteht also nicht vor einer schärferen Kritik, und das Schicksal Adelheid's in der kurzen Zeit von ihrer Ankunft in Canossa bis zu Otto's Zug ist uns völlig unbekannt.

Eben diese Verwechslung der beiden Züge Otto's kann vielleicht auch dazu führen, eine andere Schwierigkeit in Adelheid's Geschichte aufzuklären, wodurch denn freilich wieder ein allgemein angenommenes Ereigniß aus derselben verschwindet. Während nämlich alle Zeitgenossen, Reginonis Continuator, Hroswitha, Widukind (aus ihm Thietmar) und der Anonymus in Vita Mathildis reginae den Zug nach Italien darstellen als von Otto's freiem Entschlusse ausgegangen, und Hroswitha, Widukind und Vita Mathildis ausdrücklich die Liebeswerbung als nach Otto's Ankunft in Italien geschehen schildern, die Vita Mathildis sogar den Entschluß, sich mit Adelheid zu vermählen, bei Otto erst durch ihre persönliche Bekanntschaft entstehen läßt, findet sich bei Leo Ostiensis und bei Donizo eine durchaus abweichende Nachricht. Beide erzählen nämlich, Azzo und Adelheid haben eine Botschaft an Otto geschickt und ihn eingeladen, nach Italien zu kommen, sich mit Adelheid zu vermählen und des lombardischen Reiches zu bemächtigen. Alle Erzähler von Adelheid's Geschichte, und so auch Hr. V.,

haben das nun als unzweifelhafte Wahrheit genommen, und Hr. V. erzählt uns sehr ausführlich nach Leo Ost. die Abentheuer, die der Bote zu bestehen hatte, wie er auf der Rückkehr nicht durch die Belagerer durchkommen konnte, und daher wenigstens den Verlobungsring, den Otto sendete und den Brief, worin er seine Ankunft ankündigte, an einen Pfahl befestigt in die Burg hinein schoß u. s. f. In der That muß es uns aber doch auffallend seyn, daß gerade alle Zeitgenossen und die Schriftsteller, welche am besten unterrichtet sind, von dieser ganzen Sache nichts wissen, die sie, wäre sie ihnen bekannt gewesen, gewiß erwähnt haben würden. Sollte nicht vielleicht auch zur Ausgleichung dieses Zweifels wieder die Stelle Donizo's führen, worin erzählt wird, Azzo habe sich erst mit Pabst Johann berathen und mit dessen Zustimmung die Botschaft abgeschickt. Zu der Zeit, wo Adelheid in Canossa war, regierte nämlich kein Pabst Johann, sondern Agapet, dagegen ist bekannt, daß Johann XII., Agapet's Nachfolger, an der Einladung Otto's zum zweiten Zuge Theil genommen hat. Sollte daher hier nicht derselbe Gedankengang, wie bei der Belagerung, Statt gefunden haben? Otto wurde eingeladen, nach Italien zu kommen, in der That erst, als Adelheid schon seine Gemahlin war und man an ihn als Oberlehnsherrn ganz natürlich gegen Berengar's Grausamkeit sich wenden mußte, es geschah das von Azzo, von dem Pabste und anderen Großen; gemäß der Verwechslung der beiden Züge geschah es aber vor dem ersten Zuge, also zu der Zeit, wo Adelheid noch in Canossa war; also ganz natürlich, daß der Ruf auch von ihr ausging. Den Inhalt der Botschaft konnte man dann durch das einfachste Raisonement auffinden.

(Der Beschlufs folgt.)

*Vehse, das Leben Otto's des Großen.**( B e s c h l u s s . )*

Eine kleine Bestätigung unserer Ansicht möchte auch das geben, daß Leo Ost. sagt, Azzo habe sich an Otto gewendet, der damals durch den Ungarnsieg berühmt gewesen wäre; was zu der Zeit vor seiner Vermählung gar nicht paßt, sehr gut aber zu der Zeit unmittelbar vor Liutolf's Zuge nach Italien, der vielleicht eben die Folge von Azzo's Hülfesruf war. Wir möchten unter diesen Verhältnissen also fast glauben, daß auch Adelheid's Botschaft an Otto auf einem Irrthume beruht und daher von einer strengen Kritik verworfen werden muß. Doch genug, die übrigen Theile der Erzählung übergehen wir mit Stillschweigen, obgleich sie noch Bestätigungen genug für unser Urtheil darbieten, wir glauben, schon in diesem Theile die Gerechtigkeit unseres oben über Hrn. V.'s Forschungs- und Darstellungs-Weise ausgesprochenen Tadels hinlänglich nachgewiesen zu haben.

Erst jetzt, wo wir im Begriffe sind, unsere Beurtheilung zu schliessen, fällt es uns auf, welche Masse von Tadel wir nach und nach in derselben aufgehäuft haben. Es ist dieß eine nothwendige Folge des Grundsatzes, welchen wir dabei befolgten, nicht allgemeine, unbewiesene Sätze hinzustellen, sondern jeden Tadel mit Beispielen zu belegen und in ihnen das nach unserer Ansicht Unrichtige nachzuweisen. Es sollte uns leid seyn, wenn dieses unser Verfahren den Standpunkt verrückte, von dem aus wir das Buch beurtheilt zu sehen wünschen. Wir erklären also noch einmal, indem wir unser Urtheil zusammenfassen, daß nach unserer Ansicht das Buch bei allen seinen Fehlern doch zu den besseren Erzeugnissen der historischen Literatur gehört. Vor 10 bis

20 Jahren würde es noch als ein recht gutes Werk gegolten haben, und wir kennen Werke über Gegenstände aus der Geschichte des Mittelalters, die gewiß nicht besser sind, als Hr. V.'s Schrift, und die sogar einen großen Ruf genießen. Nur den strengen Forderungen entspricht es nicht, die wir in unseren Tagen an ein geschichtliches Werk machen, nur als Beitrag zu einer deutschen Geschichte der Art, wie sie aus den Anstrengungen der Forscher unserer Tage hoffentlich hervorgehen wird, können wir es nicht ansehen, und diese Ansicht war es, die wir durch Anführung seiner Mängel zu rechtfertigen gesucht haben.

Mittler.

---

APSENIOT IONIA. *Arsenii Violetum. Ex codd. mss. nunc primum edidit, animadversionibus instruxit et alia quaedam inedita adjecit Christianus Walz, ph. Dr. regii seminarii Tubingensis Repetens. Stuttgartiae, in libraria Locflundiana. MDCCCXXXII. VI und 517 S. in 8.*

Wir theilen zur näheren Kenntniß dieser uns hier zum erstenmal durch den Druck bekannt gewordenen Schrift, folgende Notizen aus dem Vorwort des Herausgebers mit, die zum Verständniß und zur richtigen Auffassung des Ganzen nothwendig erscheinen dürften. Michael Apostolius, der bekannte Byzantiner des funfzehnten Jahrhunderts, hatte eine Sammlung von Sprüchwörtern, Denkprüchen, Gnomén und dergl. aus den Schriften der Alten gesammelt, und diese Sammlung, der er den Titel *Ἰωνία* gegeben, war nach seinem Tode durch seinen Sohn Arsenius, Erzbischof von Monembesia, mit einer Anzahl neu hinzugekommener Sprüchwörter vermehrt, dem Pabst Leo X. übersandt, auch späterhin (das Jahr ist nicht genau bekannt) zum Theil durch den Druck bekannt gemacht worden. M. vergl. über diese Ausgabe, welche blos die Apophthegmen enthält nebst einigen Sprüchwörtern, und die ohne Angabe

der Jahreszahl und des Orts erschien, Ebert *Bibl. Lex* No. 1253. Die unter dem Namen des Apostolius bekannte Sprüchwörtersammlung oder vielmehr Auszug davon, erschien zu Basel 1538. in einer durch Hervag besorgten Ausgabe; die vollständige Sammlung in lateinischer Uebersetzung und mit erklärenden Anmerkungen zu Leiden 1819. in Quart durch Peter Pantinus.

Die nun hier zum erstenmale aus zwei Handschriften, einer Dresdner, welche das Apographum einer Moskauer ist, und einer weit vollständigeren Florentiner, im Druck erscheinende Sammlung, welcher Arsenius den Namen Ἰωνία gab, enthält zwar einen großen Theil der in des Apostolius Sammlung befindlichen und demnach bereits bekannten Sprüchwörter, aber mit sehr bedeutenden Abweichungen und Veränderungen, indem Manches abgekürzt oder ganz weggelassen, Manches dagegen wieder hinzugefügt ist; die meisten Sentenzen sind aus des Stobäus Florilegium, einige aus Clemens von Alexandrien und den Kirchenvätern entnommen; die Apophthegmen, deren viele aus Diogenes von Laerta und Plutarch entlehnt sind, stehen in dem gedruckten zahlreicher, als in den Handschriften (weshalb der Herausgeber mit Recht auf spätere Zeit des Abdrucks der Apophthegmen schließt), dagegen findet sich aber auch wieder in den Handschriften Manches, was in dem Gedruckten vermisst wird.

Dafs der Herausgeber die aus Stobäus entlehnten Sentenzen, welche in die handschriftliche Sammlung aufgenommen, nicht wieder hat abdrucken lassen, wird Niemand tadeln, indem des Stobäus Werke einem Jeden zugänglich sind, die Wiederholung also jeden Falls unnütz wäre; die Apophthegmen aber, zum Theil ganz unbekannt, zum Theil nur durch jenen höchst seltenen Druck bekannt, sind aus den oben angeführten Handschriften vollständig aufgenommen, wobei aber, was bereits durch den Druck bekannt, mittelst vorgesetzter Sternchen bemerklich gemacht ist; auch ist aus zwei

Vaticaner Handschriften noch mehreres Andre hinzugekommen.

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man hier einen bloßen, entweder literal gemachten oder auch hie und da berichtigten Abdruck des Griechischen Textes erwartete; allerdings ist uns der in den beiden Handschriften nicht ganz fehlerfreie Text in einer von Schreib- wie Druckfehlern gereinigten und durch manche, allerdings nothwendige, Verbesserungen des Herausgebers berichtigten und dadurch wohl lesbaren Gestalt geliefert; und wenn sich in den neuesten Zeiten die Herausgeber von Ineditis meist nur auf den Text und dessen Berichtigung, ja oft nur auf einen getreuen Abdruck des in der Handschrift vorfindlichen Textes, selbst mit allen Mängeln, Gebrechen, Schreibfehlern und dergl. m. beschränkt haben, so hat unser Herausgeber sich keineswegs die Sache so leicht gemacht; und dafür wird ihm jeder Freund der alten Literatur um so mehr Dank wissen, als Schriften der Art, wenn sie einmal bereits im Druck erschienen sind, nicht so leicht, bei der verhältnißmäßig geringeren Zahl Derjenigen, welche sie benutzen, zu neuen Ausgaben kommen. Der Herausgeber hat nämlich in den dem Texte untergesetzten Noten aufer der Angabe der abweichenden Lesarten der beiden Handschriften überall die Parallelstellen sowohl in des Apostolius Sammlung, wo das Gleiche vorkommt, als auch bei andern Schriftstellern, bei welchen ähnliche Sentenzen oder Proverbien vorkommen, oder auf welche Arsenius sich bezieht, oder sie berücksichtigt, mit großer Genauigkeit und Sorgfalt aller Orten nachgewiesen, und zum besseren Verständniß eine Reihe von Bemerkungen mitgetheilt, die für Grammatik und Sprachgebrauch viel Schätzbares enthalten, auch selbst über sachliche Gegenstände sich verbreiten; man vergl. z. B. S. 106. 120. 139. 143. 184. 186. 220. 331, oder S. 278 f. die archäologischen Erörterungen, zu denen die Stelle des Arsenius Veranlassung gab. So erinnern wir z. B., was die zunächst die Grammatik betreffenden Bemerkungen an-

geht, beispielshalber an S. 5. über ὃν ἐστίν (wohin auch die Stelle Herodot's III, 108. gehört, indem dort mit Schweighäuser und Geisford offenbar zu lesen und zu interpungiren ist: ἔστι εὐῶσα σοφῆ), oder S. 63. über den Gebrauch des Infinitivi Activi statt des Infinitiv Passivi nach Adjectivis, oder S. 73. über die Construction von κρατεῖν mit dem Accusativ und Genitiv, und die dadurch bestimmte verschiedene Bedeutung; desgleichen S. 220. über ἀνέχεσθαι τι und τινος; S. 175. über den Gebrauch von οὗτος ἐκεῖνος in deiktischem Sinne; S. 143. über ἐκέῖσε in dem Sinn von ἐκεῖ (vergl. über die Classe von Verwechslungen der Art Becker Specim. Philostrat. p. 78 ff.) S. 64. findet sich eine längere Bemerkung über die so häufig vorkommende Μεσσήνη und Μεσῆνη; Jenes, wofür auch die Münzen sprechen, wird mit Recht als das richtige vorgezogen, und Ref. kann hierin eine erfreuliche Bestätigung seiner bereits zu Plutarchs Pyrrh. 23. S. 215. ausgesprochenen Behauptung finden, womit auch Krebs (Lectt. Diodorr. Hadamar 1832. pag. 147.) übereinstimmend ist. In ähnlicher Weise wird über die Verwechslung von (εἰς) μικρά und μακρά S. 144, oder über βαλεῖν und παβεῖν S. 263, oder über θέλειν und ἐθέλειν S. 264 u. s. w. gehandelt. Unter den Bemerkungen über Sprach- und Wortgebrauch wollen wir nur anführen, die Bemerkung S. 12. über den Gebrauch von κλυδών, oder S. 22. über ἀηδόνες (*homines garruli*), oder S. 54 f. über ἀναίμακτος (in dieser Note ist statt Flamin. c. 71. zu setzen c. 11.), S. 56. über ἀνεβρίφθω κύβος, S. 75. über νεοττός (vergl. jetzt auch des Ref. Note zu Herodot III, 109.), S. 78. über den Gebrauch von ἀρχαῖος, oder S. 79. über ἀτενές, ἀτεγκτος, S. 196. über den Ausdruck ἀκριβῆς πλοῦτος, S. 226. über die Redensart ἐκ γειτόνων (*οἰκεῖν*), S. 244. über Κόδορνος, S. 288. über Ψυχρός u. s. w. In der Note S. 66. zu Rodopis würde Ref. noch Herodot. II, 134. 135. angeführt haben. Doch solche Zusätze, die sich wohl hie und da auch bei andern Stellen machen ließen, indem Jeder bei seinem individuellen Standpunkt

auf Manches stossen oder Manches vermissen wird, worauf ein Anderer nicht verfallen würde, wollen wir hier nicht weiter verfolgen; man sieht aber aus dem Wenigen, das wir hier hervorgehoben haben, während wir Unzähliges, das gleichen Anspruch darauf machen könnte, hervorgehoben zu werden, übergangen haben, dafs es dem Herausgeber, hätte er anders gewollt (und wir wünschen, er hätte es gewollt), nicht schwer geworden wäre, mit einem stattlichen *Index rerum et verborum in annotationibus obviorem* zu prangen, welchem dann auch ein zweiter Index über die im Text citirten oder in den Noten behandelten und verbesserten Autoren hätte beigefügt werden können. Beides, wir gestehen es, missen wir ungerne, indem Bücher der Art, die nicht in tagtäglichem Gebrauch benutzt werden, Vielen nicht so bekannt und vertraut werden, dafs sie ohne Register leicht Alles, was sie suchen und nicht suchen, oder auch nicht erwarten, finden und benutzen können; zumal da der Inhalt dieses Ineditums weit wichtiger und von weit allgemeinerem Interesse bei dem Studium und der kritischen Behandlung der Alten ist, als eine Menge anderer Inedita, mit denen man uns in neueren Zeiten beschenkt hat, denen wir auch ihren gebührenden Werth nicht gerade absprechen wollen, obschon wir ihnen, wegen des meist sehr speciellen Interesses oder wegen mancher oft oberflächlichen, ungenauen, allerwärts zusammengestoppelten Angaben, im Vergleich mit vorliegendem Ineditum, einen untergeordneten Werth zuerkennen müssen. Des Arsenius Schrift ist insbesondere wichtig und von Bedeutung durch die grofse Zahl der Sprüchwörter, die es enthält und der erläuternden Angaben, zu welchen die Erklärung derselben Veranlassung giebt; deshalb auch der Herausgeber auf diesen Theil besondere Sorgfalt verwendet hat, mit Recht es beklagend, wie wenig bearbeitet noch dieser Theil der Griechischen Literatur ist, und wie Manches der Art noch in Bibliotheken und sonst vergraben ist, oder doch so im Argen liegt, dafs es wohl sorgfältigerer Behandlung und Pflege, als bisher

geschehen, verdiente. Der Herausgeber, durch das grofse Unternehmen einer (längst sehnlichst gewünschten) neuen Bearbeitung der griechischen Rhetoren (die er in der 1831. erschienenen *Epistola critica* angekündigt hat, s. diese Jahrb. 1831. p. 319 ff.) vorerst abgehalten, diesen Gegenstand eigends zu behandeln, und eine vollständige Sammlung zu liefern, hat aber die ihm hier dargebotene Gelegenheit benützt, das, was ihm zur Berichtigung und Erörterung der alten Parömiographien zu Gebote stand, mitzutheilen; und dafür ist man ihm gewifs vielen Dank schuldig; einem künftigen Bearbeiter ist aber durch solche Vorarbeiten sein Geschäft sehr erleichtert. Möge sich ein solcher, dem Unternehmen gewachsener Mann bald finden, dessen Thätigkeit durch die nicht geringen Schwierigkeiten, die mit der Ausführung verknüpft sind, nicht abgeschreckt werde und sich entmuthigen lasse. So hat unser Herausgeber nicht bloß alle Stellen der Alten, die ihm bei seiner Lectüre aufstieffen, und für die Erklärung der Sprüchwörter von gröfserer oder geringerer Bedeutung sind, sorgfältig angeführt, er hat die in einem *Codex Marcianus* befindlichen, keineswegs zu verachtenden Sprüchwörter des *Macarius Chrysocephalus* abgeschrieben und an den gehörigen Stellen der Noten abdrucken lassen, desgleichen manches Andere, auch Unedirte, was er in verschiedenen Handschriften auf seinen gelehrten Reisen entdeckt hatte, wie z. B. vier und zwanzig Sprüchwörter des Aesop aus einer Mediceischen Handschrift und einiges Andere der Art am Schlusse des Violetums in einem Appendix beigefügt, No. 2. eine Anzahl von Sentenzen aus den Schriften des Demokrit, Epiktet, und andern Philosophen, Rhetoren und Dichtern aus einer Münchner Handschrift. Zwei Pariser Codd. geben dasselbe. Daran schliefsen sich drittens: τὰ τῶν ἑπτὰ σοφῶν παραγέλιματα aus einer Vaticaner Handschrift, nebst einigen in Verse gebrachten Gnomem aus derselben Handschrift.

Chr. Bähr.

## KURZE ANZEIGEN.

---

*Biblisch-praktische Auslegung des Evang. Johannis, bearbeitet von Dr. C. Fikenscher u. s. w.*

(Fortsetzung der Anzeige S. 330 — 335. d J.) \*)

Die zweite Abtheilung dieser Sonntagsblätter vollendet den ersten Jahrgang vom 16ten S. n. Trin. bis zu Invocavit 1832, und ist bis zu Ende des 3ten Cap. Joh. gelangt. Der Beruf des Hrn. Verfs. zu dieser gründlich-erbaulichen Belehrung bestätigt sich in dieser Fortsetzung. Das zeigt sich schon sogleich bei der etwas schwierigen Erklärung von Cap. 9, 44 fg. (S. 214.), worin die gelehrte Exegese recht gut in die Volksbelehrung einfließt. Das Fest C. 5, 1. nimmt der Verf. eher für das Purim als das Passah, er geht aber auch hierbei nicht über seinen Kreis hinaus; so wie im folgenden über die Engelterscheinungen, über 5, 17. das Wirken Jesu und des Vaters, über 5, 21 fgg. die geistliche und leibliche Todtenerweckung, über 6, 5 fgg. die wunderbare Speisung, welche er bei bündiger Kürze doch wahrhaft fruchtbar behandelt, u. s. w. Doch wir wollen nicht auf das Einzelne eingehen, und so denn auch nicht hier und da Gegenerinnerungen machen, sondern, überhaupt nur auf unsere obige Anzeige verweisend, den ersten Jahrgang dieser homiletischen Erbauungsschrift als vollständig melden.

S c h w a r z.

---

*Staatwirthschaftslehre. Von Dr. K. S. Zachariä, ord. öff. Rechtslehrer auf der Univ. in Heidelberg u. s. w. Heidelb. b. A. Oswald. 1832. 8. I. Abth. 290 S. II. Abth. 182 S. — Auch unter dem Titel: Der vierzig Bücher vom Staate fünfter und letzter Band; und: Der Regierungslehre dritter und letzter Band.*

Mit diesem Buche oder Bande habe ich also das Werk, dessen erster Band vor zwölf Jahren erschien, glücklich beendigt.

Die Staatwirthschaftslehre begreift in dem Sinne, in welchem das Wort in dem vorliegenden Buche genommen wird, sowohl die Lehre von der Nationalwirthschaft, als die von der Staatshaltung (oder die Finanzwissenschaft) unter sich.

---

\*) S. 375. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen; es steht: das Anthropopathische, statt: — Anthropopathische.

Indem ich mich an die Ausarbeitung eines Buches über das Ganze der Staatswirthschaftslehre wagte, entging mir keinesweges das Mifaliche des Unternehmens. Wir haben eine Menge Schriften ähnlicher Art. Kaum ein anderer Theil der Staatswissenschaft ist (besonders in den neueren Zeiten,) in ganz Europa mit demselben Eifer betrieben worden, wie die Staatswirthschaftslehre. Sollte ich aus hundert Büchern das hundert und erste machen? Ein solches Buch durfte schwerlich hoffen, mit hundert und einem Kanonenschusse empfangen zu werden.

Gleichwohl entschloß ich mich zu dem Wagstücke. Denn 1) glaubte ich zu entdecken, dafs für die systematische Darstellung der Wissenschaft noch viel, sehr viel geschehn könne. Es schien mir, 2) dafs der Staatswirthschaftslehre eine neue Grundlage gegeben werden könne, dafs aufser den zwei Systemen, welche sich in der Staatswirthschaftslehre nach ihrem dermaligen Stande um die Herrschaft streiten, dem physiokratischen und dem anthropokratischen (oder Smith'schen,) noch ein drittes System möglich sey, welches Frieden zwischen den beiden ersteren stifte.

In diesen Resultaten liegen die besonderen Aufgaben, welche ich in dem Buche zu lösen versucht habe. Ich kann ihm nicht die beste Aufnahme prophezeihen. Denn wer läßt sich gern in einem Besitzstande stören, den man für gesichert hielt? Man ist geneigt, über einen solchen Störenfried sofort den Stab zu brechen. In dem Buche, sagt man mit weiser Miene, ist das Gute alt, das Neue schlecht. — Doch hat das Buch jene Aufgaben wenigstens in einem gewissen Grade gelöst oder auch nur der Auflösung näher gebracht, so hoffe ich, dafs es seinen Weg machen soll. Was vergessen wird, verdient in der Regel vergessen zu werden.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, in die allgemeine Wirthschaftslehre und in die Staatswirthschaftslehre.

*Erster Theil.* — Erstes Buch. Von dem objektiven Erwerbe. (Wie werden Sachen in Brauchlichkeiten verwandelt?) 1) Von dem ursprünglichen obj. Erwerbe oder von dem Erwerbe mittelst der Arbeit. 2) Von dem abgeleiteten obj. E. oder von dem Erwerbe mittelst eines Kapitals. — Zweites Buch. Von dem unmittelbaren oder ursprünglichen subjektiven Erwerbe oder von dem Tauschverkehre, in wie fern er nicht durch Geld vermittelt wird. Arten dieses Erwerbes. Zwischenleute. — Drittes Buch. Vom Gelde oder vom Tauschverkehre, in wie fern er durch Geld vermittelt wird. 1) Von dem reellen oder wirklichen Gelde, insbesondere vom Metallgelde. 2) Von dem nominellen oder dem Scheingelde, insbesondere vom Papiergelde.

*Zweiter Theil.* — Erstes Buch. Die National- oder Volkswirthschaftslehre. Begriff des Nationalvermögens. Von dem Erwerbe einer Nation. Darstellung der Systeme der N.W.

Beurtheilung dieser Systeme. — Zweites Buch. Staatshaus-  
haltungslehre. Begriff des Staatsvermögens. Von dem Staats-  
aufwande. Von den Mitteln zur Bestreitung dieses Aufwandes. Von  
der Verwaltung des Staatsvermögens.

Schließlich richte ich an den geneigten Leser des Buchs die  
Bitte :

*Si legis hunc librum, bis lege, quaeso, librum!*

Zachariä.

Zachariä, Dr. K. S., Rechtsgutachten in der gegen den verantwortli-  
chen Redacteur „des Wächter's an Rhein“ Franz Schlund, we-  
gen eines im 68. Stücke dieser Zeitung enthaltenen Aufsatzes mit  
der Ueberschrift: „an das deutsche Volk“ anhängigen Untersu-  
chungssache. Mannheim 1832. 8. Preis 24 kr.

Wenn in diesen Blättern das obige Rechtsgutachten angezeigt  
wird, so geschieht es nur deswegen, weil in demselben unter ande-  
rem von den Grundsätzen gehandelt wird, von welchen eine die Frei-  
heit der Presse bekräftigende Gesetzgebung auszugehen hat. Die  
Theorie, welche das Gutachten über diesen Gegenstand aufstellt,  
wird für Viele wenigstens den Reiz der Neuheit haben.

Zachariä.

Vortrag des Abgeordneten Grafen von Drechsel über die Landes-  
cultur in Bayern. München bei G. Franz. 1832. 208 S. 8.

Dieser Vortrag ist eine fast vollständige wissenschaftliche Ab-  
handlung über die Mafsregeln, durch welche der Staat den Anbau  
des Bodens befördern und zur Vervollkommnung des Ackerbaues bei-  
tragen kann, mit unmittelbarer Rücksicht auf Bayern. Fast alle die  
Fragen, welche in Beziehung auf diese Aufgabe dormalen in Deutsch-  
land an der Tagesordnung sind, werden von dem Herrn Abgeordn.  
Grafen von Drechsel mit Umsicht, Sachkenntniß und Unpartheilich-  
keit erörtert; z. B. die Fragen von der Auflösung der Gutgebunden-  
heit oder von der Zerstückelung geschlossener Landgüter, von dem  
bei der Vertheilung der Gemeindegrundstücke (der Allmenden) anzu-  
wendenden Mafsstabe, von der Fixirung unständiger Gefälle, von  
der Ablösung der Grundlasten. Wenn auch der Herr Vf. unmittelbar  
nur Bayern vor Augen hat, so ist doch seine Arbeit für alle Deut-  
sche Staaten von Interesse. Denn überall knüpft er das Besondere  
an das Allgemeine oder leitet er seine Vorschläge für Bayern aus  
allgemeinen Gründen ab. Einige von jenen Fragen, z. B. die von der

Räthlichkeit, die Zerstückelung geschlossener Landgüter zu gestatten, hat der Hr. Verf. sogar mit einer solchen Ausführlichkeit behandelt, daß man die Gründe Für und Wider kaum anderwärts so vollständig zusammengestellt findet. (Der Verf. erklärt sich für die Auflösung der Gutsgebundenheit.) — Schon mehr als einmal ist auf dem Bayer'schen Reichstage über ein umfassendes Kulturgesetz verhandelt worden; im J. 1822. und dann im J. 1827. legte die Regierung den Entwurf eines solchen Gesetzes der II. Kammer vor; auf dem Reichstage des vorigen Jahres wurde derselbe Gegenstand von mehreren Abgeordneten in Anregung gebracht. Aber alles dieses hat bis jetzt nicht zum Ziele geführt. Hat man zu viel auf einmal unternommen? oder gab es einige, *quibus id altius penetrare visum est?*

---

*Das Staatsrecht des Königreiches Württemberg. Von Robert Mohl, Dr. d. R. ord. Professor der Staatswiss. in Tübingen. Ifter Theil. Das Verwaltungsrecht. Tübingen b. H. Laupp. 1831. 8. (Vorrede und Inhaltsanzeige XIV S. Das Buch mit dem Register 1007 S).*

Der erste Theil dieses Werkes ist bereits in unseren Jahrbüchern mit dem gebührendem Lobe angezeigt worden. In dem vorliegenden zweiten Theile hat der Verf. sein rühmlich begonnenes Unternehmen mit demselben Erfolge beendigt. — Das erste Kapitel dieses Theiles oder des Verwaltungsrechts enthält die allgemeinen Grundsätze über Staatsverwaltung. Das zweite Kapitel handelt von der Organisation der württembergischen Staatsverwaltung, (von den Ministerien und den übrigen obersten Behörden, von der geographischen Eintheilung des Königreiches, von der formellen Geschäftsbehandlung, von den Rechtsverhältnissen der Staatsdiener;) das dritte von den einzelnen Regierungszweigen, von der Rechtspflege, von der Polizei nach ihren verschiedenen Abtheilungen, vom Kriegswesen, von den auswärtigen Verhältnissen, von der Finanzverwaltung. Schon aus dieser Inhaltsanzeige ergibt sich, daß man nicht leicht über irgend einen Gegenstand, der in das Gebiet des Staatsrechtes gehört, in dem vorliegenden Werke vergebens Auskunft suchen wird. — Mit Interesse wird auch der Ausländer die großen Fortschritte bemerken, welche die Gesetzgebung des K. Württemberg in den neueren Zeiten gemacht hat. Nur dadurch wird dieses Interesse zuweilen gestört, daß in einigen Gesetzen des Königreiches derselbe unfreundliche Geist gegen das Ausland lebt, durch welchen sich auch die Gesetze einiger andern Deutschen Staaten nicht zu ihrem Vortheile auszeichnen. Doch in einer Beziehung wenigstens hält das Königlich Württemberg'sche Recht die vollkommenste recht-

liche Gleichheit zwischen In- und Ausländern. Sowohl die Buchhändler des Inlandes als die des Auslandes können sich gegen den Nachdruck nur durch ein Königliches Privilegium sichern. Dieser Stand der Gesetzgebung hat selbst dem Verf., ungeachtet er sich sonst, wie billig, auf die Darstellung des bestehenden Rechts beschränkt, S. 641. ein Leider! abgedrungen.

---

*Grundsätze der Strafsen-, Brücken-, Kanal- und Hafenbaukunde, nach den von Sganzin (Generalinspector der Strafsen-, Brücken- und Seebauten, ehemaligen Prof. der polytechnischen Schule, Officier der Ehrenlegion und Ritter des St. Michaelordens) an der polytechnischen Schule zu Paris gehaltenen Vorlesungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von H. F. Lechritter und G. H. Straus, kön. baier. Bauconducteuren (in Regensb.). In zwei Theilen, mit 13 Steindrucktafeln. Regensb. 1832.*

Schon seit einigen Jahrzehnten war das französische Werk von Sganzin in Frankreich und am Rheine fast ausschliesslich das Hand- und Hilfsbuch der Ingenieure, hat aber übrigens in Teutschland die Verbreitung nicht gefunden, die es wohl verdient hätte. Diese zu befördern, unternahmen die Herausgeber nicht nur die Uebersetzung, sondern suchten auch den Gehalt des Werks durch eine große Menge von Zusätzen dem jetzigen Zustande des hierher gehörigen Wissens näher zu bringen, was ihnen sehr gut gelungen ist. Das in Lexikonformat erschienene Werk enthält in einem starken Bande zwei Theile: I. Th. 350 und II. Th. 320 Seiten. Leitung zu Kenntnissen, die zu einer glücklichen Ausübung führen, war die Hauptangelegenheit der Herausgeber, die dann auch zu diesem Zwecke Alles benutzt haben, was ihnen die Literatur an die Hand geben konnte. So erhielt das Sganzin'sche Werk auf deutschem Boden eine sehr veredelte Gestalt, wie sie dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ist. Eine ausführliche Anzeige dieses gehaltreichen Werks, welches allen in Geschäften der Art angestellten Ingenieuren bestens empfohlen zu werden verdient, hält Ref. für überflüssig.

v. Langsdorf.

---

*Uebungen aus der angewandten Mathematik. Zweiter Band.*

Auch unter dem Titel:

*Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper für Techniker und besonders für Architecten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte u. s. w. bearbeitet von Dr. E. S. Unger. Erste Abth. mit 3 Ktfln. Berlin 1831. 310 S. 8.*

Die physikalischen Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung kommen in zahllosen Fällen in Anwendung, und gewinnen täglich mehr an Wichtigkeit und allgemeinem Interesse, seitdem die Industrie und Technik mit stets wachsendem Eifer betrieben werden. Die Kenntnifs der statischen und mechanischen Gesetze darf daher nicht mehr auf einzelne Gelehrte beschränkt bleiben, sondern erfordert eine allgemeinere Verbreitung, auch genügt es gegenwärtig nicht, sie einmal erlernt zu haben und die erforderlichen mathematischen Kenntnisse zu besitzen, um das darüber Gesagte einigermaßen zu verstehen, sondern die Mehrzahl der Gebildeten im Staate muß sich die Fertigkeit zu erwerben suchen, die dahin einschlagenden Aufgaben mit einiger Sicherheit selbst aufzulösen. Letzteres kann aber nur durch eigene Uebung erlangt werden, und es ist daher sehr nützlich, ein Werk zu besitzen, worin die hierin einschlagenden Beispiele vollständig berechnet sind, theils um daraus zu lernen, wie solche Berechnungen überhaupt angestellt werden, theils um bei wirklich vorkommenden Aufgaben die gefundenen Resultate mit den beispielsweise mitgetheilten zu vergleichen. Dieses ist der Zweck, welchen der Verf. der vorliegenden Schrift zu erreichen sich vorsetzte, und da er sich vor dem Publicum bereits hinlänglich darüber legitimirt hat, daß er dieser Aufgabe rücksichtlich seiner Kenntnisse gewachsen sey, so bedarf das Werk in dieser Beziehung keiner ausführlichen Beurtheilung, vielmehr genügt eine bloße Anzeige des Inhalts, um daraus zu entnehmen, über welche Gegenstände sich die Untersuchungen verbreiten. Im Allgemeinen verdient außerdem noch bemerkt zu werden, daß der Verf. jederzeit die einfachen statischen und mechanischen Gesetze, worunter die mitgetheilten Beispiele gehören, vorläufig kurz erläutert, und für den Calcül die geometrischen Hauptformeln, z. B. die Gleichungen für die zu benutzenden Curven, Flächen oder Körper ohne weiteren Beweis an giebt, was man allerdings als zweckmäfsig anerkennen muß.

In der Einleitung werden einige allgemeine Begriffe aus der Mechanik erläutert, und demnächst Beispiele über die Bestimmung des spec. Gewichtes oder, wenn dieses bekannt ist, der Massen mit einander verbundener Körper mitgetheilt. Der erste Band enthält dann nur die erste Abtheilung des ganzen Werkes, nämlich die zur mathematischen Theorie der Statik gehörigen Uebungen in fünf Abschnitten, welche von der Zusammensetzung der Kräfte, vom Hebel,

dem Schwerpunkte, für dessen Bestimmung zugleich die analytischen Formeln ausführlich mitgetheilt sind, von der geneigten Ebene für sich und in Verbindung mit dem materiellen Hebel, endlich von der Statik biegsamer Fäden handeln. Im letzten Abschnitte sind zugleich die Rolle, der Flaschenzug und diejenigen Aufgaben berücksichtigt, welche zur Kettenlinie gehören.

M u n c k e.

---

*Historisch - Genealogisch - Geographischer Atlas von Le Sage (Graf Las Cases) u. s. w. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe in's Deutsche übertragen von Alexander von Dusch. Carlsruhe bei J. Velten. 1826 — 1831.*

Durch das Erscheinen der Tafeln XL und XLI, welche der türkischen und neugriechischen Geographie und Geschichte gewidmet sind, ist das vorstehende Werk jetzt vollendet, und wir können Freunden der Geschichte, die ihre Bibliothek mit einem durch äussere Schönheit ausgezeichneten Buche zieren wollen, dasselbe empfehlen, indem es mit einer in Teutschland ungewöhnlichen, typographischen Pracht und Eleganz ausgestattet ist. Die innere Einrichtung, die bei der weiten Verbreitung des Originals als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden darf, ist in der Uebersetzung unverändert beibehalten worden. Wie in jenem, enthält auch in dieser jede Tafel eine Karte des behandelten Landes, eine gedrängte Uebersicht der geographischen und statistischen Verhältnisse desselben, genealogische Tabellen über sein Regentenhaus, einen kurzen Abriss der Geschichte, endlich Zusammenstellungen einzelner Merkwürdigkeiten und dergl. Ref. bemerkt nur noch, daß die teutsche Uebersetzung mehrere dem Plane des Ganzen angemessene Zusätze erhalten hat. Dahin gehört aufser den oben erwähnten Tafeln XL und XLI noch Tafel XXXVI, welche eine genealogische Zusammenstellung der Völkerfamilien Europa's nach Malte Brun enthält, Tafel XXXVII mit der Darstellung der nordamerikanischen Freistaaten, Tafel XXXVIII mit Mexico, den vereinigten Staaten von Mittelamerika und Westindien, Tafel XXXIX mit den südamerikanischen Freistaaten und Brasilien, endlich Tafel XLII mit einer statistischen Uebersicht des ganzen Erdkreises.

---

*Die canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiß, Handel und Sitten dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor, Esquire, vormaligem Königlich Großbritannischen Consul auf den genannten Inseln. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. Hannover 1831. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XVI u. 378 S. in gr. 8. (Mit dem Motto aus Tasso Gerus. lib. XV, 37: „L'isole di Fortuna ora vedete, Di cui fama a voi, ma incerta giunge; Ben son elle feconde e vaghe e liete, Ma pur molto di falso al ver s'aggiunge.“)*

Unstreitig ist dies die umfassendste Schrift und die vollständigste Schilderung, die wir von den Canarischen Inseln besitzen, jenen von der Natur so begünstigten und darum von der Vorwelt schon als die glückseligen Eilande gepriesenen und benannten Inseln, die aber nach der genauen Schilderung, die uns in diesem Werk gegeben ist, schwerlich jetzt einen Namen in Anspruch nehmen können, den sie indess durch ihre Lage, durch Klima und andere örtliche Vortheile und sorgfältige Benutzung dieser Lokalitäten, so wie durch ein geordnetes Regierungssystem und die daraus hervorgehende grössere intellectuelle wie moralische Bildung ihrer Bewohner, die jetzt in Druck und Elend, wie in Ignoranz jeder Art schmachten, wohl dereinst wieder verdienen könnten. Der Verf. war theils durch mehrjährigen Aufenthalt auf diesen Inseln, theils durch seine Stellung als Englischer Consul, theils aber auch durch seine (Deutsche) Bildung wohl in den Stand gesetzt, genaue Erkundigungen über Alles einzuziehen, und mit unbefangenen, freiem Blicke alle Erscheinungen zu prüfen und zu beurtheilen; dies beweist jede Seite seiner Schrift, dies beweisen die besonnenen Urtheile, die er überall einstreut, dies auch insbesondere die genauen statistischen, commerciellen Angaben, die er uns über diese in geographischer, wie in politischer und merkantilischer Hinsicht so merkwürdigen und so wichtigen Inseln mittheilt. „Der fremden Länder sind nicht viele, von welchen wir eine Beschreibung besitzen, entworfen an Ort und Stelle von einem erfahrenen, unbefangenen, umsichtigen Manne, der durch seine Verhältnisse hoch genug gestellt ist, einen bedeutenden Kreis zu überschauen und der zugleich mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, schreibt.“ Diese Worte des Deutschen Herausgebers, Hrn. Dr. Röding, wird Jeder gern unterschreiben, der die Schrift gelesen und geprüft hat.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die Entdeckung und über die Schicksale der seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Krone Spanien zugehörigen Inseln giebt der Verf. in den zwanzig Abschnitten, nach welchen das Ganze abgetheilt ist, zuerst die erforderlichen Notizen über die natürliche Beschaffenheit der Inseln; über Klima, Temperatur, vulkanische Ereignisse u. s. w.,

geht dann auf die Producte, sowohl im Mineralreich, als in der Pflanzen- und Thierwelt über, und kommt dann auf die Bewohner, deren Sitten und Gebräuche, worüber uns vieles Interessante mitgetheilt wird und zugleich viele beachtungswerthe statistische Notizen geliefert werden. Der fünfte Abschnitt, der über die intellectuelle Bildung der Einwohner, also auch über Unterrichts- und Bildungsanstalten und dergl. m. sich verbreitet, kann freilich nur zu wenig erfreulichen Betrachtungen Veranlassung geben. Dagegen haben die folgenden Abschnitte für den Statistiker durch die genauen und vollständigen Angaben, welche über alles Einzelne gegeben werden, viel Interesse, nämlich die Abschnitte vom Landbau, von der Viehzucht und Fischerei, vom Gewerbfleiß und der Industrie, so wie vom Handel u. s. w., worauf der Verf. auf die einzelnen Behörden der Inseln übergeht, sowohl im Fache der Administration und Polizei, als in der Justiz und im Finanzwesen, und hier sowohl, wie in den nächsten Abschnitten über das Kriegswesen und über den geistlichen Staat (Bischöfe, Domcapitel, Welt- und Kloster-Geistlichkeit) die genauesten Angaben liefert, die nur ein Mann, in der Stellung wie der Verf., erhalten und liefern konnte. Nun folgt im funfzehnten Abschnitt die statistisch-topographische Beschreibung der Insel Teneriffa, dann im sechzehnten die der Insel Canaria, und so fort in den folgenden Abschnitten die der Inseln Palma, Gomera und Hierro, sowie der Inseln Lanzarote und Fuerteventura. Eine Uebersicht der sämtlichen Literatur über die Canarischen Inseln macht den Beschluß. Auch ist ein Wortregister über den Inhalt des Werkes beigefügt, und außer zwei netten Charten sind auf vier Kupfertafeln (colorirte) Darstellungen der Bewohner der Inseln nach ihren verschiedenen Ständen geliefert. Wir wiederholen am Schlusse unserer Anzeige gern unser günstiges oben ausgesprochenes Urtheil über den Inhalt dieser Monographie, unstreitig der vollkommensten und durch den Reichthum der darin mitgetheilten Notizen wichtigsten, Schrift über diese Eilande. Das Werk lies't sich gut, die Sprache ist rein, der Styl fließend; für vorzüglichen Druck und Lettern, sowie möglichste Correctheit hat die Verlagshandlung rühmliche Sorge getragen. Noch bemerken wir, daß der oben genannte Herausgeber dem Publikum das Werk so übergiebt, wie er es als Manuscript zur Durchsicht und Herausgabe vom Verf. erhalten hatte; blos in dem geographischen Theil hat er einige (dankenswerthe) Zusätze aus Hrn. v. Buch's physikalischer Beschreibung der Canarischen Inseln (Berlin 1825, 4.), einem anerkannt gediegenen Werke, welches dem Verf. natürlich nicht zu Gesicht gekommen war, auch wohl nicht zu Gesicht kommen konnte, beigefügt.

*Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. A. d. Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler. Erster Band, b. Ch. Th. Groos 1832. 8. — Auch unter dem besonderen Titel: Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten Zehn Bücher des Tit. Livius von Niccolo Machiavelli. 394 S.*

Machiavelli gehört zu den wenigen politischen Schriftstellern, deren Schriften für alle gebildete Völker und für ein jedes Zeitalter anziehend und belehrend sind.

Das verdanken M.'s Werke zuvörderst dem Stile, in welchem sie geschrieben sind. Machiavelli hat in dieser Beziehung große Aehnlichkeit mit Montaigne. Sein Stil ist ungekünstelt, ich möchte sagen, *naiv*; überall tritt die Individualität des Schriftstellers hervor; es ist, als ob der Mann sich mündlich mit uns unterhielte, als ob er die Worte, so wie sie ihm gekommen wären, niedergeschrieben hätte. Aber man versuche sich nur in dieser Schreibart und man wird bald finden, daß man sich getäuscht hat, wenn man die Nachahmung für leicht hielt. Ein solcher Vortrag setzt einen sehr reichen und lebendigen Geist, setzt eine gewisse Gemüthlichkeit oder Begeisterung voraus.

Und dann, wie großartig ist der Inhalt der politischen Schriften dieses Mannes! — Der Inhalt dieser Schriften hat allerdings etwas Schauerliches! Denn die Politik ist diesem Schriftsteller nur die Lehre von den Mitteln, wie ein gewisser Zweck, den sich der Staatsmann setzt oder unter gegebenen Umständen zu setzen hat, am vollkommensten erreicht werden könne. Nicht genug, daß, nach M.'s Ansicht, der Zweck die Mittel heiligt, auch die Moralität oder Immoralität, die Rechtmäßigkeit oder Widerrechtlichkeit des Zwecks kümmert diesen Schriftsteller selten oder nie. — Und dennoch tritt dem Leser überall eine Gesinnung entgegen, welche ihm Achtung gebietet, wenn ihm auch die Hülle widerstrebt, von welcher sie umgeben ist, eine Gesin-

nung, welche einen um so gewaltigern Eindruck macht, je mehr sie gegen die Ansichten und Meinungen abstimmt, zu welchen sie den Verf. verleitet. Diese Gesinnung ist Vaterlandsliebe, Liebe zu dem schönen, zu dem gemisshandelten Italien, Haß gegen die Fremdlinge, gegen die Völker jenseits der Alpen, gegen die Barbaren; tiefer Mißmuth über die Ohnmacht und über die Quellen der Ohnmacht Italiens. Und diese Gesinnung hat einen eigenthümlichen, gleichsam einen antiken Charakter. Ueberall reiht M. die Gegenwart an die großen Erinnerungen der Vorzeit. Ist er in seinem Urtheile befangen, nun so hat er sich in die Tage anderer Jahre verirrt. Scheint er Alles für erlaubt zu halten, nun so lebte er in Zeiten, welche außerordentliche Mafsregeln wohl rechtfertigen oder beschönigen konnten, unter Menschen, welche Alles für erlaubt hielten. Mit einem Worte, seine Schriften gleichen einem Gemälde, welches eine doppelte Beleuchtung hat.

Ich habe in dem Obigen unmittelbar nur M.'s politische Schriften im Auge gehabt. Jedoch auch die Geschichtswerke dieses Schriftstellers sind in einem ähnlichen Geiste gehalten.

Eine gute deutsche Uebersetzung der sämtlichen Werke dieses großen Schriftstellers und Staatsmannes war bisher ein wahres Bedürfnis unserer Literatur. Denn es eignen sich diese Werke auch zu einer Lektüre für das größere Publikum. Gerade in Deutschland, gerade in unseren Tagen dürfte so Manches an die Zeiten erinnern, in welchen M. schrieb und welche seinen Schriften eine so eigenthümliche Färbung geben. Der Verf. der vorliegenden Uebersetzung gedenkt diesem Bedürfnisse, wenn anders sein Unternehmen Beifall findet, abzuheffen.

Und, wenn sich anders Rec. ein Urtheil über den Erfolg, mit welchem der Verf. in dem bis jetzt allein erschienenen ersten Bande seine Arbeit begonnen hat, erlauben darf, so wird die Fortsetzung und Vollendung der Uebersetzung nicht ausbleiben.

Nicht darauf kommt es bei einer Uebersetzung an, daß der Uebersetzer die Worte und Wortfügungen der Urschrift nachkünstle, (wie wir gleichwohl Uebersetzungen dieses Charakters z. B. vom Tacitus haben, Uebersetzungen, die einer zweiten bedürfen,) sondern darauf, daß er den Schriftsteller so übersetze, wie dieser gesprochen haben würde, wenn er in der Sprache der Uebersetzung geschrieben hätte. So und nur so giebt man den Geist des übersetzten Schriftstellers wieder. Die Uebersetzung muß sich wie ein Original lesen lassen. Wer beider Sprachen kundig ist, muß in der Uebersetzung die Urschrift, denselben Ton, dasselbe Leben, wiederfinden. Auf Rec. wenigstens machte die vorliegende Uebersetzung diesen Eindruck. Ueberall hat er den Fluß, die Natürlichkeit der Urschrift wieder gefunden.

Einige wenige Stellen hatte sich Rec. angezeichnet, an welchen er einen Anstoß nahm. Z. B. Der Uebersetzer, obwohl sonst in dem Gebrauche fremder Wörter mit Mäßigung verfahren, gebraucht doch überall das Wort: Republik. Warum nicht Freistaat? — Es heißt S. 389: „Diese Erscheinung kann nicht allein im Blute seinen Grund haben.“ L. ihren. — Doch er erwähnt diese Kleinlichkeiten nur deswegen, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher er die Uebersetzung gelesen hat.

---

*Die Kehrseite der modernen Finanz-Operationen; mit besonderem Bezug auf die Ungarischen Privatanleihen mittelst Partialobligationen. — Eine aktenmäßige Warnungstafel. — Heidelberg, bei A. Ofswald. 1832. 216 S. und VIII S. Vorrede. 8.*

Unsere politischen Zeitungen, denen noch so viel und so Vieles fehlt, um die Vergleichung mit den Englischen Blättern aushalten zu können, sollten sich namentlich beeilen, das große Publikum mit solchen literarischen Erscheinungen bekannt zu machen, welche

ein allgemeines und ein Zeitinteresse haben. Die vorliegende Schrift ist eine Erscheinung dieser Art. Mit Recht wird sie auf dem Titel eine Warnungstafel genannt. Es wäre zu wünschen, daß die warnende Stimme, die sich in dieser Schrift vernehmen läßt, in allen Tageblättern wiederhalte, damit nicht Sorge und Noth über Unschuldige komme, dem Gelingen solcher Finanzoperationen, wie die in der vorliegenden Schrift beschriebenen und mit Urkunden belegten sind, ein Ziel gesetzt werde.

Obwohl die Vorrede „am Fusse der Vogesen“ unterzeichnet ist, so ist doch der Verf., (der sich nicht genannt hat,) aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein Rheinländer, sondern ein Unterthan der Oesterreichischen Monarchie. Denn die Schrift handelt nur von Anleihen, welche von Ungarischen Grossen gemacht worden sind. (Diese Anleihen sind: Die Fürstlich Grassalkowich'sche Anleihe zu 2,000,000 fl. v. J. 1825. — die Gräflich C. A. Festitio'schen Anleihen zu 2,000,000 fl. v. 1. Jul. 1828. und zu 600,000 fl. v. dems. Datum und zu 900,000 fl. v. 2. Jan. 1828. — die Gräflich A. J. Hadick'sche Anleihe zu 1,000,000 fl. v. 1. Febr. 1827. — die Gräflich A. J. Hatik v. Futak'sche Anleihe zu 500,000 fl. v. 1. April 1828. — die Gräflich Joseph Esterhazy'sche Anleihe zu 200,000 fl.) Sie ist mit einer Kenntniß von den diese Anleihen betreffenden Umständen und Verhandlungen, mit einer Kenntniß von dem Rechte und Prozesse des K. Ungarn ausgearbeitet, welche nur einem Inländer zugetraut werden kann.

Die Operation (ein ominöses Wort!) war in allen diesen Fällen die: Zuvörderst wurde eine Generalschuldverschreibung von dem Schuldner vollzogen; sodann wurden, in Gemäfsheit dieser Schuldverschreibung, gedruckte und trefflich verzierte Partialobligationen ausgestellt. Man suchte diesen Obligationen durch mehr als ein Kunstmittel, (um mich des mildesten Ausdruckes zu bedienen,) Credit zu verschaffen. Nun setzte man sie in der Nähe und (durch Zwischenleute) in der Ferne

in Umlauf; bald, wenn es gelang, zu einem sehr hohen Course, bald auch für eine Kleinigkeit, z. B. selbst gegen eine Valuta von 1 p. C. Das erste, vielleicht auch das zweite Jahr wurden die Zinsen richtig bezahlt; dann aber blieb die Zinszahlung aus. Und die Gläubiger konnten nun weder die Zinsen, noch, in den vertragsmäßig festgesetzten Terminen, das Kapital erhalten; selbst dann nicht, wenn sich der Schuldner den Oesterreichischen Gerichten unterworfen und diese rechtskräftig auf Zahlung erkannt hatten. Denn es fehlte in Ungarn an der Vollziehung der Urtheile! (Der Totalbelauf solcher Anleihen übersteigt, nur diejenigen gerechnet, von welchen der Verf. Aktenstücke in Händen hat, die Summe von neun Millionen Gulden in Silber! S. 108.)

Wegen der Einzelheiten müssen wir auf die Schrift selbst verweisen. Besonders machen wir auf die *Singularia juris Hungarici* aufmerksam, deren die Schrift hin und wieder (S. 140 ff. und anderwärts) gedenkt. So hat man z. B. in Ungarn die Erfindung gemacht, daß sich ein Verschuldeter „freiwilligen Sequestern“ unterwirft, unter deren Schutze er sich sehr wohl zu befinden scheint. Denn er bezieht sogar aus der Masse eine Summe für „Voluptuarien.“

Nur noch einige Curiosa! — „Wenn es in Wien heißt: „Die Ungarischen Papiere sind gestiegen!“ so ist das ein sicheres Vorzeichen, daß bald irgendwo Banqueroute ausbrechen werden, und Jemand seine nicht nachweisbaren Verluste mit diesen scheinbaren Werthen zu decken für gut findet; indem er nämlich vorgiebt, dieselben früher sehr theuer bezahlt zu haben. (S. 110.) — Auch zum unwiderbringlichen Ruine des schwächeren Geschlechts werden diese Papiere mit nur zu vielem Erfolge gebraucht. Werden doch sogar vorsichtige Geschäftsmänner mit ihnen getäuscht. „Warum ließe sich also nicht mit einem für gut ausgegebenen Werthe von 15,000 fl. Capital und mit einem Zinsen-Ertrage von 900 fl. jährlich, laut Inhalt der schön ausgestaffirten Coupons-Bogen bis anno domini 1850, ein

unschuldiges (??) Geschöpf betrügen, das von der enormen Summe geblendet wird und nicht ahndet, daß dieses ganze Papiercapital nur 30 fl. gekostet habe?" (S. 151. — Die *actio ob laesionem ultra dimidium* würde gleichwohl in diesem Falle schwerlich statthaft seyn.)

Doch die Sache ist mehr als ernst! *Id altius penetrare visum est!* Es ist von einem Uebel die Rede, welches an dem Lebenskeime der Monarchie nagt! Man wird an die Folgen erinnert, welche in Frankreich das Law'sche System hatte.

Der Verf. versichert in der Vorrede, daß seit der Beendigung seiner Schrift (gegen Ende des J. 1831.) Ereignisse eingetreten sind, welche Stoff zu einer sehr starken Erweiterung der Schrift geliefert haben würden.

---

*Encyclopädie der Staatswissenschaften. Von Friedr. Bülow, Docenten der Staats- und Rechtswissenschaften an der Univ. Leipzig. — Leipz. b. G. J. Göschen. 1832. 287 S. 8.*

Mit Vergnügen unterzieht sich Rft. dem Geschäfte, den Verf. der obigen Schrift, einen angehenden Schriftsteller, ins Publikum einzuführen. Die Schrift ist mit Mäßigung, mit Verstand und mit Sachkenntniß ausgearbeitet. Sie wird, da sie eine gemeinfafsliche Uebersicht der verschiedenen Fächer der Staatswissenschaft enthält, gewiß Vielen willkommen seyn. Freilich wird sie auch dem Tadel nicht entgehn. Doch ihre schwachen Seiten werden Niemanden besser, als dem Verf. selbst, bekannt seyn. Um zum Ziele zu gelangen, muß man mit Muth beginnen. Nichts ist leichter und nichts ist so schwer, als über den Staat zu schreiben. Aber, wer sich von einem Unternehmen durch dessen Schwierigkeiten abschrecken läßt, wird nimmermehr diese Schwierigkeiten besiegen.

Die Schrift zerfällt in *zwei* Theile. — Der *erste*

Theil handelt von den Wissenschaften des innern Staatslebens. Zu diesen rechnet der Verf. 1) das philosophische Staatsrecht; 2) die Politik; 3) die Geschichte der europäischen Staatsformen; 4) die Darstellung der Verfassung und Verwaltung der europäischen Staaten; 5) die Statistik. (Hatte der Verf. wohl hinreichende Gründe, die vierte Abtheilung von der fünften zu trennen?) — Der *zweite* Theil enthält die Wissenschaften des äufseren Staatslebens, d. i. 1) das philosophische Staatenrecht; 2) die Staatenpolitik; 3) die Geschichte des europäischen Staatensystemes; 4) das praktische europäische Völkerrecht; 5) das positive Staatenrecht. (Ist nicht jenes ein Theil von diesem?)

Dem Verf. gebührt noch insbesondere das Lob, dafs er überall auf die Geschichte, (auch auf die Geschichte der Wissenschaft,) und auf das in der Erfahrung Bestehende Rücksicht genommen hat. Vielleicht hätte jedoch das Gebäude, das er aufgeführt hat, an systematischer Vollkommenheit gewonnen, wenn er die drei Fragen scharf von einander gesondert hätte: Was soll seyn? was ist? wie ist das geworden, was ist? Jedoch sind die letzteren beiden Fragen einander vielleicht näher verwandt, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt seyn möchte.

---

*Die rechtlichen Verhältnisse der Israeliten in Baden.*  
Eine Abhandlung aus dem Gebiete des Badischen öffentlichen Rechts  
von Leopold Ladenburg, Dr. jur. Mannheim b. Schwan und  
Götz. 1832. 51 S. 8.

Unter allen deutschen Staaten diesseits des Rheines ist Baden wohl derjenige, dessen Gesetzgebung die Israeliten den Christen in rechtlicher Hinsicht am nächsten gestellt hat. Der Verf., vormals unser akademischer Mitbürger, zählt in der vorliegenden gründlich ausgearbeiteten Schrift die Fälle auf, in welchen die Israeliten,

sey es als Staats- oder als Ortsbürger, den Christen noch nicht in Baden gleichgestellt sind. Er verweilt, wie billig, am längsten bei denjenigen Fällen, über welche Zweifel erhoben werden können.

Der gänzlichen rechtlichen Gleichstellung der Israeliten und Christen werden gewöhnlich zwei Gründe entgegengesetzt, (lauter der eine, heimlicher der andere;) erstens, daß die Israeliten nach einem eigenen Nationalrechte leben, das sie von den Christen trennt; zweitens, daß die große Mehrzahl der Israeliten Gewerbe treibt, welche es nothwendig machen, die Gesammtheit einer besondern Gesetzgebung zu unterwerfen.

Es ist hier der Ort nicht, den einen oder den andern Grund einer Prüfung zu unterwerfen. So viel bereits über den ersteren Grund geschrieben worden ist, so wenig ist noch der letztere gründlich erörtert worden.

Der Verf. würde sich in mehr als einer Hinsicht ein nicht geringes Verdienst erwerben, wenn er über die ökonomische Stellung der Israeliten zu den Christen in dem und dem Staate oder in mehreren Staaten, über den Einfluß, den die Israeliten auf Handel und Gewerbe überhaupt und mithin auf den Nationalwohlstand in diesen Staaten haben, Thatsachen sammelte und dann diese Thatsachen, nach den Regeln der Statistik, zu einem Ganzen vereiniget, durch den Druck bekannt machte. Rftn. hat es immer geschienen, daß die Resultate einer solchen Arbeit, gegen die gemeine Meinung, gar sehr zum Vortheile dieses auch in ökonomischer Hinsicht so interessanten Volkes ausfallen würden.

---

*Handbuch der Kinderkrankheiten von Wilhelm Rau, Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Privatdocenten und praktischem Arzte zu Giessen. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. 1832. XII und 380 S. 8.*

Nach dem Hrn. Verf. ist keine der zahlreichen Schriften über Kinderkrankheiten als Grundlage zu akademischen Vorlesungen vollkommen geeignet. Die meisten derselben hält er für zu ausführlich, offenbar mehr für ältere Praktiker, als für Anfänger entworfen und häufig zu viel voraussetzend, um von letzteren mit gehörigem Nutzen gebraucht werden zu können. Es schien ihm, wenn auch die Literatur der Kinderkrankheiten vielleicht allzureichlich versorgt ist, doch ein Anfänger vorzugsweise berücksichtigendes Handbuch wesentliches Bedürfnis zu seyn. Diesem hat er durch vorliegende Schrift abzuhelfen versucht, deren Erscheinen er durch die angedeutete Tendenz hinlänglich motivirt zu haben glaubt.

Außer der Einleitung, in welcher die Eigenthümlichkeit des kindlichen Organismus auseinandergesetzt, allgemeine Regeln für die Erkenntnis, Beurtheilung und Behandlung der Kinderkrankheiten angegeben, die Ursache der großen Sterblichkeit im Kindesalter untersucht und endlich die wichtigeren allgemeinen Schriften über Kinderkrankheiten mitgetheilt werden, zerfällt das Buch in vier Abschnitte, von denen der erste die diätetische Behandlung und physische Erziehung der Kinder auseinandersetzt, die drei übrigen aber die Krankheiten derselben nach drei Perioden behandeln.

Da es nicht unsere Absicht seyn kann, von diesem Werk, in sofern man in ihm als Handbuch weniger eigene Ansichten des Verfs., sondern mehr eine Schilderung der Kinderkrankheiten nach dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft suchen darf, eine ausführliche ins Einzelne gehende Darstellung des Inhalts zu geben, so wollen wir uns nur erlauben, über einige Punkte des mehr allgemeinen Theils einige Bemerkungen zu machen.

Vorerst kann Ref. nicht ganz billigen, daß der Verf.

die Krankheiten des Fötus nicht aufgenommen hat. Allerdings gehören dieselben im strengen Sinne nicht in den Kreis der Kinderkrankheiten und kommen auch in praktischer Hinsicht eher bei Behandlung von Frauenzimmerkrankheiten und in der Geburtshülfe in Betracht; es bietet aber dagegen die Untersuchung der Krankheiten während des Fötus-Lebens so manchen Aufschluss über die Organisation des Kindes und die diesem Alter eigenthümlichen Krankheiten, daß man sie nicht ausschließen, sondern den Kinderkrankheiten vorausschicken sollte, und dies um so mehr, als dieser Gegenstand zu seiner vollkommeneren Ausbildung eine manchfache Untersuchung und Betrachtung erfordert und verdient.

Wenn der Verf. als Unterschied des Organismus des Kindes von dem des Erwachsenen eine geringere extensive Ausbildung und geringere intensive Entwicklung angibt, so ist dagegen zu erinnern, daß sich derselbe nicht bei allen Systemen und Organen nachweisen läßt, ja bei einigen eher das Gegentheil statt hat; so finden wir unter anderen Kopf und Unterleib im kindlichen Alter im Verhältniß mehr extensiv ausgebildet, Ganglien- und Lymphsystem wohl auch mehr intensiv entwickelt, als beim Erwachsenen; auch widerspricht sich der Verf., indem er später sagt, das Gefäßsystem sey extensiv bedeutend entwickelt, und wenn er an demselben Ort bemerkt, daß die Blutgefäße weiter seyen, so darf dies nur auf die Capillargefäße bezogen werden, da ja das Lumen der größeren Gefäße bei älteren Leuten im Verhältniß häufig viel bedeutender ist, als in früheren Lebensperioden, woraus auch zum Theil die oft nachtheilige Wirkung der Aderlässe im höheren Alter zu erklären seyn möchte.

Die Angabe, daß bei Neugeborenen keine bestimmte Gränze zwischen Mark- und Rindensubstanz nachgewiesen werden könne, ist wohl nur auf den Fötus zu beziehen, da eine solche Unterscheidung nach der Geburt allerdings möglich ist.

Bei der Schilderung des Kreislaufs im Fötus ist nur gegen das Ende die neuere Ansicht etwas beachtet,

der Hauptsache nach wurde aber die ältere Darstellungsweise beibehalten. Da über diesen Gegenstand noch verschiedene Ansichten unter den Aerzten herrschen, so wollen wir hier in Kürze eine naturgetreue Darstellung davon zu geben suchen. — Es kommt das Blut durch die Nabelvenen zur Leber, der grösste Theil strömt durch dieselbe und wird mittelst der Lebervenen in die untere Hohlader gebracht, der kleinere Theil geht geradezu aus der Nabelvene durch den venösen Gang in die untere Hohlader, aus dieser tritt das Blut zu gleicher Zeit in beide Venensäcke (weil sich die *vena cava inferior* im Fötus nicht blos in das rechte, sondern auch in das linke Atrium einsenkt), von hier gelangt es in beide Ventrikeln, aus dem rechten durch die Lungenschlagader und den arteriösen Gang grösstentheils in die absteigende Aorta-zum Thorax, Unterleib und zu den unteren Gliedmassen, ein kleiner Theil durch die Lungenäste der *arteria pulmonalis* zu den Lungen, aus dem linken Ventrikel durch *aorta ascendens* zu Kopf und oberen Gliedmassen. Da die obere Hohlader sich nur in den rechten Vorhof einsenkt, so muß der rechte Theil des Herzens ein mehr venöses Blut als der linke haben, und daher auch der unteren Körperhälfte weniger arterielles Blut zugeführt werden, als der oberen, was auch damit in Einklang steht, daß die *arteriae umbilicales* das Blut zur Placenta führen, wo es der Einwirkung des mütterlichen Blutes ausgesetzt wird, wie beim Erwachsenen das durch die *arteria pulmonalis* zu den Lungen geführte venöse Blut der Luft. — Hieraus geht nun auch hervor, in wie weit unser Verf. Recht hat, wenn er sagt, das Fötusblut zeige durchgängig eine schwarze Beschaffenheit, ohne daß ein Unterschied zwischen arteriellem und venösem Blute bemerkbar wäre. Allerdings ist ein solcher Unterschied, sowie überhaupt die Gegensätze im Fötus weniger schroff auftreten, nicht so auffallend als später, aber doch zu erkennen.

Soll nun noch ein allgemeines Urtheil über die

Schrift abgegeben werden, so kann man wohl mit Recht sagen, daß Hr. Rau das sich vorgesteckte Ziel ziemlich vollständig erreichte, indem er mit der nöthigen Kürze der Darstellung Deutlichkeit zu verbinden wußte, und auch der Literatur eine dem Zwecke entsprechende Vollständigkeit gegeben hat.

J. W. Arnold.

*Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtschulen. Von M. W. Drobisch, Prof. der Math. an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1832. VII u. 103 S. gr. 8.*

In dieser kleinen Schrift wird ein hochwichtiger Gegenstand behandelt, und zwar in einem solchen Umfange, mit einer so vorzüglichen Gründlichkeit und in einer so reinen, klaren und gediegenen Sprache, daß Ref. sich gedrungen fühlt, dem Verf. deswegen seinen ungetheilten Beifall öffentlich auszudrücken, und die Schrift allen denen angelegentlichst zu empfehlen, die sich für die Bildung der Jugend auf gelehrten Schulen interessiren. Wer nur irgend mit dem Gegenstande überhaupt vertraut und nicht allzusehr durch Vorurtheile geblendet ist, muß nothwendig zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier die reine, lautere Wahrheit gesagt wird, zu deren Begründung die Thatsachen aus der Wirklichkeit mit unpartheiischer Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Bildung und ihres Einflusses auf die verschiedenen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft entnommen sind. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede, daß er „eine unumwundnere Sprache geführt habe, als es seiner friedliebenden Gesinnung sonst natürlich sey,“ allein dennoch ist die Schrift nirgend eigentlich polemisch, niemand wird wegen seiner Meinung persönlich angegriffen, aber die Wahrheit offen darzulegen, die herrschenden Gebrechen in ihrer eigentlichen Gestalt unbemäntelt hinzustellen,

und unlängbare Thatsachen nicht zu verschweigen, selbst wenn es Manchem unangenehm seyn sollte, sich durch die Angaben getroffen zu fühlen, dieses erforderte die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes. Mit Recht heisst es nämlich S. V. der Vorrede: „durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und richtiger Begriffe, durch sittlich religiöse Erziehung der Jugend, wird der Wohlstand, das Glück und die Ruhe der kommenden Geschlechter am sichersten verbürgt, und diejenige Macht, welche der Staat in der geistigen Ueberlegenheit seiner Diener besitzt; ist in einem Lande und einer Zeit der Aufklärung stärker als jede physische Gewalt.“ Dafs dieser grofse Zweck durch die zum Unterricht und zur Bildung bestimmten öffentlichen Anstalten hauptsächlich erreicht werde, und dafs letztere daher eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Staatsbehörden erfordern, die nicht wohl im Stande sind, auf die zugleich hochwichtige häusliche Erziehung direct einzuwirken, unterliegt keinem Zweifel, aber die Hauptfrage, wie jene Anstalten am zweckmäfsigsten einzurichten seyen, ist noch keineswegs als genügend beantwortet zu betrachten, so viel auch in den neuesten Zeiten hierüber geschrieben und öffentlich verhandelt wurde. In der vorliegenden Schrift nun sucht der Verf. darzuthun, dafs Philologie und Mathematik die zwei Hauptwissenschaften sind, welche beide, mit gleichen Rechten nebeneinanderstehend, den Gegenstand des Unterrichts auf Schulen ausmachen müssen, wobei sich von selbst versteht, dafs zunächst nur die teutschen sogenannten gelehrten Gymnasien berücksichtigt werden.

Betrachten wir die Aufgabe zuvörderst im Allgemeinen, so mufs wohl berücksichtigt werden, dafs das westliche Europa und namentlich Teutschland seine, die Stärke und den Wohlstand der Völker begründende, Cultur von den Griechen und Römern erhalten hat. Eine natürliche Folge hiervon war, dafs die Reste der Literatur jener Völker beim Unterrichte zum Grunde gelegt wurden. Nachdem aber die späteren Generationen in

allen Gegenständen des positiven Wissens jene Völker weit überflügelte hatten, war es sehr natürlich, die Frage aufzuwerfen, ob das ausschließliche Festhalten an den Geistesproducten untergegangener Nationen auch dann noch seinen früheren Werth behalte, und nicht vielmehr, namentlich durch unnöthigen Zeitaufwand, die freie geistige Entwicklung hindere. Der große objective Nutzen der sogenannten Realkenntnisse mußte dazu geneigt machen, diese Frage zu bejahen, und den Wunsch herbeiführen, daß sich der Schulunterricht besser auf diese allein beschränken möge, um ohne einen großen Zeitverlust in ihnen desto größere Fortschritte zu machen; manche schlugen daher vor, das Studium der alten Sprachen ganz aufzuheben oder möglichst zu beschränken, und den ihnen bisher gewidmeten Aufwand von Mühe dem Erlernen der so nothwendig gewordenen neueren Sprachen und den reellen Wissenschaften zukommen zu lassen. Gegen die sehr gewichtigen Gründe, welche hierfür unläugbar vorhanden sind, mußten die Stimmen derjenigen verhallen, die aus Vorliebe für ihre Studien und die veraltete Gewohnheit alle geistige Bildung von grammatischen und kritischen Spitzfindigkeiten ableiten oder das in zahllosen Dissertationen abgedroschene Thema vom Nutzen der Philologie stets auf's Neue wieder aufzitschten; die Besonnenern und Erfahrenern zeigten jedoch die Gefahr, die es mit sich führen könne, wenn man eine seit so langer Zeit vortheilhaft befundene Methode plötzlich abschaffen wolle, insbesondere aber wiesen sie den subjectiven Nutzen des philologischen Unterrichts nach, und zeigten unwiderleglich, daß der Ernst der alten Literatur und die Großartigkeit des Charakters jener untergegangenen Nationen durch die mit den neueren Sprachen zugleich aufgefaßten Eigenthümlichkeiten der neueren Völker und ihrer Sitten bei den jugendlichen Gemüthern nicht mit gutem Erfolg ersetzt werden könnten, abgerechnet, daß die exacten Wissenschaften, namentlich Mathematik und Physik, im ersten Gewande eine zu große Anstrengung erfordern, die

naturgeschichtlichen Kenntnisse aber leicht in unnütze Spielereien ausarten, sobald man es versucht, sie den Fähigkeiten des kindlichen Alters anzupassen. Hierzu kommt dann noch der gewichtige Grund, daß man in allen Dingen, insbesondere aber bei der Entwicklung der Geistesfähigkeiten, zwar ernsthaft verfahren, zugleich aber mit dem Leichterem anfangen und allmählig zu dem Schwereren übergehen müsse, wozu wohl keine Sache besser als ein richtig geleiteter Unterricht in einer grammatisch unabänderlich feststehenden Sprache geeignet ist. Ref. nimmt keinen Anstand, außerdem noch folgendes Argument geltend zu machen, daß die Schüler manche zur Natur und den Sitten der Menschen gehörige Gegenstände, die man dem jugendlichen Alter mit vollem Rechte verhehlt, obgleich es später doch einmal damit bekannt werden muß, am besten in dem ernstesten Gewande und selbst der Nacktheit; womit die alten Schriftsteller sie darstellen, kennen lernen, als in den geläufigeren Sprachen der Neueren.

Es läßt sich schon in Voraus erwarten, daß die Wahrheit zwischen jenen beiden, einander schroff entgegengesetzten, Meinungen in der Mitte liegen müsse, und daß weder die eine noch auch die andere der beiden genannten wissenschaftlichen Disciplinen beim Jugendunterrichte gänzlich fehlen dürfe, wofür ein gewichtiger Beweis schon aus der bekannten Erfahrung zu entnehmen ist, daß so manche unter den älteren und neueren Gelehrten, die in irgend einer der exacten Wissenschaften als Sterne erster Größe glänzen, in den Sprachen der Alten zugleich sehr wohl bewandert waren. Eben dieses ist dann auch die Ansicht des Verfs., welcher keineswegs den philologischen Theil des Schulunterrichts verdrängen oder auch nur ungebührlich schmälern will, dagegen aber verlangt, daß neben dieser Disciplin die mathematische nicht bloß bestehe oder etwa nothdürftige Duldung erhalte, sondern rücksichtlich ihrer Wichtigkeit zu gleichem Range mit jener erhoben werde. Ref. hat bei einer andern Gelegenheit bereits seine hiermit übereinstimmende Meinung aus-

gesprochen, und damals aus Gründen sich hauptsächlich für die Beibehaltung des Studiums der alten Sprachen erklärt, weswegen es bei der jetzt dargebotenen Veranlassung am zweckmäßigsten seyn wird, den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden Schrift mitzutheilen, keineswegs in der Absicht, um das Lesen derselben überflüssig zu machen, sondern vielmehr, um alle diejenigen hierzu aufzufordern, denen der hochwichtige Gegenstand, nämlich die Verbesserung des Jugendunterrichts, am Herzen liegt.

Im ersten Abschnitte wird gezeigt, daß man den ganzen Umfang der Wissenschaften in zwei Hauptgruppen, die philologisch - historische und die mathematisch - physikalische theilen könne. Wir wollen nicht untersuchen, ob eine solche Eintheilung allgemein zulässig sey, aber gewiß ist wohl, daß sie sich in Beziehung auf den Gymnasialunterricht rechtfertigen lasse. Wenn aber die Philologen sich einer vollständigen Kenntniß der alten Literatur rühmen wollen, so sollte ihnen billig die Mathematik, so weit die Alten in dieser Wissenschaft fortgeschritten waren, nicht fremd seyn, wie namentlich Ruhnken an mehreren Stellen unbedingt fordert; allein dennoch verdanken wir die Herausgabe der alten Mathematiker nicht sowohl der Geometrie kundigen Philologen, als vielmehr hauptsächlich den des Griechischen kundigen Mathematikern, was offenbar eine Geringschätzung dieses wissenschaftlichen Zweiges von Seiten der ersteren andeutet. Leicht ist es dann, zu zeigen, in wiefern das Studium der griechischen und römischen Classiker auch in sofern einen Werth habe, als sie sich so ziemlich über alle Gegenstände des Wissens verbreiten, daß aber der von ihnen zu erwartende Nutzen dennoch allezeit ein formeller bleibe, weil in den neueren Zeiten die exacten Wissenschaften unglaublich fortgeschritten sind, und man den Inhalt der literarischen Schätze des Alterthums schon so anhaltend und sorgfältig benutzt hat, daß sie gegenwärtig kaum noch eine spärliche Nachlese versprechen.

(Der Beschlufs folgt.)

# Intelligenz-Blatt.

N. 5.

1832.

---

## CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

---

Geheimerath Tiedemann wurde zum Mitgliede der königlichen Societät in London, der Akademie der Wissenschaften in Neapel, und zum Ehrenmitglied der medicinischen Fakultät der Universität zu Pesth ernannt.

---

### *E i n l a d u n g.*

Der am 12. Oct. 1583. gestorbene Kurfürst Ludwig V. (VI.) von der Pfalz verfaßte in Reimen, mit viel Prosa untermischt, eine Genealogie seiner Familie, welche der einst Zweibrück'sche Gesandtschafts-Secretär zu München, Chr. Fr. Jonathan Fischer, als Professor der Rechte zu Halle, unter dem Titel herausgab:

Novissima scriptorum ac monumentorum rerum Germanicarum tam ineditorum quam rarissimorum collectio. Halae 1781—82. 4. 2 Vol.

Da dieselbe sehr schätzbare Beiträge zur Geschichte und Genealogie der k. Familie von Pfalz-Baiern enthält, und in der Urschrift weder auf den k. Baierischen Archiven, noch auf den k. Baierischen Bibliotheken sich befindet; da die Prüfung der Aechtheit des gedruckten Exemplars, wie auch der schon bekannten Abschriften, nur aus der Urschrift, oder einer ganz authentischen Abschrift zu machen ist; so versprechen wir, nach dem Wunsche eines großen Gönners der vaterländischen Geschichte und unseres Vereins, eine Belohnung von 100 Dukaten in Gold für die Abtretung der Urschrift, wenn sie noch vor dem 31. Dec. 1832. zur diplomatischen Prüfung unseres Vereines unfrankirt hieher gesendet, und als solche erkannt seyn wird. Für den Fall, daß die Urschrift nicht mehr existirt, oder nicht mehr entdeckt werden kann, versprechen wir für die Uebergabe der besten Abschrift, welche authentische Kennzeichen hat, 25 Dukaten in Gold, außerdem auch portö-

freie Zurücksendung derselben, wenn solche verlangt werden sollte.

Wir laden daher alle Besitzer solcher handschriftlichen Exemplare, alle Geschicht-Forscher und andere Gelehrte ein, welche das Original oder eine Abschrift aus dem XVI. oder XVII. Jahrhunderte von dieser gereimten Genealogie, gewöhnlich Reim-Chronik Kurf. Ludwig V. (VI.) genannt, kennen, sie möchten uns durch die freimüthigste Mittheilung in den Stand setzen, erstere oder letztere zu erwerben, oder wenigstens die Namen der Besitzer einer jeden gefälligst anzeigen.

*Der historische Verein zu Bamberg.*

## LITERARISCHE ANZEIGEN.

So eben ist erschienen:

### Handbuch der Pharmacie

zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Aerzte, Apotheker und Droguisten.

Von

*Philipp Lorenz Geiger,*

Doctor der Philosophie und Medicin, Professor der Pharmacie etc.

Erster Band, welcher die praktische Pharmacie und deren Hülfswissenschaften enthält.

*Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.*

Mit einer Kupfertafel.

Mit Großherzoglich Badischen und Königlich Württembergischen Privilegien gegen Nachdruck und Nachdruck-Verkauf.

gr. 8. 1832. Rthlr. 4. 8 gr. oder fl. 7. 36 kr. Rhein.

Das Publicum hat entschieden zwischen dem mangelhaften, unrechtmäßigen Nachdruck der 2ten Auflage, und der im Jahr 1830. erschienenen 3ten Originalausgabe. Der Beifall, den das Buch gefunden, hat sogar nach dem kurzen Zeitraum von kaum zwei Jahren diese neue 4te Auflage nöthig gemacht. Der Verfasser hat auch dieser neuen Bearbeitung die größte Sorgfalt gewidmet, so daß kaum eine Seite ohne Nachbesserung und Zusätze geblieben ist, und außerdem ist in Anordnung des Einzelnen manche angemessene Veränderung getroffen worden.

Die Erscheinung der 4ten Auflage wurde etwas verzögert, weil der Verfasser durch die Bearbeitung der *Pharmacopoea Badenensis* zu sehr in Anspruch genommen ist. Mögen die zahlreichen Besteller die starke Vermehrung des Werks als einigen Ersatz für die Zögerung betrachten. Um es indessen schneller in ihre Hände zu bringen, hat sich der Verleger entschlossen, dasselbe in 3 Lieferungen auszugeben, wovon die erste (23 Bogen stark) nun fertig ist, die zweite und dritte folgen so schnell, daß dieser erste Band noch im Laufe dieses Jahrs wieder vollständig zu haben seyn wird.

(Vom zweiten Bande [die pharmaceutische Mineralogie, Botanik und Zoologie enthaltend] sind fortwährend Exemplare durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen.)

Der Ladenpreis ist fl. 16. 18 kr. oder Rthlr. 9. 4 ggr.)

Heidelberg, 1. Aug. 1832.

*C. F. Winter,*  
Universitäts - Buchhändler.

Bei C. F. Winter in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ansichten, zwölf, von Heidelberg. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Blaul, G. F., das Musikfest. Rheinbairische Novelle. 8. geh.  
20 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Demeter, Dr., Grundzüge der Organisation der deutschen katholischen Schulen; mit besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden. Herausgegeben auf Veranlassung des Großh. Bad. Ministeriums; und mit pädagogisch-kritischen Bemerkungen begleitet von Professor W. A. Ries.  
gr. 8. 16 gr. od. fl. 1. 12 kr.

Fries, J. F., Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. Zweiter Theil: Die Religionsphilosophie oder die Weltzwecklehre; auch unter dem besondern Titel: Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Geiger, Ph. L., Handbuch der Pharmacie, zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Aerzte, Apotheker und Droguisten. 1ster Band, welcher die praktische Pharmacie und deren Hilfswissenschaften enthält. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. In 3 Lieferungen. 1ste Lieferung. Preise der 3 Lieferungen Rthlr. 4. 8 gr. oder fl. 7. 36 kr. Die 2te und dritte Lieferung erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

- Hanssen, Dr. G.**, statistische Forschungen über das Herzogthum Schleswig, mit besonderer Rücksicht auf nationale Eigenthümlichkeiten, Gemeindewesen, Steuerverhältnisse und den gegenwärtigen Zustand der Bauernwirthschaften. 1stes Heft: Die Küstenstrecke von der Breede Aue bis zur Wid Aue. gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.
- Hepp, Dr. F. C. Th.**, Vergleichung des ursprünglichen Hannover'schen Strafentwurfs mit dem revidirten Entwurfe. gr. 8. geh. 6 gr. oder 27 kr.
- Jean Paul's** politische Nachklänge. 12. cartonirt. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.
- Leuckart, Dr. F. S.**, Einleitung in die Organiatrik und insbesondere die Zoïatrik oder Thierarzneikunde; für Vorlesungen über Thierarzneikunde und als Vorbereitung zum Studium derselben; nebst Angabe der wichtigeren allgemeinen, deutschen und ausländischen, thierarzneilichen Schriften. gr. 8. 10 gr. oder 45 kr.
- Paulus, Dr. H. E. G.**, über die Principien der Pressfreiheits-Gesetzgebung als Rechtsschutz für die Wahrheitsfreiheit. Zeiterwägende Bemerkungen und Vorschläge praktischen und rechtlichen Inhalts. gr. 8. geh. 12 gr. oder 54 kr.
- Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien. Des 3ten Bandes erste Hälfte. Rthlr. 2. 8 gr. od. fl. 4. 12 kr.
- Rau, de vi naturae in rempublicam; oratio etc.** 4. 10 gr. oder 45 kr.
- Richard**, Französisches Sprachbuch nach Hamilton'schen Grundsätzen. gr. 8.
- Stern, W.**, Schreibgang für Landschulen. 4 gr. od. 16 kr.
- Schreibschule; deutsche Schrift. 1—4tes Heft. 12 gr. od. 48 kr.
- Schreibschule; englische Schrift. 1—2tes Heft. 8 gr. od. 27 kr.
- Vorlage zum Blumenzeichnen.** 12 gr. od. 48 kr.
- — Landschaftzeichnen. 1—4tes Heft. Fol. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 42 kr.
- Zöpfl, Dr. H.**, über akademische Gerichtsbarkeit und Studentenvereine. gr. 8. geh. 4 gr. od. 18 kr.
- Züllig**, die Cherubim-Wagen, der Stolz der wagenbildenden biblisch-hebräischen Kunst und Phantasie, der Jehovathron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Ein

monographischer Versuch zur Verdeutlichung des Undeutlichen und zur Erklärung des Unerklärten, das in ihrer Beschreibung vorkommt. Mit 2 Abbildungen. gr. 8.  
16 gr. od. fl. 1. 12 kr.

Karte von Europa für Schulen.	1½ gr. od. 4 kr.
» » Deutschland für Schulen.	1½ gr. od. 4 kr.
» » Baden für Schulen.	1½ gr. od. 4 kr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Blancardi, Steph., Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Car. Gottl. Kühn, Med. et Chir. D. Physiol. et Pathol. in liter. univers. Lipsiensi Prof. publ. etc. Vol. II. M—Z. 8maj. 3 Rthlr. 15 gr.**

Das Werk ist nun complet, mit neuer Schrift auf schönes, weißes Papier gedruckt, 110½ Bogen stark, und kostet 7 Rthlr. 12 gr. auf Druckpapier und 10 Rthlr. 3 gr. auf Schreibpapier, von letzterem sind jedoch nur wenige Exemplare vorrätig. Ueber Vol. I. sind bereits schon sehr günstige Recensionen, z. B. in den Göttinger gelehrte Anzeigen 1832. 33s Stück, im Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur. 1832. 4s Stück, in der Leipziger Literatur-Zeitung. 1832. Februar-Heft, und in der Hallischen Literatur-Zeitung. 1832. Juni-Heft, erschienen.

Leipzig, im August 1832.

*E. B. Schwickert.*

Bei mir ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

***Themistii-Orationes ex codice Mediolanensi emendatae a Guilielmo Dindorfio. gr. 8. 4 Rthlr. 8 gr.***

Die Werke des Redner Themistius erscheinen in dieser Ausgabe zum ersten Male in würdiger Gestalt, an unzähligen Stellen aus der trefflichen Mailänder Handschrift berichtet, und mit der

von Angelo Mai aus derselben zuerst herausgegebenen Bede vermehrt. Beigegeben sind die gehaltreichen Anmerkungen von Petau und Hårduin und ein neu ausgearbeitetes griechisches Wortregister.

*Beckii, Dr. Chr. D., commentationes criticae quinque de glossematis in veteribus libris. 4. 12 gr.*

Dieser wichtige Gegenstand der kritischen Forschung ist bisher weder in eignen Schriften besonders, noch in allgemeinen Anweisungen hinlänglich behandelt worden. In gegenwärtigen fünf Abhandlungen werden nicht nur die verschiedenen Gründe und Arten der Eintheilung erklärender Zusätze und einzelner Wörter in den griechischen und lateinischen Schriften des Alterthums, den alten Rechtsquellen und den biblischen Büchern, vornämlich des N. T. angegeben, sondern auch die Grundsätze und Regeln der Auffindung, Prüfung und Verwerfung solcher Interpolationen aufgestellt und mit Beispielen belegt, um eben sowohl der blinden Anhänglichkeit an dem Hergebrachten als der schonungslosen Willkühr zu begegnen.

Leipzig im Aug. 1832.

*Carl Cnobloch.*

---

Bei Carl Cnobloch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Tittmanns, Dr. L. A., Geschichte der deutschen Strafgesetze. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.*

Bei Abfassung dieser Geschichte sind die alten deutschen Gesetze, die Landrechte, Statuten und Urkunden genau benützt, auch alles so viel wie möglich kürzlich und überhaupt verständlich dargestellt worden.

Von demselben Verfasser ist früher bei mir erschienen:

*Vorträge und Urtheile über merkwürdige Straffälle aus Acten. gr. 8. 1 Rthlr.*

---

Im Jahr 1831. erschienen in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

*Scenen aus dem Leben eines Bonvivants, Komischer Roman von Paul v. Kock. 2 Bde. 2 Rthlr.*

*Die Bonvivants. Characterbilder von Dr. H. G. Numsen. 2 Bde. I. Die Reise. II. Die Lindenstädter Hunde-Revolution. broch. 2 Rthlr. 8 gr.*

**G. C. Lichtenbergs Ideen, Maximen und Einfälle.**

Nebst dessen Charakteristik. Herausgegeben von Jördens.  
1r Thl. 2te Aufl. brsch. 18 gr.; beide Theile 1 Rthlr. 12 gr.

**Der Vaterlandsfreund.**

Vorschläge und Winke, Lob und Tadel, Belehrung und Besprechung. Redigirt von L. v. Alvensleben. 2ter Jahrgang. 2 Rthlr. 15 gr. Januar 1832. 6 gr.

**J e a n P a u l.**

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgewählt, gesammelt und geordnet. Nebst Leben, Charakteristik und Bildniß. Mit einem Vorbericht von Conz. Anfängen von Aug. Gebauer, fortgesetzt von Andern. 4s Bdchen.

Subscriptions-Preise für jedes Bändchen:

I. In Octav: 1) Velinpap. 1 Rthlr. 2) Schreibp. 18 gr.

II. In Sedez: 3) franz. Pap. 16 gr. 4) Druckp. 12 gr.

Pränumerations-Preis für das Ganze von 10 Bänden ist nun:

I. In Octav: 1) Velinp. 8 Rthlr. 2) Schreibp. 6 Rthlr.

II. In Sedez: 3) franz. Pap. 5 Rthlr. 8 gr. 4) Druckp. 4 Rthlr.

In diesem Jahr erschien schon das 8te Bändchen.

**Neues Berg-Reien-Buch,**

oder: Sammlung neuer bergmännischer Lieder, fröhlichen und ernsthaften Inhalts; herausgegeben von Carl Christian Wilhelm Kolbe, Obereinfahrer und Berg-Assessor. Zweite verbess. und um das Doppelte verm. Aufl. Nebst Verzeichniß und Erklärung der vorkommenden bergmännischen Ausdrücke, auch doppeltem Register nach Inhalt und Alphabet. 2 Hefte. 1 Rthlr. Schreibp. 1 Rthlr. 8 gr.

**Studenten und Studententhum.**

Ein Wort über Landsmannschaften. An seine Mitbrüder und zur Beruhigung für deren Angehörige von einem Goldfuchs J. G. A. S. geh. 6 gr.

**P a l l a s.**

Zeitschrift für Staats- und Naturwissenschaften, Philosophie und Praxis; herausgegeben von F. C. Johannes Müller. 3 Hefte mit 1 Steindruck. 1 Rthlr.

Die besten und neuesten Schutz- und Heilmittel gegen die Cholera. Für Aerzte und Laien. Vom Stabs-Arzt Dr. Schäfer. Publ. von Präs. Rust. 2te Aufl. 2 gr.

## Die Entstehung der Welt aus Nichts.

Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete. Von F. C. Joh. Müller. Mit 1 Steindruck. 12 gr.

Vielen Lateinlernenden möchte bei dem Fehlen des Scheller-Lünemann'schen deutschen Theils erwünscht seyn, aufmerksam gemacht zu werden auf das

## Deutsch-lateinische Handwörterbuch.

Nach Kraft's größerm Werke, für Gymnasien bearbeitet von F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

90 Bogen größtes Lex. Format. 2 Rthlr. 18 gr.

Für nur 1 Rthlr. 6 gr. mehr, als sonst das beiderseitige lat. d. u. d. l. Lexikon kostete, erhält man hier ein bewährtes, vollständigeres und geordnetes deutsch-lateinisches, das für den Gymnasialgebrauch und bei Nichtphilologen und Nichtuniversitäts-Carriere auch später ausreicht.

Fortwährend ist zu haben das bis jetzt vollständigste umfassende größere

## Deutsch-lateinische Lexikon.

Aus den römischen Klassikern und besten und neuesten Hilfsmitteln. 3te verbesserte Aufl. 2 Theile. 171 Bogen Lex.-Format. 6 Rthlr.

*Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.*

## Wichtige Anzeigen für Philologen und Juristen.

Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

MEYER, H. Phil. Dr., ORATORUM ROMANORUM FRAGMENTA ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum. 8 maj. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Es erscheint hier zum ersten Male eine möglichst vollständige Sammlung der Fragmente aller römischen Redner außer Cicero. Bisher hatte man nur eine vollständige Sammlung der Reden des ältern

Kato. In dem vorliegenden Werke sind die Fragmente von 125 Rednern, von Appian Caecus oder der ältesten Zeit der Republik bis an das Ende der römischen Literatur, bis auf Aurelius Symmachus, gesammelt. Ein historischer Commentar erläutert überall, wo es möglich war, die Zeit und den Inhalt der einzelnen Reden. Voran geht eine kurze Geschichte der römischen Beredsamkeit, nach den Hauptepochen bezeichnet.

---

*Anzeige für Gymnasien und Lehranstalten.*

So eben ist bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Schulgrammatik**

der lateinischen Sprache, zum Gebrauche für alle Klassen,

in einer faßlichen und den Unterricht erleichternden Form der Darstellung. Bearbeitet von F. Bleibimhaus, Professor in Konstanz. Mit einem Vorworte von J. C. Orelli. gr. 8. 44 Bogen. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

---

Bei dem Unterzeichneten erscheint im Laufe des Monats November folgendes griechische Elementarbuch:

**Griechische Chrestomathie, von Feldbausch, Prof. am Lyceum zu Rastadt und Süpfle, Prof. am Lyceum zu Carlsruhe. gr. 8.**

Der Preis des Buches wird höchstens 1 fl. 12 kr. betragen. Das Ganze zerfällt in zwei Curse, und ist zu den beiden ersten Jahreskursen des griechischen Sprachunterrichts bestimmt. Der erste Cursus enthält sowohl griechische Beispiele, die sich an die einzelnen Theile der Formenlehre anschließen, als auch bei jedem Paragraphen dieser Beispiele zugleich auch Beispiele zum (mündlichen) Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische, und zwar in der Art, daß in den deutschen Sätzen vorzugsweise die Wörter der nächstvorhergehenden griechischen Beispiele in veränderter Form wieder vorkommen, so daß dadurch die Einübung der griechischen Formen und Erwerbung der *Copia Verborum* zu gleicher Zeit zweckmäßig erzielt werden soll. — Der zweite Cursus ist so reich ausgestattet, daß seine Beispiele zur Abwechslung im zweiten Jahreskursus wenigstens das Doppelte,

wenn nicht das Dreifache für die Lektüre eines Jahres ausmachen, und enthält: zwei Sammlungen äsopischer Fabeln, mythologische Erzählungen, Bruchstücke aus dem Leben Alexanders, Anekdoten und Erzählungen, und als Anhang: Herkules am Scheideweg (aus Xenophon). — Das damit verbundene Wörterbuch ist in der Art abgefaßt, daß von den griechischen unregelmäßigen Zeitwörtern sogleich die bemerkenswerthen abweichenden Tempusformen für den Schüler angegeben sind.

Es wird dies Werk zur gründlichen Vorbereitung auf die alsdann folgende Lektüre eines griechischen Prosaikers dienen, und den badischen Schulen um so willkommener seyn, als es überall mit Nachweisungen auf die in den bad. Schulen eingeführte griechische Grammatik von Feldbausch versehen und zugleich weit reichhaltiger ist, als die dieser Grammatik früher angehängte Chrestomathie.

Heidelberg, 1. Oct. 1832.

*C. F. Winter,*  
Universitäts-Buchhändler.

---

**Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, in einem Grundrisse für mündliche Vorträge, dargestellt von Prof. J. R. Wilh. Beck, öffentlichen Lehrer der französischen Sprache an der Universität zu Leipzig. Leipzig. Hinrichs. 1832. gr. 8. (8 B.). 10 gr.**

Der erste Abschnitt enthält die materiellen (Idiotismen oder Eigenthümlichkeiten der Sprache, Laute, Buchstaben und Endungen. Hierauf folgt eine Bestimmung der Quantität der Sylben nach bewährten französischen Sprachlehrern, zuletzt ein Versuch, die Existenz der alten zwei-, drei- und viersylbigen Versfüße in der französischen Sprache nachzuweisen. Der 2te Abschnitt, der von den formellen Idiotismen handelt, zeigt das Eigenthümliche im Gebrauche des Apostrophs, des Artikels in der Bezeichnung der sogenannten *casus*, und in der Formenlehre. Es folgt ein Vorschlag zu einer (neuen) einfacheren Benennung der *temps* und zu einer Sonderung der unregelmäßigen Zeitwörter von den bloß in der Endform abweichenden, nach einem festen Eintheilungsgrunde; hierauf das Wesentliche über Wortfügung, Wortstellung, die Flexion des Particips (die auf zwei Hauptregeln gebracht wird); über die sogenannten Partikeln, dann ein Verzeichniß der reinen Pronominalverba, und derjenigen *verbs*, welche zugleich active und intransitive Bedeutung haben. — Der 3te, lexikologische, Theil enthält ein Verzeichniß von etwa 2000 Wörtern (Substantiven, Adjectiven und Verben), die sich

durch eine eigenthümliche Bedeutung, oder durch Bezeichnung gewisser Nebenbegriffe, von den sinnverwandten Wörtern anderer Sprachen unterscheiden. Es kann also diese kleine, aber ungemein reichhaltige Schrift als Ergänzung mancher größeren Sprachlehre dem Lehrer und Schüler dienen.

---

**Forbiger, Dr. Alb., Aufgaben zur Bildung des lateinischen Stils für mittlere Classen in Gymnasien, aus den besten neuern Latinisten entlehnt, durch fortlaufende Anmerkk. erläutert und mit steten Hinweisungen auf die Grammatiken von Zumpt und Ramshorn. gr. 8. (14 $\frac{1}{4}$  B.). 1832. Leipzig, Hinrichs. Weifs Druckp. 16 gr.**

Bei einem Ueberflus an Uebungsbüchern für die ersten Anfänger und einigen sehr brauchbaren für die obern Classen ist doch für die mittlern nur wenig gesorgt; besonders seit Zumpt's treffliches Buch durch die Versündigung eines unberufenen Herausgebers der latein. Orig. Aufsätze an Brauchbarkeit so verloren hat. In 4 Abtheilungen giebt der Hr. Verf. Briefe, historische, rhetorische und vermischte Aufsätze, ein vollständiges Register, und in der Vorrede die Anleitung zum Gebrauche dieses bereits von tüchtigen Schulmännern als sehr nützlich empfohlenen Buchs.

---

**Fr. Platneri, Antecessoris quondam Lipsiensis, pro Linguae Latinae utilitate in republica litteraria defensio. Quam X excurs. hist. litt. instructam et var. cum Platneri ips. tum Klotzii et Ernestii opusculis huc spectant. adauctam ed. Dr. E. F. Vogel. 8maj. (11 B.). 1832. Lipsiae, Hinrichs. 18 gr.**

Man findet hier zunächst die, durch fortlaufende literarische Noten des Herausgebers erläuterte Platner'sche Abhandlung selbst: Kap. I. de linguae alicujus, inter eruditos comm. necessit., II. de linguar. populor. hodiern. indole, necessaria idiomatis comm. inter eruditos adhibendi requisita neutiquam prae se ferente, III. de salutaribus ling. Lat., idiomatis inter eruditos comm. loco adhibitae, effect. Dann folgen im Interesse der Gegenwart zehn literarisch-historische Excurse des Herausgebers, z. B. de accurata exoget. fontium juris pertractatione, hodie inprimis enixe desideranda; de

primitiva error., a Scholasticis commissorum origine, longeque patente ipsor. per sequentia quoque tempora valore; de genuinis quibusd. mysticismi philosophici atque theologici, fere ubique hodiernum conspicui, causis et effect. Endlich schlossen sich hieran acht, mit der Hauptabhandlung näher verwandte **Additamenta** mit Anmerk. des V's aus den Schriften von Klotz, Ernesti und Platner.

---

Bei J. Fr. Hartknoch in Leipzig sind folgende Werke neu erschienen:

**Deutsche Dichter, erläutert von M. W. Götzinger.**

Für Freunde der Dichtkunst überhaupt, und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. 2ter und letzter Bd. gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Rhein.

**Dichtersaal.**

Auserlesene deutsche Gedichte zum Lesen, Erklären und Vortragen in höhern Schulanstalten. Nach den Dichtern geordnet und herausgegeben von M. W. Götzinger, Lehrer an der Realschule in Schaffhausen. gr. 8 Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein., in Parthien 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

**Die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre**

in Regeln und Aufgaben für die ersten Anfänger, von M. W. Götzinger. 2r Thl. Zweite verbesserte Auflage. 8.

Auch unter dem Titel:

**Die Anfangsgründe der deutschen Rechtschreibung und Satzzeichnung in Regeln und Aufgaben.** Preis 6 gr. oder 27 kr. Rhein.; in Parthien 5 gr. oder 23 kr. NB. 1ster Thl 2te verbesserte Aufl. kostet 10 gr. oder 45 kr. Rhein., in Parthien 9 gr. oder 41 kr.

**Einleitung in das gemeine deutsche Privatrecht**

von Dr. C. E. Weifse, Domherrn und ordentl. Prof. der Rechte zu Leipzig. Nebst einem tabellarischen Grundrifs des deutschen Privatrechts. Zweite vermehrte Aufl. gr. 8. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. Rhein.

---

*Drobisch, über Gymnasial-Unterricht.*( *Beschlufs.* )

Dennoch aber ist eben jener formelle Nutzen keineswegs gering anzuschlagen, in sofern der eigenthümliche Ernst und der tiefe, mitunter geniale, Geist, welcher in ihnen herrscht, vortheilhaft auf die Ausbildung des jugendlichen Verstandes wirken muß, wozu noch obendrein das magische Dunkel der großartigen, nicht selten mit enthusiastisch patriotischer Vorliebe dargestellten, Vorzeit bedeutend mitwirkt. Mit Uebergang des vielen hierüber eben so wahr als treffend Gesagten möge nur folgende Stelle hier Platz finden. „Der Hauptgewinn, um den es sich lohnt, diesen Sprachen, diesen Wissenschaften Zeit und Anstrengung zugewandt zu haben, wird immer seyn: die Schärfe und Gewandtheit, die dadurch unser Verstand, unsere Urtheilskraft erhält, die Nahrung, die unserer Phantasie geboten wird, die Läuterung und Bildung, die unser Geschmack empfängt, die Fülle von Begebenheiten, wie von Bildern, Begriffen und Ideen, mit denen sich unser Gedächtniß bereichert, der moralische Einfluß endlich, den die poetisch-philosophische Weltanschauung, die uns zu Theil wird, wenn wir bis zum Kern jener Studien vordringen, auf unsere Gesinnungen und unser Wollen ausübt.“

Auf der anderen Seite ist es aber keinen Augenblick zweifelhaft, daß die mathematisch-physikalischen Studien ebensowohl einen formellen als einen realen Nutzen haben. Rücksichtlich des letzteren bedarf es keines ausführlichen Beweises, indem man mit Recht sagen kann: „daß weder der scharfsinnige Geist der Griechen noch die colossale Macht der Römer über solche mechanische Mittel zu gebieten vermochten, als die neueren Fort-

schritte der Naturwissenschaften an die Hand geben." Jede Vergleichung bringt dieses zur Evidenz, wenn man z. B. die römischen Wasserleitungen, die des unermesslichen Aufwandes ungeachtet doch nur ganz kunstlose geneigte Ebenen waren, mit einer Reichenbach'schen Wassersäulenmaschine vergleicht. Wie sehr es zugleich den menschlichen Geist erhebt, sobald er fühlt, daß er die unermessliche Fülle der Naturwunder, wenn auch nur unvollkommen, zu erspähen und ihre ewigen Gesetze zu erfassen vermag, von der anderen Seite ihn aber zur Bescheidenheit und zu ächt religiösen Betrachtungen führt, wenn er die Geringfügigkeit aller menschlichen Leistungen mit der unfalsbaren Gröfse des Weltalls vergleicht, dieses bedarf kaum angedeutet zu werden. Aber auch der formelle (subjective) Werth der mathematisch physikalischen Studien läßt sich keinen Augenblick in Abrede stellen. Unser Verf. weist in dieser Beziehung auf den unverkennbaren Nutzen hin, den man der mathematischen Methode der Forschung und der sogenannten mathematischen Evidenz der Beweise allezeit eingeräumt hat, in so fern es ebendaher in der Mathematik kein Meinen, sondern nur ein Wissen giebt, und über Wahrheit oder Irrthum eigentlich kein Streit stattfinden kann. Keineswegs darf man mit Recht behaupten, daß die Philologie ausschließlich die höhere Cultur in den Occident Europa's gebracht habe, vielmehr trugen Baco, Copernicus, Keppler u. A. wesentlich hierzu bei, Melanchthon schätzte neben den Sprachen schon die Realwissenschaften, Galilei's Schicksale beweisen, daß der Aberglaube die unüberwindliche Macht erkannte, die in den aufkeimenden Naturwissenschaften gegen ihn heranwuchs, ja es mußte sogar das seit mehr als tausend Jahren für unfehlbar gehaltene Rom seine Bulle gegen das System des Copernicus endlich wieder zurücknehmen.

Ref. hat bishero die Ansichten des Verfs. meistens mit dessen eigenen Worten mitgetheilt, muß aber jetzt um Entschuldigung bitten, wenn er, vielleicht aus Vor-

liebe für seine ihm so theure Wissenschaft, noch einen Schritt weiter geht, und zu behaupten sich erdreistet, daß die Mehrzahl der Studierenden, ja selbst auch der in Diensten des Staats angestellten Geschäftsmänner, schärfer urtheilen und richtiger schliessen, überhaupt sich leichter im Gebiete der theoretischen und der praktisch angewandten Wissenschaften bewegen würden, wenn sie sowohl auf der Schule als auch auf der Academie neben den philologischen und Brodstudien den mathematischen und physikalischen Forschungen einige Zeit und etwas angestregten Fleiß widmen, und namentlich in den mathematisch-physikalischen (nicht naturphilosophisch-physikalischen) Vorlesungen mit Hinzufügung einiger Vorbereitung und Wiederholung nach Lichtenberg's Ausdrücke mehr Zuhörer als Zuschauer seyn wollten. Hierzu berechtigt schon die auffallende Gewandtheit und der praktische Sinn, den man bei so vielen Privatmännern in den verschiedensten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens bemerkt, welche ohne eigentliche Schul- und Universitäts-Studien dennoch einen hohen Grad der Bildung durch ihren auf Mathematik und Naturkunde verwandten Fleiß erreicht haben. Ohne Zweifel würden dann auch diejenigen Studierenden, welche die Gelegenheit haben, in die Tiefen der ernsten Wissenschaften eingeweiht zu werden, bei den academischen Lehrvorträgen gründliche Sachkenntniß und präcises Urtheil besser von oberflächlichem Wortgeklingel und schulgerechtes Philosophiren von träumerischem Phantasiren unterscheiden, ächte Gelehrsamkeit richtiger würdigen und höher schätzen, auf allen Fall aber würden sie sich nicht den aus Schülern, Handwerkern, und überhaupt aus dem wissenschaftlich ungebildeten Publicum bestehenden Versammlungen beigesellen, welche mindestens in einigen, Gottlob seltenen, Fällen die Hörsäle literarischer Marionettenspieler füllen, die mit ächt marktschreierischer Beredtsamkeit hochtrabende Gemeinplätze, dreist absprechende Entscheidungen der schwierigsten Probleme, auf schwache Analogieen gegründete

fade Witze und dergl. mit einer dem ernstern Forscher widerlichen Frechheit für gereifte Producte eines ungewöhnlich die Tiefen ergründenden Scharfsinnes auszugeben wissen. Wer einmal seit längerer Zeit gewöhnt ist, alle vorkommende Probleme mit mathematischer Schärfe zu behandeln und mindestens bei der Erforschung der Wahrheit diejenige klare Evidenz zu fordern, welche der mathematischen Methode in ihrer Anwendung den ihr eigenthümlichen Werth giebt, wird nimmer im Stande seyn, solchen mephitischen Dunst für ächten Weihrauch zu halten.

Im zweiten Abschnitte zeigt der Verf. die Nothwendigkeit, neben den philologisch-historischen Studien auch die mathematisch-physikalischen auf den Schulen nicht zu vernachlässigen. Dafs hierbei die ersteren den Anfang machen, und fortwährend Hauptgegenstand des Unterrichts bleiben müssen, folgt schon aus dem früher Gesagten, zeigt sich aber noch ausserdem schon deswegen als ganz nothwendig, weil namentlich die lateinische Sprache noch gegenwärtig eine allgemein verständliche der Gelehrten aller Länder ist, und daher bei wichtigen Werken und den Denkschriften einiger Akademien beibehalten wird, abgesehen davon, dafs sie nebst der griechischen die Grundlage der technischen Nomenclatur in allen wissenschaftlichen Disciplinen bildet. Der Verf. meint daher mit Recht, man solle diese, namentlich ihre Anwendung bei öffentlichen Disputationen und feierlichen Acten, keineswegs von den Universitäten verbannen. Eben so nothwendig aber ist es, den mathematisch-physikalischen Studien schon auf Schulen den gehörigen Aufwand von Fleifs und Zeit zuzuwenden, weil nur eine frühe Uebung in den Stand setzt, mit mathematischer Schärfe zu denken, und in den zahlreichen hierzu gehörigen wissenschaftlichen Disciplinen wenigstens einige Fortschritte zu machen. Den alten Sprachen mufs daher nur so viele Zeit gewidmet werden, dafs die Schüler die besten griechischen und römischen Classiker leicht verstehen und sich mit genügender Fer-

tigkeit in lateinischer Sprache auszudrücken vermögen, überflüssig dagegen ist die Menge der grammatischen Spitzfindigkeiten, womit nur zu oft schon in den unteren Classen die edle Zeit vergeudet wird, die kritischen Forschungen aber, durch deren Mittheilung manche Philologen den erwachsenen Zöglingen die Tiefe ihrer Kenntnisse zu beweisen sich bestreben, sollten billig nebst dem Uebersetzen ins Griechische von den Schulen ganz verbannet werden, um für die nöthigen Realkenntnisse die erforderlichen Lehrstunden zu erübrigen. Der Verf. fühlt selbst, daß diese Behauptung bei den einseitig gebildeten Schulmännern Widerspruch finden wird, allein es fragt sich, ob deren Urtheil wirklich von so großem Gewichte seyn dürfe, als man demselben nicht selten einräumt, indem das oft gebrauchte Argument, daß ein gründlich gebildeter Philologe in allen andern Wissenschaften leicht die gehörigen Fortschritte machen könne, durch die Erfahrung keineswegs bestätigt wird. Eben so wenig zu bezweifeln ist dagegen der S. 42. ausgesprochene Satz: „Wenn es unmöglich oder nicht rathsam ist, allen Zweigen der Wissenschaften, die zur allgemeinen Gelehrtenbildung zusammenwirken, eine Stelle auf dem Gymnasium einzuräumen, so muß man diejenigen auswählen, welche die Grundlagen vieler andern sind und daher, treu erlernt, in den Stand setzen, vieles andere uns mit Leichtigkeit anzueignen.“ Daß aber eine einseitige philologische Bildung gegenwärtig nicht mehr genüge, darf man wohl unumwunden behaupten, und der Grund hiervon liegt offenbar in dem allgemein bekannten großen Nutzen, welchen die bürgerliche Gesellschaft aus den Fortschritten in den Naturwissenschaften täglich erhält, wogegen die indirecten Vortheile philologischer Forschungen nothwendig zurückgedrängt werden müssen. Allerdings verdient daher dasjenige beachtet zu werden, was hierüber S. 49. gesagt wird, nämlich: „Naturwissenschaftliche Kenntnisse kann der gelehrte Forscher sowohl als auch der gelehrte Geschäftsmann schon deswegen nicht länger mehr entbehren, weil alle andere

gebildete Stände in ihren Realschulen von Jahr zu Jahr unterrichteter in diesen Gegenständen werden. Hält der Gelehrte nicht auch hierin mit dem Fortgange der Zeit Schritt, so hört er von einer Seite auf, Gelehrter zu seyn, d. h. anstatt dafs er die Ungelehrten im reinen Wissen übersehen und aufklären sollte, steht er in mancher Beziehung unter ihnen, und mufs das beschämende Geständnifs ablegen, dafs Dinge, die jenen ganz wohl begreiflich oder sogar geläufig sind, über seinen Horizont gehen. Ist also dem Staate daran gelegen, dafs Beamte und Volkslehrer fortwährend ein gewisses intellectuelles Uebergewicht behaupten, so mufs er von ihnen Kenntnisse fordern, die unmittelbar praktische Grundsätze enthalten. Hat eine Regierung, besonders in den administrativen Zweigen, solche rationell und zeitgemäfs gebildete wissenschaftliche Diener, so schreitet sie den Bedürfnissen des Volks voran und erzieht dieses zu höherer Cultur und Civilisation, anstatt dafs im entgegengesetzten Falle die Staatsverwaltung hinter der Regsamkeit des Volks zurückbleibt, und die Regierung diejenige Macht verliert, die aus der Billigung und Unterstützung ihrer Ansichten und Mafsregeln durch die Einsichtsvollsten im Volke hervorgeht."

Im dritten Abschnitte wird der Zustand des Gymnasialunterrichts im Königreiche Sachsen näher beleuchtet, und die hierin offen und freimüthig mitgetheilten That-sachen verdienen allerdings von denen ernstlich erwogen zu werden, unter deren Pflichten die Aufsicht und Verbesserung jener Lehranstalten gehört. Im Ganzen genommen läfst sich nicht verkennen, dafs der Unterricht in Mathematik und Physik dort ungebührlich vernachlässigt wird, wenn gleich die königlichen Schulen bereits sich einer besseren Einrichtung erfreuen. Als eine nothwendige Folge jener Vernachlässigung ist die auffallende Unwissenheit zu betrachten, welche rücksichtlich jener Wissenschaften dort, wie auch zur Zeit noch anderwärts, leider angetroffen wird, indem der Verf. anführt, es seyen ihm Sachwalter bekannt, deren Unkunde in den

Elementen der Mathematik so weit gehe, daß sie in die peinlichste Verlegenheit gesetzt werden, wenn es sich um die Abschließung eines Vergleiches handelt, wobei eine leichte Zinsrechnung den Vortheil oder Nachtheil des Clienten entscheiden muß. Selbst unter den Candidaten der Magisterwürde fanden sich solche, die nicht einmal den Kreis zu definiren wußten, die keinen Begriff vom Thermometer und Barometer hatten, nicht in ganzen Zahlen dividiren konnten, die vergeblich gefragt wurden, was geographische Breite sey und weder Ptolemäus noch Copernicus kannten. Ein funfzigjähriger Schulmann wußte sogar nicht, daß die Fixsterne Sonnen sind. Man muß doch in der That gestehen, daß die Mathematiker, Physiker und Astronomen nur selten oder vielmehr niemals sich dem Vorwurfe einer so grenzenlosen Unwissenheit in den philologischen Disciplinen aussetzen, und namentlich zeigen zwei vor uns liegende Dissertationen unsers Verfs., beide vom Jahre 1831, *de horizontibus sphaeroidum* und *observationes analiticae*, durch die grammatisch reine und fließende Sprache, worin sie abgefaßt sind, daß derselbe neben seinen gründlichen Kenntnissen in der Mathematik auch die Fertigkeit besitzt, sich in der lateinischen Sprache nicht bloß schulgerecht, sondern auch mit Gewandtheit auszudrücken, und es daher dreist wagen darf, seinen Tadel offen auszusprechen.

Den Inhalt des letzten Abschnittes geben einige Vorschläge zur Verbesserung des mathematischen Unterrichts an den sächsischen Gelehrtschulen und allen ihnen ähnlichen Anstalten. Schon früher, S. 31, bemerkt der Verf., daß wohl ohne Widerrede in den neuesten Zeiten Preussens erleuchtete Regierung am meisten für die Verbesserung des Schulwesens gethan habe, wovon die segensreichen Früchte einem jeden unbefangenen Urtheilenden klar vor Augen liegen. Inzwischen wäre es wohl möglich, daß aus den höheren Schulen jenes blühenden Staates die Zöglinge durch die Vereinigung eines allzu umfassenden philologischen Unterrichts mit einem

ausführlichen Cursus in den Realwissenschaften überladen würden, obgleich man nicht ohne Grund annehmen darf, daß durch zweckmäßige Vertheilung, passende Vorträge und etwas längere Dauer der Schulzeit mindestens die fähigern Schüler eine eben so ausgebreitete als gründliche Bildung erhalten können. Vor allen Dingen müßte die auf bloße Wortgelehrsamkeit gerichtete, oder wie es hier heißt: „den Schriftsteller gleichsam pulverisirende,“ Erklärungsart der Classiker, wonach z. B. einst in drittelhalb Jahren bei zwei Stunden wöchentlichem Unterricht nur die ersten 310 Verse des 2ten Buches der Iliade beendigt wurden, es müßte ferner eine zu ängstliche grammatische Zersplitterung und insbesondere die meistens ganz zwecklose Wortkritik vermieden, dagegen mehr auf den Geist der alten Schriftsteller gesehen werden, um dadurch die erforderlichen Lehrstunden für Mathematik und Physik zu gewinnen, damit von diesen Wissenschaften schon auf den Gymnasien so viel erlernt würde, um für die Universität eine gute Basis zu erhalten, oder mindestens so viel als nöthig ist, nicht etwa auf den Namen eines Gelehrten, wohl aber eines Gebildeten Anspruch zu machen. Um hierbei die erforderlichen Grenzen nicht zu überschreiten, verlangt der Verf. bloß einige regelmäßige Lehrstunden für Mathematik und Physik, womit Ref. aus voller Ueberzeugung einstimmt, um so mehr, als diese bei der gegenwärtigen Lage der Dinge am besten geeignet sind, den früher üblichen Unterricht in der Logik und Philosophie überhaupt zu ersetzen, indem jene wohl ohne Widerrede zugleich die beste Anleitung zum richtigen Denken gewähren. Allerdings läßt sich dem Unterrichte in der Naturgeschichte ein reeller Nutzen nicht absprechen, allein es ist allzu schwierig, denselben zweckmäßig einzurichten. Der jugendliche Verstand ist nämlich nur allzu geneigt zur Zerstreung, und obendrein muß eben diese den Schülern, vor allen Dingen den jüngeren, aus Rücksichten auf ihre Gesundheit in vollem Mafse gewährt werden, jedoch nur in ihren Erholungsstunden; der Unterricht

dagegen muß allezeit den Charakter des Ernstes behalten, um frühzeitig daran zu gewöhnen, daß das Studiren sich nicht spielend betreiben lasse, was jedoch kaum vermeidlich ist, wenn die Mineralogie zur Belustigung mit bunten Steinen und die Zoologie zum Sammeln von Schmetterlingen und Vogeleiern führt. Hat irgend ein Lehrer große Vorliebe für einen oder den andern dieser Zweige, so kann er bei einigen der Zöglinge auch hierin als Erholung einen guten Grund legen, aus dem allgemeinen Schulplane müssen sie jedoch ausgeschlossen bleiben.

Neben dem philologischen Unterrichte fordert der Verf. dann für die in den 4 oberen Classen vorzutragende Mathematik und Physik nur eine Stunde täglich, wovon in den beiden obersten 2 der Physik gewidmet werden, und da sich diese letzteren Classen leicht combiniren lassen, so fallen dem Lehrer nur 18 Stunden zu, also täglich drei, wodurch derselbe nicht überladen wird, wenn man nicht fordert, daß er zugleich noch einen leichten Autor erklären solle, wodurch es den Anschein gewinnt, als seyen die mathematischen Wissenschaften nur Nebensache. Aus einem gleichen Grunde müssen jene Lehrstunden des Morgens ertheilt werden, weil sie eine ungeschwächte Anstrengung des Verstandes erfordern. Nicht unwichtig ist zugleich die Bemerkung des Verfs., daß die Schüler oft in der Mathematik deswegen keine Fortschritte machen, weil die Eltern und Vormünder zu geringen Werth darauf legen, was nach unserer Ansicht zum Theil eine Folge ihrer eigenen Unkunde darin ist, obgleich das Meiste auf der Fähigkeit des Lehrers beruhet. Nebenbei aber steht Letzterer meistens isolirt seinen übrigen, bloß philologisch gebildeten, Collegen nicht sowohl zur Seite, als er vielmehr eine untergeordnete Stelle einnimmt und am schlechtesten besoldet ist, was ihn und seine Wissenschaft in den Augen der Schüler herabsetzt. Soll der Unterricht in der Mathematik gedeihliche Folgen haben, so kann er nur von ihres Faches völlig kundigen Männern ertheilt werden,

die dann auf den Ruf ächter Gelehrsamkeit eben so gegründete Ansprüche haben, als die bloßen Philologen. Für den Schulunterricht fordert der Verf. dann gemeine Arithmetik, Buchstabenrechnung und die Gleichungen des ersten und zweiten Grades; ferner reine Planimetrie und Stereometrie, arithmetische und algebraische Geometrie und Goniometrie mit ebener Trigonometrie. Hiernach bleibt die höhere Geometrie völlig ausgeschlossen, allein eine Hauptsache dabei ist, daß diese Gegenstände nicht etwa wie ein Collegium vom Katheder vorgetragen werden (eine in allen Lehrzweigen den größten Krebschaden der Schulen ausmachende Methode, in die namentlich junge und eitle Lehrer so leicht verfallen), sondern daß die Schüler durch eine hinlängliche Menge von Aufgaben innig damit vertraut werden, und ganz eigentlich eine Fertigkeit darin erlangen, wie denn überhaupt das auf der Schule Erlernte durch öftere Wiederholung dem Geiste unverilgbar eingepreßt werden muß. Die Physik erfordert zugleich einige Instrumente, darf aber die Zeit nicht an unterhaltenden Spielereien verschwenden, wie denn überhaupt auf Schulen gar nichts populär gelehrt werden darf.

Endlich erörtert der Verf. noch eine wichtige Frage, beantwortet sie aber nicht so bestimmt, als Ref. dieses seinerseits thun würde, nämlich über die zu benutzenden Lehrbücher, die in der Mathematik und Physik ohne allen Zweifel ganz unentbehrlich sind, „nicht bloß um das zeitraubende, geisttödtende, den Schüler wie den Studierenden zur elenden Schreibmaschine herabwürdigende, Dictiren zu vermeiden, sondern auch um eine von Schreibfehlern freie Grundlage zu erhalten, auf welche mit Sicherheit gebauet werden kann.“ Nun aber handelt es sich um die Zweckmäßigkeit solcher Lehrbücher. Allerdings wird dem Lehrer sein Vortrag sehr erleichtert, wenn er einen von ihm selbst verfaßten Leitfaden zum Grunde legt, allein solche Compendien sind schwer zu verfassen und erfordern vorzugsweise die Hand des Meisters. Leider aber findet man gerade in diesem

wichtigen Fache der Literatur so viele Beispiele unreifer Geistesproducte. Ref. ist daher ganz entschieden der Meinung, daß es am zweckmäßigsten seyn würde, sowohl überhaupt als insbesondere namentlich für Mathematik und Physik blos die von der oberen Schulbehörde hinlänglich geprüften Lehrbücher allgemein einzuführen, mit der Aufgabe, diese in bestimmten Zeitfristen durchzunehmen, worüber dann die Examina Auskunft geben müßten. Sollte diese Ansicht als eine beschränkende Zwangsmaßregel erscheinen, so möge man nur berücksichtigen, wie viel die Franzosen gerade in diesen wissenschaftlichen Disciplinen durch ihre sogenannten Cours ausgerichtet haben.

Ref. entschuldigt sich nicht wegen der Ausführlichkeit dieser Anzeige, denn der Gegenstand ist allzuwichtig, vielmehr verdient die inhaltreiche Schrift, aus welcher hier nur einige Bruchstücke mitgetheilt sind, eine ernste und vorurtheilsfreie Beherzigung.

M u n c k e.

---

*Ueber die Mathematik als Lehrobject auf Gymnasien von Dr. L. M. Lauber, Professor am Kön. Gymnasium zu Thorn. Berlin 1832. 98 S. 8.*

Die vorstehende Anzeige war gerade beendigt, als uns diese kleine Schrift zu Gesicht kam. Der Verf. scheint ein junger Mann zu seyn; der es mit dem Unterrichte in der Mathematik ernstlich meint, und demselben daher durch seine öffentlich dargelegten Ansichten einigen Vorschub zu leisten wünscht. Was er hierüber sagt, ist klar gedacht, auch ist sein Ausdruck im Ganzen rein und fließend, ohne daß jedoch Inhalt und Darstellungsart eine Vergleichung mit der oben angezeigten Schrift aushalten. In der Einleitung wird als bereits ausgemacht angenommen, daß der mathematische Unterricht für die Gymnasien nothwendig gehöre, theils seiner selbst wegen, theils weil ohne dieses Hülfsmittel das höchst wichtige und nothwendige Studium der Na-

turlehre nicht auf die geeignete Weise stattfinden könne. Es kommt dann hauptsächlich darauf an, zu zeigen, auf welche Weise und in welchem Umfange jene Wissenschaft gelehrt werden müsse, was in Beziehung auf Arithmetik, die Elemente der allgemeinen mathematischen Analysis und dann der analytischen sowohl als auch der reinen Geometrie einzeln nachgewiesen wird. Als Anhang ist diesem Abschnitte eine Darstellung des Binomialtheorems für ganze Exponenten hinzugefügt. Die zweite Abtheilung handelt vom Vorbereitungsunterrichte, zuerst im Rechnen, dann in der Algebra, der analytischen Geometrie und endlich der reinen Geometrie, alles nur in den engen Grenzen ganz elementarer Darstellung. Endlich sind noch einige Betrachtungen über die Lehrmethode und Vorschläge zu einer zweckmäßigen Abiturientenprüfung hinzugefügt. Ref. muß sich auf diese kurze Anzeige beschränken, und es den Männern vom Fache überlassen, die Ansichten des Verfs. näher zu prüfen.

---

*Philosophie und Leben, oder: Ist es ein Traum, auf einen dauernden Frieden in und mit der Philosophie zu hoffen? — Ein Beitrag zur Förderung der philosophischen Anthropologie, von Friedrich Francke, Doctor und aufserord. Prof. d. Philos. zu Rostock. Berlin, bei Reimer, 1831. X u. 179 S. 8.*

Lange Zeit hat der Deutsche nur philosophirt und darüber das Leben und Handeln vergessen; jetzt dagegen scheint man geneigt zu der Meinung zu seyn, daß man zum Leben und Handeln der Philosophie ganz entbehren könne. Ist auch dieser Gang der Geistesrichtung aus dem Gesetze der natürlichen Reaction, welches, Gleichgewicht suchend, von dem einen Extrem leicht zu dem entgegengesetzten hinüberschwankt, ganz erklärlich, so wird doch der besonnene Denker, der sich nicht blindlings dem Zuge der Zeitmeinung hingiebt, die Einseitigkeit beider Richtungen nicht verkennen, und die gerechten Ansprüche beider im Einklang zu

bringen wissen. Nur zu fühlbar hat es den Deutschen die neuere Geschichte des öffentlichen Lebens gelehrt, daß er, verloren in Speculationen und Theorien, die großartigen Erscheinungen des Lebens verträumt, die den Ruf zur That nicht vernommen hat. Mit Freuden und mit Stolz wird es daher auch der Philosoph anerkennen, daß das deutsche Volk nun endlich zur lebendigen That erwacht, mit rüstiger Kraft die Wirklichkeit den vorher nur gedachten Idealen gemäß zu gestalten begonnen hat. So fruchtbar und so glänzend daher auch die frühere Periode für die Philosophie war, so hoch die Stellung war, die sie damals in der öffentlichen Meinung einnahm, dennoch wird der Philosoph, wenn er sich frei gemacht hat von beschränkter Zunftvorliebe, jene Zeit des Glanzes für die Philosophie nicht zurückwünschen, wenn es nur mit Aufopferung der jetzt erweckten Thatkräftigkeit möglich wäre. Aber daß dieses Opfer eben nothwendig wäre, muß bestritten werden; und gewiß muß auf der andern Seite von dem Praktiker, sofern er des besonnenen Denkens fähig und für die Idee einer harmonischen Geistesbildung empfänglich ist, vorausgesetzt werden, daß er, was jene Zeit der Speculation an sich und für die gegenwärtige Zeit war, und was die Speculation ihr noch jetzt seyn kann und muß, sich klar bewußt bleibe. Wer es anerkennt, daß das Thatleben jedes Einzelnen durch den klar bewußten Gedanken beherrscht werden soll, und daß ohne diese Herrschaft das Handeln des Menschen einem blinden, thierischen Instinct preisgegeben seyn würde, der muß es auch zugestehen, daß ohne klare Entwicklung des Gedankens in der Philosophie, das menschliche Thatleben im Großen seines verständigen Führers entbehren, und der blinden Gewalt der Leidenschaft und des sinnlichen Bedürfnisses hingegeben seyn würde. Und dann wird man einsehen müssen, daß ohne vorausgegangene gründliche philosophische Aufklärung, die nicht blos in den Schranken der Schule eingeschlossen blieb, sondern auf alle gebildeten Classen der Gesellschaft ihr Licht

verbreitete, daß ohne die dadurch zum Gemeingut des Volks gewordenen religiösen, sittlichen, rechtlichen und politischen Einsichten, die Bewegungen unserer Zeit der klaren und festen Ziele des Strebens entbehren würden. Man vergleiche nur den Charakter, den der Umwälzungsgeist unserer Zeit in den durch Aufklärung der Einsichten über die Zwecke des Lebens nicht vorbereiteten Völkern, wie in Italien, Spanien und Portugal, genommen hat, mit dem in Deutschland, oder man vergleiche noch näher den auf eine höchst oberflächliche s. g. Philosophie gegründeten hohlen Liberalismus der Franzosen mit dem durch tiefere Philosophie geleiteten Liberalismus Deutschlands, und man wird der vorausgegangenen Periode der Speculation ihren Werth für das Leben unserer Zeit nicht absprechen können. Oder wollte man behaupten, daß, nachdem jene Einsichten durch die Philosophie der früheren Periode einmal gewonnen seyen, nun doch jene müßige Speculation entbehrlich sey, daß es sich nur darum handle, endlich im Leben anzuwenden, was bisher nur in der Theorie aufgestellt worden, so würde man vergessen, daß die Philosophie in Deutschland noch keineswegs ihren Lauf zum Ziele vollendet hat, daß ihr, wie der Wissenschaft überhaupt, der Fortgang der Zeit selbst immer neue Probleme stellt, und daß die neuen Verhältnisse, welche die neue Zeit gebracht hat und zu bringen verspricht, unaufhörlich an die Philosophie den Anspruch machen, sie zu begreifen und ihre Bedeutung für die allgemeinen Zwecke des Menschenlebens klar zu machen.

Dies ist der Hauptgegenstand, den sich Hr. Franke in dieser Schrift zum Gegenstand gewählt hat, somit gewiß ein sehr zeitgemäßer Gegenstand. Den Zwiespalt zwischen Philosophie und Leben, der als ein trauriges Factum in unserer Zeit dasteht, sucht er unpartheiisch zu würdigen und aufzulösen. Er faßt aber dies Verhältniß in seinem weitesten Sinn, indem er nicht bloß das Thatleben überhaupt der Wissenschaft gegenüberstellt, sondern auch in dem Gebiete der Wissenschaft

selbst den Zwiespalt zwischen empirischen und angewandten Wissenschaften auf der einen Seite, und der eigentlichen Speculation auf der andern Seite in seine Betrachtung zieht. Einzelne Gesichtspunkte dieses Verhältnisses sind bereits in besonderen Darstellungen behandelt worden. So hat bekanntlich — um nur die wichtigsten Erscheinungen dieser Art zu erwähnen — der geistvolle Pfizer in seinen „Briefwechsel zweier Deutschen“ das Verhältniß der Speculation zu dem Thatleben und besonders zu dem politischen Leben vorzüglich in's Auge gefaßt; wogegen Gruppe in seinem „Antäus“ das Verhältniß der Speculation zu der Empirie und den angewandten Wissenschaften mit vielem Aufwand von Gelehrsamkeit und Geist besonders betrachtet. Herr Franke dagegen faßt das Verhältniß in seinen vielseitigen Beziehungen auf, und gelangt so auch zu einem richtigeren tieferen Resultat als seine Vorgänger. Bei Pfizer und bei Gruppe — so wie bei den meisten, die neuerlich außerdem diesen Gegenstand behandelt haben — wird der Proceß gegen die Philosophie entschieden, Francke dagegen entscheidet sich für die Philosophie, ohne doch damit, wie Rec. glaubt, irgend einem gerechten Anspruch des Lebens, sey es von Seiten des Thatlebens oder der Empirie, zu nahe getreten zu seyn. Dies konnte ihnen jedoch nur aus dem Standpunkt der tieferen anthropologisch-kritischen Philosophie, von welchem jene keine Ahndung gehabt zu haben scheinen, gelingen. Wenigstens spricht Pfizer sowohl als Gruppe von der Philosophie immer nur so, als gebe es keine andere, als jenen unkritischen Dogmatismus der Identitätsphilosophie, hauptsächlich in der Gestalt, wie Hegel diesen zuletzt als Lehre des concreten Begriffs ausbildete. Dafs nun aber der Kampf gegen solche Speculation zu dem Nachtheil derselben ausging, ist daher nicht zu verwundern, da diese in der That dem Leben der That und der Empirie ungerechte Gewalt angethan hat, von welcher sich der gesunde Geist unserer Zeit mit Recht befreien muß. Nur irrte man darin, dafs

man diesen Sieg für einen Sieg über die Speculation oder Philosophie überhaupt ansah. Diesen Irrthum hat der Verf. vollkommen vermieden, und zwar dadurch, daß er von dem anthropologischen Standpunkt der Philosophie ausging, wie schon der Titel andeutet, der seine Schrift als einen „Beitrag zur Förderung des Studiums der philosophischen Anthropologie“ bezeichnet. Ja die Befreiung der Philosophie von jenen hohlen Speculationen ist gerade ein Hauptmotiv für den Verf. zu seiner Schrift, da er sich wohl bewußt war, daß gerade sie es ist, welche hauptsächlich die Schuld davon trägt, daß die Philosophie in der öffentlichen Meinung gesunken und daß Mißtrauen gegen sie sich so allgemein erhoben hat. Die „Ehren- und Lebensrettung“ der Philosophie zu übernehmen, bemerkt er (Vorr. S. VI.), thut um so mehr Noth, „als bei den vielgestaltigen Interessen der Gegenwart ein Neuscholasticismus sein Haupt erhebt, und in der angemasteten Gestalt einer allein wahren Philosophie alle andere Philosopheme, welche mit redlichem Wahrheitsernst die menschliche Welt- und Lebensansicht auszusprechen versuchen, mit stolzem Selbstaberglauben verdrängen will. Wohl mag es diesem gelingen, mit seinen dialektischen Spiegelfechtereien und andern ihm sich anbietenden Mitteln eine Zeit lang die nachsprechende Menge mit seinem Reize der Neuheit zu blenden, als sey er über den Gräbern der Geschichte der Philosophie der urschöpferisch erschienene Logos, der zur Erlösung der Menschen herniedergekommene Lichtbringer. Dem, der die mögliche Aufgabe einer wahren menschlichen Weisheitslehre erkennt, muß er doch nur als ein logisches Gespenst erscheinen, welches nur so lange umgehen kann, als Nacht und Dämmerung dauern; sobald der anerkannten unmittelbaren Wahrheit Morgenroth und Tageslicht die Gegend begrüßen, wird es in sein ursprüngliches Nichts, woraus es stammt, verschwinden.“

(Der Beschlufs folgt.)

*Franke, Philosophie und Leben.*

(*Beschlufs.*)

- Auf dem Wege der psychologischen Selbsterkenntniß sucht der Verf. mit Recht einen haltbareren Grund für die Philosophie, der auch gegen die Angriffe ihrer Gegner Stand zu halten vermag. Wenn irgend jener Riß zwischen Philosophie und Leben wieder ausgeglichen werden kann, so ist es gewiß nur auf diesem Wege kritisch-psychologischer Selbsterkenntniß möglich; denn nur diese kritische Methode ist es, welche das Leben vor der willkürlichen Gewalt des Begriffes oder Systemes sichert, indem sie nur die unmittelbar in der Vernunft gegebene Wahrheit zum Bewußtseyn zu bringen sucht, und welche neben der freien Speculation und ihren allgemeinen Gesetzen, die Würde und Unabhängigkeit der Empirie anerkennt, indem sie ihr wahres Verhältniß in den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes aufweist.

Darin ist uns zugleich eine Erklärung gegeben, in welchem Sinne der Verf. die zweite Aufgabe seiner Schrift zu lösen versuche, nämlich die Untersuchung der Frage, ob auf einen dauernden Frieden — nicht allein mit, sondern auch — in der Philosophie zu hoffen sey, die eben so, wie die andere, bejaht wird, und wofür die Wege treffend angedeutet werden. Dem gemeinen Urtheile mag allerdings nichts mehr als ein leerer sanguinischer Traum erscheinen, als die Erwartung eines bleibenden, wohl gar eines von Kant verheißenen „ewigen Friedens“ in der Philosophie. Eine mehr als zweitausendjährige Erfahrung zeigt eine wohl mehr gewachsene als verminderte Uneinigkeit unter den Philosophen über die ersten Anfänge ihrer Wissenschaft. Besonders aber hat die neueste Zeit eine Unzahl von Systemen sich er-

heben gesehen, deren jedes mit dem Anspruch der Untrüglichkeit und ewigen Gültigkeit aufgestellt wurde, und deren Ewigkeit doch nicht länger als wenige Jahre währte. Sehen wir nun hier bei dem Verf. etwa dasselbe Schauspiel wiederholt? Erhalten wir auch wieder die Proclamationen eines ewigen Friedens, gegründet auf eines jener ephemeren Systeme? Nichts weniger als dies. Dafs irgend ein philosophisches System, als System, jemals der menschlichen Speculation eine bleibende und allgemeine Befriedigung in der Weise zu geben vermöge, dafs in diesem alle speculative Wahrheit vollständig enthalten und fernerhin nur noch Ableitung aus ihm und Unterordnung unter dieses nöthig wäre, dies erkennt der Verf. ganz klar, so gut wie jene über die Philosophie so voreilig aburtheilende Weisheit des gemeinen Menschenverstandes, als einen nichtigen Wahn an. Von einer absoluten Einigkeit aller Philosophen in Einem System ist hier gar nicht die Rede, und kann nach dem kritischen Standpunkt des Verfs. nicht die Rede seyn, da er nach diesem sich bewusst seyn mufs, dafs das philosophische System nur der mittelbare, reflectirte Ausdruck der unmittelbaren Vernunftwahrheit sey, dafs aber mit der Reflexion immer die Möglichkeit des Irrthums verknüpft sey, dafs alle reflectirte Erkenntnifs, als eine menschlich beschränkte Erkenntnifs, nie Untrüglichkeit enthalte, und dafs sie, von innerer Selbstbeobachtung ausgehend, mit dieser einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey. Die Einigkeit, von der hier die Rede ist, ist nur die in der Methode, nicht in dem System. Es ist nur die Meinung, dafs alle Philosophen auf demselben Wege demselben Ziele zustreben möchten, in ähnlicher Weise, wie in Geschichte, Sprachkunde, Naturwissenschaft u. a., ohne deshalb auch in den Resultaten nothwendig zusammenstimmen zu müssen. Und zu der Hoffnung berechtigt allerdings das Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit, dafs alle Philosophen die unmittelbar gegebene Organisation der Vernunft als das Eine Ziel der Philosophie erkennen und nur auf dem

Wege kritischer Selbstbeobachtung diese zum Bewußtseyn zu bringen gemeinschaftlich streben werden; möchte nun diese Selbstbeobachtung selbst mit sehr verschiedenem Glücke gelingen und zu verschiedenen Resultaten führen. Einig wären dann doch die Philosophen in dem Ziele und dem Wege dahin; einig in der entschiedenen Abweisung aller hohlen, unkritischen Speculation; und allmählig bei fortschreitender Selbstbeobachtung müßten die Gegensätze immer mehr sich nähern, und die Kräfte zu dem gemeinsamen Bau des erhabenen Gebäudes der vollendeten Theorie der Vernunft, als dem Grundgesetz, der Magna Charta aller menschlichen Erkenntnißthätigkeit, sich vereinigen. Auf diesen Weg die Philosophie hinzulenken, ist ein Hauptstreben des Verfs., und damit dient er am zweckmäßigsten seinem Zwecke der Versöhnung der Philosophie mit dem Leben. Je mehr es gelingen wird, die Philosophie in Einer sicheren Methode zu vereinigen und damit dem losen Spiel der Systembauerei entgegenzuarbeiten, desto mehr wird das Vertrauen zu der Philosophie zurückkehren und ihre Würde erkannt werden.

Durch diese Bemerkungen möchte der Geist und die Tendenz dieser Schrift so weit characterisirt seyn, daß wir uns nur mit einer kurzen Angabe seines Inhalts begnügen können. Das Ganze wird in drei Abtheilungen geschieden. Die erste Abtheilung stellt „die feindlichen Stimmen der öffentlichen Meinung gegen die Philosophie“ zusammen, und unterscheidet hier weiter: „1) die Unteren aus dem Volke, 2) die s. g. Weltmänner und Dichter, 3) die gelehrten Geschäftsmänner, 4) der gelehrten Geschäftsmänner gewonnene Ansicht aus der Geschichte der Philosophie.“ Rec. muß jedoch bemerken, daß ihm gerade diese erste Abtheilung am wenigsten gefallen wollte. Es macht keinen guten Eindruck, die verschiedenartigsten Anklagen und Vorurtheile gegen die Philosophie, die absurdesten neben verständigeren, ohne alle zurechtweisende Kritik, nur erzählend aneinander gereiht zu

sehen, noch dazu oft übertrieben und entstellt zu finden. Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verf. diese ganze Abtheilung gleich mit der zweiten verbunden hätte, welche „die Ursachen des Mißverhältnisses der Philosophie zum Leben“ darstellt, indem aus den Ursachen erst die Anfeindungen in ihrem rechten Lichte erschienen seyn würden. Als das Hauptmoment hebt hier der Verf. (I.) den Gegensatz zwischen „Theorie und Praxis“ oder zwischen der „Idee und ihrer Anwendung“ hervor, und weist dann dafür das wahre Verhältniß in Ansehung des Religionsglaubens, des Sittengesetzes und der Idee des öffentlichen Rechts nach, indem er hier überall mit siegender Klarheit das unabweisliche Bedürfniß für den Menschen nachweist, die Praxis durch Theorie, die Wirklichkeit durch Ideale zu beherrschen. Er entwickelt dann (II.) weiter das Wesen der Philosophie als Wissenschaft, und sucht hier besonders den Vorwurf zu beseitigen, als ob die Philosophie nur einseitig die Erkenntniß, den wissenschaftlichen Verstand, auf Kosten des Gemüths und sittlichen Characters ausbilde, indem er zeigt, daß die Philosophie, als Wissenschaft, diesen Vorwurf zwar mit aller theoretischen Gelehrsamkeit theile, aber dennoch mehr als jede andere vor Einseitigkeit bewahre, weil sie das ganze ursprüngliche geistige Leben des Menschen mit allen seinen Zwecken zum Bewußtseyn zu bringen strebe. Um endlich die aus der Geschichte der Philosophie mit ihren tausendfachen Meinungen und Thorheiten so häufig gegen dieselbe erhobenen Angriffe abzuweisen, macht der Verf. noch (III.) auf den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand aufmerksam, um dadurch die mannichfaltigen Versuche des mittelbaren Ausspruchs der menschlichen Erkenntniß durch die Reflexion von der unmittelbaren Wahrheit der Vernunft, die in allen Menschen dieselbe ist, unterscheiden zu lehren. Die dritte Abtheilung führt dann noch zusammenhängender die dem ganzen Buch zu Grunde liegende Ansicht aus: „Die philosophische Anthro-

pologie sichert uns allein die Evidenz in speculativen Dingen und damit die Hoffnung auf Einigung der Philosophie mit dem Leben," und entwickelt endlich in einem Anhang das Verhältniß der Philosophie zur Heilkunde, Mathematik, Naturwissenschaft, Sprachkunde, Geschichte und Cameralwissenschaft. — Durchgängig spricht der Verf. mit der Klarheit, die ihres Gegenstandes vollkommen mächtig ist, und zugleich mit der begeisterten Wärme, die einen von der Würde der Sache durchdrungenen Sinn verräth. Wir hoffen, daß diese Schrift ihrem Zwecke recht günstig wirken möge, wozu sie ganz geeignet ist.

H. Schmid.

*Flora Boreali-Americana, or the Botany of the Northern Parts of British America: compiled principally from the Plants collected on the late northern Land Expeditions, under command of Captain Sir John Franklin, R. N. to which are added those of M. Douglas, from north west America, and of other naturalists. By William Jackson Hooker, Professor of Botany in the University of Glasgow etc. illustrated by numerous Plates. London, Treuttel et Würtz etc. 4. Part. 1. 1829. Part. 2. 1830. Part. 3. 1831. Part. 4. 1832.*

Die vorliegende Flora des nördlichsten Amerika gehört mit zu den kostbaren Prachtwerken, deren England so viele besitzt, und die in Deutschland, wo man so oft die Gelehrten mit Mangel kämpfen läßt, nur selten gedeihen. Wenn diese Flora ihrer zahlreichen und vortrefflichen Abbildungen neuer Pflanzen wegen schon für den Botaniker höchst interessant wird, so ist sie es nicht minder wegen der Sorgfalt und Genauigkeit, mit der der Text bearbeitet ist, wie sich denn schon im voraus eine schätzenswerthe Arbeit von dem auch in Deutschland bekannten und berühmten Verfasser erwarten ließ. Die von ihm besorgte Zeitschrift (*Botanical Miscellany*) würde ihm unter den deutschen Botanikern einen ehrenvollen Namen erworben haben, wenn er auch nicht schon

vorher durch seine *Flora Scotica*, durch die mit Greville herausgegebenen *Icones Filicum* und zumal durch die vortreffliche *Muscologia britannica* vortheilhaft bekannt gewesen wäre.

Ueber einige Gewächse der Ostküste von Grönland gab Herr Prof. Hooker schon früher Nachricht, und der berühmte Robert Brown beschrieb die Pflanzen, welche von den Officieren der englischen Expedition zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt auf der Melleville-Insel gesammelt wurden, so wie jene, die man an den Küsten der Baffinsbai und an der Possessions-Bai beobachtete; und lieferte, wie bekannt, einen botanischen Anhang zu Capitain Franklin's Bericht von einer Reise nach den Küsten des arktischen Meeres, der unter dem Namen Richardson's Flora der Polarländer gedruckt wurde; so daß also nicht zu verachtende Vorarbeiten für die vorliegende Flora des brittischen Nord-Amerika vorhanden waren, nichts desto weniger blieb noch ungemein viel zu thun übrig, und besonders lieferten die ausgedehnten Küsten des nordwestlichen Amerika eine reiche Ausbeute von bisher unbekanntem Gewächsen.

Die Ordnung, welche der Herr Verf. befolgte, ist das sogenannte natürliche System, und zwar sind die Familien so gereiht, wie sie Decandolle in seinen allbekannten Werken anzuordnen beliebte. Eine Charakteristik der Familien ist nicht geliefert, sondern nur die der Gattungen und Arten mit Angabe der Synonyme, meistens aus amerikanischen, englischen und französischen Werken, während von deutschen Schriften höchst selten nur eine oder die andere angeführt wird. Die Diagnosen der Gattungen und Arten, so wie die Beschreibungen der letzteren sind in lateinischer Sprache gegeben, dagegen die Angabe der Standörter nebst den zahlreichen Noten über die eigene Structur und andere Verhältnisse der aufgeführten Pflanzen in englischer Sprache abgefaßt sind.

Die Ranunculaceen machen den Anfang und sind sehr zahlreich, wie sie denn überhaupt in den nördli-

chen und kälteren Gegenden der Erde häufiger vorkommen, als in den südlichen und wärmeren. Mit Europa gemein hat das nördliche Amerika folgende Arten: *Anemone nemorosa*, *narcissiflora*, *Hepatica triloba*, *Adonis autumnalis*, *Ranunculus aquatilis*, *Flammula*, *sceleratus*, *lanuginosus*, *acris*, *repens*, *bulbosus*, *Aconitum Napellus* und *nasutum*, die zugleich die einzigen Sturmhut-Arten sind, welche in jenen Gegenden vorkommen. Diesen eigen und neu sind dagegen *Clematis Douglasii*, *Anemone deltoidea*, *Ranunculus glaberrimus*, *ovalis*, *brevicaulis*, *cardiophyllus*, *Schlechtendalii*. Das nördliche Amerika hat 6 Arten von *Caltha*, während Europa und das nördliche Asien nur die einzige *Caltha palustris* besitzen. Neu sind ferner *Aquilegia brevistyla*, *Delphinium simplex* und *Paeonia Brownii*, welche letztere zugleich die einzige Gichtrosen-Art ist, die im brittischen Amerika vorkommt.

Die Berberideen sind nicht zahlreich, wie sie es auch in Europa nicht sind; es kommen vor: *Berberis vulgaris*, *pinnata*, *Aquifolium*, *nervosa*, *Leontice thactroides*, *Achlys triphylla* und *Epimedium hexandrum*.

Die Podophylleen machen eine kleine Gruppe aus, die in mehreren amerikanischen Provinzen zerstreut sind, in diesen nördlichen Gegenden wachsen nur *Podophyllum peltatum* und *Hydropeltis purpurea*.

Auch die Nymphaeaceen mangeln nicht gänzlich, wie sie denn gleich einigen andern Wassergewächsen ungemein weit auf der Erde verbreitet sind, es werden aufgeführt *Nymphaea odorata*, *Nuphar lutea*, *Kalmiana* und *advena*.

Nun folgen die Sarracenieae als eine eigene Familie nach de la Pylaie, nur die einzige Gattung *Sarracenia* enthaltend, von der man bis jetzt nicht recht wußte, wohin man sie bringen sollte, wie denn auch Bartling sie unter die *Genera dicotyledonea dubia seu incertae sedis* zählt; Reichenbach brachte sie zu den Aroideen, und zwar in die Gruppe der Nepentheen, und Schultz stellte eine eigene „Entenfuss-Familie“ auf, die

er *Diphylleaceae* nennt und aus den Gattungen *Podophyllum*, *Jeffersonia*, *Achlys*, *Caulophyllum*, *Leontice*, *Sarracenia* und *Diphylleja* zusammensetzt und sie neben die *Nelumboneae* bringt, wie Herr Hooker, so daß man sieht, wie die neueren Botaniker trotz entgegengesetzter Ansichten doch in manchen Punkten sich wieder nähern. *Sarracenia purpurea* ist übrigens die einzige in diese neue Familie gehörende Art.

*Papaveraceae*. Die Familie der Mohue ist in jenen Gegenden spärlich vorhanden, denn man findet da nur *Papaver nudicaule*, die schöne *Eschscholzia californica* und *Sanguinaria canadensis*.

Auch die *Fumariaceae* sind da nicht zahlreich, und von den eigentlichen Fumarien wird blos *Fumaria media* genannt, die von *F. officinalis* schwerlich speciell verschieden seyn möchte, sonst kommen vor fünf Arten von *Diclytra*, eine *Adlumia* und 4 Arten von *Corydalis*, aus welchen Angaben man leicht eine Vergleichung mit den europäischen *Fumariaceen* anstellen kann.

Die *Cruciferae* gehören vorzugsweise dem Norden an, und so sehen wir sie denn auch hier zahlreich aufgezählt. Unter den auch in Europa einheimischen Kreuzblumenpflanzen bemerkt man unter andern: *Nasturtium officinale* und *palustre*, *Barbarea vulgaris* und *praecox*, *Turrilis glabra*, *Arabis alpina*, *Cardamine pratensis* und *hirsuta*, *Draba alpina* und *lapponica*, *Erophila vulgaris*, *Cochlearia officinalis* und *danica*, *Thlaspi arvense*, *Hesperis matronalis*, *Erysimum officinale* und *cheiranthoides*, *Braya alpina*, *Lepidium ruderales*, *Capsella bursa pastoris*. Dem nördlichsten Amerika eigen und neu dagegen sind: *Cheiranthus capitatus*, *Turrilis mollis*, *stricta*, *retrofracta*, *diffusa*, *Macropodium laciniatum*, *Vesicaria didymocarpa*, *Draba oligosperma*, *Hesperis Menziesii*, *Sisymbrium curvisiliquum* und *humile*, *Eutrema arenicola*, *Platyspermum scapigerum*, *Thysanocarpus curvipes*, eine neue Gattung bildend, u. s. w.

Die Capparideen gehören vorzugsweise den wärmeren Regionen an, daher finden wir hier nur *Cleome lutea* und *Polanisia graveolens*, dasselbe gilt von den Cistineen, die in jenen rauheren Gegenden nur noch durch *Helianthemum canadense*, *Lechea villosa* und *minor*, so wie durch *Hudsonia tomentosa* repräsentirt werden. Reichlicher schon sind die Violarieen vorhanden, aber einzig nur aus der Gattung *Viola* selbst, deren 22 Arten hier beschrieben sind, wovon nur *Viola canina* und *Viola tricolor* auch bei uns vorkommen.

Die Droseraceen bilden im Ganzen nur eine kleine Gruppe, aus welcher hier *Drosera rotundifolia*, *anglica* und *linearis*, dann *Parnassia palustris*, *parviflora*, *caroliniana*, *Kotzebuei* und *fimbriata* vorkommen.

Von den Polygaleen sind im brittischen Nordamerika nur wenige einheimisch, es sind 7 Arten der Gattung *Polygala* selbst, unter denen besonders *P. Senega* interessant ist. Um so reichlicher finden sich da die Caryophylleen, welche überhaupt ihr Maximum in der nördlichen Hälfte der Erde haben; zu jenen, welche auch in Europa wachsen, gehören: *Silene acaulis*, *inflata*, *Armeria*, welche letztere Pflanze eben so wie *Agrostemma Githago* als eine eingeführte betrachtet wird; es haben sich also in Amerika eben so einige deutsche Pflanzen verbreitet und sind einheimisch geworden, wie bei uns jetzt *Erigeron canadense*, *Oenothera biennis* und andere gemein wild wachsen, da sie doch ursprünglich aus dem neuen Continente stammen. Es sind ferner zu nennen: *Sagina procumbens*, *Spergula arvensis* und *nodosa*, *Larabrea uliginosa*, *Stellaria media*, *Arenaria rubra*, *Cerastium vulgatum*, *viscosum*, *alpinum*, *arvense* u. s. w. Amerika eigenthümliche und zugleich neue Arten sind: *Silene Douglassii*, *Scauleri*, *Drummondii*, *Menziesii*, *Stellaria borealis* und *ovalifolia*, *Arenaria nardifolia*, *Franklinii* und *macrophylla*, *Merckia phytodes* u. s. w.

Der Lineen sind nur wenige, nämlich *Linum rigidum*, *virginianum* und *perenne*.

Die Malvaceen gehören vorzugsweise wärmeren Gegenden an, daher man in dem nördlichsten Amerika deren nicht viele suchen darf, dennoch finden sich Arten von *Hibiscus* und *Sida*, die in Deutschland ganz fremd sind; überhaupt wird man öfters die Bemerkung zu machen Gelegenheit haben, daß Gattungen, welche vorzugsweise in warmen Klimaten zu Hause sind, wie eben *Sida* und *Hibiscus*, Arten besitzen, die sich in Amerika in weit nördlicheren Landstrichen vorfinden, als dergleichen unter denselben Breiten im alten Continente vorkommen, was um so mehr auffallen muß, da, wie bekannt, Amerika weit kälter ist, als die unter gleicher Breite liegenden europäischen Länder.

Von Tiliaceen kommen bloß *Tilia glabra* und *pubescens* vor, und von Hypericineen 9 Arten, wovon einige neu sind, wie *Hypericum ellipticum* und *H. Scouleri*; von den unsrigen ist bloß *H. perforatum*, und auch dies nur bei Quebec anzutreffen.

An Acerineen ist das brittische Nord-Amerika verhältnißmäßig sehr reich, denn es sind deren 9 Arten vorhanden, die großentheils bei uns in Anlagen gezogen werden, wie *Acer pensylvanicum*, *montanum*, *saccharinum*, *rubrum*, *Negundo* u. s. w. Aus diesem letzten Baume und aus *Acer dasycarpum* wird Zucker bereitet, so gut wie aus dem gemeinen Zucker-Ahorn.

Die Ampelideen begreifen nebst *Ampelopsis quinquefolia* drei wahre Arten von *Vitis*, nämlich *Vitis Labrusca*, *vulpina* und *riparia*. Von der ersteren werden besonders zwei Varietäten cultivirt, die man unter den Namen *Bland's Grape* und *Isabella-Grape* kennt.

Sehr spärlich sind die Geraniaceen in jenen Gegenden verbreitet, denn es finden sich nur *Geranium maculatum*, *albiflorum* (eine neue Art) und *carolinianum* sowie *Erodium cicutarium*. Von Balsamineen ist *Impatiens fulva* und *pallida* vorhanden, von Oxalideen *Oxalis corniculata*, *stricta*, *Acetosella* und *trillifolium*, welche letztere der Nordwest-Küste eigen ist, von Rutaceen bloß *Zanthoxylum fraxineum* und *tricarpum*.

Besser sind die Celastrineae besorgt; auſser *Staphylea trifolia* und zwei Arten von *Evonymus* finden ſich noch *Celastrus scandens*, der dort Bittersüs (*Bitter Sweet*) und *Waxwork* heißt, ferner *Myginda myrtifolia*, *Ilex opaca*, zwei Arten von *Prinos* und *Nemopanthes canadensis*.

Auch an Rhamnaceen iſt kein Mangel, ja es wurden ſelbſt einige neue Arten entdeckt, wie *Rhamnus oleifolius* und *R. cuneatus*, *Ceanothus velutinus* und *laevigatus*.

Die Terebinthaceen haben in jenen Gegenden nur die einzige Gattung *Rhus*, wovon 7 Arten aufgeführt ſind; der Herr Verf. hält *Rhus viridiflora* nur für eine Varietät von *R. typhina*, dagegen führt er *Rhus radicans* und *R. Toxicodendron* als beſondere Species auf. Neu iſt *Rhus lobata*, an der Nordweſt-Küſte einheimiſch.

Die Leguminosen gehören zu den größten Familien des Pflanzenreichs, auch iſt die Zahl von Gewächſen; die in dieſe Abtheilung gehören und in jenen Gegenden vorkommen, ſo groß, daß es zu viel Raum erfordern würde, die Gattungen alle einzeln durchzugehen, oder auch nur die neuen Arten zu nennen, die man dort kürzlich auffand. Merkwürdig bleibt der Umſtand, daß das nördliche Amerika mehrere baumartige Hüſenpflanzen beſitzt, die in Europa ganz mangeln. Zu den nordamerikanischen Hüſenpflanzen, die auch bei uns vorkommen, gehören unter andern *Medicago lupulina*, *Melilotus officinalis*, *Trifolium arvenſe*, *pratense*, *repens*, *Vicia Cracca* und *sativa*, *Ervum hirsutum* und *tetraspermum* u. ſ. w. Dagegen mangeln in Deutschland folgende Gattungen als einheimiſche ganz, nämlich *Thermopsis*, *Baptisia*, *Hosackia*, *Psoralea*, unter denen beſonders *P. brachiata* intereſſant iſt; es iſt dieſe die Pflanze, welche einige Reiſende die canadiſche Wieſen-Rübe genannt haben (*Navet de prairie*), ihre dicke Wurzel iſt ſpindelförmig, 4—10 Zoll lang, und wird von den Indianern geröſtet gegessen; ferner

*Glycyrrhiza*, *Petalospermum*, *Tephrosia*, *Amorpha*, *Robinia*, *Desmodium*, *Lespedezia*, *Amphicarpaea*, *Phaseolus*, *Lupinus*, wovon 20 Arten im brittischen Nordamerika wachsen, *Gymnocladus* und *Cercis*.

Von den Rosaceen, wie sie Jussieu einst ordnete, bildeten neuere Botaniker mehrere eigene Familien, Hr. Prof. Hooker aber nimmt sie noch ganz in dem alten bedeutenden Umfange, wo sie auch die Amygdaleen, Pomaceen, die Spiraeaceen u. s. w. umfassen. Von den europäischen Rosaceen finden sich dort unter andern: *Prunus Spinosa*, *Spiraea Aruncus*, *Geum rivale*, *Rubus Chamaemorus*, *Fragaria vesca*, *Potentilla supina*, *palustris*, *anserina*, *argentea*, *opaca*, *norvegica*, *Agri- monia Eupatoria*, *Alchemilla vulgaris*, *Poterium Sanguisorba* u. s. w. Neue und eigene Arten dagegen sind: *Cerasus emarginata*, *mollis*, *Spiraea Douglasii* und *S. Menziesii*, *Dryas Drummondii*, *Rubus Menziesii* und *nivalis*, *Potentilla effusa*, *Drummondii*, *diversifolia*, *pulcherrima*, *rubricaulis*, *gracilis*, *flabelliformis*, *concinna*, *Horkelia congesta*, *Poterium anuum*, *Pyrus rivularis*. —

In dem vorliegenden vierten Hefte bilden die Onagrarien die letzte Familie, ohne jedoch ganz beendet zu seyn; man findet hier 13 Arten von *Epilobium*, worunter mehrere europäische, wie *E. angustifolium*, *alpinum*, *organifolium*, *tetragonum*, *palustre* u. s. w., aber auch neue Arten, wie *E. opacum*, *glandulosum*, *minutum*; ferner fünf Arten von *Gaura*, unter denen *G. parviflora*, *marginata* und *glabra* neu sind, sodann 18 Arten von *Oenothera*, worunter *O. pallida*, *leucocarpa*, *Comien*, *viminea*, *Lindleyi*, *decumbens*, *quadri- vulnera*, *Boathii*, *pygmaea*, *spiralis*, *viridescens*, *contorta*. Man findet ferner zwei Arten von *Clarckia*, worunter die kürzlich auch in deutsche Gärten eingeführte niedliche *Clarckia pulchella*; ferner zwei Arten von *Isardia*, *Circaea lutetiana* und *alpina*, *Proserpinaca palustris*, *Myriophyllum spicatum*, *verticillatum* und *tenellum*. Den Beschluß macht die Charakte-

risistik der Gattung *Callitriche*, deren Arten aber nicht mehr in diesem Hefte stehen, auch fehlt noch der Haupttitel und die Einleitung zu diesem vorzüglichen Werke, was, wie auf dem Umschlag bemerkt ist, nachgeliefert werden soll.

---

*Ueber eine zweckmässigere Einrichtung des Schulwesens in kleineren Städten, von F. C. G. Zerrenner, Kön. Preuss. Consistorial- u. Schulrath, Dir. des Kön. Schullehrer-Semin. u. des Taubstummen-Instit. in Magdeburg, Schulinspector das. und Ritter des r. A. O. Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1832. 8. (190 S.).*

In der vielbesprochenen und auch im Leben bearbeiteten würdigeren Angelegenheit unserer Zeit müssen die Belehrungen eines um das Schulwesen so verdienten Mannes, wie der Verf. ist, willkommen seyn. Sie sind aus dem Leben hervorgegangen und gehen auf das Einzelne ein. Welche Schulen für das Bedürfnis der kleineren Städte gehören, das Aeußere und Innere derselben, Zahl und Besoldung der Lehrer, Gebäude, Lectio- nen, Classen, Prüfungen, Lehrgegenstände und die Unterrichtsweise bei einem jeden, Disciplin, Ferien und dergl. m., was zu der praktischen Einrichtung gehört, alles das ist, obwohl zum Theil kurz, doch anwendbar angegeben. Auch ist gezeigt, wo die wechselseitige Einrichtung statt finden könne, über welche sich der Hr. Verf. in einer früher von uns angezeigten Schrift ausführlich erklärt hat. Das Fortschreiten zum Besseren, wie man es besonders durch die weise und väterliche Fürsorge für die Schulen im Preussischen gefördert sieht, wird mit Dank gegen den „unter jedem braven Volke hochverehrten König,“ in der Einleitung wie billig, und das aufmunternd, erinnert. Der Inhalt dieser Schrift selbst sagt das.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer ähnlichen Schrift:

*Die Verbesserung der deutschen Stadtschulen, mit besonderer Rücksicht auf die sächsischen aufgefasst und dargestellt von M. Ernst Max. Müller, Bürgerschul-Director in Pirna. Leipzig bei W. Lauffer. 1832. 8 (183 S.).*

Auch diese Anweisung verbreitet sich über alles jenes Einzelne, was in dem wirklichen Leben bedacht werden muß, rügt manches, wohl mit gutem Grund, und ertheilt guten Rath, wie er dort anwendbar seyn mag, und zugleich allgemein belehrt. Wer auch nicht überall mit dem Verf. übereinstimmt, wird doch die guten Vorschläge nicht überhören, und der edlen Wärme, womit sie dieser einsichtige Schulmann vorträgt, einen erfreulichen Erfolg wünschen. Er geht vornämlich auf den Schulorganismus für die Lehrer und Aufseher ein.

Als Beweis, wie ernstlich die Frage der Schulverbesserung das Nachdenken allgemein in Bewegung setzt, dient die nicht geringe Anzahl auch von kleineren Schriften, welche in diesem Jahre über diesen Gegenstand erschienen sind. Sie haben zum Theil bloß locale Beziehung. Wir zeigen folgendes Buch an, welches das Ganze der Erziehung umfaßt.

*Pädagogik und Katechetik. Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf; ergänzend abkürzend, berichtigend ohne Polemik. Herausgegeben von Dr. Chr. Koch, Prof. in Marburg. Das. bei N. G. Elwert. 1832. 8. (XII u. 235 S.).*

Die kurze lateinische Vorrede „nach Quintilian,“ wie sie überschrieben, „von E. H. G. 1829. vor dem Sylvesterabend,“ wie sie unterschrieben ist, gehört wohl zu den Sonderbarkeiten des Verfs., eines ehemaligen Gymnasiallehrers. Er sagt in dieser Vorrede, daß er keinen Lehrer erziehen wolle, der ihm nicht von seiner Kindheit an übergeben werde. Hierauf redet der Herausgeber davon, daß pädagogische Seminarien auf Universitäten unter praktisch geübten Vorstehern errichtet

seyn sollten, und dafs die praktische Pädagogik und Katechetik nicht in die philosophische, sondern in die theologische Facultät gehöre.

Die Einleitung erkennt in der Erziehung der Menschheit zu ihrer höchsten Bestimmung das Werk Gottes, und in der Religion das Mittel. Ganz recht; wie aber der Erzieher in dieses Gotteswerk eintreten solle, dazu bedarf er der Belehrung. Allerdings ist ihm hierzu Anthropologie und Ethik u. s. w. nöthig, wenn aber der Hr. Verf. dann weiter den besonderen Theil der Erziehungskunde eintheilt in die sogenannte Didaktik, wovon die Katechetik ein wesentlicher Bestandtheil wegen der Religionslehre sey, und in die Theorie des Schulwesens, welche durch die Geschichte desselben unterstützt werde, so sieht man kein logisches Princip dieser Eintheilung, und findet sie auch nicht als einen bequemen Leitfaden für alles das, was zur Erziehungskunde gehört. Auch stimmen wir dem Verf. nicht in seinem Urtheile über die *Levana* unsers Jean Paul bei, wenn er ihn darin einen poetischen Theoretiker nennt; denn die Genialität dieses gemüthvollen Schriftstellers giebt da wohl manches bloß Ideale, aber sie eröffnet doch Blicke in das kindliche Gemüth und für das Ganze der Bildung, woran es dem Erzieher gewöhnlich zu sehr fehlt. Dagegen stimmt Rec. ganz mit dem Urtheil über unsers Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts ein, und hat es schon bei der ersten Erscheinung dieses Werks i. J. 1796. fast ebenso öffentlich ausgesprochen, dafs es das erste vollständige Handbuch der deutschen Erziehungskunde sey, als ein geordnetes Aggregat von Erfahrungen u. s. w. Mit Recht verweist also unser Verf. überall auf dieses Werk, und so im Geschichtlichen meist auf Ruhkopf; allein für die jetzige Zeit bedarf man doch mehr und hat auch mehr. Die eignen Gedanken des Hrn. Verfs. in den angehängten Zweifeln und Fragen leiten auch öfters das Nachdenken auf ein weiteres Bedürfnis.

Die Erziehungslehre im engeren Sinne, welche im Isten Buche behandelt wird, setzt den Hauptzweck in die Ausbildung der reinmenschlichen Anlagen zu einem gewissen Grade der körperlichen, geistigen und sittlichen Selbstständigkeit. Aber welche die reinmenschlichen Anlagen seyen, welcher Grad der Ausbildung das höchste oder niederste Maafs sey, und dergl., wird man aus dem, was weiter gesagt ist, noch nicht erlernen. Und so wird der praktische Erzieher bei allem dem, was als Mittel und Regel angegeben ist, noch nicht Genüge geleistet finden. Wenn dabei nun immer nur von christlicher Erziehung die Rede ist, so eignet sich doch alles das eben so gut z. B. für die Israeliten.

Das zweite Buch hat die Unterrichtskunde zum Gegenstand. Die allgemeinen Sätze derselben sind zwar weder aus ihren Gründen noch in ihrer Vollständigkeit entwickelt, aber sie sind mit manchem Interessanten verbunden. Ueber die Begriffe von analytischer und synthetischer Lehrart, die mit concreter und abstracter, mit heuristischer und compendiarischer oder wissenschaftlicher verwechselt sind, und wornach denn auch die katechetische und akroamatische bestimmt wird, liefse sich ebenfalls mit dem Hrn. Verf. rechten. Es ist übrigens viel Praktisches angegeben.

Das dritte Buch handelt von dem öffentlichen Unterricht. Auch hier vermifst man vieles von den neueren Fortschritten. Die Meinung, welche der Hr. Verf. noch mit Niemeyer theilt, dafs die Sonntagsschulen in England entstanden seyen, müssen wir auch hier ausdrücklich berichtigen. Sie sind vielmehr fast 30 Jahre früher in Deutschland, namentlich im Badischen, und durch eine Verordnung von Karl Friedrich eingeführt worden, wie der Unterzeichnete in seiner Geschichte der Erziehung (IIte Abth. S. 502. 2te Aufl.) urkundlich bewiesen hat.

*(Der Beschlufs folgt.)*

## S c h u l w e s e n.

( B e s c h l u f s . )

Ein sonderbarer literärischer Irrthum ist es, daß der Verf. aus der M<sup>dme</sup> Le Prince de Beaumont (welches der Familienname war) eine französische Prinzessin macht, welche es nicht unter ihrer Würde geachtet habe, in ihren mehrfach übersetzten *Magazins des enfans* &c. den noch nicht übertroffenen Lehrton für höhere Töchtererziehung praktisch zu zeigen. Diese allerdings ehrenwerthe pädagogische Schriftstellerin schrieb ihr mehrfach nützlich, aber keineswegs im christlichen Lehrton noch nicht übertroffenes Magazin als Vorsteherin ihres Instituts zu London. Dagegen nehmen wir dankbar die historischen Nachrichten an, welche uns der Verf. aus Hessen mittheilt. Die Synode, welche unter Philipp d. Großen zu Homburg in Niederhessen i. J. 1526. zur Einführung der Reformation gehalten worden, machte den Beschluß, daß Töchterschulen im Lande angeordnet würden, deren Vorsteherinnen würdige Frauen seyn sollten; die Ausführung sey jedoch vermuthlich durch die nachmaligen Kriege unterblieben. Ferner meldet der Hr. Verf.: „Als die Dänen Oxford und Cambridge im Anfange des 11ten Jahrhunderts zerstörten, gründeten schottische Königstöchter in Verbindung mit dem fränkisch-hessischen Grafen Conrad, dem nachmaligen 2ten Kaiser dieses Namens, zu Wetter bei Marburg das Benedictiner-Nonnenkloster, welches durch eine gelehrte Stiftsschule besonders seit der Aebtesin Elisabeth von Brück auch für die Bildung der männlichen Jugend noch kurz vor der Reformation wohlthätig gewirkt hat.“ (Es sind viele Männer des gelehrten Standes dort gebildet worden.) „Zehn Jahre nach der Stiftung der Kirchen von Wetter und Schotten, ein noch von jenen Schotten den Namen tragendes Städtchen im Oberfürstenthum

Hessen, gründete Kunigunde, Kaiser Heinrich's II. Gemahlin, ihr Kloster Kaufungen u. s. w."

Wenn wir §. 56. lesen: „zum Beschlufs dieser Theorie der christlichen Erziehung und zur nöthigen Erholung von dem Uebergang zu ihrer Geschichte, noch einige verfängliche Fragen für Glückliche, die sich nicht daran ärgern;" so möchten wir hinter mehrere dieser Worte noch erst selbst Fragezeichen setzen, die Fragen übrigens lieber fruchtbare nennen, da sie allerdings dem Nachdenken dienen.

Die Geschichte des öffentlichen Unterrichts, welche in einem synchronistischen Ueberblick gegeben wird, hat einige specielle Angaben, die nicht unwichtig sind; dahin gehört auch die statistische Zusammenstellung der Schulkinder im Verhältniß zur Bevölkerung von mehreren Ländern. Auch ist ein ausführlicher Plan der Schuleinrichtung in Chios eingerückt, in altgriechischer Sprache, aus einer Druckschrift v. J. 1820. genommen. Ferner sind zwei Auszüge aus Thomas Platers Leben, wie es Baldinger i. J. 1797. neu herausgegeben, angefügt. Refer. hatte in der 1sten Aufl. seiner Erziehungsgeschichte ebenfalls einen Auszug, und zwar aus der Originalausgabe mitgetheilt, fand es aber zweckdienlicher, denselben bei der 2ten Aufl. abzukürzen. Der schätzbare Aufsatz des Hrn. Verfs. über die 7 freien Künste ist nur zu kurz; und noch kürzer faßt er sich bei den 2 Resultaten, die er zuletzt aufstellt. In dem 1sten lesen wir: „aus der Geschichte des Schulwesens lernt man, dafs es nie geachteter war, als in der klassisch-christlichen Zeit der alten Benedictiner;" wie soll man das verstehen? wann und wo war diese Zeit? Das 2te ist ein treffliches Schlusswort, dafs zwar der Flor der Schulen auf der ökonomisch-politischen Sorgfalt der höchsten Regierung beruhe, dafs jedoch auch der Einzelne viel darin thun könne, und dafs die Kunst des Schulmannes, die auf der Methode beruhe, durch die Liebe zur Jugend ihren glücklichen Erfolg gewähre.

*Schwarz.*

*Römische Literatur. Fortsetzung der bei Teubner in Leipzig erschienenen Sammlung nebst einigen andern Schulausgaben.*

Die früheren Theile der von Teubner in Leipzig veranstalteten Sammlung classischer Autoren sind in diesen Blättern (Jahrg. 1826. No. 15. 16. 1828. No. 14. 1830. No. 58.) angezeigt und dabei auf die mit dem Fortschreiten der Sammlung auch fortschreitende Verbesserung und Vervollkommnung, die auch in den hier anzuzeigenden Fortsetzungen so sehr hervortritt, hingewiesen worden. Wir geben hier eine kurze Uebersicht der seitdem erschienenen Fortsetzungen, und verbinden damit die Anzeige einiger andern Schulausgaben Römischer Autoren.

- 1) *C. Plinii Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig. Vol. I. Lipsiae, sumptibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. XVI u. 439 S. in 8.*

Wie nothwendig eine neue Bearbeitung dieses bisher vor Andern vernachlässigten Autors sey, darüber herrscht wohl nur Eine Stimme. Zwar wird Plinius nicht auf Schulen gelesen und kann auch füglich auf Schulen nicht anders als in einer Auswahl, etwa wie die noch immer nicht unbrauchbare Gesner'sche Chrestomathie, gelesen werden; aber desto mehr bedarf der gelehrte Forscher des Alterthums in den verschiedensten Theilen und Zweigen, dieses encyclopädischen Werkes, das uns den Verlust mehrerer tausend verloren gegangener Schriften ersetzen muß, und das zugleich über manche wichtige Gegenstände jetzt unsere einzige Erkenntnißquelle bildet. Wie verdorben der Text dieses Schriftstellers ist, aber auch wie schwierig es ist, denselben zu heilen, wie fehlerhaft und uncorrect die bisherigen Abdrücke, das weiß Jeder, der in den Fall gekommen ist, mit Plinius näher sich zu beschäftigen, und dies ist auch bei den über diesen Gegenstand gepflogenen Berathungen der Versammlung der Naturforscher zu Dresden und München zur Genüge anerkannt worden. Aber die Schwierigkeit,

ungeachtet mancher in manchen Bibliotheken zerstreut sich findenden Hilfsmittel, bei dem ungeheuren Umfang des Werkes eine neue Bearbeitung zu liefern, die jenem Bedürfnis abhelfen und die verschiedenen Mängel heben soll, scheint fast Eines Einzelnen Kräfte zu übersteigen oder erfordert wenigstens eine durch keine andern Beschäftigungen unterbrochene Zeit vieler Jahre. In sofern kann es Niemanden befremden, wenn von dieser neuen Bearbeitung des Plinius, welche in Folge jener Verhandlungen Hr. Sillig unternommen, noch Nichts erschienen ist, und auch wohl nicht so bald erscheinen kann. Um so wünschenswerther war erst wenigstens ein neuer fehlerfreier Textesabdruck mit Angabe der Varianten (was bei Plinius, wo es sich um den gelehrten Gebrauch handelte, nothwendig und wesentlich ist), und diesen erhalten wir in vorliegender Ausgabe, bei welcher Hr. Sillig zunächst den Plan hatte, den bisherigen Text im Wesentlichen getreu wiederzugeben (gewiss das Beste, so lange noch nicht die zu einer neuen Recension erforderlichen Hilfsmittel gesammelt und zu einer neuen Bearbeitung der Anfang gemacht werden kann), und einen wohl geordneten kritischen Apparat beizugeben, was zugleich für die demnächst vorzunehmende gröfsere Bearbeitung von wesentlichem Nutzen ist, und zugleich weitere Verwirrung in der kritischen Behandlung entfernt. Diese Variantensammlung, welche sämmtliche Abweichungen der bisher verglichenen Handschriften und älteren Ausgaben auch mit einer Auswahl der bedeutenderen Conjecturen (denn alle anzuführen, war wohl nicht zu erwarten, und auch am Ende nicht nöthig) enthält, zunächst für den kritischen wie für den gelehrten Gebrauch manche Vortheile, und ist in dieser Hinsicht eine treffliche, freilich aber auch höchst mühevollte Vorarbeit zu jener gröfseren, demnächst zu erwartenden neuen Textesrecension. Durch das glückliche Zusammentreffen mehrerer Umstände gelangte der Hr. Herausgeber in den Besitz sämmtlicher, zum Theil höchst seltener und daher auch nur wenig oder gar nicht benutzter Hilfsmittel (wie

z. B. die seltene *Commelina* vom Jahr 1593.), wobei er die Unterstützung des Hrn. Dr. Choulant dankbar rühmt. Im Texte selber hat sich der Hr. Herausgeber nur wenig Aenderungen erlaubt, weniger vielleicht (setzt er selbst hinzu), als deren hätten geschehen sollen, damit er nämlich nicht genöthigt wäre, in der späteren gröfseren Ausgabe manche Lesart wieder zu ändern, wenn durch die Vergleichung anderer Codd. bessere Lesarten bekannt geworden, oder die ursprüngliche Lesart wieder herzustellen. Aber er hat, was wir mit Dank anerkennen müssen, die höchst fehlerhafte Interpunction an unzähligen Stellen gebessert, er hat die zahlreichen Druckfehler der früheren Ausgaben berichtigt, von den Lesarten der anerkannt vorzüglichsten Handschriften aber nur die aufgenommen, „*quae vel ad proprietatem Plinii et reliquorum aetatis argenteae scriptorum etymologicam, formalem et syntacticam pertinerent vel comparatae cum reliquis lectionibus veritate sua se adeo commendarent, ut nemini dubium esse posset, quid Plinius scriptum reliquisset.*“ Nur in der Praefatio hat er sich in dieser Beziehung Etwas mehr erlaubt, weil hier bereits eine solche Masse von Collationen vorliegt, dafs kaum noch bedeutende Vermehrungen zu erwarten sind. Nur bei ein paar gänzlich corrumpirten Stellen sind Conjecturen in den Text aufgenommen, was indess, wie zu erwarten war, sorgfältig in den Noten bemerkt ist, die zugleich manche Verbesserungsvorschläge, manche Nachweisungen oder Winke zu richtiger Auffassung verdorbener oder schwieriger Stellen enthalten. Neben der bisher üblichen doppelten Eintheilungsweise, die, da bisher nach ihr stets citirt worden, nicht verworfen, sondern wenigstens beibehalten werden mußte, ist, um die großen Unbequemlichkeiten, welche für das Citiren und Nachschlagen die frühere Abtheilung darbietet, zu vermeiden, neben der früheren eine neue Abtheilungsweise nach fortlaufenden Paragraphen eingeführt, die, ist sie nur einmal zu allgemeinem Gebrauch gekommen, das Nachschlagen und Citiren nicht wenig erleichtern wird.

Dies ist der Charakter dieser Handausgabe, welche in diesem ersten Bande bis zum sechsten Buch inclusive fortgeführt ist und daher baldige Fortsetzung und möglichste Vollendung des Ganzen aus den oben angeführten Gründen wünschen läßt; wozu wir freilich aber auch dem Hrn. Herausgeber die erforderliche Muße und Ausdauer wünschen müssen. Näher in das Einzelne der Variantensammlung und der einzelnen darin niedergelegten Bemerkungen einzugehen, liegt außer dem Zweck vorliegender Anzeige, welche keine andere Absicht hat, als auf die neue Erscheinung die gebührende und wohlverdiente Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums zu lenken und den Charakter derselben im Allgemeinen zu bezeichnen. Wir zweifeln nicht, daß diese Ausgabe den Beifall der Kenner finden und sowohl in dem höchst correct gedruckten und auch, wie bemerkt, hie und da verbesserten Texte, als in der für den gelehrten Gebrauch so wesentlichen Sammlung des kritischen Apparats befriedigen werde. Daß die typographische Ausstattung eben so befriedigend, wie bei den früheren Bänden ausgefallen ist, bedarf wohl kaum einer ausführlichen Erwähnung. Die bei Tauchnitz ohnlängst erschienene Stereotypausgabe des Plinius kann dem Bedürfnis einer neuen Handausgabe dieses Schriftstellers um so weniger entsprechen, als sie ein bloßer Abdruck des Textes der Franz'schen Ausgabe ist, und somit alle die zahlreichen seit Harduin in den Text eingeschlichenen Fehler und Irrthümer enthält, der fehlerhaften Interpunction und anderer Uebelstände nicht zu gedenken, welche den Gebrauch dieser Ausgabe nicht rathlich machen.

- 2) *Justini Historiae Philippicae. Secundum vetustissimos codices prius neglectos recognovit, brevi adnotatione critica et historica instruxit Fridericus Dubbner, ph. Dr. Accessit index rerum locupletissimus. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXXI. XXV u. 439 S. in gr. 8.*

Diese Ausgabe ist allerdings schon nach einem größeren Maßstabe angelegt, als andere Theile dieser Samm-

lung, und verdient darum besondere Aufmerksamkeit, indem hier mit dem Zweck eines sorgfältig revidirten Textes auch noch andere Zwecke in Verbindung stehen, deren Erreichung dieser Ausgabe einen höheren Charakter, als den eines bloßen fehlerfreien Textesabdruckes giebt, und sie im Vergleich mit den bisherigen Ausgaben des Justinus gewissermaßen als eine neue Bearbeitung charakterisirt. Dies erklärt denn auch schon den verhältnißmäßig größeren Umfang dieser Ausgabe. Was vorerst den Text selbst betrifft, so konnte Gronov's Ausgabe bei näherer Prüfung nicht genügen. *Qui paulo attentius criticorum illorum* (sagt der Herausgeber S. VI. in dieser Beziehung) *et interpretum adnotationes perlegerit, Justinum orationem saepissime intelliget judicari ac fingi ex aliorum scriptorum dicendi consuetudine vel alius aetatis usu; animadvertet ornatum et elegantiores numeros quaeri etiam iis locis, in quibus epitomator aperte aut levius aut negligentius versatus est; cognoscet denique rerum narrationem, ubi quidem ejus aliquod momentum est in verbis scriptoris constituendis, ad aliorum plerumque narrationes aestimari ac nonnunquam corrigi et in ordinem cogi.* — Darum war eine Untersuchung der Quellen und des Ursprungs einer jeden einzelnen Lesart vor Allem nothwendig, und die Vergleichung der zahlreichen bei späteren Autoren vom vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an vorkommenden Stellen hier vor Allem erspriesslich, um zu einem bestimmten End-Resultat und Urtheil, und damit auch zu der Einsicht zu gelangen, wie bei Justinus oftmals die Lesart der älteren Handschriften jüngeren Interpolationen weichen mußte. Mit Recht würdigt der Herausgeber die Verdienste des Bongarsius und der von ihm gelieferten Collation, obgleich die nicht selten auch hier eintretende Ungewißheit über die im Text befindliche Lesart die Untersuchung erschwert und ein Schwanken herbeiführte, worüber der Verf. in Bezug auf sich selbst und sein Verfahren Klage zu führen sich veranlaßt findet und selbst eingesteht, in den ersten sechs Büchern

aus den neueren Codd. Manches aufgenommen zu haben, was er später gerne ändern mochte (Daher auch der Umfang der Addenda S. XIX ff.); obschon wir im Ganzen nur billigend die Vorsicht anerkennen müssen, mit welcher Derselbe bei Constituirung des Textes verfahren ist (vergl. S. XII). Drei neue Handschriften, eine Prager, Cracauer und Gothaer, sind zu den kritischen Hülfsmitteln, welche bei dieser Ausgabe benutzt worden, hinzugekommen, sie bilden in dem Index Codicum S. XV ff. die drei letzten Nummern 35—37, und scheinen auch im Ganzen von untergeordnetem Werthe zu seyn. Aber der Herausgeber hat sich nicht blos auf das Kritische eingeschränkt, er hat sich auf höhere Kritik und selbst Exegese eingelassen, indem er die Angaben Justins mit denen anderer Schriftsteller sorgfältig verglich und prüfte, die Verschiedenheit anmerkte und die Quelle derselben nachzuweisen bemüht war, freilich Alles in möglichster Kürze, weshalb der Verf. statt einer Menge einzelner Citate und Anführungen von Parallelstellen lieber auf ein einziges Citat einer Schrift hinweisen wollte, in welcher sich Alles zusammengestellt finde. Der Herausgeber wollte zwar zunächst nicht eine Untersuchung über die Wahrheit und Gültigkeit der von Justin gegebenen Nachrichten liefern; das konnte auch in dem Zweck seiner Ausgabe nicht liegen, aber es sollte durch eine Vergleichung in dem oben bemerkten Sinne ersichtlich werden, in wiefern Justinus getreu seine Quellen wiedergegeben oder sie durch eigne Zusätze verunstaltet habe, so daß auch da, wo sich keine weiteren Bemerkungen finden, Justins Erzählung mit den Angaben der übrigen Schriftsteller übereinstimmt; sonst ist auf die Art und Weise, wie Justin den Tropus exercirt, in den Noten vielfach Bedacht genommen worden. Wir können, was diese Punkte betrifft, nur rühmend der Sorgfalt gedenken, welche auf diesen Gegenstand verwendet worden, indem der Verf. stets dabei auf die neuere und neueste, von den bisherigen Herausgebern wenig oder gar nicht benützte Literatur Rücksicht genommen hat, und selbst seltne

und oft wenig beachtete Werke seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sind. In dieser Hinsicht hat diese Ausgabe vor andern wesentliche Vortheile, die sie auch dem gelehrten Gebrauch sehr empfehlen. Sonst finden sich in den umfassenden, dem Texte untergesetzten Noten neben den kritischen Bemerkungen und den auf den historischen Inhalt sich beziehenden vielfachen Erörterungen, Wort und Sache betreffend, vielfache Beiträge zum richtigen Verständniß und besseren Auffassung an zahlreichen Stellen; Alles in möglichster Kürze, wie es denn bei einer solchen Art der Behandlung an Stoff zu Bemerkungen im Einzelnen nicht fehlen kann. Am Schlusse ist auch Wetzels *Index Historicus*, aber bedeutend vermehrt und ergänzt, beigefügt.

- 3) *A. Plauti Fabulae ad optimos libros partim non antehac collatas emendatae. Accesserunt observationes criticae et grammaticae studio Friderici Lindemanni. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXX.* Auch mit dem besondern Titel:

*M. A. Plauti Trinummus. Emendavit Fridericus Lindemannus etc. VI und 84 S. in gr. 8.*

Eine Fortsetzung der mit den *Captivi* angefangenen Ausgabe des Plautus, und dieser daher auch in Anlage, Behandlungsweise und in der ganzen äußeren Einrichtung völlig gleich, weshalb wir auf die frühere Anzeige verweisen. Daher wird auch das langsame Fortschreiten dieser Bearbeitung nicht befremden, da sie nicht bloß auf die Kritik und Metrik Rücksicht nimmt, und in dieser Hinsicht mehr leistet, als bisher zu leisten möglich war oder geleistet worden ist (ohngeachtet wir einige Specialausgaben dieses Stücks besitzen), sondern auch vielfache Beiträge theils zur Erklärung so wie zum richtigen Verständniß vieler dunklen oder schwierigen Stellen theils zur genaueren Kenntniß des Sprachgebrauchs der lateinischen Dichter und der lateinischen Prosodie liefert, wie nähere Einsicht alsbald einen Jeden belehren wird. Für die Kritik sind im Ganzen fast dieselben Hilfsmittel benutzt, wie bei den *Captivis*. Es unterliegt

keinem Zweifel, daß nur durch solche Bearbeitungen gediegener Art, wie aus dem reichhaltigen Inhalt der zahlreichen dem Texte untergesetzten Noten sich ergibt, es uns möglich werden kann, mit der Kritik und dem Metrum dieser älteren lateinischen Dichter aufs Reine zu kommen und feste Grundsätze zu gewinnen, deren Mangel in der Behandlung dieses Theils der Römischen Literatur bisher so fühlbar war.

4) Auch von Cicero sind einige Bändchen erschienen, welche den Anfang einer Gesamtausgabe dieses Schriftstellers bilden, der in einer Sammlung, wie vorliegende, nicht fehlen durfte, dessen Ercheinen aber durch manche, von Seiten des thätigen Verlegers unverschuldete Hindernisse aufgehalten und verzögert war. Denn es war ihm bisher noch nicht gelungen, einen tüchtigen, dem Unternehmen völlig gewachsenen Mann zu finden, der sich zu Uebernahme einer neuen Ausgabe dieses Autors bereit erklärt hätte, welche einen aufs sorgfältigste revidirten Text oder eine neue Textesrecension, mit den gehörigen Anmerkungen nach der Einrichtung der früheren Bände hätte liefern sollen. Um aber den wiederholten Anfragen und Wünschen, die wegen einer correcten Schulausgabe des Cicero an den Verleger gestellt wurden, zu genügen, entschloß er sich, einstweilen correcte Abdrücke einzelner, auf Schulen insbesondere am meisten gelesener Schriften des Cicero zu diesem Zweck zu liefern, wobei es natürlich auf einen nach den anerkannt besten Ausgaben berichtigten, von Druckfehlern freien Text und gute Interpunction ankam, daher auch vor Allem Orelli's Recension zu Grunde gelegt wurde, ohne daß man jedoch hier einen getreuen Abdruck dieser oder einer andern Recension erwarten darf, da in dieser Hinsicht die drei Herausgeber, denen der Verleger dies Geschäft übertrug, mit mehr Selbstständigkeit und zugleich mit steter Rücksicht auf die Bestimmung dieses Abdrucks für Schulen verfahren sind. Und wir können auch, da ein Eingehen in das Einzelne

uns nicht erlaubt ist, im Allgemeinen bezeugen, daß wir in dem Text möglichste Correctheit, in einer zweckmäßigen typographischen Ausstattung gefunden haben, und in dieser Hinsicht kein Bedenken tragen, den Gebrauch und die Einführung auf Schulen bestens zu empfehlen. Alle Noten sind natürlich weggeblieben; bloß die Argumente eines jeden Stückes sind vorangestellt. Bis jetzt sind in Allem folgende sieben, auch durch ein nettes Aeufßere sich empfehlende Bändchen erschienen:

- 1) *M. Tullii Ciceronis De officiis libri tres. Ad optimorum librorum fidem emendati et in usum scholarum editi. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCLXXX. VI u. 107 S.*
- 2) *M. Tullii Ciceronis Cato Major, Laelius et Páradoxa. Editio ad optimorum librorum fidem in usum scholarum curata. Lipsiae etc. 75 S. in 8.*
- 3) *M. Tullii Ciceronis Tusculanae Disputationes. Ad optimorum librorum fidem emendatae et in usum scholarum editae. Lipsiae etc. 165 S. in 8.*
- 4) *M. Tullii Ciceronis Orationes in Catilinam, Pro Archia poeta. Ad optt. librorr. fidem in usum scholarum editae etc. 95 S. in 8.*
- 5) *M. Tullii Ciceronis De Oratore libri tres. Ad optt. etc. etc. 211 S. in 8.*
- 6) *M. Tullii Ciceronis Orationes Pro Cn. Plancio, Pro P. Sestio, Pro Marcello, In M. Antonium Philippica secunda Ad optt. etc. etc. 144 S. in 8.*
- 7) *M. Tullii Ciceronis Orationes Pro lege Manilia, Pro T. Annio Milone, Pro Q. Ligario, Pro rege Dejotaro. Ad optt. librr. etc. etc. 99 S. in 8.*

Zwei andere, in andern Officinen erschienene, ebenfalls zunächst für Schulen bestimmte Ausgaben Ciceronischer Reden glauben wir bei dieser Gelegenheit nicht übergehen zu dürfen:

- 1) *M. Tullii Ciceronis Oratio pro P. Sylla. Recognovit et pottiorem lectionis diversitatem adjecit Carolus Henr. Frotsher, ph. Dr. et Profess. etc. etc. Lipsiae 1831. Sumtibus Baumgaertneri. 72 S. in 8.*

Zuerst ist das *Summarium Schuetzii* abgedruckt, dann folgt der Text, mit kurzen kritischen Noten, welche die aufgenommenen oder verworfenen Lesarten bemerken, hie und da auch mit kurzer Angabe der Gründe oder kurzen Urtheilen begleitet, oft auch blos in kurzer Angabe der bedeutenden Abweichungen der verschiedenen Texte bestehend. Dafs die neuesten Bearbeitungen und Recensionen, wie die von Orelli, Matthiä u. A. sorgfältig benutzt sind und bei Gestaltung des Textes darauf die verdiente Berücksichtigung überall genommen worden, müssen wir um so mehr bemerken, als damit der Werth vorliegenden Abdruckes bestimmt wird und keine Vorrede dies ausdrücklich bemerkt, was sich indess bei näherer Betrachtung des Textes alsbald herausstellt. Auch im Uebrigen empfiehlt sich der Abdruck durch einen möglichst correcten Druck und deutliche Lettern.

II) *M. Tullii Ciceronis Orationes XII selectae.* — Des M. Tullius Cicero zwölf auserlesene Reden mit Anmerkungen für studierende Jünglinge und Freunde der Römischen Literatur, von Anton Möbius. Erster Band. Dritte vermehrte und berichtigte Auflage. Hannover 1831. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. —

Auch mit dem besondern Titel:

*M. Tullii Ciceronis Orationes pro Sexto Roscio Amerino, In Catilinam et Pro Archia Poeta, mit historischen, kritischen und erklärenden Anmerkungen von Anton Möbius. etc. etc. XXIV u. 290 S. in gr. 8.*

Diese Auswahl Ciceronischer Reden ist in ihren früheren Auflagen in diesen Blättern näher beurtheilt und nach Verdienst gewürdigt worden. Wir müssen auf diese früheren Anzeigen zurückweisen, und können hier nur bezeugen, dafs des Verfs. bessernde Hand überall bemerkbar ist und eine sorgfältige Prüfung und Revision, welcher das Ganze nochmals unterworfen, mit steter Benutzung der neuesten Hülfsmittel, nirgends vermisst wird; so dafs in dieser Hinsicht der Commentar in den dem Text untergesetzten Noten eine Ausdehnung und einen Umfang erhalten hat, in dem man nicht leicht etwas

Wesentliches vermissen wird, und der insbesondere auch solchen, die diese Meisterstücke Römischer Beredsamkeit sich zur Privatlektüre und zum Privatstudium wählen, sehr förderlich seyn kann, da er sie mit dem Römischen Sprachgebrauch und der höheren Syntax vertraut macht und gründliche Belehrung über diese Gegenstände darbietet, und zugleich mit allen antiquarischen oder historischen Gegenständen, die in das Gebiet der sachlichen Interpretation fallen, so wie mit dem Bau der Rede und dem Charakter der Beredsamkeit selber bekannt macht. Wie denn namentlich auf die Entwicklung der feineren Punkte der Grammatik und des Sprachgebrauchs große Sorgfalt verwendet ist, die uns zugleich zeigt, wie sehr es dem Verf. gelungen ist, in den Charakter und Geist der Ciceronianischen Sprache einzudringen. Eben diese Vorzüge sind es auch, die unstreitig und mit Recht dieser Bearbeitung einer Auswahl Ciceronischer Reden einen solchen Beifall verschafft und in kurzer Zeit wiederholte Auflagen nöthig gemacht haben. Aus Cicero sucht der Herausgeber zunächst den Cicero zu erklären, und darum sind die steten Verweisungen auf andre Stellen des Cicero, oder die Anführungen von Parallelstellen, oder auch Hinweisungen auf andre Werke und Commentare, so wie selbst auch die jetzt meist eingeführten Grammatiken, z. B. von Ramshorn oder Matthiä, sehr erspriesslich und zugleich zu weiterem Forschen anregend. Daher mag uns wohl der Wunsch erlaubt seyn, den Verf. noch öfters auf diesem Felde wieder zu finden, und diese Bearbeitungen Ciceronianischer Reden durch ihn fortgesetzt zu sehen. Ein genaues Wort- und Sachregister über die in den Noten behandelten Gegenstände und Worte ist am Schlufs beigefügt.

---

In derselben Teubnerischen Officin ist seitdem auch Folgendes erschienen:

*Corpus Grammaticorum Latinorum veterum collegit, auxit recensuit ac potiozem lectionis varietatem adjecit Fridericus Lindemannus, sociorum opera adjutus. Tomus I. Donatum, Probum, Eutyrium, Arusianum Messium, Maximum Victorinum, Asperum, Phocam continens. Lipsiae, sumtibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. VIII u. 392 S. in gr. 4to.*

Es ist gewifs höchst erfreulich, in dem Erscheinen dieses ersten Bandes das große Unternehmen einer neuen Sammlung der Lateinischen Grammatiker verwirklicht zu sehen. Die Seltenheit und Unvollständigkeit der früheren Sammlungen, die bedeutenden seitdem von verschiedenen Seiten her bekannt gewordenen Schriften, waren schon hinreichender Grund, ein Unternehmen der Art zu wünschen, welches alle die zahlreichen, vereinzelt Schriften nun in ein all - umfassendes Ganze vereint, und durch Berichtigung und Vervollständigung des Textes sie für den gelehrten Gebrauch zugänglicher mache. Bei den großen, äußeren Schwierigkeiten, die der Ausführung eines solchen Unternehmens im Wege stehen, die aber durch die Thätigkeit und das Interesse der jetzigen Verlagsbuchhandlung gehoben worden sind, verdient des Herausgebers unverdrossener Eifer, mit welchem er das Unternehmen endlich zur Ausführung brachte, um so mehr Anerkennung, da der erste Theil fast ganz allein das Werk seiner Thätigkeit ist. Die ganze Sammlung ist auf funfzehn Quartbände berechnet, deren wenigstens zwei in jedem Jahre erscheinen sollen. Dafs Alles, was Putsche's Sammlung enthält, auch in diese aufgenommen wird, war zu erwarten; es sollen aber auch die andern seitdem bekannt gewordenen Schriften Lateinischer Grammatiker (einige hat der Herausgeber selbst zum erstenmal edirt), wie z. B. Mallius Theodorus, Consentius Arusianus, Pompejus u. A. hinzukommen; alle Erklärer und Scholiasten dagegen, wie billig, ausgeschlossen bleiben, so sehr auch eine neue Bearbeitung und Sammlung derselben sonst wünschenswerth ist. Es wird übrigens in

dieser Sammlung kein bloßer, erneuerter Abdruck der älteren Sammlung gegeben, sondern eine neue Recension geliefert; was allerdings sehr zu berücksichtigen ist. Der Herausgeber hat nämlich, wo es anders anging, nicht sowohl den gedruckten Text einer älteren Ausgabe seiner Recension zu Grunde gelegt, sondern stets die Handschriften, jedoch ohne dadurch das eigene Urtheil über den Werth dieser Handschriften zu bestimmen oder zu beschränken, oder sichern Vermuthungen die Aufnahme in den Text, da wo derselbe offenbar verdorben oder unrichtig ist, zu versagen. Unter dem Text sind die abweichenden Lesarten in einer Auswahl und oft mit Beifügung einer kürzeren Erklärung mitgetheilt. Wie der Herausgeber in dieser Auswahl verfahren, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben: „*Non illud mihi propositum est, ut ex iis, quos nancisci potuero, libris manuscriptis memoratu digniores excerpam varietates, sed potius quem codicem nactus fuerim antiquissimum eundemque optimum, ejus omnes exscribam lectiones, etiam manifesto falsas imprimis iis in locis, ubi fragmenta priscorum scriptorum reperiuntur; reliquos autem libros omnes in subsidium tantum adhibeam; Putschianae vero editionis lectiones omnino omnes accurate enotem ac transscribam.*“ Ausserdem hat der Verf. bei nicht wenigen, ihrem Inhalt nach bedeutenden Stellen die Parallelstellen anderer Grammatiker beigefügt, und die von diesen angeführten Stellen älterer Autoren sorgfältig nachgewiesen.

So enthält nun der erste Band I) *Aelii Donati Ars Grammatica tribus libris comprehensa e codice Santeniano emendatius edita*. Diese Schrift war zwar bereits bekannt und auch in Putsche's Sammlung S. 1785 ff. aufgenommen; aber, wie sich jetzt ergibt, in einer sehr fehlerhaften und mangelhaften Gestalt. Der Herausgeber giebt sie hier ganz nach einer trefflichen Saalen'schen Handschrift, welche im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin sich befindet und ihn über andere Hülfsmittel leicht wegsehen liess; doch sind die Abwei-

chungen von der Putsche'schen Ausgabe sorgfältig in den Noten angemerkt, und auch hie und da mit Bemerkungen begleitet, wie wir solches oben bereits im Allgemeinen angedeutet haben. Es ist dies dieselbe Handschrift, aus welcher Hr. Lindemann früher *Pompeji Commentum artis Donati* (Lips. 1820.) herausgegeben hatte. Auch die Seitenzahlen der Putsche'schen Sammlung sind am Rande beigefügt. Wir brauchen wohl kaum auf die Wichtigkeit dieser hier in vielfach verbesserter Gestalt erscheinenden Schrift aufmerksam zu machen, da wir in ihr zuerst eine systematische Behandlung der Grammatik finden, wodurch sie die Grundlage der späteren Elementarbücher und Grammatiken geworden ist.

Nun folgt II) *M. Valerii Probi Institutionum Grammaticarum Libri II. e codice Sancti Columbani Bobiensis diligentissime editi*. S. 37 ff. Auch diese Schrift steht bei Putsche S. 1386 ff., aber wir erhalten sie hier in einer sehr verbesserten Gestalt, so daß nur wenige Stellen im Ganzen noch nicht geheilt und berichtigt erscheinen. Dies ward besonders möglich durch die Benützung einer jetzt in Wien befindlichen, in das siebente oder achte Jahrhundert angeblich hinaufsteigenden Handschrift, die ehemals in das an Schätzen dieser Art so reiche Kloster des h. Columban zu Bobbio gehörte, und noch mehreres Andere enthält, dessen Bekanntmachung durch Hrn. Eichenfeld, Custos der Wiener Bibliothek, wir zu erwarten haben.

III) *Eutychii Grammatici de discernendis conjugationibus libri II. e codice Sancti Columbani Bobiensis restituti*. S. 149 ff. Es ist dieser Eutychius derselbe, der sonst unter dem Namen Eutiches bekannt war und dessen Schrift ebenfalls bei Putsche S. 2143 ff. abgedruckt ist. Auch hier ward die eben erwähnte Wiener Handschrift benutzt oder vielmehr zu Grunde gelegt; doch ist der Theil, welcher des Eutychius (denn so steht immer in der Handschrift) Schrift enthält, jünger und offenbar später geschrieben, als jener. Ueber seine Beschaffenheit giebt Hr. Lindemann S. 152. nähere Auskunft.

(Der Beschluss folgt.)

## R ö m i s c h e L i t e r a t u r.

( B e s c h l u s s . )

III) *Arusiani Messi V. C. Or. Comitum primi Ordinis Exempla Elocutionum ex Virgilio Salustio Terentio Cicerone digesta per literas.* S. 199 ff. Es ist dies das bekannte, früherhin dem Fronto beigelegte Büchlein, das Mai zuletzt aus einer Ambrosianischen Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts in seiner Sammlung der Werke des Fronto herausgab, dessen Namen auch das Büchlein in der genannten Handschrift vor sich hat. Bekanntlich ist das Ganze nichts weiter als ein alphabetisches Verzeichniß von einzelnen Redensarten, die aus den vier oben genannten Schriftstellern genommen sind, fast ohne alle eigene Zugabe des Sammlers, dessen Person und Zeitalter eben daher unbekannt bleibt, so ausgemacht es auch ist, daß Fronto der Verf. nicht ist, oder überhaupt seyn kann, ja nach Mai's Vermuthung das Büchlein vielleicht gar aus einem größeren Werke des Fronto excerptirt ist durch jenen *Arusianus Messus*, den Nicolaus Heinsius zuerst als Verfasser in einer Handschrift zu Neapel entdeckte. In einer andern Gudischen Handschrift, wovon gleich ein Näheres, wird neben den vier genannten Autoren an zwei Stellen Symmachus angeführt, was allerdings zu einem Schluß auf die Zeit des Verfassers uns berechtigen könnte, wenn es erst ausgemacht wäre, daß beide Stellen kein späterer Zusatz oder Einschlebsel sind. Hr. Lindemann entdeckte dieses Büchlein in einer Gudischen, zu Wolfenbüttel befindlichen Handschrift, und indem er diese zum Grunde legte, hat er den Text um die Hälfte („*plus quam dimidiata parte auctus*“) vollständiger als bisher, und auch weit berichtiger, als Mai, geliefert; wodurch wir zugleich einige bisher noch nicht gekannte Fragmente verlorener Autoren, namentlich aus Sallusts Historien,

erhalten. Die Stellen selber aus den vier genannten Schriftstellern (weshalb auch in den früheren Abdrücken dem Titel der Ausdruck *Quadruga* voransteht, der aber in der Gudischen Handschrift fehlt und deshalb von Hrn. Lindemann wieder weggelassen worden) sind überall sorgfältig in den Noten nachgewiesen, und dabei auch die Varianten angemerkt.

IV) *Maximi Victorini libelli tres: De re Grammatica. De carmine heroico. De ratione metrorum*, S. 269 ff.; ebenfalls früher von Putsche herausgegeben, hier aber in einer so vielfach berichtigten Gestalt, daß der Herausgeber wohl sagen konnte: „*Ego scio sic esse immutata, ut, si veram scripturam contineat mea recensio, Putschiana et omnes priores plane nullius amplius pretii esse possint.*“ Dies ward ihm möglich durch die Benutzung neuer Hülfsmittel; zu den beiden ersten Schriften benutzte er eine Gothaer Handschrift, die auch noch manches Andere enthält und deren Collation Hr. Dübner besorgte. Es ist diese Handschrift zwar nicht frei von Interpolationen, doch bietet sie in zahlreichen Stellen die wahre Lesart allein dar. Die dritte Schrift erscheint völlig hergestellt aus einer sehr alten Wiener, ehemals Bobbio'schen Handschrift, aus der wir auch den *Claudius Sacerdos* demnächst erhalten sollen. Ueber den Verf. dieser Schriften läßt sich freilich auch jetzt Wenig oder Nichts sagen; als *Maximus Victorinus* wird er auch in der Wiener Handschrift aufgeführt, woraus wenigstens hervorgeht, daß dieser Grammatiker mit dem bekannten Rhetor und Dichter *Fabius Marius Victorinus* nicht zu verwechseln oder für eine und dieselbe Person zu halten ist.

V) *Asperi junioris Ars grammatica*, S. 307 ff. Der von dem älteren *Asper*, dem berühmten Erklärer des Virgil und Sallust, der deshalb auch von späteren Grammatikern vielfach angeführt wird, wohl zu unterscheidende Verf. dürfte nach Hrn. Lindemann kaum unter Priscian, der Zeit nach, zu setzen seyn. Zu Berichtigung und Besserung des Textes seiner von Putsche bereits mitgetheilten Schrift benutzte der Herausgeber außer den

älteren Ausgaben die oben bemerkte Gothaer Handschrift, deren Collation Hr. Dübner besorgte.

VI) *Phocae Grammatici Ars de nomine et verbo. Ejusdem de aspiratione libellus*, S. 317 ff. Außer der genannten Gothaer Handschrift wurden zwei Wolfenbüttler, aus deren einer auch Osann unlängst den *Apulejus de aspiratione et orthographia* edirte, benutzt.

Darauf folgen höchst genaue und sorgfältige *Indices*, wie wir sie freilich auch ungern missen würden; zuerst ein *Index* der citirten Autoren, unter welchen Cicero, Terentius, Virgilius, Sallustius immerhin die zahlreichsten sind; dann folgt ein *Index rerum et verborum*, und drittens ein *Index Notarum*. Wir haben diese sorgfältigen Register den Bemühungen des Hrn. P. W. Otto (des Herausgebers des Ciceronianischen *Cato* und der Bücher *De Finibus*) zu verdanken, mit welchem der Herausgeber seine Arbeit für die Folge in der Art getheilt hat, daß dieser die Collation der Handschriften und die Sammlung der Varianten, also des kritischen Apparats, übernahm, Hr. Lindemann aber die Durchsicht desselben und die darnach vorzunehmenden Verbesserungen überlassen blieb. „*Quicum ita partitus sum totum opus, ut ipse nihil quidem me inconsulto mutaret, exceptis manifeste corruptis, variarum autem lectionum farraginem in margine inferiori notandarum componeret ordinaretque; ego vero et recenserem scriptoris orationem et emendarem, quae mihi visa essent emendanda et illius correctiones, si quae essent, quas fecisset, iudicio meo submitterem; quo facto uterque conveniremus in unum et conjuncta opera sociatoque studio scripta denuo perlustraremus.*“ Auf diese Weise ist bereits bei dem in diesem Bande enthaltenen *Phocas* verfahren worden, so wie bei dem im zweiten Bande demnächst zu erwartenden *Festus*.\*)

Chr. Bähr.

\*) Man bittet folgende Druckfehler zu verbessern, welche in No. 56. der Jahrbücher stehen geblieben sind: S. 884. Z. 9. von unten nach enthält, ist einzuschalten: gewährt. — S. 886. Z. 5. v. u. statt *Dubbner* l. *Duebner*. — S. 888. Z. 7. v. u. st. *Tropus* l. *Trogus*. — S. 895. st. *Saälen'schen* l. *Santen'schen*.

*Virorum Doctorum Epistolae selectae, ad Bilib. Pirchheymerum, Joach. Camerarium, Car. Clusium, et Julium Episc. Herbip. datae. Ex autographis nunc primum edidit et illustravit Theod. Frid. Freytagius, phil. Dr. Rossor. imper. a consil. Lipsiae, sumptibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. XVI und 194 S. in gr. 8.*

Diese Sammlung von ungedruckten Briefen einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer aus der zweiten Hälfte des sechzehnten bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, ist allerdings ein höchst schätzbare Beitrag zur Literär- und Gelehrten-geschichte dieser denkwürdigen Periode, zumal da diese Briefe von dem gelehrten Herausgeber mit so zahlreichen geschichtlichen oder literärhistorischen Notizen und Erörterungen begleitet sind. Der Codex, aus welchem die Sammlung jetzt zum erstenmal durch den Druck bekannt gemacht erscheint (nur ein Paar Briefe sind bis jetzt in andern Werken oder Sammlungen, aber durchaus nicht mit der Vollständigkeit und Genauigkeit, wie hier, abgedruckt), enthält lauter Autographa, also lauter Originalbriefe und keine Apographa (wie man vielleicht auf den ersten Augenblick zu glauben geneigt seyn dürfte), daher auch, bei der oft höchst unleserlichen Schreibart, Manches schwer zu lesen oder vielmehr kaum zu entziffern war, wie z. B. der eigenhändige Brief Luthers an Pirkheimer S. 18 f. Die Sammlung dieser Autographa rührt vielleicht — so vermuthet der Herausgeber — von dem bekannten Bischof zu Würzburg, Julius, her, so daß muthmaßlich der Codex bei Eroberung dieser Stadt durch die Schweden im dreißigjährigen Kriege weggebracht worden, und so, Gott weiß auf welchem Wege, zuletzt nach Dorpat sich verloren hat. Ohngeachtet der Schwierigkeit des richtigen Lesens und Abschreibens bei oft so unleserlich geschriebenen Briefen hat doch der Herausgeber einen höchst genauen Abdruck geliefert, selbst mit Beibehaltung der eigenthümlichen Interpunction und Orthographie. Sein Hauptbemühen war aber dann weiter dahin gerichtet (und wir dürfen in dieser Hin-

sicht seinen Bemühungen, seinem Fleiß und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit das verdiente Lob nicht versagen), einzelne dunkle Stellen, welche in diesen Briefen vorkommen, durch Erörterungen aufzuklären, die vielfachen Anspielungen und Beziehungen auf damalige Zeitverhältnisse, politische, wie literarische, religiöse u. s. w. nachzuweisen, kurz, eine Art von Commentar diesen Briefen beizufügen, der, zumal wenn man die Periode bedenkt, in welche diese Briefe fallen — die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts — das Interesse daran nicht wenig erhöht. Auf die hin und wieder in den Briefen vorkommende minder classische Latinität ist keine Rücksicht genommen worden, was dem Herausgeber billigerweise nicht zu verargen ist, da, selbst abgesehen von dem allzu großen Umfang, den diese Noten dadurch erhalten haben würden, es überhaupt bei der Bekanntmachung dieser Briefe keineswegs darauf abgesehen, Muster der Latinität für angehende Philologen oder Studierende überhaupt, die in dem lateinischen Ausdruck sich bilden wollen (wie dies z. B. bei Briefen eines Muretus, Manutius u. A. der Fall ist, wo einzelne Abweichungen von der classischen Latinität allerdings sorgfältige Berücksichtigung und Berichtigung verdienen), zu liefern, sondern der Zweck ein rein literärhistorischer war, die Sammlung selbst demnach für Gelehrte, nicht sowohl für Schüler, bestimmt ist.

Die erste Abtheilung enthält zwei und zwanzig Briefe, von verschiedenen ausgezeichneten und berühmten Männern an Pirckheimer geschrieben, und am Schluss einen Brief desselben S. 47, wo er sich selbst *Bilibaldus Pirckheymer* unterschreibt, was dem Herausgeber Veranlassung giebt, über die verschiedenartige Schreibart dieses Namens in einer Note sich zu verbreiten. Manchmal steht zu Anfang ein *B*, was auf eine Ableitung des Wortes von Birke führen könnte, indess findet sich in der eigenen Handschrift, die wir eben mitgetheilt haben, und die doch in jedem Fall mehr Rücksicht verdient, als die in den Briefen Anderer an ihn vorkommende

Schreibart stets ein *P.* Dem schon oben erwähnten Briefe Luthers vom 20. Febr. 1519. ist auch dessen Siegel beigefügt, woraus hervorgeht, dafs also schon vor dem Jahr 1528, wie die gewöhnliche Meinung ist, Luther sich desselben bediente. Dem S. 31 f. abgedruckten Briefe des Erasmus finden wir S. 32. not. 4. ein, wie uns scheint, doch etwas zu hartes Urtheil über den persönlichen Charakter dieses Gelehrten ausgesprochen: „*Erat enim, ut hoc utar, humilis virorum principum adulator, ubi cum paribus et inferioribus res erat, mordacissimus eorum irrisor idemque quum esset ambitiosissimus, aliorum contumeliis, facilius quam par erat, irritabatur.*“ Freilich äufsert sich Erasmus selbst in diesem Briefe über Luthers Lehre sehr ungünstig und leidenschaftlich: „*Ubiunque regnat Lutheranismus,*“ schreibt er, „*ibi literarum est interitus. Et tamen hoc genus maxime literis alitur. Duo tantum quaerunt, censum et uxorem; cetera praestat illis evangelium hoc potestatem vivendi, ut velint.*“ Aehnliche Aeußerungen kommen freilich an mehreren andern Orten in den Briefen des Erasmus vor. Und so ganz grundlos mag es damit auch nicht gewesen seyn, wie Mehreres, was der Herausgeber in der Note auführt, beweisen kann, und selbst ähnliche Klagen von Pirchheimer selbst erhärten. „*Negari enim non potest (setzt unser Herausgeber hinzu) altercationibus et contentionibus de nova Lutheri doctrina ortis pacem, qua maxime literae aluntur, fuisse turbatam et Lutheri assectatores vinculis Papismi excussis ulterius, quam par erat, processisse; accedit quod Erasmus nunquam sincerus Lutheri amicus fuit.*“ Dafs eine Zeit politischer und religiöser Gährung, von welcher die Masse ergriffen ist, der ruhigen Pflege und dem Gedeihen der Wissenschaften wenig förderlich, ja oft verderblich ist, das können wir aus unserer Zeit ersehen. — Sonst kommen noch Briefe von Hutten, Reuchlin, Zwingli, Haloander, Bucerus u. A. vor

In der zweiten Abtheilung finden wir achtzehn Briefe, ebenfalls von den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit an

Joachim Camerarius, darunter selbst ein Griechischer des Turnebus (bei welcher Gelegenheit der Herausgeber Einiges über die erst neuerdings wieder in Untersuchung gekommene Aussprache dieses Namens — ob *Turnēbus* oder *Turnēbus* — bemerkt S. 66. In den Griechischen Briefen unterschreibt er sich stets *Τούρνεβος* (nicht *Τούρνηβος*, wie in den Gedichten meistens steht), und diese Schreibung scheint in sofern richtiger, als es dem wahren französischen Namen *Tourneboeuf* näher steht und demnach auch unbedingt die Aussprache *Turnebus* als die richtigere empfiehlt. Denn das hie und da jetzt bei den Franzosen vorkommende *Tournèbe* ist offenbar nach dem Lateinischen *Turnebus* gemacht, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Gehalt des Namens. Auch ein Brief des Peter Victorius findet sich in dieser Sammlung. Er ist von San Casciano, auf dem Lande bei Florenz datirt 1568. Der Herausgeber, der in einer Note auf die ungünstigen Urtheile mehrerer Gelehrten über die bekannten *Variae Lectiones* des Victorius hinweist, fügt dann sein eigenes Urtheil über diesen Gelehrten, dem die Kritik des Cicero und anderer Autoren so Viel verdankt (denn man muß auch immer an jene Zeit denken, in welcher das Studium der Alten und die Kritik der Schriftsteller, die eben erst nach und nach allgemein bekannt zu werden anfangen, noch im ersten Beginnen war), hinzu, welches wir gerne unterschreiben: „*Quidquid est, in variis quidem lectionibus Victorius versatissimum in scriptoribus utriusque linguae et multiplicis eruditionis hominem se praebeuit, ita, ut hoc nomine superior esse videatur et Mureto et Turnebo, aequalibus suis, quorum alterum lectu jucundior, alterum ingenii acumine praestantior fuisse Victorio, illorum admiratoribus libenter largimur.*“ — Ausserdem finden sich hier Briefe von Conrad Gesner, Wolfgang Lazius, Sambucus, Canterus u. A., auch einer von Lipsius (S. 78.) vom Jahr 1573, wo wir des Herausgebers Bemerkung über die von (nicht ungesuchten)

Archaismen strotzende Latinität dieses berühmten Humanisten allerdings wohl begründet sehen.

In der dritten Abtheilung stehen dreizehn Briefe an Carl Clusius (*Charles de l'Escluse*) von Languet, Hieronymus Wolf, Leunclavius, Caspar Peucer, J. V. Pinellus, Lipsius, Melissus u. A. Die vierte Abtheilung enthält sieben und dreißig Briefe verschiedener Gelehrten (auch darunter mehrere von Lipsius, Giphanius, Stevart, Schulting u. s. w.) verschiedenen Inhalts an den berühmten Bischof Julius zu Würzburg (von dem auch Antwortschreiben vorkommen), nebst einem Appendix von sieben Briefen an Freunde des genannten Bischofs, der durch seine politisch - kirchlich - literarische Thätigkeit, durch seinen blinden Eifer für die Erhaltung der alten Lehre (der ihn selbst mit den Jesuiten verband), aber auch durch die Gründung einer seinen Namen führenden, noch immer berühmten Heilanstalt in seinem Bischofssitze einen bleibenden Namen, und in jener Zeit selbst einen wesentlichen Einfluß auf die politische Leitung der Reichsverhältnisse sich verschafft hat. Es war daher nicht unzweckmäßig, daß der Verf. eine kurze Biographie dieses 1617. verstorbenen Bischofs und Fürsten vorausgeschickt hat, mit Angabe weiterer Nachweisungen. Aus den hier mitgetheilten Briefen wird man manche interessante Beiträge zur Literaturgeschichte jener Zeit entnehmen können, manches Charakteristische, was selbst Beziehung auf unsere Zeit zuläßt, wie z. B. die Bemerkungen S. 115. über die Censur, oder S. 145. über die Art und Weise der Vertheilung von Stipendien und dergl. m. — Druck und Papier sind sehr befriedigend; störende Druckfehler sind uns nicht aufgestoßen.

*Chr. Bühr.*

*Poetarum Latinorum, Hostii, Laevii, C. Licinii Calvi, C. Helvii Cinnae, C. Valgii Rufi, Domitii Marsi Aliorumque Vitae et Carminum Reliquiae. Scripsit, collegit et edidit M. Augustus Weichert, illustris apud Grimam Moldani rector et professor primus et societatis Latinae Jenensis socius honorarius. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXX. XII und 495 S. in gr. 8.*

Es war gewiss ein sehr erspriessliches Unternehmen, unter dem eben angegebenen Titel die einzelnen, selten gewordenen und mit Recht viel gesuchten Programme des Hrn. Rector und Professor Weichert in eine Sammlung zu vereinigen und durch einen wiederholten Abdruck auch denen zugänglich zu machen, welchen es bei der Seltenheit jener nicht in den Buchhandel gekommenen Programme, nicht möglich geworden war, durch eigene Ansicht die Belehrungen und Aufschlüsse sich zu verschaffen, welche über mehrere der dunkelsten und wenigst bearbeiteten Punkte der Römischen Literaturgeschichte, zunächst über die älteren, verlorenen Dichter, in diesen Abhandlungen gegeben werden, welche durch die Gründlichkeit der Untersuchung, durch die erschöpfende Darstellung, verbunden mit glücklicher Combination, dann aber auch durch die classische Sprache, in der das Ganze gehalten ist, zu wahren Mustern für ähnliche Versuche betrachtet werden können.

Der Inhalt dieser Programme ist bekannt und durch die ausführlicheren Berichte, welche mehrere kritische Blätter davon lieferten, worin sie mit Recht den wesentlichen Inhalt und die Resultate der Untersuchungen hervorhoben, selbst denen nicht fremd geblieben, welche nicht zu dem ihnen nun möglich gemachten Besitze dieser Programme gelangen konnten. Wir wollen daher hier nicht den längst bekannten Inhalt wiederholen, wohl aber müssen wir bemerken, dass wir hier keinen bloßen, erneuerten Abdruck der früheren Abhandlungen vor uns haben, sondern dass das Ganze von dem Verf. einer nochmaligen, höchst sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden ist, bei welcher Manches berichtigt und hinzu-

gefügt wurde, wie denn in dieser Beziehung selbst die neuesten Erscheinungen dem Verf. nicht unbekannt oder von ihm unberücksichtigt geblieben sind. Er sagt in dieser Beziehung S. IX. der Vorrede: „*Singulos (libellos — er meint die einzelnen hier aufgenommenen Abhandlungen) cum cura retractavi, multa in eis correxi, aliena rescui, nonnulla adjeci atque unum et item alterum plane rescriptum novis factis accessionibus amplificavi. Denique perorationes, ejusmodi prolusionibus scholasticis adjici solitas, abesse jussi omnes, nec quidquam reliqui, quod cum ipsius scriptionis argumento parum esset conjunctum aut affine. Nihil, paucis ut dicam, ad diligentiam studiumque intermisi, quin scriptiones, quas noveram singulatim emissas viris intelligentibus haud displicuisse, eae conjunctim editae et curis secundis politae magis etiam placerent.*” Es sind demnach in vorliegender Sammlung, die zugleich mit genauen *Indicibus* (ein Index der citirten und berücksichtigten Schriftsteller und ein *Index rerum et verborum*), die wir dem Fleisse des Hrn. Chr. G. J. Lorenz, welcher zugleich die Correctur besorgte, verdanken, ausgestattet ist, in möglichster Correctheit folgende, sämmtlich auf die Lateinischen Dichter und zwar zunächst der älteren Periode sich beziehenden Programme aufgenommen und zu einem Ganzen vereinigt: I. *De Hostia poeta* (erschien im April 1829.). II. *De Laevia Poeta*; zwei in den Jahren 1826. und 1827 erschienene Abhandlungen. III. *De C. Licinio Calvo* (vom Jahr 1825.). IV. *De C. Helvio Cinna Poeta* (zwei Abhandlungen aus 1822. u. 1823.). V. *De C. Valgio Rufo Poeta* (vom Jahr 1827.). VI. *De Domitio Marso Poeta* (v. J. 1828.). VII. *De Q. Horatii Flacci Obtrektoribus* (v. J. 1821, seitdem auch in Friedemann's und Seebode's *Miscellann. Criticc.* wieder abgedruckt). VIII. *De M. Furio Bibaculo Poeta sive de Turgido Alpino* (vom März 1822.). IX. *De Titio Septimio Poeta* (vom März 1824.). X. *De Jarbita Timagenis Aemulatore* (vom April 1821.).

Chr. Bühr.

- 1) *Eusebii Emeseni quae supersunt opuscula graeca, ad fidem codicum Vindobonensium et editionum diligenter expressa et adnotationibus historicis et philologicis illustrata, a Jo. Christiano Guilielmo Augusti, philos. et Theol. doct. ejusdemque in universitate Borussia Rhenana P. P. O. P. Elberfeldi, in bibliopolio Henrici Bueschleri. 1829. 192 S. in 8.*
- 2) *Ueber die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa. Ein kritisches Sendschreiben an Hrn. Consistorialrath Dr. Augusti zu Bonn von Dr. Joh. Carl Thilo, Prof. d. Theol. zu Halle. Mit einem Anhang mehrerer bisher unbekannter Homilien des Eusebius von Alexandrien. Halle, Verlag der Buchhandl. des Waisenhauses. 1832. 112 S. in 8.*

Für die theologischen Mythenliebhaber unserer Zeit mochte es angenehm seyn, etliche recht musterhafte Proben solcher homiletisch ausgebildeter Mythologien mit der Voraussetzung zu erhalten, daß sie sogar von einem der berühmtesten und gewandtesten Zöglinge der antiochenischen, also der patristisch besten exegetischen Schule abstammten; ungeachtet diese Schule sonst den Ruhm eines besseren Geschmacks und einer von der künstlichen Theologie weniger überwältigten Schrifterklärung für sich hat. Selbst im Wupperthal kann man über Elias und die geschlachteten Baalspaffen kaum erbaulicher und anschaulicher unterhalten werden, als wir uns hier über den Teufel und den Todesfürsten, Hades, unterhalten können, wenn uns der gepriesene Bischof Eusebius von Emesa in zwei beredten Kanzelvorträgen die Vorbereitungen zu der sogenannten Hölleufahrt Christi, oder vielmehr das siegreiche Hinabkommen des auf eine kurze Zeit von seinem Körper getrennten Geistes Christi in den Sitz des Hades, dramatisch vorstellt.

Am ersten Tag giebt der Redner gleichsam das Vorspiel. Als Johannes der Täufer enthauptet war, kam nun ebenso, wie nach der oft mißkannten Eschatologie des A. und N. T.'s alle abgeschiedene Geister, bis zur körperlichen Wiedererstehung, in das Todtenreich (und nicht zunächst in den Himmel) kommen sollten, auch dieses Märtyrers Geist in das Reich des Hades. Dort hat, wie der

Kirchenvater weiß, eigentlich der Tod die Herrschaft, der Teufel aber, als Freund des Todes, ist Mitbewohner. (Ganz angemessen heißt daher das unterirdische Todtenreich τὸ τοῦ Ἅδου = des Hades, gleichsam als des Königs, Wohnung.) Die ganze Menge dort vom Todesfürsten zurückgehaltener Menschengeister bestürmt den neuen Ankömmling, Johannes, mit der Frage: „Kommt denn endlich „der Herr“ hieher? Versetzt er uns aus dieser Bedrängniß? Ist erfüllt, was auf ihn prophetisch gesagt ist?“

Hierdurch setzt sich der dramatisirende Redner in den Vortheil, daß er nun den Täufer, als „Vorläufer der Sonne der Gerechtigkeit,“ alle Propheten aufrufen lassen kann, ihre besten messianischen Weissagungen auszusprechen. Sie thun es der Reihe nach. Wie in einem Chorus recitirt jeder das Dictum, wodurch er den individuellen Messias, mehr nach persönlichen Nebenumständen, als nach dem Geiste und der ächten Idealität, vorher verkündigt haben soll.

Dies setzt den Hades in Verwunderung. Wer, fragt er den Teufel, ist denn Der, über Dessen Herkunft diese Hochdenkenden solche Freude aussprudeln? Der Teufel erzählt dann, was er von dem Täufer wußte, auch wie er selbst in die Herodias, um ihn zu morden, gefahren sey, und wie Der, welchen der Täufer als einen Erretter verkündigt hatte, diesen doch nicht vom Tode zu befreien vermocht habe. Damals vielmehr sey Dieser (dessen Namen auszusprechen er sich möglichst hütet), aus Furcht vor Herodes, nach Galiläa geflohen, und er, der Teufel, habe nun gemerkt, daß Derselbe übrigens auch nur ein Mensch sey, und vor dem Tode sich fürchte. Deswegen wolle er, der sich selbst anfangs vor Jenem gefürchtet habe, jetzt in die Juden fahren, damit sie Jenen kreuzigten, und er ihn in die Hände des Todesfürsten herabbringen könnte.

Hierüber erklärt sich der Hades zwar bedächtlicher. Sie beide hätten lauter Feinde um sich her. Gar zu

gerne, meint er, würden die Propheten ihre Leiber wieder bekommen, aus dem Todtenreich hinausgehen und ihnen mit Hohngelächter entfliehen. Selbst die Verdammten würden ihre Körper durch Auferstehung gerne wieder erhalten und seiner, des Todes, Gewalt, hohnlachend sich entziehen. Der Teufel dagegen ermahnt den Hades bloß, sich vor den Reden der Propheten nicht zu fürchten, die Pforten des Scheol aber desto sicherer zu verwahren.

Am folgenden Tage führt der Homilete sein Drama weiter aus. Der Teufel, welcher jetzt seinen Plan durch die Juden ausführen will, versichert den Todesfürsten oder Hades, daß er nunmehr wegen der Worte: „meine Seele ist betrübt bis zum Tode,“ gewiß wisse, wie sehr Jener den Tod fürchte. Deswegen habe er Alles schon zum Verrath durch Judas und zur Ermordung gegen Jenen zubereitet. „Er hat nur noch zwei Tage, ruft der Teufel aus, und ich werde ihn Dir vorstellen. Mache nur einen sicheren Ort zurecht, wo wir „den sogenannten Jesus“ einsperren können.“ Denn viel habe ihm Jener auf der Erde zu Leid gethan. Hiervon erzählt dann der Teufel auch Manches auf seine Weise; zuletzt, daß er Lazarus, als den Freund desselben, dem Bruder Hades überliefern wollte. Leider aber habe Dieser, er selbst wisse nicht wie, den Lazarus wieder sich entreißen lassen.

Bei dieser Erinnerung erschrickt der Hades (S. 129. 19. 31.) gar sehr. Wenn es Der ist, sagt Er, so erbarme Dich meiner, und bringe ihn nicht hieher. Ich habe \*) damals des Lazarus Leib, während ich ihn selbst, = *αυτον* (also den Geist in seiner menschlichen Gestalt in Gewahrsam hatte, vier Tage lang verfaulen gemacht

---

\*) Dem Todtenfürsten schrieb man demnach nicht bloß Gewalt zu über die zu ihm in Menschengestalt in die Hadeswohnung hinabkommenden Geister, sondern auch über die auf der Erde bestattete Leichname, um sie hier verwesen zu machen.

(κατεσηψα); er fing schon an, zu stinken, die Gelenke lösten sich auf. Aber da Jener an meine Thüre kam, und außen rief, war Seine Stimme so furchtbar, daß der Abgrund bebte, die Erde zitterte, ich selbst in Furcht aufgelöst war, nicht aufstehen, nicht die Thüren schliessen konnte, und dieser schon „durchgefalte“ (διάσαπεις) Lazarus aus meinem Schoos (εκ του κολπου μου), wie ein Löwe aus der Höhle hinausprang, wie ein Adler entfloh, und im Augenblick alles Schwachseyn ablegte: Ich, sagt der behutsame Todtenkönig, vermag Jenen hier nicht einzukerkern.

Der Teufel dagegen schilt den Tod unmännlich und schwachmüthig. Sich selbst spornt er auf's Neue an durch Erinnerungen, wie Manchen ihm Jener schon körperlich und dem Geiste nach entrissen habe, den er schon gewifs zu haben sich freute. Der Tod warnt immer auf's Neue, daß der Teufel mit Jenem sich nicht in einen Wettkampf, in ein φιλονικειν, einlassen sollte. S. 23. Wenn Jener blos ein Mensch wäre, meint der Hades, so hätte er nur körperliche Leiden zu heilen vermocht, nicht aber auch die Herzen der Zöllner u. dergl. zur Gesinnungsänderung umgewendet. Der Teufel schimpft, daß der unersättliche Hades alle Welt verschlinge, nur jenen Einen aufzunehmen allzu kleinmüthig sey. Endlich ruft Hades: Gehe, thue, was Du willst! prognosticirt aber einen schlimmen Ausgang.

Der Teufel eilt zu den Juden, bewirkt gegen Jesus, was wir wissen, merkt aber endlich, und doch zu spät, durch die Wunderzeichen beim Tode Jesu, daß dieses Alles κατ' οἰκονομίαν (= nach einer gewissen Leitung in der Haushaltung Gottes) geschehen, und er eben dadurch, daß er Jesus tödtete, der Getäuschte, der Betrogene, der Verspottete, sey. (Gerade so, wie Augustinus öfters die geheime Weisheit Gottes darin entdeckt zu haben meinte, daß derselbe dem teufelischen Leviathan den Leib Christi wie eine *esca* hingehalten habe, um den bösen Feind dadurch gleichsam an den

Engel zu locken. Bekanntlich belustigen sich überhaupt die Kirchenväter — Gott nach sich schätzend — gar oft an dem Gedanken, wie Gott den Teufel mit List fange und um sein vermeintliches Recht an den Menschen, bringe.

Wehklagend eilt der getäuschte, eigentlich sehr dumme Teufel zum Bruder Hades hinab. Hilf mir, dem Verspotteten, in meiner Erniedrigung! . . . Mit eisernen Riegeln werden die Hadespforten geschlossen; aber siehe! den Teufel unmittelbar verfolgend, kommt der Herr mit jubelnden Cherubim hinab. Hier belebt sich vollends das Drama; aber zu weitläufig würden wir seyn, wenn wir fortan Reden und Gegenreden übersetzen wollten. Das Unterhaltendste ist, wie Bruder Hades jetzt auf den Teufel schimpft. Dreiköpfiger Beelzebub! Auswurf der Engel! Spott der Rechtschaffenen! Hab' ich Dir's nicht vorausgesagt? Aber solche Unfolgsamkeit hast Du von Anfang an, und bist dadurch vom Himmel herahgestürzt wie ein Blitzstrahl. Durch Dich werde auch ich jetzt ein Gefangener.

Der Teufel weint erbärmlich, wiederholt sich aber einige Worte Jesu, die ihn betrüglisch glauben gemacht hätten, daß Jener ein bloßer Mensch sey. Die Propheten dagegen, besonders David, frohlocken, daß ihre Weissagungen also hätten erfüllt werden müssen. Der Herr faßt den Teufel, bindet ihn mit unauflöschlichen Banden, und führt ihn in das Unterste des Hades hinab. Weinend seufzt dieser. Er kommt auf unauslöschliches Feuer zu liegen, und auf Würmer, die nie schlafen, *ὑπεστρωσεν αὐτῷ (ὁ κυριος) πυρ ασβεστον, σκωληκας ακοιμητους*. . . . Die Befreiten hingegen treten mit Gelächter ihrem Feinde auf den Kopf, und spotten seiner mit jenen Worten, in welchen Jesaias 14, 14. die vom Babylonischen Eroberer niedergeworfenen Völkerfürsten auch im Scheol über ihren Feind triumphiren liefs, da er endlich eben so unmächtig, wie sie, in das Todtenreich hinabkommen mußte. Die Propheten

alle werden vom Herrn aufgerufen: Geht in das Paradies! und voll Freuden hüpfen sie aus dem Hades in das Paradies hinaus, welches also hier, anders als in der Parabel vom reichen Mann, nicht schon den bessern Theil des Hades ausmacht.

---

Wenigstens eine skizzirte Probe von dem anziehend dramatischen Inhalt dieser Mythologien mußten wir geben, um unsre Leser auf den Standpunkt zu führen, warum es wohl der Mühe werth war, diese mythischen Bruchstücke gerne von einem so ausgezeichneten Kirchenvater, wie der Emesenische Eusebius war, abgeleitet bekannt zu machen. Dr. Augusti deswegen hat von S. 64 — 101. selbst über die Stadt Emesa (das so eben in den Zeitungen öfters genannte Hems) und dann über den wichtigen Emesener, vielerlei Data gesammelt und commentirt. Zu verhehlen ist dabei freilich nicht, daß eben derselbe Emesener wenigstens Halbarianer und ein Günstling des zum Arianismus geneigten Kaisers Constantius war, daß er sogar für einen Mathematicus, im damaligen Sinn, nämlich für einen Mann, der geheime Künste gelernt hätte, galt, und von dem Kaiser, besonders weil er die Wünschelruth, τὴν τοῦ βαπτύλου κίνησιν, zu benutzen verstand, sogar in den Persischen Krieg mitgenommen wurde. Immer aber wäre doch für jene mythisch-dramatische Methode ein alter angesehenener Gewährsmann entdeckt, wenn nur die durch Petrus Lambecius in seinem Commentar *de bibliotheca Caesarea Vindobonensi*, lib. IV. p. 184. und lib. V. p. 135. vergl. p. 323. aufgestellte Meinung, daß diese drei Homilien von dem Emesener, und daß sie ungedruckt wären, erweislich geworden und geblieben wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

*Eusebii Emeseni Opusc. gr. ed. Augusti* und Dr. Thilo,  
über Eusebius von Alexandrien und von Emisa.

(*Beschlufs.*)

Wären, wie Manche überhauptin annehmen, gewisse neutestamentliche Begebenheiten und Behauptungen wirklich Mythen, so müßten sie in der That ungefähr auf diese dramatische Weise in der gehörigen Ausführlichkeit darzustellen seyn; wie auch Lavater in seinem Messias dieses Dramatisieren mehrmals recht veranschaulichend angewendet hat. Der Herausgeber vergleicht daher, S. 109, das, was er abdrucken liefs, nach einer sehr natürlichen Vorliebe für das, was wir bearbeiten, mit den dramatischen Trilogien und Tetralogien der Griechen; sogar die *divina comedia* denkt er sich gerne als einen Sprößling von jenen Vorbildern des Emeseners, wiewohl gewifs vielerlei dergleichen Phantasieproducte unter den verschiedensten Völkern nicht von einander, sondern nur davon abzuleiten sind, dafs es überall Menschen von Phantasie giebt. Viel mehr aber hätte es wohl Bedenklichkeiten erwecken müssen, dafs, wie auch p. 107. bemerkt, die antiochenische Exegetenschule eine Feindin des Allegorisirens war, und namentlich Eusebius Emesenus schon von Ernesti in der *Narratio critica de interpretatione prophetiarum Messianar.* als derjenige gelobt wurde, *qui primus, quantum scimus, in interpretando illud genus (docendi) sequi instituit, quod historiam teneret, et ea modo vaticinia ad Christum referre, in quibus proprie de eo et uno quidem sermo esset.* Cf. *Hieron. catal scriptorr. eccles. cap. 119.* Wie gewagt war es demnach, die aus Wien erhaltenen Anekdoten so bestimmt jenem Emesener zuzuschreiben!

Hr. Dr. Thilo hat nunmehr in No. 2. nicht nur Alles, was gegen diese Meinung ist, in's Klare gebracht; er

hat nicht nur den eigentlichen Urheber dieser Tetratologien entdeckt, sondern auch den Mythusliebhabern ähnliche Proben aus einem von der Vergessenheit geretteten Eusebius von Alexandrien (vielleicht Alexandria *ad sinum Issicum*? vielleicht *Alexandria Troas*?) theils mitgetheilt, theils zur weitem Befriedigung dieses Geschmacks nachgewiesen. Das Auffallendste, was für die Kritiker zur Warnung anzuführen ist, war, daß die Handschriften zu Wien, aus denen die Entdeckung genommen wurde, nur von einem Eusebius sprechen, ohne jemals den Zusatz der Emesener anzugeben; daß also die Bibliothecare, weil man ja wohl für seine Mühe auch etwas Bedeutenderes enthüllt haben möchte, ohne Weiteres einen berühmten Eusebius, und zugleich einen solchen, von dem fast noch gar nichts aufgefunden war, als Urheber des neuen Funds proklamirten.

Dr. Augusti wollte, wie es die jetzige kritische Kunst erfordert, jener so tradirten, aber durch kein äußerliches Zeugniß unterstützten Ableitung von dem Emesener dadurch zu Hülfe kommen, daß auch die inneren Data auf denselben hinführen sollten. Leider aber hat man von diesem nur wenige exegetische und zwei Fragmente: *de Jesu Christi persona*, in Theodorets Dialogen gegen die Ketzler; und von diesen bemerkt Dr. Thilo auffallend richtig, daß sie weit mehr einen scharfsinnigen, nicht aber einen solchen mythologischen, Kopf verrathen. Ausserdem hat Hieronymus den Eusebius Emesenus als einen geschildert, welcher *magis historiam secutus ab his, qui declamare volunt, studiosissime legitur*. Schwerlich aber ist anzunehmen, daß Hieronymus das dramatische Mythologisiren ein *historiam sequi* genannt haben möchte. Doch nicht genug — so schreibt Dr. Thilo S. 10. — daß jene Homilien dem Emesenischen Eusebius in den Handschriften nicht zugeschrieben werden, sie werden sogar, wenigstens zwei derselben (S. 32. 34.) in Handschriften ausdrücklich einem anderen, einem Alexandrinischen Eusebius, beigelegt; und selbst Dr. Augusti wäre ganz nahe

darán gewesen, um aus *Leo Allatius de Simeonum scriptis* (Paris, 1664. in 4.) p. 82. von seinem Emesener weggeleitet zu werden.

Dr. Thilo nämlich ist durch seinen auf die Apokrypha des N. T. frühzeitig gerichteten Fleiß und Scharfsinn zu einer für diese Bearbeitung nothwendigen, aber höchst mühsamen Durchforschung nicht nur der Kirchenväter, sondern auch der mancherlei Katalogen von Manuscripten getrieben worden. Der Umfang und die Genauigkeit dieser Untersuchungen, wie er sich aus diesem Sendschreiben noch vollständiger, als aus der trefflich bearbeiteten Ausgabe der *Acta Thomae*, bemerken läßt, ist in Wahrheit bewundernswürdig, und in unserer Zeit wahrscheinlich ohne Gleichen. Er hat schon seit Jahren eine Sammlung dessen vorbereitet, was uns von den Schriften der berühmten antiochenischen Schule überhaupt (jener Lehrmeister des Nestorius, Chrysostomus u. s. w.) in griechischer Sprache übrig ist. Möchte ihm doch der Wunsch, S. 2, bald ausführbar werden, für die Herausgabe derselben noch einmal Paris und Oxford besuchen, und da besonders die zahlreichen ungedruckten Catenen für diesen interessanten Zweck benutzen zu können.

Im *Codex apocryphus N. T.* verlangt das sogenannte *Evangelium Nicodemi*, gerade als ein Drama in und aus dem Hadesreich, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Der unermüdete Bearbeiter hatte dafür bereits auch eine Abschrift eben der von Dr. Augusti bekannt gemachten Homilien durch den Bischof Münster erhalten, dem sie auch der Erzbischof von Hohenwart mitgetheilt hatte. Dadurch war Th. schon vor der Erscheinung der Augustischen Ausgabe auf die Entdeckung gekommen, daß diese von Lambeck und Münster, von Augusti und Tzschirner, dem Emesenischen Eusebius zugeschriebenen Kirchenreden nicht nur einem anderen angehörten, sondern daß, was noch wichtiger ist, auch durch eben diese Entdeckung des verschiedenen Verfassers, sich mehrere ganz gleichartige Homilien auffinden lassen,

so daß Thilo einen ganz neu entdeckten mythologischen Kirchendramatisten in der Person des Eusebius Alexandrinus mit einem Cyclus von wenigstens 10 solchen Meisterwerken (nach S. 32.) aufzuführen im Stand ist.

Die Beweise hiefür sind in dem kritischen Sendschreiben Schritt für Schritt ebenso geordnet, als überzeugend, aus den verschiedensten Untersuchungen in Eines zusammengebracht. Zuerst benutzte Dr. Th. hiezu die in der Ausgabe des Johannes von Damascus von Le Quien mitgetheilten *ἱερά παράλληλα*. Bei den dort her gesammelten 24 Bruchstücken bemerkt Rec., daß mehrere derselben ausdrücklich gegen astrologischen und anderen wahrsagenden Aberglauben gerichtet sind, also am wenigsten von dem Emesenischen Eusebius als astrologischen Mathematikus abgeleitet werden könnten. Hierauf wird ein Catalog von 16 Reden aufgestellt, die nach handschriftlichen Angaben und Vergleichung der damascenischen Parallelen einem Alexandrinischen Eusebius zuzuschreiben sind. Dieser in neuerer Zeit ganz vergessene Schriftsteller wird als Urheber entdeckt von wenigstens fünf, dem Chrysostomus fälschlich zugeschriebenen Homilien, und von einer nicht geringen Anzahl der Parallelen-Excerpte. Wer aber dieser Alexandrinische Eusebius war, beruht noch auf weiteren Untersuchungen. Schon der Jesuit Torres, welcher Manches von ihm, nach einer sehr alten Handschrift aus der Bibliothek der *grotta ferrata*, die 16 oder 18 seiner Homilien darbot, für seine *defensio epistolarum decretalium adversus Centuriatores Magdeburgenses* (Florenz. 1572. Cöln, 1573.) benutzt hatte, vermuthete 1578. in seiner zu Antwerpen erschienenen Schrift: *Apostolicarum constitutionum Clementis libri VIII.*, daß er Bischof von einem Alexandrien in Asien gewesen seyn möge. Ebenso muthmafst Le Quien in dem nach seinem Tode 1740. erschienenen *Oriens Christianus*, Bd. II. S. 905: *Mea quidem sententia ille sermorum scriptor vel Alexandriae syriae episcopus fuerit, vel Alexandrinae sedis Melchiticae admi-*

*nistrator, illo quo ea vacavit tempore, sub prioribus chaliphis saracenis, totis octogintu annis.*

Dr. Thilo, S. 55, urtheilt, was die Hauptsache, die Reden selbst, betrifft, daß sie nicht vor dem Ende des 4. und nicht nach dem Anfang des 7. Jahrhunderts abgefaßt seyen. Für die frühere Zeit sey diese Beredsamkeit zu schlecht. (Dieser kritische Grund ist jedoch, dünkt mich, immer sehr relativ.) Th. bemerkt ferner: Die mythische Ausschmückung oder Verunstaltung der Geschichte des Herrn, die alles rednerischen Aufschwungs ermangelnde Darstellung, und die ganze Beschaffenheit der Sprache, weisen auf ein späteres Zeitalter. (Offenbar aber wurden diese gar zu unterhaltende Phantasiespiele oft mit starken Abänderungen abgeschrieben) Auf der andern Seite seyen nach Le Quien die *παράλληλα rupefucaldina*, in denen der Euseb. Alex. angeführt ist, aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, aus der Zeit Kaiser Heraclius. Demnach müßte er im 5. oder 6. Jahrh. aufgesucht werden.

Dem Rec. scheint diese ganze Untersuchung vorzüglich deswegen viel werth, weil nunmehr eine ganze Reihe von rednerischen Erzeugnissen dieser kirchlich mythologischen Dramaturgie bekannt gemacht, und dadurch das frühere Dogma, daß alle Seelen, auch die der Besten, nicht (wie es die jetzt geltende Dogmatik als zuverlässig behauptet) unmittelbar in den Himmel, sondern in das Reich des Hades oder in den alten, doch aber mehrmals modificirten Scheol, kommen müßten, und auch die Seligen, erst nach Wiedervereinigung mit dem Körper, aus dem Paradies in den Himmel versetzt würden, nach den patristischen Begriffen vollständiger zu erfassen seyn wird.

S. 80. d. bemerkt, daß erst seit der Mitte des 5ten Jahrhunderts die dramatisirende Manier recht üblich wurde. Beweise hiervon seyen die in diese und in spätere Zeit gehörenden Reden unter dem falschen Namen des Gregorius Thaumaturgus, Methodius, u. A. Er-

wünscht ist daher der Anhang, wo Dr. Thilo, S. 81 bis 112, die Reihe dieser Reden vervollständigt. In der Augusti'schen Ausgabe, S. 25, ist das Drama bis dahin geführt, wo der Verräther im Garten sich näherte. Der übrige Verlauf bis zu den Wundern beim Tode Jesu ist aufsen gelassen, und die Bemerkung gesetzt: Ἐνταῦθα τὸν λόγον ἐσφραγισάμην. S. 81. giebt Thilo die am folgenden Tage von dem Redner vorgetragene Fortsetzung, gerade mit dem auffallenden Wort: ζητῶ δὲ τηνικαῦτα τὸν λόγον ἔνθα ἐσφραγίσαιμεν (ἐσφραγίσαιμεν?). S. 84. folgt alsdann, aber ausführlicher, was in der Augusti'schen Ausgabe nur als fortlaufende Rede gegeben werden konnte.

S. 91 — 99. werden in gleichem Tone die Erscheinungen des Auferstandenen vom Morgen des Sonntags rednerisch dargestellt. Merkwürdig ist darin, wie der Umstand, daß Jesus namentlich dem Petrus, Mark. 16, 7. seine Auferstehung bekannt machen läßt, hervorgehoben wird. Mit vielen Worten wird ausgesprochen, wie Jesus den Petrus habe versichern lassen, daß Er ihn nicht etwa wegen der Verleugnung von der προκαθεδρία τῶν συμμαθητῶν abgesetzt habe, vielmehr σύ στήσῃ ἐκ δεξιῶν μου ὡς ταξιάρχης! (Mehr als von einem Primat des Vorsitzes ist demnach hier noch nicht die Rede. Sollte dies nicht zu den Spuren eines höhern Alters gehören? Ebenso die folgende große Freigebigkeit im Verzeihen.) Selbst dem Judas (S. 97.) würde Er verzeihen haben, wenn er zu Ihm zurückgekehrt wäre. Auch seine Sünde, heißt es, habe ich an das Kreuz angenagelt, καὶ τὸ ἐκείνου ἀμάρτημα τῷ σταυρῷ προσήλωσα ἄν.

Eine dritte Rede (S. 99 — 104.) giebt eine Ausmalung der zweiten Parusie des Herrn, besonders mit der Hindeutung, wie Werke der Mildthätigkeit bei dem Gericht des Messias entscheidend seyn würden. Ihr habt mich getränkt, ἐγὼ δὲ ὑμᾶς εἰς τὸν παραδεισον εἰσαγάγω. (S. 103.)

In der letzten gegebenen Rede (S. 105 — 112.) ist es dem Redner hauptsächlich um das Zutrauen gegen die Presbyter zu thun. Viele solche brächten als Sünder die Gaben dar, aber Gott weise sie nicht ab, sondern heilige die vorliegenden Gaben durch den heil. Geist. Das Brot werde Leib des Herrn, und der Kelch werde (*γίνεται*) dessen *τίμιον αἶμα*. Einige, wird bemerkt, glaubten etwas Verständiges (*εὐλογον*) zu thun, wenn sie etwas Böses von dem Presbyter wissen, nicht bei einem Solchen zu communiciren. Dagegen werden viele Schriftstellen angeführt, besonders auch nach Apostg. 23, 5. *ἄρχοντα τοῦ λαοῦ σου οὐκ ἐρεῖς κακῶς*. Von diesen Kirchenfürsten aber werden dann (S. 112.) die Diakonen sehr unterschieden, welche Alles *κελευσει τοῦ πρεσβυτέρου* verrichten sollten, auch, wenn es nöthig sey, die Taufe. Eltern sollten nicht die Kinder *ἐπὶ ἔτη πολλὰ* ungetauft lassen. Ein nicht gestempeltes Schaaf werde dem Wolf zu Theil. Sollten nicht auch diese Anordnungen, um welche es der letzten Rede sehr zu thun ist, in eine frühere Zeit, als das Ende des 4. Jahrhunderts (S. 35.), gehören?

Noch ein besonderes Verdienst erwirbt sich Dr. Thilo dadurch, daß er von S. 59. an mehrere Quellen nachweist, aus denen auch noch bedeutende Ueberreste des Emesenischen Eusebius bekannt gemacht werden können. Möchte er diese, da sie für die Exegese noch interessanter seyn werden, als es die mythologisch-dramatischen Declamationen für die Dogmengeschichte sind, bald mit der ihm eigenen Genauigkeit bearbeiten können!

Dr. Paulus.

*Materialien zu Lateinischen Stylübungen für die mittleren Classen der Gymnasien und Lyceen. In zwei Abtheilungen. Mit beständiger Hinweisung auf Zumpt's lateinische Grammatik und mit Anmerkungen versehen von C. Fr. Süpfle, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Karlsruhe, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1832. XII und 165 S. in gr. 8.*

Da diese Schrift als ein Product des Inlandes keiner näheren Kritik hier unterliegen kann, so möge es uns wenigstens vergönnt seyn, zur richtigen Würdigung derselben, Einiges über Zweck und Bestimmung, mit besonderer Rücksicht auf die an beherzigenswerthen Wünschen reichen Vorrede mitzuthemen und den Inhalt und Charakter der Schrift im Allgemeinen zu bezeichnen. Wir theilen vollkommen die Ueberzeugung des Verfs., wenn er in dem Eingang der Vorrede sich dahin ausspricht, „dafs für Schüler der untern und mittleren Classen diejenigen Aufgaben die zweckmäfsigsten wären, die nicht nur Leichtes und Schweres unter einander mengen (— wie solches bei so vielen Uebungsbüchern der Art der Fall ist —), sondern die auch einem bestimmten grammatischen Gange folgen und über die einzelnen Regeln nach Anleitung des eingeführten Lehrbuchs abgefasset sind;“ — und wenn er weiter S. II. bemerkt, dafs bei der grossen Masse des zu Erlernenden „ein sicherer Stufengang der grammatischen Regeln und die unmittelbar darauf folgende praktische Einübung derselben durch mündliches oder schriftliches Uebersetzen unerläfslich ist, wenn das Gelernte zum Bewusstseyn, ich möchte sagen zur Anschauung gebracht werden soll. Ueberhaupt aber bin ich der Ansicht, dafs in den untern und mittleren Classen der gelehrten Anstalten weit mehr componirt, als exponirt werden sollte u. s. w.“ Diese und andere in der Natur der Sache begründeten und durch die Erfahrung bestätigten Sätze möchten wir allen Schulmännern, denen Förderung des sprachlichen Unterrichts zunächst in der lateinischen Sprache am Herzen liegt, wiederholt zur Berücksichtigung empfehlen.

Das an dem Karlsruher Lyceum für stylistische Uebun-

gen eingeführte Krebs'sche Handbuch hat bei manchen unverkennbaren Vorzügen doch den Mifsstand, daß zu den Regeln nur einzelne abgerissene Sätze als Uebungsbeispiele gegeben werden, die, weil sie aufser allem Zusammenhang und Verbindung stehen, leicht unverständlich werden und dadurch zu Mifsgriffen bei der Uebersetzung Veranlassung geben, überhaupt dem Schüler das richtige Auffassen in manchen Fällen erschweren. Diesem Uebelstand suchte der Verf. durch vorliegendes Uebungsbuch abzuhelpfen, welches darum eine Sammlung von zusammenhängenden Themen über die einzelnen grammatischen Regeln nach dem Gange des Krebs'schen Lehrbuchs in der ersten Abtheilung liefert und zwar von §. 67 — 292, in Allem 132 Aufgaben, in der zweiten Abtheilung dann aber vermischte Aufgaben enthält, die theils aus der alten Geographie, theils aus der alten und neuen Geschichte und dergl. entlehnt sind. Der Verf. hat mit einer Sorgfalt, die nirgends zu verkennen ist, diese Aufgaben ausgearbeitet, so schwierig es auch oft ist, über eine bestimmte Regel ein zusammenhängendes Ganze als Aufgabe zur Uebung zu liefern, und dabei stets den Schüler zu berücksichtigen, was aufser der Sorge für zweckmäßige Wahl des Stoffs und mannichfache Abwechslung in den Themen zugleich eine Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags, sowie eine Bestimmtheit des Ausdrucks erfordert, die, weil sie schwer zu erreichen ist, um so mehr hervorzuheben ist, wenn sie, wie einen Jeden leicht ein Blick in dieses Uebungsbuch lehren kann, in einer so befriedigenden Weise angetroffen wird. Daß durch Aufgaben der Art, die ein zusammenhängendes Ganzes bilden, der Sinn des Schülers weit mehr zum Nachdenken angeregt, und seine Kraft auf eine nur noch nützlichere und erspriesslichere Weise in Anspruch genommen wird, unterliegt keinem Zweifel; und darum schon würde vorliegendes Uebungsbuch unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme verdienen, wenn es auch nicht durch besondere Eigenschaften noch einer Empfehlung sich würdig

machte. Nirgends ist der Hauptzweck, die Schüler mit der lateinischen Grammatik recht vertraut zu machen, aufer Augen gelassen, und darum sind denn auch in den Noten neben den Angaben einzelner lateinischer Ausdrücke und Redensarten zahlreiche Nachweisungen auf die Lehrbücher von Zumpt und Krebs gegeben, um den Schüler zum Nachschlagen zu veranlassen und dadurch zugleich nähere Bekanntschaft mit der Grammatik herbeizuführen. Auch fehlt es nicht hier und dort an einzelnen grammatischen oder synonymischen Bemerkungen; eine grössere theilt der Verf. am Schluß S. 163. mit, nämlich über den Unterschied zwischen *nihil aliud nisi* und *nihil aliud quam*, worüber es freilich nicht an Versuchen fehlt, die aber nicht wohl als gelungen betrachtet werden können. Der einzige, in der Natur der Redeformel selbst begründete, und darum auch nachweisbare Unterschied erscheint nach des Ref. Ermessen der, welchen der Verf. hier nachweist: *nihil (quid) aliud, quam* zu setzen, wo gesagt werden soll: Nichts Anderes so sehr als; weil hier nämlich ein Comparativ statt *aliud* denkbar scheint. Dagegen setze man *nihil aliud nisi*, wo wir sagen: lediglich nichts als, ausschliesslich nur. Aber ganz richtig fügt der Verf. hinzu, dafs da, wo keine der beiden Unterscheidungen besonders hervorgehoben werden solle, ebensowohl *quam* als *nisi* richtig sey, und dafs nur die Individualität des Schreibenden in solchen Fällen entschieden habe; vielleicht auch, dafs die Wendung *nihil (quid) aliud quam* oder *nisi* nach und nach immer mehr zu einer stehenden Formel wurde, bei deren Anwendung die genaue Rücksicht auf den ursprünglichen Begriff und Unterschied aus den Augen gelassen worden.

Was übrigens bei der Anwendung dieser Uebungen mit zu berücksichtigen, ist der Umstand, dafs überall in Nachweisung der Wörter und Redensarten oder in grammatischen Bemerkungen weislich ein Mafs beobachtet ist und der Schüler durchaus nichts mehr erfährt, als nothwendig ist, um das eigene Nachdenken

zu wecken und ihn dahin zu führen, daß er durch eigene Kraft das Richtige finde. In sofern wird dieses Uebungsbuch den Vorwurf, den man so manchen ähnlichen Büchern der Art nicht ohne Grund machen kann, daß nämlich dem Schüler zu Viel gegeben werde, und dadurch für den Letztern statt Vortheil nur Nachtheil aus der Benutzung solcher Bücher erwachse, nicht zu befürchten haben. Wir haben aber dagegen allen Grund, allgemeine Verbreitung dieses Buchs und Einführung aus den oben bemerkten Gründen zu wünschen, weil wir glauben, daß es insbesondere geeignet sey, einen guten Grund zu legen, indem es frühe auf richtigen Ausdruck und gründliche Kenntniß einer Sprache hinführt, die, obgleich sie der Grund aller wissenschaftlichen Bildung jeder Zeit war, ist und seyn wird, doch von Manchen theils aus angebornem Trägheitssinn und Bequemlichkeit, theils aus kurzsichtiger Beschränktheit und Einseitigkeit, die mit einem Mangel an ächtwissenschaftlicher Bildung meistens gepaart ist, jetzt verschrien wird. An Belegen wird es leider Niemanden fehlen, der durch seine Stellung in der Lage war, darin Erfahrungen zu machen. Daß der Keim zu solchen selbst auf Universitäten herrschenden und bei dem Hang zu sinnlicher Lust und Vergnügen jeder Art und bei der Bequemlichkeit der Studien immer mehr um sich greifenden Verirrungen, leider oft schon frühe auf der Schule durch verkehrte Behandlungsweise der Sprachstudien gelegt wird, läßt sich freilich in manchen Fällen — wir sind weit entfernt, dies als allgemeinen Grund anzusehen — behaupten und auch nachweisen; um so eher verdienen Werke, die, wie vorliegendes, durch zweckmäßige Einrichtung und Behandlungsweise frühe Liebe und Zuneigung für solche Sprachstudien in einem für höhere wissenschaftliche Bildung nicht unempfänglichen Gemüthe zu erwecken wissen, Aufnahme und dankbare Anerkennung.

Wir gedenken dabei noch folgender, ebenfalls im Inlande erschienenen, und gleiche Zwecke — gründliche

**Kenntniß der lateinischen Sprache — beabsichtigenden Schrift über einen der wichtigsten Theile der lateinischen Syntax:**

*Die Lateinischen Präpositionen zum Gebrauche für gelehrte Mittelschulen erklärt von Ch. Th. Schuch. Heidelberg. Druck und Verlag von August Oswald. 1831. VI und 61 S. in gr. 8.*

Das Schwierige, das die Lehre der Präpositionen für einen jeden Lehrer bei dem Unterricht der lateinischen Sprache hat, wenn er anders dem deutschen Schüler eine gründliche Kenntniß derselben beibringen will, war genug Grund für den Verf., seine Kräfte der Entwicklung dieser in Vielem so schwierigen und im Ganzen von unsern bisherigen Grammatikern nicht so, wie sie es verdiente, beachteten Lehre zu widmen, und seinen nach den besten und gründlichsten Lehrbüchern der neueren Zeit ausgearbeiteten Versuch einer Darstellung der Lehre von den Präpositionen, durch den Druck bekannt zu machen, wobei er, wie der Titel auch besagt, zunächst Schüler der mittleren Gymnasialclassen und deren Bedürfnisse vor Augen hatte. Diese Rücksicht mußte natürlich den Inhalt der Schrift, so wie die Methode und Behandlungsweise bis in's Einzelste bestimmen. Der Verf. durchgeht die einzelnen Präpositionen, indem er bei jeder ihre verschiedenen Bedeutungen, ihre Anwendung im Sprachgebrauch u. s. w. anführt und darauf eine Reihe von Belegstellen folgen läßt, die meist aus dem goldnen Zeitalter der Römischen Literatur oder auch aus andern guten Latinisten entlehnt oder den Originalstellen nachgebildet sind. Die Ordnung, in der die Präpositionen auf einander folgen, ist nicht die alphabetische, sondern nach den durch Ramshorn eingeführten Classen. Alle gelehrten Nachweisungen und Citate sind, als dem Zweck und der Bestimmung des Büchleins entgegen, weggelassen. Vielleicht findet sich der Verf., dessen vertraute Bekanntschaft mit der Lehre von den Präpositionen sattsam aus dieser Schrift hervorgeht, bewogen,

dieselbe Lehre auch für das gelehrte Publikum in einer besondern Schrift zu bearbeiten und so eine wesentliche Lücke unserer Literatur auszufüllen. Denn bei so manchen trefflichen Monographien über einzelne Theile der lateinischen Grammatik und Syntax fehlt eine umfassende und gelehrte Behandlung der Lehre von den lateinischen Präpositionen noch immer und wäre um so mehr zu wünschen, als nach des Ref. Ermessen dieser wichtigen Lehre selbst in den neuesten lateinischen Grammatiken noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt ist, obwohl es an einzelnen Vorarbeiten und Materialien dazu — man denke nur an Tursellinus u. A. — nicht fehlt. Möge der Verf. unserer Aufforderung Gehör geben; wir glauben von seiner Thätigkeit etwas Tüchtiges erwarten zu können.

Chr. Bähr.

---

*Sämmtliche Anomalien des griechischen Verbs im Attischen Dialekt, auf Analogien zurückgeführt, in tabellarischen Uebersichten dargestellt und als Anhang zu jeder Grammatik bearbeitet von Raphael Kühner. Dr. phil. Hannover 1831. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. In großs Folio.*

Was wir an diesen Tabellen besonders zu rühmen Ursache haben, ist die seltene Vollständigkeit und Genauigkeit in Aufzählung der einzelnen Verben und deren Abweichungen, dann die passende, den Ueberblick und damit auch die Auffassung erleichternde Anordnung des Ganzen, wie wir dies noch in keiner der Tabellen, die in ähnlicher Weise über die griechischen Verba, Conjugation, Bildung der Tempora und Modi u. dergl. mehr existiren, bemerkt haben. Die erste Tabelle enthält die Anomalien in der Augmentation und Formation der regelmässigen *Verba pura*, sowohl *incontracta* als *contracta*; die zweite Tabelle giebt die Anomalien in der Formation der regelmässigen *Verba impura*, worauf die besonderen Anomalien in der Formation einzelner Verben, der *pura* wie der *impura* folgen.

Die dritte Tabelle giebt (als vierte Abtheilung) die Anomalien im Stamme und die besonderen Klassen der eigentlich sogenannten Verba Anomala. Die vierte Tabelle bringt (als fünfte Abtheilung) die Anomalien in den Personalendungen und im Stamme, und (in einer sechsten Abtheilung) die Anomalien in Ansehung der Bedeutung. Das Lichtvolle der Anordnung, die auch mit der in jeder Hinsicht rühmenswerthen typographischen Einrichtung in Einklang gebracht ist, macht diese Tabellen, in denen nicht leicht Etwas vermifst wird und die man nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen wird, für den Gebrauch auf Schulen sehr empfehlenswerth und läßt ihre Einführung und allgemeine Verbreitung wünschen.

Ch. Bähr.

---

P. Rutilii Lupi De figuris sententiarum et elocutionis libri duo, item Aquilae Romani et Julii Rufiniani de eodem argumento libri. Es recensio et cum integris adnotationibus Davidis Ruhnkenii accurate edidit multisque accessionibus locupletavit Carolus Henricus Frotacher, ph. Dr. et professor extr. in univers. Litt. Lips. scholae Nicol. corrector et bibl. senat. praefectus II. Lipsiae, 1831, sumptus fecerunt et, venundant Gust. Schaarschmidt et Frid. Volckmar (Hartmanniana Libraria). XXXII und 293 S. in gr. 8.

Es ist diese Ausgabe zunächst ein mit möglichster Correctheit und Sorgfalt veranstalteter Wiederabdruck der ihrer Unentbehrlichkeit wegen mit Recht immer noch sehr gesuchten, aber sehr selten gewordenen Ausgabe des Ruhnkenius, mit der von ihm vorgesezten *Historia critica oratorum Graecorum*, daher auch die Seitenzahlen dieser Ausgabe am Rande bemerkt sind. Was der neue Herausgeber geleistet hat, besteht theils in der sorgfältigen Nachweisung der von Ruhnken citirten Stellen nach den neueren, jetzt überall gebrauchten Ausgaben, theils und insbesondere in zahlreichen Nachträgen zu den von Ruhnken behandelten Gegenständen, wie dies bei der *Historia critica oratorum Graecorum*

namentlich der Fall ist, wo theils manche Nachweisungen aus der seitdem erschienenen Literatur, theils ausführlichere Erörterungen gegeben werden, wie z. B. S 3. 7. 27. 60. 64. Eine sehr erwünschte Zugabe ist der Abdruck einer Abhandlung von F. Ranke (S. 66 ff.) zur Widerlegung der von Ruhnken in der genannten *Historia* aufgestellten Behauptungen über die Alexandrinischen Kritiker und den von ihnen aufgestellten Kanon. Ingleichen sind Ruhnkens Noten zu Rutilius, die, wie bekannt, theils auf die Kritik des Textes, theils auf den Sprachgebrauch sich beziehen, viele schätzbare Nachweisungen aus neueren Werken beigefügt, und man wird nicht leicht auf eine Seite stoßen, in der nicht irgend ein Zusatz der Art bemerklich wäre. Wir führen dies nur an, um damit unsere Behauptung zu rechtfertigen, daß in diesem neuen Abdruck Alles nachgetragen und bemerkt ist, was seit Ruhnken's Bearbeitung für diesen Schriftsteller geschehen ist. Der Druck ist correct; Papier und Lettern in jeder Hinsicht befriedigend. Sehr ausführliche Register (ein *Index figurarum*, ein *I. scriptorum a Rutilio Lupo laudatorum*, ein *I. scriptorum ab Aquila Romano et Julio Rufiniano laudatorum*, ein *I. Oratorum, in hist. critic. commemoratorum*, ein *Index Scriptorum*, die in den Noten und in der *histor. crit.* behandelt werden, ein *Index rerum et verbb.* und ein *Index Graecus*), ausgearbeitet durch Hrn. G. A. Koch, dessen Unterstützung Hr. Frotscher auch in der Vorrede dankbar rühmt (da ihm dieser seinen ganzen zur Herausgabe dieser Schrift gesammelten Apparat überliefs), erhöhen den Werth dieser neuen Ausgabe.

Ch. Bähr.

*De Goële in Job. 19, 25 — 27. comm. philolog. historico-critica. Auct. Joann. Gust. Stickel, Vimariensis, Theol. Baccal. et Prof. extraord. MDCCCXXXII. Jenae. VIII u. 115 S. in 8.*

Diese für Erwerbung der theologischen Doctorwürde verfasste Dissertation erneuert die gute alte Sitte, zur Erklärung einer ehemals oft abgehandelten und mißhandelten Stelle von der Geschichte der alten Interpretation auszugehen, den Ursprung der kirchlich gangbar gewordenen Mißverständnisse wieder in Erinnerung zu bringen, und alsdann durch die gegenwärtig anwendbaren philologischen Hilfsmittel, nach der wahren, von irgend einer Dogmatik unabhängigen Schrifterklärungskunst, ihren Sinn auf eine grosentheils unwiderlegliche Weise zu bestimmen. Wer hat, so darf man wohl auch hier fragen, auch hierin zu der endlich klargewordenen Wahrheit geführt? Etwa die Interpretations-Methode, auf welcher die patristische Orthodoxie beruht und consequenter Weise bestehen muß? oder die aus Logik und Rhetorik verständig abgeleitete, also rationalistische, Hermeneutik?

Gegenwärtig mag wohl die Voraussetzung, daß die Stelle Hiobs nicht von körperlicher Todtenauferstehung rede, eben so sehr herkömmlich und modisch geworden seyn, als vormals das Gegentheil unter die Kennzeichen der übernatürlichen Orthodoxie gerechnet worden ist. Doch möchten wahrscheinlich Viele sich so nennende Rationalisten — welche aber eben deswegen, weil sie die *rationes* nicht kennen, nicht Rationalisten zu nennen sind — den philologischen Beweis für die jetzige Voraussetzung noch weniger zu führen vermögen, als ehemals fast jeder Examinandus, welcher dazu eingeübt gewesen seyn mag, um in dem Goël Hiobs den Messias der Christen als Todtenerwecker mit einiger Scheinbarkeit nachzuweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

Dr. Stichel, de Goële Job. 19, 25—29.

(Beschluß.)

Diese Gewohnheit hat, wie der Verf. so, wie ihm in diesem Punct schon die Abhandlung von Abt Henke (1783. 4.) voranging, von S. 44. an, sehr überweisend darthut, besonders die abendländische Kirche, welche ohnehin fast bei jedem Dogma das Rohere auffaste, dem für eine ganz rohe Körperauferstehung eingenommenen Hieronymus zu danken. Die frühere lateinische Uebersetzung war fast ganz nach der Alexandrinisch-griechischen gebildet, und vom Grundtext zwar in manchen Nebenworten, doch aber dem Sinn nach weniger abweichend. Nach ihr sagte Hiob: *scio enim, quia aeternus est, qui me resoluturus est, super terram resurget cutis mea, quae haec patitur. A domino \*) enim mihi haec contigerunt, quorum ego mihi conscius sum. Quae oculus meus vidit et non alius, et omnia mihi consummata sunt in sinu.* Nach diesen Versionen hoffte Hiob eine Wiederherstellung seiner Gesundheit, ein *αναστησαι* selbst des *δερμα*. Dagegen machte Hieronymus folgende, von dem hebräischen Text durch gewaltsame Conjectural-Aenderungen abweichende, Uebersetzung, als Vulgata, gangbar: *Scio enim, quod redemptor meus vivit et in novissimo die* (das hebräische hat nur *אֶת־רֹךְ*, nicht *בְּאֶת־רֹךְ*) *de terra* (das

\*) Wundern muß man sich wohl, wie *מִבְּשָׂרִי* durch *a Domino* übersetzt werden konnte. Vermuthlich dachte der Uebersetzer an *שָׂר*, *princeps*. Dem Wort nach mag er construiert haben: *Ex eo, quod est in principe* (= *deo, domino*) *meo*. Er dachte dann an den Rathschluß, der in Gott wäre, um sein Schicksal zu bestimmen. — Man könnte vielleicht richtiger *מִבְּשָׂרִי* aussprechen: „und schauen werde ich den Hochverehrten (= Gott) als mir Gutes verkündigend = *ευαγγελιζομενον μοι*.“

hebr. hat עָפַר עָלַי, nicht מִעָפַר) *surrecturus sum* (das hebr. hat in der 3. Person יִקְרֹם) *et rursum circumdabor pelle mea* (wie wenn das Verb. plur. נִקְרַם ein Singulare seyn und von קִרַּה oder יִקְרַה abgeleitet werden könnte) *et in carne mea videbo deum meum, quem visurus sum ego ipse, et oculi mei conspecturi sunt et non alius. Reposita est haec spes mea* (hebr. כְּלִיזְתִּי) *in sinu meo.* Der nach der Weise der Abendländer das Grobsinnliche und Handgreifliche für die Glaubenslehre allzu gerne vorziehende Presbyter meinte, nach mehreren Stellen seiner Schriften, durch jene, wenn gleich auffallend willkürliche und gewaltsame, Textübersetzung einen wahren Schild dafür gefunden zu haben, daß durch die Auferstehung auch der von Krankheit äußerst zerstörte Körper ganz als der alte wiederhergestellt werden sollte.

Die griechische Kirche zeigt, daß sie immer noch mehr Geschmack und die Uebung hatte, das tropisch gesagte auch noch bildlich, uneigentlich, poetisch verstehen zu können. Findet sich gleich in *Clemens. Rom. epist. ad Corinth. p. 36. edit. Junii* folgende Citation: *καὶ πάλιν Ἰωβ λέγει καὶ ἀναστήσεις τὴν σάρκα μου ταύτην τὴν ἀναντλήσασαν ταῦτα πάντα*, so geht doch der ganze Glaube jenes römischen Kirchenvorstehers in jener Darstellung nur überhaupt auf eine baldige Auferstehung, das ist, auf die mit der Ankunft des Messias zugleich erwartete Wiedervereinigung der abgeschiedenen Menschengeister mit Leibern oder sinnlichen Organen, ohne daß dabei von ihm, nach der occidentalischen Uebertreibung, auf eine sehr sinnliche Identität der Körper gedrungen wird. Auch hat der Verf. S. 51. sogar Gründe angegeben, nach denen wohl die Stelle ans Hiob ein weit späterer Zusatz in dem Clemens-Brief seyn möchte. Tertullian nämlich, ungeachtet er *de resurrect. cap. 12. 13.* die übrige ganze Stelle aus Clemens offenbar nachahmt, hat der Worte aus Hiob nicht er-

wähnt. Ueberhaupt ist auffallend, daß die griechischen Kirchenlehrer, Justin, Athenagoras, Theophilus und Tatian, ja selbst Irenäus, zwar manche andere Stellen des A. T., nicht aber diese, für den Auferstehungsglauben benutzen, folglich sie als uneigentlich verstanden. Selbst Tertullian und Cyprian citiren dort, wo sie andere Stellen für die Körperauferstehung anhäufen, nichts aus Hiob.

Schade, daß unser Luther auch hier, wie so oft von Augustinus, von der Vulgata und den spätern Lateinern durch Angewöhnung allzu abhängig blieb. Der Verf. zeigt nicht nur, daß der Chaldäer, der Syrer, der Araber, von dieser Mißdeutung frei blieben; seine Abhandlung erhält einen eigenthümlichen Werth auch dadurch, daß er durch die Güte des Hrn. Dr. Gesenius die nichtgedruckte Auslegung des berühmten Rabbi Saadja, aus einer Handschrift der Bodleyanischen Bibliothek, S. 31 — 38, mittheilen konnte. Der forschende Rabbi denkt sich, Hiob habe gewünscht, daß alle seine Reden für die Nachwelt aufgezeichnet werden möchten, weil er hoffte, daß alsdann durch diese überzeugt, spätere Vertheidiger seiner Schuldlosigkeit auftreten würden. Der Rabbi (S. 33.) erinnert: Hiob möge dem Sprüchwort gemäß gedacht haben, welches sagt: *probi propinqui patientibus* = „der Geduldig-leidenden nehmen sich Rechtschaffene gerne an“). So nämlich erklärt sich Hr. St. die aus dem Codex überlieferten Worte

أَصَالِحِينَ نُرْهِمُ صَابِرِينَ, indem Er für *نُرْهِمُ adeps* vermuthet *نُرْهِمُ propinquitas*. Aber selbst bei diesem Wort scheint die Bedeutung Nähe sehr ungewiß. Sie steht einzeln und ist aus der Grundbedeutung: ausgedörret seyn, nicht abzuleiten. Dagegen bestätigt auch Hrn. Freitags *Lex. arab. T. II. p. 263*, daß *نُرْهِمُ* in gewissen Fällen ein Annähern bedeuten könne, wenn es einem Anschmieren ähnlich ist. Mir scheint der sprüchwörtlich witzelnde Sinn dieser zu seyn: *probi*

*sunt velut adeps patienter tolerantium*, d. i. sie werden ihnen wie ein die Schmerzen linderndes Fett. Der Codex, welchen auch Rec. schon 1789. in der Bibliothek zu Oxford zum Theil excerpirte, ist arabisch, aber mit hebräischer Cursivschrift, geschrieben. Deswegen ist der Sinn zwar in der Hauptsache so, wie ihn der Verf. giebt, klar; mehrere einzelne Sätze aber bleiben räthselhaft, ungeachtet Hr. Dr. St. um ihre Erklärung sich viele Mühe gegeben hat. Das einstige Uebertragen des arabischen in die hebräische Cursivschrift und jetzt die abermalige Uebertragung aus dieser in das Arabische giebt gar leicht zu Verwechslung ähnlicher Buchstaben Anlaß, und in der Ferne vermag alsdann auch der Aufmerksamste nicht immer die treffende Lesart zu errathen.

Die Hautsache, die Erklärung der Stelle Hiobs selbst, hat der Verf. so gründlich durchgeführt und mit Beweisen belegt, daß auch Rec. mit ihm in den meisten Punkten mit Vergnügen übereinstimmt. Seine Uebersetzung ist: *Nam ego quidem scio, patronum meum vivere, et posthac super terram staturum Postquam cutem meam decusserint, hoc (scil. futurum est); et ex carne mea conspiciam deum, quem ego videbo mihi, oculi mei spectant, ac quidem non abalienatum; pereunt renes mei in sinu meo.* Hiob hoffte, Gott selbst werde noch zu seiner Rechtfertigung gegen den Argwohn, daß sein großes Unglück ein Zeichen großer Verschuldungen sey! während er noch lebe, auftreten. Dies läßt der Dichter seinen Hiob ahnen und hier voraussagen, da er selbst schon den Plan hatte, Gott wirklich am Ende zu einer solchen Rechtfertigung für den nach dem Volksvorurtheil heftig beschuldigten auftreten zu lassen. Der Hauptzweck der ganzen Dichtung nämlich ist, wie Rec. \*) es ansieht, gegen das gewöhnliche

---

\*) Der Zweck einer offenbar nach einem wohlbedachten Plan angelegten Dichtung darf nicht in mancherlei Nebengedanken gesucht werden, die sich beiläufig daraus abstrahiren lassen. Er

Volksvorurtheil alter und neuer Zeiten gerichtet, wie wenn auffallendes Unglück immer Strafe und zwar Strafe für auffallende Vergehungen seyn müßte. Durch dieses Vorurtheil, welchem auch Jesus Joh. 9, 3. widerspricht, wird der Unglückliche doppelt unglücklich; und es war daher ein vortrefflicher Entschluß des Verfs. der Jobiade, auf eine geistreiche Weise dieses Vorurtheil zu widerlegen. Alle Theile des Gedichts sind auf Erfüllung dieser Absicht berechnet. Dem Leser wird, damit er zum voraus weiß: Hiobs Unglück ist nicht Strafe! gleich anfangs vom Dichter der geheimgeschichtliche Aufschluß gegeben, daß ganz etwas Anderes, als irgend eine Verschuldung, die in der unsichtbaren Welt verborgene Ursache gewesen sey, wegen welcher alle jene Unglücksfälle über Hiob hereinbrachen. Gerade die volle Erprobung der reinfrommen Rechtschaffenheit Hiobs gegen einen widriggesinnten Menschenbeobachter in der Geisterwelt, gegen einen Geist, welcher alle menschliche Tugenden scharf beargwohnte, und nur aus der Eigennützigkeit ableitete, wird zum voraus dem Leser als die sonsther unerkennbare Ursache jener Uebel angedeutet. Deswegen ist nichts ungegründeter, als die kritische Muthmaßung, wie wenn der Prolog (welcher vielmehr zum voraus das Räthsel dem Leser löst und ihn die Reden und Gegenreden richtig zu beurtheilen fähig macht) eine unpassende Zuthat eines Andern seyn könnte. Gott selbst löst es am Ende nur durch Winke, daß Er über Alles weise Gründe für sein mächtiges Wirken habe. Welche Er hier gehabt habe, ist nicht dort von dem, der dazu viel zu erhaben wäre, gesagt. Daher hat es der Dichter sehr passend in seiner eigenen Overtüre anticipirt.

---

wird nur dadurch entdeckt, daß man aufmerkt, nicht nur auf welches bestimmte Resultat das Ganze hinstrebt, sondern auch, ob und wie alle einzelne Haupttheile mit dieser Tendenz zusammenhängen, sie vorbereiten, entwickeln und am Schluß als erreicht zeigen. Dieses Hinblicken auf den Zweck muß den Exegeten immer leiten, wie es natürlich dem Urheber einer solchen Darstellung immer vor Augen war.

Die Freunde des Hiob stellen dann alle, wie ein Chorus, die allzu gemeine menschliche Meinung vor: Unglück ist nichts anders, als Strafe von Gott. So hält Genes. 3. die Arbeit (das wohlthuedenste für die Menschen) für Strafe. So meinte Augustin: das Sterben ist Strafe, also Folge einer allgemeinen Verschuldung, selbst der Kinder. Hiob behauptet dagegen gerade das, was der Dichter will, und was der richtigere religiöse Verstand behaupten muß. Er beharrt, nach seinem Gewissen, daß gerade sein Unglück nicht eine strafende Folge von geheimen Verbrechen seyn könne, daß aber Gott nach seiner Macht und Weisheit, aus ganz anderen uns unbekanntem Gründen, das Unglücklichste werden lassen könne; daß derselbe jedoch selbst endlich gerecht seyn und ihn, den schuldlos und doch so fürchterlich Leidenden wenigstens von dem Vorwurf, all' diesen Jammer verschuldet zu haben, frei machen müsse. Und eben dies läßt ja der Dichter zum Beweis, daß seine Dichtung gerade diesen Zweck hatte, am Schluß wirklich erfolgen, um für alle Verständige jenes den Unglücklichen fast unerträglich schmerzliche Vorurtheil aufzulösen.

Daß Hiob recht hatte, Leiden und Schuld von einander zu scheiden, dies ist der Hauptinhalt der ganzen, etwas sehr tröstliches offenbarenden, Dichtung. Es zeigt sich, wie die nächstfolgenden Verse (28. 29.) sagen, daß die Wurzel der Sache = das, woraus des ganzen Streits wahre Beschaffenheit und Entscheidung hervorgeht, in Hiob, nämlich in dem, was Er behauptete, zu finden war. Alsdann wenn Gott, als sein rettender Geschäftsführer, für ihn auf dem Staub, worin er saß, auftrate, werden sie, die jenes Vorurtheil immer wiederholenden Freunde, ausrufen: Warum wollen wir Ihn ferner verfolgen!

Das Wort  $\text{לָגַל}$  führt der Verf. auf das onomatopoeische  $\text{לָג}$ , wälzen, zurück, so daß es daher *aliunde ad se removit* i. e. *repetit, redemit, liberavit* be-

deute. Ich bekenne, daß ich gegen diese Methode, gewisse Urlaute als die Wurzeln aller andern Zusammensetzungen anzunehmen, das große Bedenken habe: ob denn die Sprachzeichen so regelmäfsig und kunstgerecht gebildet worden seyn können? Ich möchte ohne weiteres lieber bei dem erweislicheren Sprachgebrauch stehen bleiben. **جال** bedeutet (s. Castell. und Freytag) gehen und kommen, d. i. geschäftig, rührig sich betragen, Damit stimmen die Bedeutungen von **جال** *circumivit*, überein. Goel ist demnach ein für etwas geschäftiger. **גאלי** ein für mich geschäftiger (= um meinetwillen gehender und kommender). **גאל הדם** ist ein wegen vergossenen Blutes hin und wieder gehender, ein dafür Geschäftiger. Sehr gut erinnert der Verf. an Thren. 3, 58. **רבת אדני ריבי נפשי גאלת חיי**. Wörtlich: *itasti quoad vitam meam*. Prov. 23, 11. ist Gott den Waisen **גאלם**, der für sie Geschäftige. (Auf jeden Fall würde sich auch diese Deutung leicht auf **גלל**, *volvit*; zurückführen lassen.) Der Verf. selbst vergleicht, S. 79, sehr passend die Paralstelle 16, 19, 20, wo Hiob Gott seinen Zeugen im Himmel nennt. Von diesem hoffte er, daß er ihm seine Schuldlosigkeit bezeugen, und also den Argwohn der Freunde, wie wenn sein großes Unglück nur Strafe großer heimlicher Verbrechen seyn müfste, von ihm abwenden werde. Auch die Araber nennen Gott ihren *Wacil*. *Jacil* nämlich, das wir gewöhnlich vermögen, *valere*, übersetzen, bedeutet als passive Form eigentlich so viel als: mit Macht begabt seyn, und daher ist **وکیل** *Wacil*, ebenfalls als ein Passivum, so viel als ein Bevollmächtigter, welcher für den Andern etwas zu besorgen hat.

In der dritten Zeile übersetzt der Verf. das Wörtchen **זאת**, weil es als Feminin. Singul. nicht der Nominativ zu

dem Verbum נִקְפוּ seyn kann, als Neutrum = *hoc*, und supplirt in Gedanken לִיהִיָּהּ. Daher nimmt Er den Sinn an: Auch nachdem (diese Uebel) meine Haut durchfressen haben, wird dieses werden! (Dieses nämlich, daß Gott als mein Vertheidiger, wenn gleich spät, auftritt). Dennoch erscheint hier dieses kurze תִּנְאִי, worauf doch der Nachdruck liegen müßte, fast allzu kurz; auch ist wohl unerwartet, daß das Verbum im Pluralis ohne Substantiv steht, und das Subject der Rede: diese Uebel, nur in Gedanken supplirt werden müßte. Dem Wörtchen תִּנְאִי, als *hoc*, correspondirt im Arabischen تَأْتِ, es ist also ein mit ت geschriebenes Wort. Das ebenfalls mit ت geschriebene Verbum تَأْتِي bedeutet wie تَوِي, abmatten und abgemattet seyn, *vehementer propellendo emaciare (camelos, uxorem in coitu)*. Ebenso *flaccida evasit e. g. herba*. Daher تَوِي *emaciatum pecus*. Leiten wir das תִּנְאִי unserer Stelle davon ab, so daß תִּנְאִי hier statt תִּנְאִי abmattende Heftigkeiten, Paroxysmen steht, so hat der Plural נִקְפוּ das Substantivum plurale, das er bedarf, ohne Ellipsis. Der Sinn ist: Auch nachdem (= אֲחַר אֲשֶׁר) meine Haut durchfressen haben die Krankheitsübel. . . . Dieser Satz hängt nämlich mit וְקָם zusammen. נִקַּף ist durchbrechen, durchschlagen, durchfressen.

Weiterhin kann אֲשֶׁר vor אֲנִי, nach der hebräischen Constructionsart, schwerlich ein Accusativ = *quem*, seyn. Ich möchte beide Worte verbinden: *is, qui ego sum*, d. i. ich selbst, wie ich eben bin, werde ihn schauen, mir zum Besten. Das nachfolgende אֲנִי darf schwerlich als Futurum übersetzt werden. Der Unterschied zwischen der Form des Präteritum und Futurum ist gewiß viel strenger, als gewöhnlich geschieht, zu beobachten. In einer Sprache, die so wenige Zeichen

hat, darf man um so seltener annehmen, daß sie mit einander bloß verwechselt wurden. Dadurch machen sich die Exegeten manche Stelle gar zu leicht. Hält man fest daran, daß das Präteritum nicht umsonst steht, daß aber die *forma futuri* ausdrückt, was wir durch Subjunctive, Optative und Conjunctive ausdrücken, so erhalten nicht wenige Stellen ihren bestimmteren Sinn. — Hier ist die Bemerkung anzuwenden, daß oft zwei Zeilen als Protasis und Apodosis mit einander zu verbinden sind. Daher können wir hier übersetzen:

Und haben meine Augen (ihn) gesehen, und zwar als einen mir nicht Entfremdeten,

So sind ganz (kräftig) geworden meine Eingeweide in meinem Schoos.

Der Sinn ist: wenn Gott ihm günstig und rechtfertigend erscheine, so sey er wie neubelebt. כָּלִי ist, wie כָּל, nicht von כָּלָה, sondern von כָּלִיל, ganz werden oder seyn, abzuleiten.

Noch möchte ich bemerken, daß der Vereinigung dieser Stelle mit dem Vorhergegangenen und dem Nachfolgenden wohl einige Worte zu widmen gewesen wären. Es muß der ächten Erklärung dieser, wie mancher classischen Stelle, hinderlich seyn, wenn sie, wie gewöhnlich, nur aus dem Context herausgehoben wird. Der nächstfolgende Vers:

Denn sagen werdet Ihr: Warum wollen wir ihn weiter verfolgen?

Und die Wurzel der Sache (der Grund, daß ich Recht habe) ist alsdann gefunden bei mir (und nicht bei euch).

macht auffallend deutlich, daß vorher nicht von einer künftigen Todtenauferstehung die Rede gewesen seyn kann. Denn hier wird unmittelbar vorausgesetzt, daß das vorher angedeutete geschehen soll, während die Freunde Hiobs noch als solche, die gerne Jagd auf ihn machten, gegenwärtig seyn würden.

Ich füge nur noch bei, daß im folgenden Vers 29. ich nicht begreife, wie Hiob den Beschuldigern mit dem Schwert חֶרֶב gedroht haben könne, und wie er ihren

doch blos in Worten ausströmenden Zorneifer eine das Schwert verdienende Sündenmenge עֲוֹנוֹת קָרַב genannt haben könnte. Ich frage deswegen, ob nicht קָרַב, *exsiccatns, aridus, ξηρος*, auszusprechen sey. Alsdann kann übersetzt werden:

Scheuet euch vor (mir als) einem Ausgetrockneten!

Denn Zorn (wie Ihr ihn äufsetzt) ist eine Sündenmenge (er ergießt eine Menge von Beleidigungen).

Ausgetrocknet (bin ich), damit ihr erfahret, was der Urtheilspruch ist (= an mir werdet Ihr zu lernen haben, was das rechte Urtheil ist, statt eures Vorurtheils).

Hiob will, so viel ich einsehe, sagen: Gott hat diese mich ganz austrocknende Krankheit an mich kommen lassen, damit er euch, was das rechte Urtheil darüber sey, kund mache. Immer nämlich hält der Dichter seinen Zweck fest, dafs das Vorurtheil, wie wenn man nur, um bestraft zu werden, in großes Unglück verfallen könne, durch das Beispiel Hiobs, dessen Unglück, wie die Leser aus dem Prolog vorauswissen, eine ganz andere unsichtbare Ursache gehabt habe, widerlegt werden solle.

Rec. hat die gründliche Abhandlung des Verfs. nicht anders, als mit aufmerksamer Theilnahme, lesen können. Daher der Versuch, ihm und Forschern seiner Art auch einige exegetische Gedanken, als Gegengabe, zur Beurtheilung vorzulegen. Nur noch Eines bemerke ich, dafs, da der Verf. auch die Literatur der Stelle Hiobs unsichtig verglichen hat, die *Curae hexaplares in Jobum e Codice Ambrosiano* von Dr. Middeldorpf (Breslau, 1817, 4.) als ein sehr fleissig bearbeiteter Beitrag noch verglichen zu werden verdienten.

Dr. Paulus.

## KURZE ANZEIGEN.

*Forderungen des wahren deutschen Protestantismus gegen Einschleichung eines ein evangelisches Papstthum verbreitenden Konsistorialglaubens. Nebst einer phys. mathematischen Abhandlung über die Noachische Fluth. Von K. C. v. Langsdorf. \*) Heidelb. 1831, bei Winter. 155 S. in gr. 8. (1 fl. 12 kr.).*

Zu dieser Schrift wurde der Verf. durch die Schrift eines Zeloten: „Einige Hauptpunkte aus Dr. Paulus Leben Jesu (Nördlingen 1830.)“ veranlaßt.

Zuerst Bemerkungen über des Hrn. Prälaten Hüffell Abhandlung: „Friedensvorschläge zur Beendigung des Streites zwischen biblisch-christlichen Theologen und Rationalisten, und zur Beruhigung der evangelischen Kirche (in dessen Zeitschrift für Predigerwissenschaften II. Bd. I. Heft S. 119 – 142.)“ Der Verf. der vorliegenden Schrift liefert S. 1 – 23. und S. 78 – 112. eine scharfe Kritik der gedachten Abhandlung, in der er Satz für Satz prüft und jeden Leser von mittelmäßigen Fähigkeiten in den Stand zu setzen sucht, selbst zu beurtheilen, wie irrig selbst Religionslehrer, die bis zu dem Grade von Aufklärung gelangt sind, welchen der Hr. Prälat Hüffell erreicht hat, biblisch-christliche Theologie und Rationalismus von einander unterscheiden; welche Behauptungen sie dem Rationalismus andichten, wie grundlos ihre eigenen dem Rationalismus entgegen stehende Behauptungen sind, und wie nichtig alle von Hrn. Hüffell zur Vereinigung der biblisch-christlichen Theologen mit den Rationalisten mitgetheilte Vorschläge sind. Der Verf. dieser Kritik hält sich überzeugt, Hrn. Hüffell jede Vertheidigung unmöglich gemacht zu haben, und er findet sich in dieser Ueberzeugung jetzt noch mehr bestärkt, weil Hr. H. auch in der unterdessen erschienenen Fortsetzung seiner Zeitschrift dieses scharfen Angriffs mit keiner Sylbe gedenkt — als kluger Mann wohl wissend, daß gänzliches Schweigen weniger schädlich ist, als eine schlechte Vertheidigung. Was der Verf. der vorliegenden Schrift zur Beurtheilung der Hüffell'schen Abhandlung gesagt hat, steht mit der Beurtheilung der Schmähchrift, in welcher der oben erwähnte Zelote gegen das Leben Jesu von Dr. Paulus aufgetreten ist, im genauesten

\*) Jeder Lehrer an der hiesigen Universität hat das Recht, eine Selbstanzeige der von ihm herausgegebenen Schriften in den Jahrbüchern der Literatur abdrucken zu lassen. *Anm. d. Red.*

**Zusammenhänge.** Doch hat der Verf. auch die merkwürdigsten Stellen dieser Schmähschrift mit gehöriger Würdigung (S. 23—55.) noch besonders ausgehoben, um die Unüberlegtheit, Rohheit, Keckheit und Wildheit des Zeloten recht kennbar vor Augen zu legen, und den Dr. Paulus als einen Religionslehrer darzustellen, den in der Geschichte des Lebens Jesu nur religiöse Gesinnungen mit wahrer Gottesverehrung leiteten. Von S. 55 bis S. 67. wird noch die gewöhnliche Lehre von besonderen Jesu gewordenen übernatürlichen Offenbarungen, von seiner durch Wunderwirkung erfolgten leiblichen Auferstehung, vom Annageln der Füße Jesu u. s. w. mit vielen Gründen bestritten. Dann folgen (S. 68—77.) Erinnerungen gegen die Schrift: „Dreifaches Gutachten“ mit vielen Bemerkungen über biblische Theologie und Protestantismus; und S. 78—112. ein Sendschreiben an Hrn. Prälat Hüffell in Karlsruhe, von dessen Inhalt oben schon geredet worden ist. Diesem Sendschreiben folgen S. 113—138. Einige Bemerkungen über die Noachische Fluth. Sie sind zwar auf Kenntnifs der höheren Mathematik gegründet, indessen bleiben die merkwürdigen Resultate doch Jedem verständlich, der nur gemeine Buchstabenrechnung versteht. Hiernach folgen Miscellen, nämlich A) Maaßregeln gegen das fernere Hervortreten mancher Pseudodoktoren (S. 139—141.). Es wird darin das ungebürlliche Vorsetzen des Dr. vor dem Namen eines zur philosophischen Doktorwürde gelangten Theologen. B) Bemerkung über den neuen Badischen Katechismus (S. 141—145.). C) Des Verfassers Rationalismus und einige Parallelen zu Aussprüchen Christi. Die hier mitgetheilten Schriftstellen sind (sey es durch Schreib- oder durch Druckfehler) zum Theile sehr unrichtig angegeben. Da der Verf. schon in früheren Schriften und in seinem Leben Jesu wiederholt behauptet hat, daß Jesus als wohl unterrichteter Rabbine seine sämtlichen Lebenslehren schon im A. T. vorgefunden habe, so wird es den Lesern dieser Schrift nicht unwillkommen seyn, hier dafür das von ihm selbst verbesserte Verzeichnifs hierher gehöriger Schriftstellen mitgetheilt zu finden.

1 Mos. 1, 1; 1 Mos. 18, 14; 2 Mos. 20, 1—17; 2 Mos. 34, 6; 3 Mos. 19, 1—3. auch V. 10, 18 u. 32; 4 Mos. 6, 23—26; 5 Mos. 6, 4—5 u. 25; 5 Mos. 8, 6; 5 Mos. 10, 12. auch 17—20.

Ps. 1, 1; Ps. 9, 10 u. 11; Ps. 19, 8—12; Ps. 33, 6. 8. 9. 13. 18. 20 u. 21; Ps. 34, 9; Ps. 37, 5; Ps. 41, 2; Ps. 51, 12—14; Ps. 73, 25 u. 26; Ps. 86, 5 u. 11; Ps. 90, 2; Ps. 103, 8—10 u. 13; Ps. 106, 1; Ps. 111, 10; Ps. 118, 8; Ps. 119, 1—176; Ps. 139, 1—12 u. 16; Ps. 143, 10; Ps. 145, 8. 13. 15. 16. 18 u. 19.

Sprüchw. Sal. 2, 1—6; Spr. 3, 5—7, 11—13; Spr. 8, 17; Spr. 11, 2. 19. 20 u. 28; Spr. 12, 10. 19. 24 u. 28; Spr. 12, 10. 19. 24 u. 28; Spr. 13, 9 u. 14; Spr. 14, 15. 27. 30 u. 31; Spr. 16, 3; Spr. 19, 17; Spr. 20, 1. 19 u. 27; Spr. 25, 9. 21 u. 22; Spr. 27, 2; Spr. 28, 13 u. 24; Spr. 30, 17.

Pred. Sal. 12, 13.

Weisheit 1, 6; Weish. 2, 12—23.

Sirach 3, 18; Sir. 4, 4. 5. 8. 11, 15. 27 u. 33; Sir. 7, 10. 29. 39 u. 40; Sir. 15, 22 u. 23; Sir. 17, 28; Sir. 18, 1—4. auch 12 u. 22; Sir. 23, 1—4 u. 28; Sir. 24, 25 u. 26; Sir. 32, 27; Sir. 35, 3—5.

Maleachi 2, 10.

Jesaias 64, 16.

Es hätte dem Verf. nicht schwer fallen können, dieses Verzeichniß noch bedeutend zu vermehren.

S. 150 u. 151. folgen *D*) Einige Parallelen zwischen dem sogenannten biblisch-christlichen Theologen und dem rationalistischen Christen, die für ersteren nicht sehr empfehlend klingen. Endlich S. 152 u. S. 153. *E*) Darstellung verschiedener protestantischer Parteien. In einer beigefügten Tabelle findet man *A*) Biblisch-christliche, und *B*) Rationalistisch-christliche, auch Antisupranaturalistische. Unter *A*) stehen *C*) Gemäßigte Orthodoxen. — Gemäßigte Supranaturalisten z. B. Schott, Brettschneider, Hüffell u. s. w. Dann *D*) Altkirchliche Orthodoxen, Hyperorthodoxen, Obskuranten, Finsterlinge, Supranaturalisten, Hengstenbergianer, als synonymische Benennungen. Als Beispiele nennt der Verf. Hahn, Tholuk, Harms, Hengstenberg u. s. w. Zeloten, setzt er hinzu, findet man nur bei dieser Parthei. Unter *B*) stehen *E*) Rationalistisch-biblisch-christliche, z. B. Paulus, Wegscheider, Gesenius; ihre Quelle, sagt er, bleibt immer das N. T. Aber der Becher, mit dem sie daraus schöpfen, ist der Verstand. Dann *F*) Rationalistisch-christliche im engeren Sinne, zu denen der Verf. selbst gehört. Den Beschluß des Werkes macht S. 154 u. 155. ein Nachwort, mit dem die so genannten biblisch-christlichen Prediger wohl nicht zufrieden seyn werden.

v. Langsdorf.

---

*Bibliothek christlicher Denker, herausgeg. von Dr. F. Herbst.*  
Zweiter Band. Johann Kaspar Lavater. Auch unter dem Titel:  
*Joh. Kaspar Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken.*  
Dargestellt von Dr. F. Herbst. Ansbach, 1832. XII u. 472 S. 8.

Der erste Theil dieses Werkes, die Darstellungen des Lebens von Hamann und Fr. H. Jacobi enthaltend, wurde bereits in diesen Jahrb. 1831. Heft 10. S. 1009 ff. von uns angezeigt. Dort haben wir uns ausführlicher über die Tendenz des ganzen Werkes ausgesprochen, können also dies hier übergehen. Demgemäß können wir auch in Rücksicht dieser Darstellung dem historischen Verdienst des Verfs. vollkommene Anerkennung geben. Er hat mit der rühmlichsten

Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit den reichen und noch lange nicht genug bearbeiteten Stoff gesammelt und in einem treuen, lebendigen und klaren Bild zusammengestellt. Dafs die Persönlichkeit eines Lavater es werth war, unserer Zeit von Neuem vor Augen gestellt zu werden, und zugleich in einem treffenden Abbild der Nachwelt überliefert zu werden, wer wollte dies wohl leugnen? Je mehr das Leben unserer Zeit sich zu dem Kampf um allgemeine Grundsätze herausbildet, um so mehr verliert sich die Individualität der Einzelnen in den gröfseren Massen der Partheien, desto seltener werden die Charactere mit entschiedener Originalität und in sich abgeschlossener Individualität, wie Lavater war, und wie sie nur jene Zeiten des ersten Erwachens einer freien frischen Geistesbewegung, die sich zunächst nur in den Einzelnen im Widerspruch mit, oder *doch* in der Absonderung von den Zeitgenossen regte, hervorbringen konnte. Daher gewährt das Anschauen solcher Erscheinungen, die unserer Zeit mehr oder weniger fremd werden, einen eigenthümlichen Genufs. Wenn aber der Verf. jene Männer uns vorführt in der Absicht, ihren Grundsätzen selbst in unserer Zeit Geltung zu verschaffen, so können wir ihm noch weniger in Rücksicht Lavater's darin beistimmen, als in Rücksicht Hamann's und Jacobi's. Ich wiederhole hier nicht mein früher ausgesprochenes Urtheil über des Verfs. Ansicht von christlicher Philosophie überhaupt, und bemerke nur, dafs ich in Lavater's Lehren und Grundsätzen weder das wahrhaft Christliche noch ein ächt Philosophisches anzuerkennen vermag. Nicht rein christlich ist mir in Lavater, bei aller innigen und fast glühenden Frömmigkeit, die vorzugsweise wunderbare oder nach seinem eigenen beliebten Ausdruck „magische Kraft,“ worcin er das Wesen des Christenthums setzt.

Zum Philosophen aber war Lavater schon durch seine vorherrschend phantastisch und praktisch bewegte, heftige und leidenschaftliche Gemüthsart völlig untauglich. In ihm war Alles unmittelbare Anregung des Gemüths, Anschauung der Phantasie und lebendige That; die scharfen und verwickelten Vermittelungen der Abstractionen und der Speculation waren seiner Natur völlig zuwider. Wäre dem Verf., wie dem Rec. und vielleicht den meisten seiner Leser, der historische Zweck seiner Darstellungen der höchste, so möchten wir ihm wohl rathen, seinen individuellen Ansichten über Christenthum und christliche Philosophie weniger Einflufs auf die Beurtheilung der dargestellten Männer zu gestatten, als geschehen ist.

H. Schmid.

„Herr Prof. Hoepfner und seine Ansichten, öffentlich in Schutz genommen von Dr. Karl Ruthenus. Leipzig, bei Berger. 1832. 8. 1 Bogen.

Ein Extrem rufe das andere hervor; besonders in der Religion [= in den Religionsauslegungen einzelner Theologen]. Dem Antichristianismus der ersten Jahrhunderte sey als Gegensatz gegenüber gestanden der Chiliasmus [einer baldigen Wiedervergegenwärtigung des Messias auf Erden]. Jetzt erzeuge der Rationalismus als seinen Gegensatz den Mysticismus. Dieser aber und Chiliasmus seyen wie Grund und Folge. Rationalismus und Supernaturalismus mit Ruhe und Besonnenheit gelehrt, würden ihn, den Chiliasmus (zunächst des Hrn. Prof. Höpfners?) nicht hervorgebracht haben. Aber — — „in eben dem Verhältniß, als jene ruhige „Besonnenheit in Frivolität übergeng, steigerte sich hier [im „H. Chiliasmus] das Gefühl bis zur sinnlichen Wahrnehmung.“

Dies sind die Hauptsätze eines mir zugeschickten Blatts, welches den mir völlig unbekanntem Chiliasmus des Hrn. Prof. Höpfner durch eine Art von psychologischer Nothwendigkeit von Gegensätzen und Extremen zu entschuldigen sucht. Die angegebenen Sätze, wenn sie genauer bestimmt würden, euthalten viel Wahres; und gegen des Verfs. beabsichtigte Bewirkung eines billigeren Urtheils sowohl über eine Meinung, als über eine Person, habe ich überhaupt nichts einzuwenden.

Aber Hr. Ruthenus macht nach der Bemerkung, daß Frivolität in dem Gegensatze die Steigerung und Uebertreibung des Chiliasmus veranlaßt habe, einen mir unbegreiflichen Uebergang auf meine Person, Lehrart und Schriften. Wahr ist's, was Dr. R. voranschickt: Wäre bei Allen ein wahrer Ernst, nur das Nützliche zu fördern, so würden sich lieblose und einander ausschließende Gegensätze gar bald verlieren, und das Unglück gemildert werden können, das nur ein praktischer Religionslehrer ermessen kann. „In der Wissenschaft zwar könne von schonenden Rücksichten auf Unvollkommenheiten nicht die Rede seyn. Aber jene gefährliche Consequenzmacherei in einer Wissenschaft, die das Heilige nähren und aufrecht halten solle, müsse dieselbe nur vermehren und entwürdigen.“

Und nach diesem mir unbegreiflichen Sprechen von gefährlicher Consequenzmacherei lese ich nun mit Einemal folgenden Uebergang auf mich:

„Oder kann das etwa gebilligt werden, was die Paulus und Venturini's gesprochen haben? Was Ersterer aufrichtig gewollt, haben seine Zuhörer übersehen, was er aber nicht gewollt, — und ich darf wohl von ihm erwarten, daß er dieses nicht gewollt — haben sie begierig ergriffen und in Umlauf gebracht. Und daß dieses leicht aufgefaßt und von dem großen Theile begierig ergriffen worden ist, läßt sich wohl kaum bezweifeln. Wie es aber von dem-

selben (großen Theile) hätte aufgefasst werden können, hätte auch (vom Lehrer zuvor?) berücksichtigt werden sollen. Und gewiss wäre das Urtheil über die Controversen schonender und ernster gewesen. Ueberhaupt hätte man, da man ja jede andere Wissenschaft mit Ernst und Würde treibt, es ganz vorzüglich bei einer solchen thun müssen, die zu eng mit dem Leben und den menschlichen Wünschen und Forderungen verbunden ist. Und hätte sich Jeder, wer es auch nur immer wagte, diese oder jene entweihende Aeußerung zu thun, sich aus der Wissenschaft, die er *ex professo* trieb, Rathes erholt, so würde er schwerlich darauf verfallen seyn, das mit Spott und Frivolität zu bekämpfen, was viele Jahrhunderte gegolten und in dem Herzen der Menschen Wurzel gefasst hat."

Ich lasse diese Stelle hier, in der Nähe aller Derer, die mich beobachten können, wörtlich wieder abdrucken. Sie mögen erfahren und beurtheilen, was ein mir Unbekannter über mich und meine Zuhörer in der Ferne verbreiten will. Von Hrn. Prof. Höpfners Chiliaismus weiß ich kein Wort, las ich keine Zeile; vermuthlich meine Zuhörer auch nicht. Woher also dieser Ausfall auf sie und mich? Den Rationalismus habe ich mehrmals besonders dadurch vertheidigt, das ich zeigte, wie er nicht blos aus der Intelligenz (aus der sogenannten kalten Vernunft), sondern aus dem ganzen Geist und Gemüth, aus Erfahrungskennntnissen, wie aus dem Denken und Empfinden, hervorgehe, und man selbst die Infallibilität einer Person oder einer Schrift, wie sie der Supernaturalismus behauptet, nicht anders behaupten könne, als wenn man erst von den Gründen dafür, also von der Rationalität, und zwar als Richter in, ausgehe. Davon, das ich auch dergleichen Controversen schonend und ernst behandelt habe, ist Jeder überzeugt, der nur lesen mag. Aber gar Viele scheinen zu schwatzen, ohne gelesen zu haben. Das ich meine theologische, und jede andre mir bekannte Wissenschaft mit Ernst und Würde treibe, dies ist der Stolz meines Lebens, den mir Niemand, der mich wirklich hörte oder las, verkümmern wird. Neben dem Wort „entweihende Aeußerung“ kann und darf mein Name nie genannt werden! Eben so gewiss ist's, das nie und nirgends, seit 40 Jahren, von einem großen Theil meiner Zuhörer begierig etwas ergriffen worden sey, was sie nicht hätten ergreifen sollen. Der Eifer für gottandächtige Rechtschaffenheit als ein Zug wahrer Religiosität durchdringt jede meiner Vorlesungen, wie meine Schriften. Und wie oft habe ich schon die Freude gehabt, von den Besten zu hören, das sie nunmehr und nach diesen Ansichten gerne Theologen und Religionslehrer seyen. Schöpft je ein Leichtsinniger oder Sophistischer aus dem Rationalismus, der sich mit Bibel und Christenthum verbindet, Frivolität, so ist er eben dadurch ein Irrationalist. Aber auch aus dem Supernaturalismus und aus jeder Religionsvorstellung haben Leichtsinnige und Sophisten oft und öfter Irreligiosität geschöpft. Wenn aber das, was viele Jahrhunderte gegolten hat, ebendeswegen geltend bleiben müste, so müste noch jetzt fast jedes Vorurtheil gelten, und das Heidenthum wäre gegen das rationale und das supernaturale Christenthum weit überwiegend. — Genug, mit Frivolität bekämpfe ich nie etwas; mit Spott und Polemik auch den Hrn. Dr. Karl Ruthenus nicht.

Dr. Paulus.

- 1) *Die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments, in Dr. Luthers Uebersetzung, nach dem Grundtexte durchgesehen von E. Chr. Fried. Kraus, Dr. der Philos. und Pfarrer zu Isingen bei Tübingen. Tübingen, b. Schönhardt, 1830. 1087 + 176 + 374 S. in 8.*
- 2) *Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Neu übersetzt von einigen Theologen Augsburgischer Confession. Denkmal des Jubeljahres 1830. Zwickau, in der Richter'schen Buchhandlung. 363 S. in 8.*
- 3) *Das Neue Testament, übersetzt, mit kurzen Erläuterungen und einem historischen Register von E. Gottfr. Ad. Böckel, Dr. der Theol., Hauptpastor an der Jacobikirche und Scholarchen in Hamburg. Altona, bei Hammerich, 1832.*

Unstreitig gehört es auch zum Charakteristischen unserer Zeit, daß immer mehrere Versuche gemacht werden, von dem, was Sprach- und Sachverständige an der kirchlichen Bibelübersetzung zu verbessern fanden, Manches mit Auswahl auch allgemeiner in Umlauf zu bringen. Nur der Maßstab für dieses Verbessern ist schwer zu finden, noch schwerer anzuwenden. Soll und darf alles Unrichtige abgeändert werden? oder nur, was bedeutenderen Einfluß auf Lehre und Sitten haben kann? Sollte man nicht, wo noch zwischen zwei Erklärungen ein Schwanken statt findet, beide wenigstens andeuten? Wie erhält man den alterthümlichen Ton? Beleidigt man nicht das Angewohnte, wenn man manche Ausdrücke vertauscht, wie Rechtschaffenheit statt Gerechtigkeit und dergl.

Nichts Bessers konnten einst die Reformatoren thun, als daß sie von den vielerlei unzuverlässigen und meist verkehrten patristischen Traditionen auf die ursprüngliche Ueberlieferung der Bibel selbst, besonders der dem Urchristenthum gleichzeitigen neutestamentlichen Schriften zurückgingen. Sind gleich diese fast alle nur in speciellen Beziehungen, und nicht mit der Absicht, etwas

Vollständiges über die Geschichte Jesu und der Apostel, noch weniger aber einen geordneten Ueberblick ihrer praktischen Vorschriften und Lehren zu geben, verfasst, sind sie also gleich keineswegs (nach No. 2.) als „Das neue Testament Jesu“ zu benennen; so sind sie doch als gleichzeitige, obgleich partikuläre, Aufzeichnungen die einzige zuverlässige Ueberlieferung vieler urchristlichen Ansichten. Soll aber der evangelische Hauptzweck, in den protestantisch-kirchlichen Religionsüberzeugungen zu dem, was im geschichtlichen Urchristenthum eigentliche Religionslehre ist, und was dort von manchen Nebenmeinungen wohl unterschieden werden müßte, zurückzukommen, von Mehreren erreicht werden, so wäre hauptsächlich nöthig, dafs in der meistentheils vortrefflichen Uebersetzung Luthers, mit möglichster Beibehaltung seines alterthümlichen Tones, doch alle die Stellen sprachrichtig verdeutscht würden, worin er den Sinn, aus Mangel der damaligen Hilfsmittel, nicht genau genug erreicht hat. Denn wie kann der evangelische Protestant als Nichttheologe dennoch seinen ersten Grundsatz: den zur Religion gehörigen Inhalt des Urchristenthums allen späteren Zusätzen vorzuziehen, und also denselben von diesen möglichst zu reinigen, für unsere nicht mehr bloß antipapistische, sondern auch andern Vorurtheilen absagende Zeit mit einem genügenden Grade von Selbstüberzeugung erfüllen, wenn in seiner Kirchenübersetzung immer noch so viele Stellen übrig bleiben, welche mit dem Grundtext nicht übereinstimmen.

Diesem Uebelstand abzuhelfen, versucht man dreierlei Mittel.

Man hat den kirchlich gewordenen, doch dem ursprünglich lutherischen Text nicht mehr ganz conformen Uebersetzungstext beibehalten, und die Berichtigungen nur durch untergesetzte kurze Bemerkungen und durch Capitelüberschriften für die Aufmerksamen verständlich machen wollen. In diesem Sinn

wurde die ganze Bibel nach Luthers Uebersetzung von dem gelehrten und behutsamen Volkslehrer, Compastor Nikolaus Funk, unter Zustimmung des Generalsuperintendenten Adler, bearbeitet, und zu Altona 1815. in dem gewöhnlichen kleinen Bibelformat möglichst wohlfeil herausgegeben. Der zelotische Streit, dessen Urheber jenseits der Eyder sich dem Geiste nach mehr papistisch als protestantisch bewiesen, ist zum Glück schon fast ganz vergessen. Doch war in dortigen Gegenden der Lärm fast so heftig, als im vorigen Jahrhundert bei Erscheinung des Anfangs der sogenannten Wertheimer Bibel. Um wie viele Schritte weiter man indess doch gekommen war, zeigte sich durch die Verschiedenheit der Behandlung von Oben. Gegen den Candidat Joh. Lorenz Schmidt, \*) Unternehmer jener ersten selbstständigen Bibelübersetzung, wurde (*memnisse jwat!*) des heiligen römischen Reichs Fiscal, selbst von katholischen Bischöfen, aufgeboten, und der Verfasser lange gefangen gehalten. Er mußte von Glück sagen, daß er entfliehen, und dann wie ein Vergessener mit verändertem Namen noch in Deutschland ärmlich sein Leben durchbringen konnte. Den Lärm gegen die Altonaer Bibel beschwichtigte die dänische Regierung kurzweg dadurch, daß sie selbst die ganze Auflage ankaufen und beseitigen liefs. Diese ist dadurch zur Rarität geworden. Das weit gewaltsamere Verfahren

---

\*) Die Special-Geschichte der gerichtlichen Inquisition gegen den Wertheimer Bibelübersetzer gab ich zum Theil aus den zu Wertheim aufbewahrten Acten schon 1797. in den Blättern aus dem Archiv der Toleranz u. Intoleranz. III. u. IV. Lieferung. S. 166 — 326. Der Verf. war seit 1725. Informator bei zwei Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche die Druckkosten hergaben. Ueber den ganzen Verlauf dieser Intoleranz, welche als schreiend den Uebergang zu größserer Duldsamkeit vorbereitete, s. in Schlegels Kirchengesch. Bd. 6. S. 336 — 350. nebst denen dort in der Vorr. mitgetheilten Briefen von Mosheim u. A.

gegen den Wertheimer hingegen hatte den Erfolg gehabt, daß Andere, vornämlich Joh. Dav. Michaelis, von mächtigeren Regierungen beschützt, weitumfassendere Beispiele von berichtigten Uebersetzungen gaben. Das an dem Wertheimer verübte Unrecht war von der öffentlich urtheilenden Meinung so allgemein anerkannt und verabscheut, daß sich selbst die Zeloten schämten, gegen die ähnlichen Arbeiten Heumann's oder Michaelis u. s. w. als Verketterer aufzutreten. Noch weniger hat die Verfolgung der Altonaer Bibelausgabe andere Uebersetzer und Bearbeiter abschrecken können.

Ein anderer Weg zur Verbesserung war der Versuch, eigene Uebersetzungen, ohne besondere Rücksicht auf die lutherische, in einer mehr volksthümlichen, als gelehrten, Gestalt gangbar zu machen. Dies hatte mit vorzüglichem Glück Dr. Stolz noch als Prediger zu Bremen unternommen. Seine damalige auch durch Erläuterungen gerechtfertigte Uebersetzung, welche oft mehr Auslegung ist, versuchte zwar anfangs sein damaliger Colleague, der homiletische Vielschreiber Ewald, etwas verdächtig, oder, wie man sagt, anrühlich zu machen. (Auch hierüber gaben die Blätter aus dem Archiv der Intoleranz in Lieferung I. S. 3 — 21. warnende Notizen.) Sie war aber doch so zeitgemäfs, daß selbst van Efs bei seinem löblichen Bestreben, das N. T. katholischen Gemeinden verständlicher zu machen, vornämlich die Stolzische Arbeit benutzte, jedoch — vermuthlich um die Nichtprotestanten nicht abzuschrecken — nicht nannte. Dr. Stolz selbst übersetzte bei seiner gröfseren Muße zu Zürich das ganze N. T. noch einmal wörtlicher und mit mancher Nachgiebigkeit gegen das Gewohntere. Dennoch scheint diese Umarbeitung, welche 1820. zu Hannover und Leipzig bei Hahn im gewöhnlichen Bibeldruck auf 359 S. in 8. erschien, nicht, wie die frühere Arbeit, den Beifall, durch welchen mehrere Auflagen veranlaßt werden, erhalten zu haben.

Ganz neue Uebersetzungen des A. und N. T.'s sammelte (Stuttgart, bei Metzler, 1824.) der indess verstorbene Prälat Dr. Ge. Fried. Griesinger. Er machte eine in der That treffliche Auswahl aus den besten neueren Uebersetzungen einzelner Schriftbücher, wobei er durch Einleitungen, Inhaltsanzeigen und einzelne Berichtigungen, seinem guten Geschmack gemäß, mitwirkte. So viel Ref. weiß, wurde das Werk auf seine Kosten gedruckt, und man muß sich in der That wundern, daß es nicht weit mehr Aufmerksamkeit erweckt, und zu allgemeiner Benutzung gereizt hat. Fast jeder Studierende oder Prediger kauft sich doch von einzelnen neuen Uebersetzungen einige. Hier findet er um viel kleineren Preis das Beste zusammen, was damals ausgewählt werden konnte. Auch der Druck ist sehr empfehlend, das Dichterische sogar in die passenden Zeilen abgebrochen.

Die dritte Verbesserungsart legt Luthers Text zum Grunde, und ändert, was der Berichtigung zu bedürfen scheint. Von dieser Art ist bekanntlich die Bearbeitung des Hrn. von Meyer zu Frankfurt, die er mit Kosten verbreitet. Abgesehen von dem Einfluß, welchen einige seiner eigenthümlichen Meinungen darauf haben mußten, ist die Arbeit immer schätzenswerth, in sofern sie, um den großen Reichthum des Guten, welchen das N. T. darbietet, mehr zum Gemeingut zu machen, das ihrige beiträgt.

Unter denen jetzt zunächst anzuzeigenden drei neuen Schriften umfaßt die erste den ganzen lutherischen Bibeltext; doch sind der Abänderungen in demselben weit weniger, als zu erwarten wäre, und manche Verbesserungen werden wenigstens den Lesern, die den Grundtext nicht kennen, schwerlich deutlich seyn. 1 Mos. 4, 1. läßt Luther die Eva sagen, was ihr auf keinen Fall in den Sinn gelegt werden kann: Ich habe den Mann, den Herrn. Hr. Kraus übersetzt zum Theil richtiger: Ich

habe einen Mann mit dem Herrn. Wie aber wird der deutsche Leser sich dieses deuten können? Das Hebräische sagt doch deutlicher: Ich habe einen Mann bekommen; und da dies eine Mutter sagt, so versteht man dann leicht, daß sie sich einen männlichen Sohn bekommen zu haben freue. Die zwei letzten Worte: אֶת־יְהוָה würde man wohl der Deutlichkeit wegen übersetzen dürfen: mit des Herrn Hülfe. Bei Griesinger liest man: Einen Mann habe ich geboren, mit Hülfe Jehovahs. 1 Mos. 49, 10. übersetzt Kraus: Es wird das Scepter von Juda nicht weichen, noch der Machtstab von seinen Füßen, bis Schilo kommt, dem die Völker unterthan sind. Warum soll מַחֲזִיקָא einen Machtstab bedeuten, und wie sollten Füße mit diesem Stab in Verbindung kommen? Unter dem kommenden Schilo denken schon die Samariter an Salomo. Aber gerade bei diesem änderte sich der Gehorsam der meisten von den 12 hebräischen Völkerschaften. Auch bei Griesinger ist das Unpassende, daß der Herrscherstab nicht weiche von seinen Füßen. Das Hebräische hat nichts von einem Stab. 2 Sam. 21, 1. übersetzt Luther: Es sprach David, der Mann, der versichert ist von dem Messias Gottes. Dagegen Hr. Kr. richtig verbessert: der Mann, so hoch erhaben ist, der Gesalbte des Gottes Jakob. Griesinger: So spricht der hochgestellte Mann, der Gesalbte des Gottes Jakobs. Ps. 8, 6. übersetzt Kr.: Nur ein wenig geringer, als Engel, machtest du ihn (den Menschen). An Engel denkt freilich der Brief an die Hebräer 2, 7, weil dieser griechisch aus der griechischen Uebersetzung argumentirt. Aber im A. T. sind die Engel nirgends אֱלֹהִים. Griesinger hat: Und doch — fast machtest du ihn zu einem Gott.

Rec. war so eben veranlaßt, wieder einmal genau an die Stelle Hiob 19, 23 — 27. zu denken. Hr. Kr. übersetzt Vs. 23: Ach, daß meine Reden geschrieben würden!

Ach, daß sie in ein Buch gestellet würden! (Warum gestellet?) Vs. 25: Aber ich weifs, daß mein Erlöser lebet, und zuletzt stehen wird auf meinem Staubhügel, um für mich zu zeugen. Vs. 26: Doch da meine Haut also schon verzehret ist, möchte ich nur noch in meinem Fleisch Gott sehen. Der wahre Sinn der Stelle wurde durchaus erschwert, seitdem Hieronymus und ihm zufolge Luther לִמְשָׁלֵךְ durch *redemptor*, Loskäufer oder überhaupt Losmacher, übersetzte. Wovon wollte denn Hiob losgekauft oder losgemacht werden? Er wünschte und hoffte, beschützt und vertheidigt zu werden gegen die Vorwürfe der Freunde, welche, nach der gewöhnlichen Meinung, wähten, daß Hiobs große Unglücksfälle nicht möglich wären, wenn er sie nicht durch große Verbrechen verschuldet hätte. Von diesem Sinn wird man weggeleitet, so lange hier das Wort Erlöser eingeschoben wird. Wie überhaupt das lateinische *redemptor* auf lauter falsche Begriffe, von Lösegeld oder von einem Ablösen der verschuldeten Sündenstrafen bei Gott zu reden, immer noch die Veranlassung giebt, wenn gleich Jesus nie ein Erlöser in dieser Bedeutung, sondern als einer, der von Sünden rette, frei und gesund mache, beschrieben ist. Sehr richtig hat Umbreit auf Cap. 16, 19. als Parallelstelle verwiesen: Auch jetzt noch ist im Himmel dort mein Zeuge, und mein Fürsprecher in den Höhen. Deswegen möchte auch hier nicht sowohl an einen Bluträcher, als überhaupt an einen Sachwalter und Rechtsvertheidiger zu denken seyn. Bei Griesinger ist übersetzt: Denn ich bin überzeugt, mein Ehrenretter lebt; er tritt noch auf der Erde für mich auf. Hiob hofft dies noch zu erleben, deswegen ist auch die Uebersetzung: Auf meinem Staubhügel, dem Zusammenhang nicht gemäfs.

Aus dem N. T. will Rec. nur Eine Stelle anführen, in welcher Hr. Kr. die schon längst in meinem Commentar angegebene Lösung einer chronologischen Schwierigkeit

allgemein bekannter macht. Man will nicht aufhören, vorauszusetzen, daß Luk. 2, 2. von der Volksaufzeichnung rede, die zur Geburtszeit Jesu (blos in Judäa) geschehen ist, ungeachtet alsdann angenommen werden muß, daß Lukas über diese Tage der Schatzung, die er doch auch wieder Apostg. 5, 37. berührt, im Irrthum gewesen sey. Gar zu rasch pflegen besonders neuere Schriffterklärer sich einzubilden, wie wenn sie leicht dergleichen Umstände besser wüßten, und die doch fast gleichzeitigen Schriftsteller im N. T., sonderbare Mißgriffe gemacht hätten. Besser, man suche zuerst den Fehler bei sich selber, um ihn desto leichter zu verbessern. So liegt das Irrige bei der Stelle des Lukas blos darin, daß man das erste Wort *αὐτῆ* und nicht *αὐτῆ* ausgesprochen hat. Lukas macht einen Gegensatz. Zur Geburtszeit Jesu war durch ein Gebot von Augustus schon eine Volksaufzeichnung in der ganzen Gegend von Judäa veranlaßt. Die erste (eigentliche und vollständige) Aufzeichnung selbst geschah aber erst zu der Zeit, da Quirinius Landpfleger in Syrien war. Diese Ansicht hat jetzt Hr. Kr. aufgenommen, und hoffentlich wird sie endlich der Unwahrscheinlichkeit, daß Lukas, welcher so lange selbst in Palästina war, und, da er schrieb, den Apostel Paulus immer fragen konnte, dennoch über solche Data Irriges niedergeschrieben habe, ein Ende machen. Auch Joh. 6, 4. bahnt Hr. Kr. meiner chronologischen Erklärung den Weg zum allgemeineren Bekanntwerden. Er übersetzt: Es war aber jüngst gewesen die Ostern. Ich würde noch lieber setzen: Es war aber nahe gewesen das Pascha, dieses Fest der Judäer.

Die Uebersetzung des N. T., welche als Denkmal des Jubeljahrs 1830. erschien, hat mich vorzüglich dadurch interessirt, daß sie aus eigenen Arbeiten von Pastoren und Candidaten zusammengefügt ist, deren Namen sehr bescheiden blos auf der Rückseite des Titels angegeben sind. Nichts ist erfreulicher, als solche Beweise fort-dauernder gelehrter Thätigkeit unter den Geistlichen.

Die Uebersetzung selbst ist fließend und verständlich; auch den besseren hermeneutischen Grundsätzen gemäß, ohne zu viel zu modernisiren. Durch dieses allgemeine Urtheil will ich übrigens nicht läugnen, daß noch öfter durch kleine Veränderungen alte Vorurtheile, die in dem Grundtext nicht gegründet sind, zu vermeiden gewesen wären. Z. B. sollte durchaus nicht mehr: **Thut Buße!** übersetzt werden. Denn bei dem Wort **Buße** denkt doch jetzt jeder Leser ganz etwas anderes, als **Reue** und **Besserung** der Gesinnung. Zu Luthers Zeit galt das Wort **Gerechtigkeit** auch noch im umfassenden moralischen Sinn für das, was wir jetzt nur bei dem Wort **Rechtschaffenheit** denken. Dagegen entsteht immer ein falscher Begriff, wenn das juridische Wort **Gerechtigkeit** statt des moralischen gesetzt wird; und man z. B. Matth. 6, 33. liest: **Suchet aber zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.** Jeder denkt jetzt bei diesem Wort höchstens an die Pflichten gegen Andere, nach denen ihnen das Gebührende zu gewähren ist. Die Christuslehre hingegen fodert durch das Wort *δικαιοσύνη* das geistige Rechtswollen überhaupt in dem Grade, wie es vor dem Allwissenden erscheinen darf. Auch Röm. 1, 17. wird übersetzt: **Die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt.** Aber Alles, was dort gesagt ist, geht nicht auf die specielle Pflicht von Gerechtigkeit, und wird sogleich als wahr erkennbar, wenn *δικαιοσύνη* und *δίκαιος* durch **Rechtschaffenheit** und **rechtschaffen** übersetzt wird. Hätte man in solchen Stellen nie **Gerechtigkeit** übersetzt, so hätte der ganze Wahn von zugerechneter Gerechtigkeit nicht entstehen, nicht gedacht werden können. Denn eine zugerechnete Rechtschaffenheit, als Uebertragung von einem Andern auf uns, wäre immer undenkbar gewesen. — Lesern aus dem Volke ist gewiß vornämlich die sogenannte Bergpredigt wichtig. Aber was müssen diese denken, wenn sie Matth. 5, 3. als den ersten Satz lesen: **Selig sind die Armen am Geiste.** Muß nicht das Schulkind denken: Also je geistloser, desto besser!

Schwerlich wird dadurch geholfen, wenn, wie wir es in der dritten Arbeit lesen, übersetzt wird: Selig die Armen dem Geiste nach. Zur Deutlichkeit darf in diesen Versen, dünkt mich, das sind nicht fehlen. Alsdann kommt es nur auf die Wort-Stellung an: Selig dem Geiste nach (oder durch den Geist) sind die Armen.

Auf die dritte Arbeit, die von Hrn. Dr. Böckel, war Rec. vornämlich wegen der Erläuterungen aufmerksam. Sie sind kurz. Der Verf. selber deutet darauf, daß er etwas mehr gegeben zu haben wünschte. Auch das Gegebene aber, das ohne Zweifel auf viele Nicht-theologen Eindruck machen wird, verdient großentheils ausdrückliche Anerkennung. Bei den meisten Stellen aus dem A. T. macht der Verf. aufmerksam, daß sie nach einer gewissen Aehnlichkeit (Analogie) angewendet, oder in einem höheren Sinn genommen sind. Bei Matth. 4, 1. wird bemerkt: Man mag an einen bösen Geist oder an einen bösen Menschen denken, so häufen sich Schwierigkeiten und Widersprüche. Der Verf. nimmt an: Jesus habe die Betrachtungen, durch welche er sich in der Einsamkeit auf sein großes Lehrergeschäft vorbereitete, in eine Gleichnißrede eingekleidet, um sie den Jüngern anschaulicher zu machen. Der verständige Leser hält sich also an die Hauptgedanken. Bei Matth. 5—7. möchte ich dagegen die Ansicht sehr bezweifeln, daß die Rede vom Berge zunächst eine Einweihung für die zur Ausbreitung des Gottesreichs erwählten Schüler gewesen sey, Vieles aber von dem Gesagten allen Bekennern des Evangelium nur gelte, weil die Lehrer nicht einen ganz abgesonderten Stand bilden sollen. Nach Matth. 5, 1. stunden zwar dem Redenden seine Schüler am nächsten; aber unter diesen sind doch nicht hauptsächlich die zum Lehramt berufenen, sondern alle Anhänger, zu verstehen; und schwerlich ist in der ganzen Rede eine Stelle, die nicht den Lehranhängern Jesu überhaupt, sondern bloß den berufenen Lehrern, gesagt wäre. Matth. 5, 6.

erklärt Hr. B. Gerechtigkeit sehr richtig als Rechtschaffenheit, ein Gott wohlgefälliger Sinn. Darf denn aber das Wort Rechtschaffenheit nicht in die Uebersetzung selbst aufgenommen werden? Matth. 5, 31. wird bestimmt darauf gedeutet, daß Jesus von einer gesetzlichen und obrigkeitlichen Ehescheidung, welche die Juden gar nicht kannten, nicht rede, sondern nur von der Verstofsung der Frau, welche damals unter dem Schein des Rechts oft vorkam. Wie wichtig ist's, auch noch für unsere jetzige Gesetzgebung, daß diese vor 40 Jahren von mir in meinem Commentar vorgetragene historisch begründete Auslegung endlich allgemein bemerkt werde! Ebenso wird 8, 4. darauf gedeutet, daß Jesus die von Mose festgesetzte Polizeiordnung nicht stören wollte. Wie anwendbar wird dadurch dieser Text für Kanzelreden über die Folgsamkeit gegen gesetzliche Ordnung! Wird dies nicht erbaulicher seyn, als die wundersamste Auffoderung zur Verwunderung über die Kenntniß Jesu von Heilbarkeit des Aussatzes. 11, 12. wird das Wort: Alles ist mir übergeben, erläutert: Ich habe die Macht, das Gottesreich zu gründen, welches die ganze Welt umfassen soll. Auch 28, 18. wird ebenso erklärt. 14, 25. ist übersetzt: Vom Gehen Jesu am Meere. Ebenso Joh. 6, 21. vom Wandeln um den See. Der Verf. giebt die Erläuterung: Man kann auch mit Luther übersetzen: Auf dem See. Jedoch scheint der Evangelist hier kein Wunder erzählen zu wollen. Das Fahrzeug war wohl dem Ufer so nahe, daß Petrus, Vs. 29, nicht sowohl über, als durch das Wasser zu Jesu kam. Im Widerspruch mit den Worten der Erzählung (wird noch beigesetzt) ist indess die Ansicht derer nicht, welche hier eine wundervolle Begebenheit sehen. — Dr. Stolz hat auch noch in seiner neueren Uebersetzung (1820.) den Ausdruck: an dem See wandelnd; und von Petrus: heisse mich, über das Wasser hin zu Dir kommen. Und Vs. 29: Nun verließ Petrus das Schiff und ging über das Wasser hin Jesu entgegen. Ich meine, es wäre immer am be-

sten, das Wörtchen über zu gebrauchen: Wandelnd über dem See; wie man Joh. 21, 1. am besten übersetzt: Jesus zeigte sich selbst wieder den Schülern über dem See bei Tiberias. Der 4te Vs. sagt alsdann unverkennbar, daß Jesus über dem See war, weil er auf dem Ufer stand, *ἔστη εἰς τὸν αἰγιαλόν*. In der Zwickauer Uebersetzung ist Jesus noch auf dem See wandelnd: Petrus aber ging über das Wasser hin, auf Jesus zu. Nach der Kraus'schen Uebersetzung ging Jesus auf dem Meer, und Petrus ging auf dem Wasser, daß (damit) er zu Jesu käme. Dennoch hat doch auch Hr. Kraus Joh. 21, 1. dieselben Worte: *ἐπὶ τῆς θαλάσσης*, übersetzt: Jesus offenbarte sich den Jüngern an dem Meere bei Tiberias.

Bei Matth. 17, 27. ist Hrn. Dr. Böckels Erläuterung diese: „Einige Ausleger fassen die Worte Christi so: Wenn du den Mund des Fisches öffnest, d. h. ihn von der Angel nimmst, so wirst du durch Verkauf so viel Geld erhalten, als du brauchst; und diese Erklärung ist keineswegs verwerflich, wenn die Worte auch nicht nothwendig auf sie führen.“ Bei 22, 44. wird, wegen des Ps. 110. bemerkt: „Die Zeitgenossen Jesu deuteten diesen Psalm auf den Messias. Jesus macht sie auf die Inconsequenz aufmerksam, welche sie sich dabei zu Schulden kommen lassen, ohne daß er jene, übrigens ganz unhaltbare, Ansicht des Psalms bestätigt oder in Schutz nimmt.“ (Der Verf. scheint also auch hier sich von der Ansicht überzeugt zu haben, die ich einst in meinem Commentar neu vortrug, und jetzt im Exegetischen Handbuch weiter bestätigte.) Bei 24, 29. wird, wegen der Redensart: vom Fallen der Sterne gegen die Erde, bemerkt: „Die alte Welt sah in den Sternen nicht Weltkörper, sondern kleine Lichterchen, die vom Himmel herabfallen könnten.“ Bei 26, 14 — 16. wird, wegen des Ischariot, die psychologische Erklärung seines Gemüthszustandes bestätigt, mit den Worten: „Es leidet kaum einen Zweifel, daß Judas nichts weniger erwartet

habe, als den Ausgang, welchen die Sache nahm. Höchst wahrscheinlich wollte er, in seinem irdischen, ganz auf die Gründung eines weltlichen Reichs gerichteten Sinn, Jesus nur in eine Lage bringen, wo er sich entscheiden und einen raschen Schritt thun müßte." Auch bei Mark. 14, 44. wird über die Worte: Führet ihn behutsam fort! bemerkt: „Man sieht, Judas spottet der Feinde Jesu; er hält es für gewiß, daß Jesus sich ihren Händen entziehen werde." Religiöse Volkslehrer machen wir hierbei auf die Passionspredigten des Verfs. (Hamburg, 1829.) aufmerksam, in denen sie Muster einer anwendbaren Erklärung der Leiden Geschichte finden werden. Bei 27, 45. sagt die Erläuterung: „Da das Passafest der Juden stets in die Zeit des Vollmonds fiel, so ist an eine eigentliche Sonnenfinsterniß nicht zu denken, weil diese nur dann möglich ist, wenn der Mond zwischen die Erde und die Sonne treten kann, mithin zur Zeit des Neumonds. Die Verfinsternung entstand durch einen dichten Nebel, den Vorboten des nahen Erdbebens." — Hie und da gestattet der Verf. auch der philologischen Kritik ihren Einfluß; z. B. bei Matth. 6, 13. über Weglassung der Doxologie. Bei 27, 52. 53. wird bemerkt: „Gegen die Aechtheit dieser beiden Verse hat die unbefangene Kritik Manches zu erinnern. Sie scheinen eine später entstandene Sage zu enthalten, die aus einem uns nicht näher bekannten Umstand sich gebildet haben mag. Die Bibel selbst weiß von solch einem Ereignisse nichts. Jesus ist der Erstling unter denen, die da schlafen, 1 Cor. 15, 20. 23." Dagegen ist für das Factum der Auferstehung Jesu selbst die Bemerkung bei 28, 1 — 10. sehr einleuchtend: „Die scheinbaren Widersprüche in der Erzählung sind nichts als unbedeutende Abweichungen in Nebenumständen, auf welche wenig oder gar nichts ankömmt. Johannes erzählt durchaus als Augenzeuge; die Andern, selbst zum Theil Matthäus, benutzten Berichte von Andern. Uebrigens ist die bis zur Zweifelsucht gesteigerte Aengstlich-

keit der Apostel, keinem unverbürgten und nicht sorgfältig geprüften Gerüchte zu trauen, das sicherste Unterpfand ihrer Glaubwürdigkeit."

Auch aus den Erläuterungen der übrigen Evangelien wollen wir wenigstens einiges Denkwürdige ausheben. Joh. 1, 1. ist es immer, wenn für Teutsche verständlich übersetzt werden soll, eine große Verlegenheit, ob  $\acute{\omicron}$   $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ , wie gewöhnlich, das Wort übersetzt werden dürfe. Weil  $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ , nach dem Alexandrinischen Sprachgebrauch, einen Geist, der durch Sprechen, Gebieten oder Lehren wirke, bedeutet, so habe ich in meiner synoptischen Uebersetzung der 4 Evangelien (Heidelberg, 1828.) das Wort Sprechergeist anzunehmen gewagt. Der deutsche Ausdruck das Wort veranlaßt so gar nicht, an eine Persönlichkeit zu denken. Hr. Dr. B. giebt wenigstens eine sehr zweckmäßige Erläuterung: „Dafs Christus mit diesem Ausdruck bezeichnet werde, und dafs Johannes eine hohe Würde Jesu und seine innige Gemeinschaft mit dem Vater andeuten wolle, leidet keinen Zweifel. Aber schwer ist es, auszumachen, was ihm zu dieser Benennung eigentlich Veranlassung gab. Die neue Schöpfung, welche der Erlöser im Reiche der Geister hervorbrachte, scheint der ersten, der Weltschöpfung, 1 Mos. 1, 1. an die Seite gesetzt zu werden. Vergl. Vs. 3. Bei 1, 14. sagt die Erläuterung: „Das Wort ward Fleisch, die Gottheit erschien sichtbar in dem Menschen Jesus;“ und zum Begriff der Eingeborne wird bemerkt: Mit diesem dem Johannes eigenthümlichen Ausdruck will er zu verstehen geben, dafs, wenn auch alle Christen sich Kinder Gottes, nach Vs. 12, nennen dürfen, doch von Jesu der Ausdruck Sohn Gottes in höherem Sinne gefaßt werden müsse. Er ist im Schoofse des Vaters, sein Liebling und mit ihm innigst verbunden.“ Bei 1, 28. setzt die Erläuterung Bethanien, und erklärt sich mit Recht entscheidend: „Die gewöhnliche Lesart Bethabara ist eine übereilte

**Correctur des Textes.** Bei 2, 21. 22. wird bemerkt: „Wahrscheinlich mißdeutet Johannes diese Worte Christi, indem er sie auf seine Auferstehung bezieht. Jesus scheint von der durch ihn zu bereitenden Aufhebung des Tempeldienstes und der ganzen Mosaischen Verfassung, und von der Einführung des Christenthums, womit reine Gottesverehrung zusammenhängt, zu reden.“ Bei 4, 18. finden wir eine, so viel wir wissen, dem Verf. ganz eigenthümliche Ehrenrettung der Samariterin. Hr. Dr. B. umschreibt das nicht durch noch nicht, mit dem Zusatz: „Man darf nicht an eine Lasterhafte denken, die in wilder Ehe lebte, sondern an eine Unglückliche, die von fünf Männern, nach der barbarischen Sitte der damaligen Juden (und Samaritaner) mit einem Scheine des Rechts, verstossen (oder willkürlich weggeschickt) worden war. Vgl. Matth. 19, 3.“ Bei 16, 16. wird zu den Worten: Und ihr werdet mich erblicken, das vermöge des Zusammenhangs Unverkennbare bemerkt, daß Jesus hier und im Folgenden nicht etwa von dem kurzen Beisammenseyn mit seinen Jüngern nach der Auferstehung, sondern von dem Wiedersehen in jener Welt, rede, wie insbesondere aus dem Vs. 22. erhelle. Zu 19, 36. wird richtig bemerkt, daß der Evangelist den sich selbst zum Opfer bringenden Erlöser mit dem Osterlamm vergleiche. Nur muß hinzugedacht werden, daß gerade das Paschalamm nicht ein Sündopfer war, und eben deswegen gegessen werden durfte. Es war ein Opfer zur Erinnerung an die göttliche Freimachung der Nation aus Aegypten. Auch der Verf. spricht mehrmals (Röm. 3, 25. Apok. 12, 11.) von der Bedeutsamkeit des Opfertodes Jesu. Nach Paulus nämlich stellt Gott den Messias, in seinem Blute den nachdenkenden Gläubigen vor Augen als einen, dessen Aufopferung ihnen sage, wie erbarmend gegen die Menschen Gott sey. Denn muß nicht jeder denken, die Gottheit, welche einen solchen Liebling zur Besserung der Menschen in

die größten Aufopferungen herabstendet, muß ja wohl zum Voraus gegen die schwachen Menschen erbarmend (*ἰλεως*) seyn, da sie für ihr Wohl die kostbarsten Mittel anwendet. Daran, daß sie erst durch Strafabbüßung hätte versöhnt werden müssen, ist, nach diesem Gedankengang, gar nicht zu denken. Auch kann Rec. dem Verf. bei Röm. 3, 21. nicht beistimmen, wie wenn unter der Gerechtigkeit vor Gott zu verstehen seyn könnte Freisprechung von der Schuld, wodurch der also Freigesprochene für gerecht erklärt wird und kein Sünder mehr ist. Die Schuld, *reatus*, ist ein geistiges Factum, das nicht aufgehoben werden kann. Wird man auch von Straffolgen freigesprochen, so wird man dadurch nicht schuldfrei oder gerecht, noch weniger moralisch rechtschaffen, sondern bloß absolvirt, oder von der Furcht vor Zorn und Strafen losgemacht. — Rec. bemerkt noch ausdrücklich, daß der Verf. besonders über die Apokalypse richtigere Ansichten zu verbreiten mit Glück bemüht ist. Auch war es gewiß eine gute Einrichtung, Vieles, was über Eigennamen zu bemerken war, in ein besonderes Register zusammenzufassen. Noch eine kleine Berichtigung zu Apok. 14, 1, daß nämlich der Tempel nicht auf dem Berge Zion stand. Dieser, als die Residenzburg, bezeichnet daher immer die weltliche Regierung Davids und seiner Nachfolger. Die sogenannten Zionswächter beweisen schon durch diese ihre Benennung, wie wenig bibelkundig sie sind. Sie können, vermöge dieses Namens, nicht Wächter für die Kirche und Kirchenlehre seyn. Sie müßten sich vielmehr unter jene Helden 2 Sam. 24, 8 ff. stellen, die den Thron Davids zu beschützen kämpften.

Dr. Paulus.

*Dr. K. L. Lippert, Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. II. Heft. Frankfurt 1832. VI u. 263 S. 8.*

Das I. Heft der Annalen des Kirchenrechts haben wir bereits in dem Februarheft 1832. dieser Jahrbücher angezeigt und unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß das erste Heft zu schönen und erfreulichen Hoffnungen berechtige, deren Erfüllung von dem Herausgeber erwartet werden dürfe. In wiefern nun dieses sich auch von dem zweiten Hefte sagen läßt, wird sich am Schlusse dieser Anzeige von selbst ergeben.

Das II. Heft enthält 5 Abhandlungen und zwar

1) Das baierische Concordat im Verhältnisse zum Religions-Edicte, resp. zur II. Beilage der baierischen Verfassungsurkunde. S. 5—19. Der Verf. sucht die beiden Fragen zu beantworten: a) steht das Concordat mit dem Religionsedict wirklich im Widerspruch? und b) im Falle dieses sich so verhält, was ist bei 2 sich widersprechenden Stellen des Concordates und des Religionsedictes Rechtens? Als Gegenstände, in Ansehung deren zwischen dem Concordate und dem Religionsedict Widersprüche vorhanden sind, werden angegeben Religions- und Gewissensfreiheit, Verhältniß der Kirchengewalt zur Staatsgewalt im Allgemeinen, das königliche Placet, und endlich Ausscheidung der rein-bürgerlichen, rein-kirchlichen und Gegenstände gemischter Natur, ohne zu behaupten, daß sich nicht noch mehrere Differenzen auffinden und nachweisen ließen. Der Verf. geht nun von der allgemein anerkannten Regel aus: das jüngere Gesetz hebt das ihm widersprechende ältere auf. Nehme man nun diese Regel zur Hand und stütze man sich zugleich auf die Thatsache, daß das der Verfassungsurkunde vom Jahre 1818. angehängte Religionsedict schon im J. 1809.

als Staatsgesetz gegeben worden, so würde das i. J. 1809. gegebene Religionsedict durch das im Jahre 1817. abgeschlossene Concordat, in soweit dasselbe letzterem widerspreche, *eo ipso* abgeschafft worden seyn, und darauf beziehe sich auch der Art. 16. des Concordates, wo es heiße: „Durch gegenwärtige Uebereinkunft werden die bisher in Baiern gegebenen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, in soweit sie derselben entgegen sind, als aufgehoben angesehen werden.“ Inzwischen sey die Constitution gegeben und am 26. Mai 1818. öffentlich bekannt gemacht worden, und mit derselben das Religionsedict vom Jahre 1809. als integrierender Theil der Verfassung. Zugleich sey aber auch am 27. Mai 1818. das am 5. Juni 1817. abgeschlossene Concordat als Staatsgesetz bekannt gemacht und der Constitution als Beilage zur Regulirung der innern Angelegenheiten der kath. Kirche, sowie ein eignes über die innern Angelegenheiten der protestantischen Kirche erlassenes Edict angefügt worden. Das Concordat mit seinen Widersprüchen mit dem Religionsedict und das Religionsedict im Widerspruche mit dem Concordate seyen zu gleicher Zeit als gleich verbindende Gesetze des Reichs erklärt, weswegen die oben angeführte Rechtsregel keine Anwendung mehr finden könne. Das allerhöchste Rescript vom 15. Sept. 1821. gebe die Norm, nach welchem die gegenseitigen Widersprüche ausgeglichen werden müßten; hier sey verfügt: dafs das Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werde, und sonach sey *eo ipso* Alles gesetzlich zurückgenommen, was der vollen Ausführung des Concordates im Wege stehe; die Constitution sammt den ihr angehängten Edicten können den Katholiken zu Nichts verbinden, was den göttlichen Gesetzen oder den kath. Kirchensatzungen entgegen wäre. — Müssen wir gleichwohl gestehen, dafs der Verf. dieser Abhandlung den Gegenstand mit Scharfsinn aufgefaßt und durchgeführt hat, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, dafs wir diese Ansicht nicht theilen können; vielmehr glauben

wir die vorhandenen Widersprüche, welche nicht in Abrede gestellt werden können, auf anderem Wege zu lösen, ob mit mehr Glück und Erfolg, mag jeder der Leser selbst entscheiden. Ausgehend nämlich von der Ansicht, daß unter Concordat nichts anderes verstanden werde, als eine Uebereinkunft des römischen Stuhls mit der Staatsregierung über streitige Verhältnisse, fassen wir zunächst das Object ins Auge, worüber concordirt werden kann. Daß rein-kirchliche und rein-bürgerliche Gegenstände nicht Object eines Concordates seyn können, ergibt schon der Begriff dieser Gegenstände und die Sphäre der Gewalt, welcher dieselbe untergeordnet sind. Es bleiben also nur noch die Gegenstände gemischter Natur übrig. Hier ist wohl der richtigste und vernünftigste Weg zur Beseitigung aller Widersprüche, daß die Kirche Bestimmungen trifft über die kirchliche, der Staat über die weltliche Natur des Gegenstandes. So lange jede dieser beiden Gewalten in dem ihr angewiesenen Wirkungskreise bleibt, wird nie ein Conflict entstehen. Auch nur dieses scheint das angeführte Rescript vom 15. Sept. 1821. ausdrücken zu wollen, wenn es sagt: „Zugleich fügen Wir zur Vermeidung und Beseitigung aller Mißverständnisse über diesen Gegenstand und die Beschaffenheit des von Unsern kath. Unterthanen auf die Constitution abzulegenden Eides, die Erklärung bei, daß, indem Wir Unsern getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, Unsere Absicht nicht gewesen sey, dem Gewissen derselben im Geringsten einen Zwang anzuthun; daß daher nach den Bestimmungen der Constitution selbst der von Unsern kath. Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beziehe, und daß sie dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre.“ Hiernach sind wir nur berechtigt, anzunehmen, daß es die Absicht der baierischen Regierung hat seyn wollen und können, durch Publication des Concordates die kath. Unterthanen in bürgerlicher

Beziehung zu verpflichten, ohne darum im Entferntesten dem Gewissen derselben Zwang anzulegen. Ein Beispiel mag die Sache erläutern. Als die Säkularisation der Klöster erfolgte, entstand die Frage: ob die Mönche nunmehr erbfähig seyen? Einige Staaten, z. B. Baden und Baiern, erklärten sie für erbfähig, obgleich von Seiten des römischen Hofes das Gelübde der Armuth ihnen nicht erlassen war. Der Staat entscheidet hier über das Recht der Erbfähigkeit, die Kirche über das Gelübde der Armuth. In sofern nun das letztere nicht erlassen ist, zwingt zwar der Staat keinen Mönch, eine ihm anfallende Erbschaft anzunehmen, wenn er dieses mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, aber er gestattet die Antretung, welche sich jedoch lediglich auf bürgerliche Verhältnisse beschränkt. Nach dieser Ansicht wird jeder einzelne Gegenstand erörtert werden können, ohne dafs es nothwendig ist, mit dem Verf. anzunehmen, dafs in einem und demselben Gesetze (denn als solches erscheint die Constitution mit ihren Beilagen) Widersprüche vorhanden sind, die sich nur dadurch lösen lassen, dafs man dem Concordate den Vorzug einräumt.

2) Das Territorial-Kirchenrecht im Königreiche Hannover. Vom Oberappellationsrathe Dr. Spangenberg zu Celle. S. 20—65. Der Verf. bemerkt, dafs das von J. C. F. Schlegel herausgegebene, in 5 Bänden bestehende Churhannöverische Kirchenrecht sich nur mit dem Kirchenrechte einzelner Provinzen des Königreichs, nämlich derjenigen, die dem Sprengel des königl. Consistorii zu Hannover untergeben sind, also nur der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen und Lüneburg und der ihnen einverleibten Grafschaften Dannenberg und Diepholz, sowie der Grafschaft Hoya beschäftigt, dagegen die übrigen Provinzen, die zu den Sprengeln der königl. Consistorien zu Stade, Otterndorf und Ratzenburg gehören, mit Stillschweigen übergeht. Eine neue umfassende Darstellung des hannoverschen Territorial-Kirchenrechts möge als drin-

gendes Bedürfnis angesehen werden. Bis diesem abgeholfen worden, will der Verf. wenigstens eine Skizze liefern, bei welcher von dem Gesichtspunkt ausgegangen werden soll, mit Ausschließung des als bekannt vorauszusetzenden Gemeinrechtlichen nur das wirkliche Territorialrechtliche, sowie überhaupt dasjenige auszuheben, was von allgemeinerem Interesse seyn kann. Da die Fortsetzung und der Schluss dieser Abhandlung noch zu erwarten ist, so behalten wir uns die Beurtheilung vor.

3) Ueber das Zehndrecht. Eine historisch-dogmatische Abhandlung vom Großh. Hess. Hofrathe Dr. Steiner. S. 65—68. Diese Abhandlung, angefangen in dem ersten Hefte, wird hier abgebrochen, da die in der Kammer der Großh. Badischen Ständeversammlung wegen Ablösung, Verwandlung und Aufhebung des Zehnden vorgekommene Fragen und die dadurch veranlaßten von Zachariä und Birnbaum verfaßten Schriften eine genauere Untersuchung über den Ursprung des Zehnten nothwendig machten, welche im nächsten Hefte geliefert werden soll. Das Erscheinen müssen wir nun abwarten.

4) Ueber die Admission der Postulirten, mit besonderer Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse in Deutschland. Von Dr. Lippert. S. 68—97. Der Verf. verneint gemeinrechtlich die Frage: ob der Obere, sobald für die Admission des Postulirten das Wohl der Kirche spreche, rechtlich verpflichtet sey, solche zu ertheilen, und im Weigerungsfalle von seinen Vorgesetzten hiezu angehalten werden könne? Das canonische Rechtsbuch spreche zwar nur vom Pabste, allein es sey nicht im mindesten zweifelhaft, daß dieselben canonischen Satzungen auch in den Fällen, in welchen die Admission dem Bischöfe überwiesen sey, angewendet werden müßten.

Wir glauben dem Verf. bemerken zu müssen, daß die von ihm als die gängig bezeichnete und bestrittene Meinung durchaus nicht allgemein angenommen ist, wie

zu ersehen ist aus Corvinus *jus canonicum lib. I. tit. 5*, Ant. Schmidt *institut. §. 169*, Gambsjaeger *jus eccles. §. 114*, Michl, Kirchenrecht §. 57, und daß derselbe die von ihm angeführten Schriftsteller ganz mißverstanden hat. Z. B. Helfert, von der Besetzung, Erledigung und dem Ledigstehen der Beneficien schreibt S. 61: „Gegen die Abschlagung der Zulassung von Seiten eines Bischofs kann von dem Postulirenden bei dem römischen Pabste Beschwerde geführt werden.“ Daß ein Unterschied zwischen Beschwerdeführung und Appellation ist, wird eines Beweises weiter nicht bedürfen. Neller in der angeführten *diss.* schreibt §. IV: „*postulatio est mera supplicatio postulantium pro gratia et ideo neque postulantes quidquam suffragante jure petunt a Superiore neque etc. Unde consequitur: postulantes confugere possunt ad Superiorem, si Inferior, humiliter ac saepius requisitus, contra evidentem ecclesiae suae necessitatem vel utilitatem nollet rationabilem postulationem admittere, ne malitia vel duritia praelati inferioris damnum inferat ecclesiae postulanti.*“ Auch de Schenkl *institut.* sagt dasselbe, und Müller in seinem Lexicon schreibt: „Wenn durch die Genehmigung des Zulassungsgesuches der erledigten Kirche ein offener Nutzen zugeht, so soll der betreffende Obere solches, sofern über die entgegenstehenden Mängel dispensirt werden kann, niemals abschlagen.“ Wenn daher manche Canonisten behaupten, der Obere sey verbunden, die Dispensation zu ertheilen, wenn durch Zulassung des Postulirten zu der Stelle, wenigstens ein bedeutender Vortheil für die Kirche erzielt werde, so ist dieses nur in dem Sinne zu nehmen, *Superior*, um die Worte Eybel's in *introductio §. 322. not. f.* zu gebrauchen, *ad postulationem admittendam postulato ex justitia stricte tali non obstringitur, quamvis respectu habito ad salutem ecclesiae viduatae huic quidem ad illam admittendam urgente necessitatis aut publicae utilitatis causa ex officio et justitia sit obligatus*; und Reiffenstuel in *jus can. lib. I. tit. 5. §. 72.* führt als

Grund an: *quia Superior ex lege Justitiae legalis ac vi sui officii tenetur, necessitatibus sibi commissae ecclesiae atque utilitatibus boni communis providere: ergo etiam tenetur admittere postulationem, quoties viderit ita exigere causam publicam sive necessitatem magnamve utilitatem ecclesiae, in ipsas etiam Postulantes redundaturam. Sin minus, fiet his injuria, ob non rite administratum sibi officium pastorale.* Schmalzgruber in *jus eccles. un. lib. 1. tit. 5. No. 14.* beantwortet die Frage: *an Superior postulationem sibi praesentatam possit repellere?* dahin: *Negat Abb. in c. 5. h. t. n. 2. repelli posse, si facta sit de persona idonea, et in concordia vel saltem a duabus partibus Capitularium. Sed melius distinguitur dicendo, casu, quo postulatio vel omnium vel duarum saltem Capituli partium suffragiis ab necessitatem vel utilitatem ecclesiae facta est, Superiorem quidem ad eam admittendam teneri ex debito officii, non tamen ex obligatione justitiae stricte sumptae: et hinc si tali casu Superiori aliquis Papa inferior postulationem sibi factam rejiceret, adversus illum perturbantes quidem non haberent actionem propere dictam, officium tamen Superioris implorare possent, et recusantem ad postulationis admissionem compellat.*

Als Grund wird zu den Worten: *ex obligatione justitiae stricte sumptae* beigefügt, *quia tota admissio postulationis, etiam concorditer factae, continet gratiam Superioris dispensantes in defectu vel impedimento, igitur non est ex justitia debita et consequenter, si rejiciatur postulatio, nemini fit injuria proprie dicta.* Es ist also durchaus nicht von einer rechtlichen, sondern bloßen moralischen Verbindlichkeit die Rede. Und in diesem Sinne sind auch die vom Verf. angeführten, angeblich der gegentheiligen Meinung zugehörigen, Schriftsteller zu verstehen. Mit einer größern Wahrscheinlichkeit für die vertheidigte Meinung hätte der Verf. *Concil. Trident. Sess. 24. cap. 20.* benützen können.

Was die heutigen Verhältnisse in Deutschland betrifft, so stellt der Verf. nach vorausgegangener Untersuchung der vorhandenen päpstlichen Bullen folgende Grundsätze auf, die wir um so mehr mittheilen zu müssen glauben, als der Gegenstand an sich wichtig genug ist und die in den einzelnen Staaten vorhandene Verschiedenheit Stoff zum Nachdenken darbietet:

1) Wenn das partikularrechtliche Erforderniß auf einem einseitig erlassenen landesherrlichen Gesetze beruht, und der Landesherr oder eine Staatsbehörde zu der fraglichen Stelle ernennt, so ist blos von der weltlichen Macht Dispensation von dem Mangel nothwendig. Bei Ernennungen durch den Regenten ist jene schon in diesen enthalten. Dieses ist der Fall in Oestreich bei Nominationen zu Canonicaten, welche vom Kaiser ausgehen. Wenn dagegen vom Domkapitel das Canonicat vergeben wird, wie in der oberrheinischen Kirchenprovinz, so hat dasselbe vor dem Votiren über die Person, die landesherrliche Dispensation von dem Hindernisse, an welchem der in Aussicht genommene Candidat leidet, zu erwirken, damit er hiedurch in die Reihe der Wählbaren trete. Wäre nicht die Einsendung einer Liste der Wählbaren an die höchste Staatsbehörde vorgeschrieben, so könnte der mit dem Mangel Behaftete vom Domcapitel auch postulirt werden, worauf sich dasselbe an die Staatsregierung mit der Bitte um Dispensation zu wenden hätte, nach deren Ertheilung die Bestätigung der Wahl durch den Bischof erfolgen dürfte.

2) Ist dagegen eine partikularrechtlich vorgeschriebene Eigenschaft durch eine zwischen dem Staate und dem päpstlichen Stuhle geschlossene Uebereinkunft festgesetzt worden, so kann nach den Grundsätzen, über die aus Verträgen für die Contrahenten entspringenden Rechte, Dispensation von der Staatsgewalt oder vom Pabste nicht genügen. Es lassen sich vielmehr mit Rücksicht auf die in den einzelnen deutschen Staaten auch in solchen Fällen hervortretenden Verschiedenheiten nachstehende Principien angeben:

a) Wenn in Baiern zur Würde eines Domdechanten oder zu einem in den s. g. päpstlichen Monaten vacant gewordenen einfachen Canonicate der König einen Geistlichen zu befördern beabsichtigt, welchem die im Concordate bezeichneten besondere Eigenschaften fehlen, so erscheint es als nothwendig, daß, ehe die Ernennung statt findet, eine Communication mit dem römischen Hofe gepflogen werde, um dessen Einwilligung und Dispensation des mit den erforderlichen Eigenschaften nicht ausgerüsteten Candidaten von ihm zu erhalten. Umgekehrt wird, wenn der Pabst zu einer Probstei einem nicht mit allen nach dem Concordate erforderlichen Eigenschaften Ausgestatteten ernennen möchte, Bewilligung des Königs hierzu nothwendig. Hat der Bischof bei Vergabung eines Canonicates auf eine solche Person seine Augen gewendet, so ist von demselben sowohl bei dem Könige als bei dem Pabste, ehe er die Ernennung ausspricht, Dispensation zu erwirken; und im Falle das Domcapitel berechtigt ist, die Stelle zu besetzen, so muß dasselbe, ehe es zur Wahl schreitet, sowohl bei der weltlichen Gewalt als bei dem Pabste Dispensation des Candidaten nachsuchen, und kann alsdann den Dispensirten wählen; oder es postulirt denselben, und sucht nachher dessen Dispensation zu erhalten. Der Bischof bestätigt hierauf.

b) Hat der Pabst die Absicht, eine Probstei oder ein in den s. g. päpstlichen Monaten in Erledigung gekommenes Canonicat im Königreiche Preussen an eine Person zu vergeben, welchen die in der Bulle *de salute animarum* aufgezählten Qualitäten abgehen, so ist Bewilligung hierzu von Seiten der Staatsgewalt nothwendig. Will ein Erzbischof oder Bischof in Preussen eine Dechanei oder Canonicate, welche in den 6 geraden Monaten des Jahres erledigt wurden, an eine solche Person vergeben, so hat derselbe bei dem Könige und dem römischen Hofe um Dispensation für jene nachzusuchen, nach deren Ertheilung er zur Ernennung schreiten kann.

c) Wenn ein Bischof im Königreich Hannover einen

Geistlichen, der nicht alle in der Bulle, *impensa romanorum pontificum sollicitudo* vorausgesetzte Eigenschaften hat, zu der Würde eines Domdechanten oder zu einer andern Dompfründe zu befördern wünscht, so ist es nothwendig, daß er, wenn von ihm zu der Stelle die Candidaten der Regierung vorgeschlagen werden, auch den nicht Fähigen namhaft mache, mit der Bemerkung seines Mangels und dem Ansuchen um Dispensation von demselben. Ist dieser nicht auf der Liste, als der Regierung unangenehm, gestrichen, und ihm Dispensation gegeben worden, so wendet sich der Bischof nach Rom, um auch hier Dispensation für denselben zu erlangen und kann erst, nachdem auch vom Pabste solche ertheilt ist, zu dessen Ernennung übergehen. Steht die Reihe zur Ernennung bei dem Domcapitel, so gilt hinsichtlich der Einholung einer Dispens von der weltlichen Gewalt das Nämliche. Ist diese gegeben, so kann nun das Domcapitel sogleich sich zu demselben Zwecke an den römischen Hof wenden, und nachdem auch dieser in die Wahl gewilligt, zur canonischen Wahl schreiten; oder es postulirt den Candidaten und sucht nachher beim Pabste um Dispens nach.

Von der Postulation der Bischöfe handelt der Verf. S. 80—86. und stellt hierüber die durch die Bullen gegebenen Bestimmungen in den einzelnen deutschen Staaten auf. Wir verweisen hier auf die Schrift selbst. Der Verf. hat einen zeitgemäßen Gegenstand mit Umsicht und deutlicher Darstellung behandelt und zu erkennen gegeben, daß er mit den partikularrechtlichen Verhältnissen innigst vertraut ist.

5) Ueber die Zulässigkeit des Ergänzungseides in Ehesachen. Von H. L. Lippert, S. 97 bis 120. Der Verf., ausgehend von der Ansicht, daß der Schiedseid in Ehesachen unzulässig sey (worüber der Verf. eine eigne Abhandlung in v. Zu Rhein's Jahrbüchern des gemeinen deutschen bürgerl. Processes Bd. II. Heft I. geliefert hat, das aber noch nicht erschienen ist) räumt hier ein, daß der Erkennung auf den Ergänzungseid auch

in den Fällen die Gesetze nicht entgegen stehen, in welchen durch denselben der Beweis eines die Aufhebung der Ehe nach sich ziehenden Umstandes vervollständigt werden soll. Da wir glauben, die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, wenn wir uns hier ausführlich über den besagten Gegenstand verbreiten wollten, so behalten wir uns die Erörterung und Behandlung des Eides überhaupt in Ehesachen vor, und werden solche in einer literarischen Zeitschrift liefern.

An diese Abhandlungen schliessen sich an Recensionen von: Kühn, Erklärungen der Ceremonien und Segnungen der kath. Kirche; Eisenschmid, die Gebräuche und Segnungen der kath. Kirche; Klitsche, Geschichte des Cölibats; Müller, Lexicon des Kirchenrechts und Staudenmaier, Geschichte der Bischofswahlen, S. 123—194, welche wir um so mehr mit Stillschweigen übergehen, als die Jahrbücher keine Beurtheilung derselben gestatten.

Es folgen dann Verordnungen, welche von den in und für Deutschland bestehenden weltlichen und geistlichen Gewalten erlassen wurden und zwar für das *a)* Königreich Preussen, *b)* Königreich Hannover, *c)* Königreich Württemberg und Diöcese Rottenburg, *d)* Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, *e)* Herzogthum Sachsen-Gotha, *f)* Herzogthum Sachsen-Altenburg, *g)* Sachsen-Coburg. Warum nicht auch die von dem Erzbischofe von Freiburg erlassenen Verordnungen einer Aufnahme sich zu erfreuen hatten, besonders da der Herausgeber solche in Händen hat, ist schwer einzusehen.

Vergleichen wir den Inhalt dieses II. Heftes mit jenem des Isten, so müssen wir gestehen, dass den Erwartungen, welche das erste Heft zu machen berechnete, nicht genügt ist. Während das erste Heft 10 Abhandlungen nach dem gemeinen in Deutschland geltenden Kirchenrechte und von allgemeinem Interesse liefert, enthält das zweite deren nur 2. Und es scheint nicht Gewinn für die Annalen zu seyn, dass nunmehr auch Abhandlungen

des Partikularrechtes, wie No. 1 und 2. des zweiten Hefes zeigen, eine Aufnahme finden. Mag es Einzelne geben, deren Bemühen darauf gerichtet ist, genaue Kenntniß auch des Partikular-Kirchenrechts sich zu erwerben, so dürfte doch dieser Wenigen wegen das Bedürfniß der größern Zahl der Leser nicht aus dem Auge verloren werden. Unser Wunsch geht daher dahin, daß es dem Herausgeber gefallen möge, alle bloß das Partikularrecht behandelnde Erörterungen nicht aufzunehmen, vielmehr als feste Bedingung aufzustellen, daß nur Abhandlungen des gemeinen Kirchenrechtes einen Platz finden, wobei es jedoch den Verfassern unbenommen bleibe, das Particularrecht in vergleichende Berücksichtigung zu nehmen.

---

Darmstadt, Verlag von Johann Wilhelm Heyer's Hofbuchhandlung:  
*Zur Klinik der neuesten morgenländischen Krankheit oder Praktische Resultate gezogen aus den Erfahrungen der besten, zumal Deutscher (en) Aerzte und mit den Ergebnissen mehrerer, nach den Cholera-gegenden unternommenen Reisen zusammengestellt; sowie die Nosologie und Therapie verschiedener Formen des gastro-enterischen Fiebers, als häufigsten (er) Vor- und Nachkrankheiten der Cholera. Von Dr. August Hegar, Großherzoglich Hessischem Hofmedicus. Mit einer Steindrucktafel. 1832. XVIII u. 174 S gr. 8. (Dieses Werk wird auch als Supplementschrift des Vademecums [vergl. die Recension im Dezemberhefte 1831. dieser Jahrbücher] debitirt.)*

Die Verlagshandlung benachrichtigte am Schlusse des von Hrn. Hegar herausgegebenen „Vademecums für die Behandlung der morgenländischen Cholera“ das ärztliche Publikum, daß der Hr. Verf. bereit sey, wenn dasselbe günstig aufgenommen werde, und die Cholera sich nicht mit außerordentlicher Schnelle über ganz Deutschland verbreite, alles praktisch-brauchbar-Neue nach den Grundsätzen, welche derselbe im Vademecum entwickelt habe, in einem zweiten Nachtrag nachzuliefern, welcher dann füglich gegen Ende desselben eingelegt werden könne.

Statt dieses Nachtrags aber scheint der Hr. Verf. sich entschlossen zu haben, eine neue Schrift, unter einem mit seiner ersten Arbeit gar nicht übereinstimmenden Titel und einem veränderten Format, dem Publikum vorzulegen. — Zur Herausgabe dieses Werkes wurde der Herausgeber durch einen achtungswerthen, ihm befreundeten Arzt angespornt; indem dieser die Arbeit für nützlich, ja für durchaus nothwendig halte, und zwar schon deshalb, weil der Verfasser (es geschah aber von der Verlagshandlung) den Besitzern des Vademecums das brauchbar praktisch-Neue nachzuliefern ja versprochen habe. — Dem Rec. scheint es eine völlig neue Idee zu seyn, daß die Nothwendigkeit des Erscheinens einer Schrift durch das Versprechen, eine solche liefern zu wollen, bedingt sey. Doch *de lana caprina* mag derselbe nicht rechten, weshalb er sogleich zur Darlegung des Inhalts selbst übergeht.

Einige Blicke auf die Entstehung und Weiterverbreitung der morgenländischen Cholera. In den Jahren 1813—15. geschah es, daß bisweilen ganz gesunde Soldaten der kriegführenden Mächte im Stande waren, den ansteckenden Typhus in Städte und Dörfer, die bis zur Ankunft des fremden Militärs des besten Gesundheitszustandes sich erfreuten, zu übertragen. Der Hr. Verf. erzählt ein Beispiel, das ihm von einem sehr glaubwürdigen, früher im Odenwalde practicirenden, Arzte mitgetheilt wurde, daß einige Kosakenpuls, die sich in gesunden Dörfern jener Gebirgsgegend einquartirt hatten, und vor denen die Bauern in die Scheunen sich zurückzogen, den Typhus in jene Dörfer brachten, obgleich dieselben bis auf einen Mann, welcher an einer Lungenentzündung litt, völlig gesund waren. Die Kosaken hielten sich dort mehrere Wochen auf, und erst nach ihrem Abzuge brach daselbst der Typhus aus. Der Hr. Verf. spricht sich hinsichtlich der Entstehung dieses Typhus dahin aus: „Die Kosaken ließen bei ihrem Abzuge in den Wohnungen, Betten und sonstigen Habseligkeiten nicht zwar das Contagium des

Typhus selbst, wohl aber einen solchen fremdartigen, thierischen Stoff (*halitum*) zurück, der in Wechselwirkung mit der Bauern- Ingestions- und Egestions-Materie gebracht, das Contagium selbst erst bildete."

Auf ähnliche Art scheinen ihm auch andere Krankheiten und namentlich die Choleraepidemie entstanden zu seyn. Die völlige Unterjochung Vorderindiens durch die brittisch-ostindische Compagnie trifft mit der großen Choleraepidemie in jenem Lande zusammen. Die Europäer traten hier mit ganz fremden Menschen und Ländern in Verbindung, und durch den Conflict so heterogener animalischer Faktoren ward unter andern begünstigenden Verhältnissen ein neues Produkt, die Cholera.

Rec. zweifelt nicht, daß unter solchen Umständen neue Krankheiten erzeugt werden. Allein durch die eben mitgetheilte Darstellung ist offenbar nicht nachgewiesen, daß sich dies hier wirklich so verhält, und warum in dem einen Falle Typhus, warum in dem andern Cholera u. s. f. entstand oder entstanden seyn soll. — Der Hr. Verf. wirft, da man in den über die Krankheiten der Tropenländer verfaßten Schriften fast nie des Typhus-contagiums, des Scharlachs, der *febris miliaris*, der Masern, des Keichhustens u. s. w. erwähnt finde, die Frage auf, ob es nicht an Ort und Stelle untersucht zu werden verdiene, welchen Einfluß die durch klimatische Verhältnisse bewirkte gewaltsame Unterdrückung dieser Ausschlagskrankheiten bei den dortigen Europäern gehabt habe? Bekannt sey, daß durch erfolgten Rücktritt oder auf irgend eine Art gehinderten Ausbruch der Exantheme anderweitige gewöhnlich höchst gefährliche Krankheitsformen bei uns entstehen, so sey es ja auch möglich, daß sich durch Metaschematismus in den heißen Ländern die Cholera erzeugt habe.

Dem Rec. ist kein Schriftsteller bekannt, der behauptete, daß die mit den Vorderindiern zusammengetroffenen Europäer damals an Keichhusten oder an irgend einem acuten Exantheme gelitten hätten. Bekanntlich

kommen diese vorzugsweise im jugendlichen Alter vor, und es ist deshalb anzunehmen, daß der größte Theil der Soldaten und der dorthin reisenden europäischen Handelsleute diese Krankheiten schon früher überstanden hatten. — Wo eine bestimmte Krankheit nicht herrschte, kann doch gewiß nicht von einer Unterdrückung und von einem aus dieser entstehenden Metaschematismus die Rede seyn.

Beitrag zur Pathologie des Fiebers und der Cholera. Die durch die Verrichtungen der Organe des Körpers latent werdende oder ausgeschiedene Wärme ist es, welche den Organismus meistens davor schützt, in dem Grade von den Temperaturveränderungen der ihn umgebenden Medicin in Hinsicht seiner inwohnenden Wärme verändert zu werden, daß dadurch Fieber erfolge. Die normalen Secretionsprocesse scheinen jedoch nicht immer hinzureichen, die inwohnende Wärme auf dem naturgemäßen Grade zu erhalten. In dem gestörten Verhältnisse der Wärme sucht der Hr. Verf. die Entstehung der Fieber und der Cholera. Die veränderten Wärme- und die dadurch modificirten Mischungs-Verhältnisse zeigen sich vorzugsweise im Blute. Schon in seinem Vademecum für die Behandlung der morgenländischen Cholera hat sich der Hr. Verf. bei der Cholera für einen Blutvergiftungsproceß ausgesprochen. Hier führt er S. 15 u. f. diese Ansicht mit großen Um- und Abschweifungen weiter aus. —

Er wirft die Frage auf, ob es der einmal in abgeänderter Richtung arbeitenden thierischen Chemie nicht möglich sey, in ihrer Werkstätte einen eigenthümlichen Stoff, etwa ein Gas, zu bereiten, das vielleicht in seiner Mischung und in seinen Kräften dem Kohlenstoffoxydgas gleiche, welches bekanntlich von Aussen in die Wege der Circulation gebracht, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Sausen vor den Ohren, Dunkelheit vor den Augen, heftige Schmerzen in der epigastrischen Gegend, große Schwäche der willkührlichen Muskulatur,

heftiges Herzklopfen, Erbrechen, zuletzt Neigung zum Schlaf, Asphyxie und wirklichen Tod hervorzubringen vermag.

Ohne Bedenken wandelt demnach der Hr. Verf. unsern Organismus zur chemischen Retorte um! Glücklich ihr Jatrochemiker! Bindet das Gas oder leitet es aus dieser Retorte, und ihr habt eure Cholerakranken gerettet!!

S. 24. meint der Hr. Verf., bei jeder Choleraepidemie kämen mehr Cholerakranke vor, als man anzunehmen bis jetzt leider geneigt sey; ja es frage sich, ob ein einziger Mensch in der bevölkertsten Stadt von der Cholera verschönt bleibe. Fände diese Ansicht den Beifall der Aerzte, so würde sich ein ganz anderes und für sie bei weitem günstigeres Verhältniß der Gesundgewordenen zu den Verstorbenen herausstellen, wie sich denn daraus auch ergäbe, welche leichte Krankheit die Cholera überhaupt für das Menschengeschlecht sey u. s. f.

Zu einem solchen Raisonement muß der Recensent schweigen. *Difficile est, satyram non scribere.*

Ueber Krankheitsformen, Entwicklungsstufen, Stadien, Diagnose der Cholera und Cholerine. Der Hr. Verf. behält die in seinem Vademecum gegebene Eintheilung in *Cholera neuroparalytica*; *Ch. congestivo-inflammatoria*; *Ch. gastrico-intestinalis* hier bei, liefert eine Beschreibung dieser Formen und läßt jeder derselben eine Krankheitsgeschichte folgen.

Das über die Diagnose Gesagte ist lobenswerth. Hier angehängt sind drei Krankheitsfälle, welche von Aerzten an sich selbst beobachtet wurden. Ueber die Prognose, von der hier auch die Rede ist, obgleich die Ueberschrift sie da nicht erwarten läßt, geht der Hr. Verf. rasch weg.

(Der Beschlufs folgt.)

*Hegar, zur Klinik der Cholera.*

(*Beschlufs.*)

Einige Winke zur Therapie der Cholera. Dies Capitel ist vom Hrn. Verf. mit vielem Fleiße bearbeitet, und ist das beste im ganzen Werke. Sehr lobenswerth und gewiß fruchtbringend ist, daß derselbe auf eine rationelle Behandlung der Cholera, gegründet auf die Grundsätze der allgemeinen Therapie, dringt. Er bestimmt die Indicationen nach den einzelnen Formen mit Berücksichtigung der Individualität. Ueber die Anwendung der verschiedenen Heilmethoden und der einzelnen Mittel ist viel Gutes gesagt. Damit kann aber Rec. nicht einverstanden seyn, daß es einerlei sey, welches der verschiedenen Brechmittel, wenn solche angezeigt sind, angewendet werde, da doch alle den Hauptzweck, nämlich: Brechenerregen, erfüllen. Die Verschiedenheit der Wirkung der einzelnen Emetica hier auseinanderzusetzen, verbietet der für eine Recension bestimmte Raum. Deshalb verweist Rec. nur auf das vortreffliche, nicht genug zu empfehlende Werk über Pharmakodynamik von Vogt, von welchem der Hr. Verf. selbst S. 83. der vorliegenden Schrift sagt, daß er der beste Pharmakologe Deutschlands sey. —

Ueber verschiedene Formen der *febris gastrico-enterica*, als häufigsten Vor- und Nachkrankheiten der großen Seuche. Diese Abhandlung ist als ein Anhang zum Vorstehenden zu betrachten. Der Hr. Verf. theilt einige allgemeine Ansichten über die Fieber überhaupt mit, berührt besonders Bichat's Theorie, und geht dann zu Broussais und seiner Anhänger Lehre über. Er liefert eine Beschreibung der *febris gastro-enterica* nebst den Wendungen, welche sie nimmt, und giebt die Therapie derselben an.

Zum Schlusse folgen noch einige die Therapie der Cholera betreffende Ergänzungen in aphoristischer Kürze (in 11 Sätzen).

Auf der Steindrucktafel ist ein Mensch mit den Krankheitssymptomen vor und in dem Cholerafalle abgezeichnet. Dies ist eine in einer müßigen Stunde gelieferte eitle Spielerei.

Für den Hrn. Verf. sowohl, als für den Hrn. Verleger wäre es sicher besser gewesen, wenn statt des Vorwortes ein Nachwort geschrieben worden wäre; denn gewifs wird Mancher durch das Durcheinander in demselben vom Lesen der Schrift abgehalten.

Das ganze Werk entbehrt einer klaren, gedrängten, reinen Schreibart, wie Jeder leicht an dem Titel schon sehen kann. Auch der Druckfehler, die mitunter sogar Schreibfehler zu seyn scheinen, sind nicht wenige.

Dr. F. L. Feist.

---

München bei F. G. Frank: *Die wichtigsten und häufigsten Verdauungsbeschwerden, bekannt unter den Benennungen von Indigestion, Nervenreizbarkeit, Geisteskleinmuth, Hypochondrie, und bedingt durch eine krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme. Ein Versuch von Jacob Johnson, M. D., Mitgliede des königlichen Collegiums der Lond'ner Aerzte und Leibarzte Sr. Maj. Wilhelm IV., Königs von Großbritannien. Aus dem Englischen übersetzt mit einer Vorrede von Dr. Johann Joseph Roth, Privatdocenten und prakt. Arzte in München. 1832. XII und 147 S. kl. 8.*

Die krankhafte Empfindlichkeit des Magens und Darmkanals, dieses proteusartige Leiden, hat schon sehr oft die wissenschaftliche Thätigkeit der Aerzte in Anspruch genommen. Allein häufig hat man zu einseitig die krankhaften Erscheinungen bloß im Unterleibe gesucht. Der scharfsinnige Hr. Verf. vorliegender Schrift erkannte klar die große Bedeutung der Verdauungsorgane im Organismus; ihm schwebte die Wichtigkeit des Darmkanals in Beziehung auf das individuelle Bestehen

des Organismus vor Augen. Er fäste nicht bloß denselben als Aufnahme- und Verarbeitungsorgan der materiellen Stoffe auf, sondern er zeigt auch das Verhältniß, in welchem der Darmkanal zu den übrigen Systemen des Körpers steht, und welchen Antheil diese an seinem physiologischen und pathologischen Zustande nehmen. Indigestion, Dyspepsie, Hypochondrie, Geisteskleinmuth, gallichte Unordnungen u. s. f. sind nur Formen der krankhaften Empfindlichkeit des Magens und Darmkanals. Das Wesen dieser muß in einer Reizung der Nerven gesucht werden. — Die Empfindlichkeit in verschiedenen Nerven ist von verschiedener Art. Im gesundheitsgemäßen Zustande dürfen Speisen und Getränke keine Empfindung im Magen erzeugen, sondern nur Empfindungen des Wohlbehagens in entfernten Theilen des Körpers; wogegen Irritation des Magens unbehagliche Empfindungen in diesen Theilen mit oder ohne Schmerz im Magen erregt. —

Es müssen zwei Klassen von sympathischen Wirkungen durch Irritation im Magen und Darne angenommen werden.

**Erste Klasse:** Krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme mit bemerkbarer Störung in diesen Organen. Diese, zumal die Art und Weise, wie sich krankhafte Empfindlichkeit und daraus Indigestion bildet, und die sympathischen Leiden verschiedener Theile des Körpers, z. B. des Gehirns, der Sinnesnerven, des Herzens, der Lunge u. s. w. werden sehr gut und mit großer Umsicht vom Hrn. Verf. geschildert.

**Zweite Klasse:** Krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme ohne irgend eine bemerkbare Störung in diesen Organen selbst. — Der Hr. Verf. geht die physischen und moralischen Ursachen dieses Leidens durch, untersucht hier vorzugsweise die Doctrinen von Cullen, Broussais, Falret und einigen Aften über Hypochondrie, hält die Villermay'sche Lehre, welche die Hypochondrie, als eine Umänderung (welcher Art? Rec.) in den organischen Sensibilitäten der Eingeweide-

nerven definirt, für die der Wahrheit am meisten entsprechende. Die hier entworfene Skizze dieser Krankheit und namentlich die Schilderung der ersten Erscheinungen des herannahenden Uebels sind sehr lesenswerth. Eine gleiche Beachtung verdient die Angabe der diätetischen und medicinischen Behandlung dieses Uebels. Vor allem muß die Diät und das Regime, der Empfindlichkeit der Verdauungsorgane angemessen, regulirt werden. Ohne Berücksichtigung dieses Grundsatzes ist alle medicinische Behandlung ohne Erfolg. Diese muß sich vorerst von dem Zustande der Absonderungen überzeugen. Abführende Mittel sind bei dyspeptischen Beschwerden mit großer Vorsicht anzuwenden. — Die einzelnen in diesen Leiden empfohlenen Mittel werden hier kritisch durchgegangen, und dann die Behandlung der sympathischen Affectionen verschiedener Theile des Körpers angegeben. Auf Leibesübung wird mit Recht ein großes Gewicht gelegt. Die Vortheile des Reisens werden vorzugsweise hervorgehoben. Am Schlusse theilt der Hr. Verf. einen Plan zu einer Reise von drei Monaten mit, wie er sie selbst gemacht, wobei viele Touren zu Fuß vorkommen. Die moralischen und physischen Wirkungen des Reisens sind mit vielem Fleiße erforscht.

Die deutschen Aerzte werden dieses Werkchen, zwar vorzugsweise für Engländer interessant, nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Dr. F. L. Feist.

---

*Ueber die menschliche Erkenntniß. Von G. E. Schulze, Königl. Großbritt. Hann. Hofrath u. ord. Prof. d. Logik u. Metaphysik auf der G. A. Univ. zu Göttingen u. s. w. Göttingen. 1822. XII u. 339 S. 8.*

Wie auch die Kritik über den Inhalt des vorliegenden Werkes urtheilen möge, sie wird nicht anders als mit Achtung sich demselben nähern können, da es das Erzeugniß des ehrwürdigen Nestor unter den deutschen

Philosophen ist, der, seit einem halben Jahrhundert Zeuge und selbstthätiger Arbeiter in der merkwürdigsten und erfolgreichsten Entwicklungsperiode der Philosophie, die je gewesen ist, in seinem hohen Alter doch noch selbstständige geistige Kraft genug bewahrt hat, um mit einer so schwierigen und umfassenden Arbeit, wie die vorliegende, hervorzutreten. Die Idee zu dieser neuen Theorie der menschlichen Erkenntniß war, wie er sich in der Vorrede erklärt, schon früher in seiner „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“ vom Jahr 1824. aufgestellt, und in der „Metaphysik“ und „Moralphilosophie“ waren die Lehren derselben schon zu Verbesserungen angewendet worden, aber seines hohen Alters wegen hatte er die Ausführung dieser Idee zweifelhaft gelassen. Es ist ihm aber dennoch möglich geworden, die Darstellung so weit zu bringen, um sie mittheilen zu können, und das gegenwärtige Werk enthält diese Mittheilung.

Achtung und Theilnahme verdient aber das Werk außer den erwähnten persönlichen Gründen, auch um seines Gegenstandes und Zweckes willen. Kritik der Vernunft, psychologische, kritische Untersuchungen über das menschliche Erkenntnißvermögen, Theorie der Vernunft oder Erkenntniß, oder wie man es sonst nennen möge, dies ist der Weg, auf dem wir einzig und allein eine sichere Fortbildung der Philosophie erwarten dürfen, der um so mehr Bedürfniß unserer Zeit ist, je mehr sich eine voreilige Speculation von der Natur und den Bedingungen des menschlichen Erkennens entfernt hat. Für diese Methode der kritischen Philosophie nun auch den ehrwürdigen Veteranen der deutschen Philosophen durch dieses Werk auftreten zu sehen, ist um so erfreulicher, da G. E. Schulze früher, als skeptischer Bekämpfer des Kantianismus (im Aenesidemus), der oft mit Kantianismus verwechselten kritischen Philosophie ungünstig zu seyn schien. Hat er aber seitdem durch seine späteren philosophischen Schriften seine Ansichten über kritische Methode überhaupt schon vielfach ausge-

sprochen, so muß doch gegenwärtiges Werk als ein dankenswerther Beitrag zur philosophischen Kritik selbst, als ein Versuch, unabhängig von Kant, dem Stifter dieser Methode, der Philosophie eine neue kritisch-psychologische Grundlage zu geben, beachtet werden.

Was nun aber die philosophische Grundansicht betrifft, welche in diesem Werke vorherrscht, so wird wohl Niemand im Wesentlichen etwas Anderes erwarten, als wie sich der Verf. in seinen bisher erschienenen philosophischen Schriften schon längst ausgesprochen hat, nur daß eine ausführlichere und umfassendere psychologisch-kritische Begründung dafür versucht worden ist. G. E. Schulze hat sich von dem Skepticismus, dem er bekanntlich früher zu huldigen schien, schon seit geraumer Zeit zu dem zunächst an die Skepsis grenzenden Empirismus gewendet, und hat, mit einigen Modificationen, von da aus sein System entwickelt. Er selbst nennt es (Vorr. S. IV.) „den natürlichen, d. i. der Natur und den Gesetzen des menschlichen Geistes angemessenen Realismus,“ ein Name, den freilich alle auf Kritik der Vernunft gebauten, namentlich auch die sämtlichen kantischen Lehrsysteme für sich anwenden könnten. Denn auch der kantische s. g. transcendente Idealismus ist auf der andern Seite ein solcher natürlicher Realismus. Allein der Verf. will diese Benennung in einer viel umfassenderen Bedeutung verstanden wissen. Dem sich selbst überschlagenden, theils dialektischen theils mystischen Idealismus der s. g. naturphilosophischen Schule gegenüber steht Schulze auf der entgegengesetzten Seite des handfesten, empiristischen Realismus, der auf nüchternen, gemeinen oder gesunden Menschenverstand allein sich verläßt, und jede idealistische Speculation mit Verachtung von sich stößt. Nur bei sehr Wenigen unter den Philosophen selbst findet dieser einseitige Empirismus gegenwärtig Beifall, ja es scheint, daß er von den Wunden, die ihm schon die kantische Kritik der Vernunft und noch mehr die in seiner Schule fortgesetzten psychologischen Untersuchungen geschlagen haben,

wohl nie mehr zu rechter gesunder Kraft emporkommen wird. Bei weitem mehr neigt sich die neuere philosophische Denkart zu den Verirrungen der idealistischen Speculationen. Ihnen entgegen ist auch dieser Schulzische Empirismus ein gesundes Gegengift, zumal da auch in diesem Werke, wie in seinen früheren Schriften, die Anmaßungen und Thorheiten dieser Classe von Speculanten absichtlich immer scharf gezeißelt werden.

Im Vergleich mit dem, was schon von anderen kritischen Philosophen für Kritik der Vernunft oder Theorie des Erkenntnißvermögens geleistet worden ist, steht dieses Werk an Vollständigkeit der psychologischen Untersuchungen und an klarer Entwicklung vielen anderen nach. Indessen die psychologische Vollständigkeit mochte wohl nicht in dem Plan des Verfs. liegen, da er vielmehr nur eine Hervorhebung derjenigen psychologischen Elemente beabsichtigte, die zur Begründung seiner eigenen philosophischen Ansichten dienen kann.

Die ganze Darstellung geht von einer Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Erkenntniß aus (Istes Lehrstück). Eine unmittelbare Erkenntniß ist nach dem Verf. diejenige, worin der Gegenstand als dem erkennenden Ich gegenwärtig, eine mittelbare, worin erst durch Hülfe einer Vorstellung und eines Zeichens erkannt wird (S. 13.). Zu den unmittelbaren Erkenntnissen gehört das Selbstbewußtseyn, die Sinneserkenntniß und die Erinnerung (S. 14 — 21.). Die mittelbaren Erkenntnisse „bestehen aus dem Bewußtseyn von Etwas in uns, das nicht die dadurch erkannte Sache selbst ist, aber doch als Zeichen davon dazu dient, die Beschaffenheiten der Sache zu erkennen und die zum Wahrnehmen erforderliche Gegenwart der Sache für's Bewußtseyn einigermassen zu ersetzen" (S. 23.), und sie begreifen Vorstellungen von Einzeldingen, Begriffe oder Vorstellungen des Allgemeinen und Ideen oder Vorstellungen, durch welche die Wirklichkeit zu gewissen Absichten ergänzt oder vervollkommt gedacht

wird (S. 27 u. fgg.). In dieser Grundlage zur Theorie der Erkenntniß finden wir deutlich die Elemente des Empirismus. Denn die unmittelbaren Erkenntniße sind, das Selbstbewußtseyn ausgenommen, das hier als ein nicht-sinnliches unmittelbares Bewußtseyn betrachtet wird, bloß sinnliche Erkenntniße, die mittelbaren, Verstandeserkenntniße. Aus Sinneserkenntniß und Verstandeserkenntniß ist der Empirismus zusammengesetzt. Man vermißt daher ein wesentliches Element der menschlichen Erkenntniß, die reine Vernunftkenntniß oder die synthetischen Erkenntniße *a priori*, von denen nur allein das reine Selbstbewußtseyn seine Anerkennung hier gefunden hat (beiläufig gesagt, kann Rec. nicht beistimmen, wenn alles Selbstbewußtseyn für unmittelbare Erkenntniß genommen wird; er glaubt, daß es allerdings erst eines mittelbaren Wiederbewußtseyns bedürfe, um zu wissen, daß wir wissen, fühlen, wollen u. s. w., was namentlich S. 37. bestritten wird); denn auch die unter den mittelbaren Erkenntnissen angeführten Ideen sind, wie sie hier erklärt sind, nur Verstandesvorstellungen, und sind weit entfernt von den Vernunftideen im Sinne des transcendentalen Idealismus. Denn gerade gegen den Idealismus in allen seinen Richtungen kämpft der Verf. aus allen Kräften überall an, und es sind wieder die Grundsätze des Empirismus, mit denen er dies in der „Anzeige und Prüfung der Gründe, womit der Idealismus die Richtigkeit der Annahme einer unmittelbaren Erkenntniß bestritten hat“ (S. 31 fgg.), hauptsächlich thut. Unter dem Idealismus versteht er die Ansicht, daß die unmittelbare Erkenntniß etwas Unmögliches sey, und daß alles Erkennen aus einem (mittelbaren) Vorstellen bestehe (S. 31.). Zwar zieht er auch manche Lehren hieher, die keineswegs unter diesen Begriff gehören, wie z. B. die von Locke und Kant; sonst aber bemerkt er viel Treffendes gegen den dogmatischen, von selbstgemachten Begriffen ausgehenden und mit den klarsten Thatsachen des Bewußtseyns in Widerspruch gerathenden Idealismus.

Das 2te Lehrstück handelt von der Vervollkommnung der menschlichen Erkenntnifs. Die Vervollkommnung der unmittelbaren Erkenntnifs (1ster Abschn.) zeigt sich hauptsächlich in der Aufsuchung der individuellen Bestimmungen, der Ursachen des Entstehens und der Selbstständigkeit der wahrgenommenen Dinge. Rec. kann sich hierbei durchaus nicht überzeugen, daß die angeführten Erkenntnisse zu den unmittelbaren, in dem hier geltenden Sinne gehören, und sieht überhaupt nicht ein, wie die unmittelbare Erkenntnifs als solche, da sie durch die Gegenwart des Gegenstandes zu dem erkennenden Ich bestimmt ist, einer solchen Vervollkommnung fähig wäre, daß sie mehr erkennte, als was durch die Gegenwart der Gegenstände und ihr Verhältniß zum Erkennenden unmittelbar gegeben ist. Durch dies Verhältniß der Dinge zu dem Erkennenden selbst aber sind keineswegs auch schon die Vorstellungen von Theilen und Gauzen, von Verschiedenheit, von Stoff und Form, von Innerem und Aeußerem, so wie von Ursache und Wirkung, von Selbstständigkeit und Abhängigkeit u. s. w. bestimmt, sondern diese kommen gewifs erst mittelbar durch Nachdenken in unser Bewußtseyn, und sollten also zu der mittelbaren Erkenntnifs gerechnet werden. Ueberhaupt aber möchte wohl jede Vervollkommnung der Erkenntnifs der mittelbaren angehören, da die unmittelbare nur als Anlage gedacht werden kann, deren Ausbildung immer mittelbar, d. h. von der Gegenwart der Gegenstände unabhängig, geschehen muß.

Die Erkenntnifs der individuellen Bestimmungen ist allerdings eine Erkenntnifs der Wahrnehmung, deren Vervollkommnung von der Aufmerksamkeit und dem Interesse abhängt; aber diese Aufmerksamkeit gehört schon nicht mehr zu der unmittelbaren Erkenntnifs, sondern ist eine durch den Willen vermittelte Erkenntnifs. Ferner die Erkenntnifs der Ursachen kann gar nicht zu der unmittelbaren Erkenntnifs oder Wahrnehmung gerechnet werden. Allerdings gehört der Be-

griff der Ursachlichkeit, nach der Ansicht der kritischen Philosophie, zu den unmittelbaren Vernunftkenntnissen; da aber hier der Vernunft gar keine unmittelbaren Erkenntnisse zugeschrieben werden, da unmittelbare Erkenntnisse nur sinnliche sind, so sucht der Verf. dadurch die Erkenntniß der Ursachen als unmittelbare darzustellen, daß er ein Streben nach Erkenntniß der Ursachen aus einem im menschlichen Geiste liegenden Bedürfnisse für die Erhaltung und Besserung seines Lebens ableitet (S. 70. 71.). Damit ist aber doch nicht die Erkenntniß des Begriffs der Ursachlichkeit selbst, sondern nur das Verlangen oder Streben, Ursachen zu erkennen, ursprünglich, hingegen die Erkenntniß von der ursachlichen Verbindung gewisser Dinge entsteht nach dem Verf. erst aus der Beobachtung der Beständigkeit des Nacheinander- und Beieinanderseyns der Dinge, was nicht Zufall seyn kann, sondern nothwendig auf Gesetze bezogen werden muß. Es ist einleuchtend, daß diese Ansicht den Angriffen des empiristischen Scepticismus, welcher eine objektive Gültigkeit des Gesetzes der Causalität überhaupt leugnet, sehr ausgesetzt ist; zwar erklärt sich der Verf. in dieser Hinsicht ausdrücklich gegen Hume's Ableitung dieses Gesetzes aus bloßer Gewohnheit und Ideen-Association, wenn er aber diese Ansicht durch jede willkürliche Bewirkung von Veränderung in der Natur, z. B. durch den Gebrauch von Werkzeugen und dergl., widerlegt zu haben glaubt, so möchte dies wohl schwerlich befriedigen können. Ueberhaupt aber ist nicht einzusehen, wie der Verf. sich vor jenem empiristischen Scepticismus retten wolle, da er objektive Gültigkeit nur in der Wahrnehmung allein anzuerkennen scheint, und die objektive Bedeutung der Vernunftkenntnisse *a priori* so sehr verkennt, daß er die kantische Ansicht von dem allgemeinen und nothwendigen Gesetz der Causalität als einer ursprünglichen Kategorie für eben so „subjectiv“ (d. h. hier zufällig) erklärt, als die Hume'sche Erklärung aus Ideen-Association.

An die Lehre von den Ursachen schließt der Verf. gleich die Lehre von der Freiheit, indem er diese nämlich als Ursache des Wollens darstellt, die von keiner andern Ursache bestimmt ist (S. 76 fgg.). Man sieht, daß dabei die Freiheit nur als innere oder psychologische Freiheit aufgefaßt wird, und daß von der idealen Freiheit gar nicht die Rede sey. Die Unterscheidung zwischen idealer und psychologischer Freiheit, so wie die Lehre des transcendentalen Idealismus, wonach der Mensch als Phänomenon unfrei, als Noumenon frei wäre, wird von dem Verf. so aufgefaßt, als ob dadurch Einem Gegenstande, dem Wollen, eine doppelte Ursache, nämlich Naturnothwendigkeit und auch Freiheit zugeschrieben würde. Dies ist aber nicht der Fall; denn das Wollen wird nicht als Wirkung der Freiheit, sondern es wird vielmehr selbst als frei gedacht, und eben dadurch, als ohne Ursache wirksam. Die ideale Ansicht erhebt über das Gesetz der Causalität, und nur dadurch kann Freiheit gedacht werden, daß ein über die Nothwendigkeit der Causalität erhabenes Daseyn, ein Daseyn, welches keine Ursache hat, sondern nur Ursache ist, gedacht wird. Auf diesem Standpunkt steht nun aber die Freiheit des Verfs. nicht, da er die ideale Ansicht überhaupt nicht gelten läßt. Hierdurch muß der Wille allerdings auch dem allgemeinen Naturgesetze der Causalnothwendigkeit unterworfen werden, von dem es keine Ausnahmen geben kann; und diese Causalnothwendigkeit, als eine psychische, führt auf die Abhängigkeit des Willens von den Antrieben. Der Verf. beruft sich gegen diese psychische Nothwendigkeit unseres Wollens auf unser Selbstbewußtseyn, das uns keinen Zwang oder Mechanismus in unseren Entschliessungen bemerken läßt, und in welchem die Thatsachen der Ueberlegung von dem Entschluß, die Abwägung der Gründe und der unabhängig von sinnlichen Antrieben ausgeführten rein vernunftmäßigen Handlungen unleugbar vorkommen. Allein auch bei dem Ueberlegen entscheiden zuletzt Gründe, nach denen der Wille, sofern er nur psychisch betrachtet

wird, mit Nothwendigkeit handeln muß. Diese psychische Nothwendigkeit des Wollens aus Beweggründen wird nicht dadurch widerlegt, daß, wie der Verf. sagt, auf die Erkenntniß von der Pflicht noch nicht nothwendig die Erfüllung derselben folgt; denn die Erkenntniß ist noch nicht der Antrieb, manche Erkenntniß wirkt noch gar nicht oder doch schwach als Antrieb. Ferner, wenn der Verf. anführt, daß Menschen sich in ihrer Handlungsweise ändern, oder daß gute Menschen bisweilen auch schlechte und schlechte Menschen bisweilen gute Handlungen ausüben, so beweist dies nur, daß die Antriebe zum Handeln sich in einzelnen Fällen ändern, aber nicht, daß der Wille unabhängig von den Antrieben handelt.

Die Vervollkommnung der mittelbaren Erkenntniß (2r Abschn. S. 102 fgg.) zeigt sich sowohl in der Dichtkunst, als in der Wissenschaft. In der letzteren, die hier allein berücksichtigt wird, zeigt sie sich in der Entwicklung der logischen Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, der Sprache, der analytischen und synthetischen Methode, der Mathematik, wobei wir hier nicht länger verweilen wollen, um zu dem wichtigeren 3ten Abschn. von der Beschränktheit der Erkenntniß des Seyns und der Bedingungen desselben überzugehen. Hier und in dem folgenden (IIIten) Lehrstück: über die Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß entwickelt der Verf. hauptsächlich die Eigenthümlichkeit seiner Lehre, die hier am deutlichsten einen empiristisch - skeptischen Charakter zeigt.

Es hat gewiß etwas dem unendlichen Erkenntnißtrieb des Menschen Widriges an sich, auf Schranken der menschlichen Erkenntniß hingewiesen zu werden, und der menschliche Geist kann sich nur dann darein ruhig fügen, wenn er ihre Nothwendigkeit wirklich einzusehen vermag. Diese Nothwendigkeit aber wird durch eine kritisch - anthropologische Deduction nachgewiesen, der Verf. dagegen giebt diese nicht, sondern begnügt sich

nur mit einer factischen Nachweisung derselben. Eben dadurch behält seine Lehre statt des kritischen mehr einen skeptischen Charakter. — So zeigt er die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß in der Erkenntniß des Seyns darin, daß, obgleich von selbst einleuchtend ist, daß das Seyn des Dings nicht das Ding selbst ist, doch das Verhältniß durchaus unerkennbar sey, in welchem das Seyn zu dem Ding selbst steht, indem das Seyn weder als ein Theil des Dinges, noch als ein Träger oder eine Stütze, noch als Eigenschaft desselben, noch als für sich Bestehendes neben dem Dinge gedacht werden kann, noch endlich aus dem Möglichen durch bloßes Denken hervorgebracht werden kann (was hauptsächlich gegen die neuere absolute Speculation gilt, welche von dem Nichts anfängt und daraus durch bloße dielektische Bewegung das Seyn, Werden, Daseyn u. s. w. schaffen will). Allein wenn man auch diese Thatsachen zugiebt, so bleibt darin etwas Unbefriedigendes, so lange man nicht auch weiß, warum diese Beschränktheit seyn müsse, und daß die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens dies nothwendig so mit sich bringt, wie dies der Criticismus sehr genügend darin darthut, daß die Vorstellung des Seyns eine ursprüngliche Kategorie, eine Einheitsform der Vernunft sey, welche nothwendig bei allem Erkennen vorkommen muß, für welche es aber eben deswegen gar keine weitere Erklärung geben kann. Eben so zeigt der Verf. ferner ganz richtig, daß wir zwar jedes Wirkliche nothwendig in Zeit und Raum denken, daß diese Formen also nothwendige Bedingungen der Erkenntniß des Seyns sind, daß es aber durchaus unbegreiflich bleibe, was Zeit und Raum eigentlich sind, da sie weder als ein von den Dingen verschiedenes für sich Bestehendes, Existirendes, noch als Eigenschaften u. s. w., noch als bloße ideale Möglichkeiten gedacht werden können; allein er verwirft die psychologisch - kritische Erklärung derselben als Formen der Sinnlichkeit, eben so wie oben die Erklärung des Seyns als Kategorie oder Form der Vernunft-

einheit. Endlich findet sich als eine zweite Bedingung der Erkenntniß des Seyns die Vorstellung der ursachlichen Verbindung, indem wir jedes Seyn nothwendig durch eine Ursache hervorgebracht denken, aber auch darin zeigt der Verf. die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß, welche einestheils nicht zu erklären vermag, warum eine Ursache gerade diese Wirkung habe und nicht eine andere, und andernteils nicht begreiflich machen kann, wie aus einem Seyn, der Ursache, ein davon verschiedenes Seyn, die Wirkung, entstehen könne. Der zur Erklärung der ursachlichen Verbindung gebrauchte Begriff von Kräften ist nur ein Hilfsbegriff, der nichts erklärt, und es ist ein falsches Bestreben vieler Philosophen, aus Kräften die Entstehung alles Seyns erklären zu wollen, da Kraft schon ein Ding, eine Materie, der sie angehört, voraussetzt, und eine bloße Kraft ohne ein Ding, dem sie angehört, gar nicht als Existirendes gedacht werden kann, denn es ist nur eine Abstraction von einem Verhältniß eines Dings zu andern, die wir darin denken. Mit Recht spricht daher der Verf. gegen Fichte's weltschaffende Vorstellungskraft des Ich und gegen Schellings Entwicklung alles Seyns aus einer Allheit von Kräften in dem Absoluten, und Rec. stimmt ihm vollkommen bei, wenn er S. 148. sagt: „es muß als ein nachtheiliges Ereigniß für die Ausbildung der menschlichen Erkenntniß gehalten werden, daß so viel Anstrengung des Geistes verwendet worden ist, um die Speculation über die Welt zu einer Weltschöpferin zu erheben.“ Nur müssen wir auch hier uns dagegen verwahren, daß die kantische dynamische Ansicht von der Natur, welche die Möglichkeit der Materie *a priori* aus Grundkräften der Anziehung und Abstofsung erklärt, auch zu dieser weltschaffenden Speculation gehöre, da ja hier die Entstehung der Materie nicht objektiv aus den Grundkräften abgeleitet werden, sondern nur subjektiv die Denkbarknit der Materie erklärlich gemacht werden soll. — Und so können wir auch dem Verf. in der folgenden

allgemeinen Bemerkung über die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß im Wesentlichen beistimmen, woraus hervorgeht, daß er in der Hauptsache mit dem Criticismus in den Factis übereinstimmt, nur mit dem Unterschiede, daß er das bloße Dafs ohne das Warum giebt. Er sagt nämlich S. 148 fg.: „Die im gegenwärtigen Abschnitte nachgewiesene Beschränktheit der Erkenntniß des Seyns und seiner Bedingungen ist also kein Hinderniß der Naturforschung und macht die Bestrebungen in derselben — nicht unmöglich. Dafs es aber wirklich Dinge gebe, daß diese im Raume und in der Zeit vorhanden sind, und daß jenes Entstandene durch eine Ursache hervorgebracht worden sey, wird bei der Naturforschung — als unläugbar vorausgesetzt (bei dem kritischen Philosophen dagegen kritisch-anthropologisch nachgewiesen oder deducirt). — Die Metaphysiker hingegen haben oft aus ganz willkürlich bestimmten Begriffen, eingebildeten Grundsätzen und erdachten Kräften alles in der Welt Vorhandene und dessen Wesen anzugeben unternommen. Eben deswegen bestand aber auch, was sie von der Welt zu wissen meinten, aus bloßen Dichtungen, die sich nach der Besonderheit der Bildung und Denkart ihrer Urheber richteten und sehr verschieden ausfielen.“ Hier folgt dann eine Beurtheilung der hauptsächlichsten kosmologischen Hypothesen über den Ursprung der Welt nach den vorausgeschickten Grundsätzen über die Erkenntniß des Seyns.

Entscheidend für die ganze philosophische Ansicht des Verfs. ist ferner noch das „dritte Lehrstück,“ das „über die Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß“ handelt. Die Ueberzeugung, daß unsere Erkenntniß ein wirkliches Seyn verkündigt, stammt nach ihm „aus der unvertilgbaren Einrichtung des menschlichen Geistes, die sich in jedem Zustande unseres Geistes, der für Erkenntniß gilt, kund thut“ (S. 155 fgg.). Diesen Satz (der im Wesentlichen übereinstimmt mit der Begründung der objektiven Gültigkeit unserer Erkenntniß auf das Selbstvertrauen der

Vernunft auf sich selbst, wie sie die kritische Philosophie giebt) sucht er zuerst (1ster Abschn.) durch die Darstellung der „Einrichtung des menschlichen Geistes in Ansehung der Zuverlässigkeit der Erkenntnisse,“ und dann (2ter Abschn.) durch eine „Prüfung der Gründe, wegen welcher von den Philosophen entweder der gesammten menschlichen Erkenntniß, oder einigen Arten derselben Wahrheit abgesprochen worden ist“ (S. 174 fgg.), darzuthun. Das Fürwahrhalten, bemerkt er im 1sten Abschn., ist immer mit der Erkenntniß vereinigt und gehört nicht einem besondern Vermögen (wie dies neuerlich von Biunde in seiner Psychologie, nach dem Vorgange des philosophischen Systems von Hermes behauptet worden ist), noch hängt es von einem besonderen Talente, oder der Willkühr ab, sondern erfolgt mit Zwang nach den Gründen der Wahrheit. Nur die Prüfung dieser Gründe geschieht durch den Verstand. Denn Wahrnehmung gilt schon durch sich selbst für wahre Erkenntniß, und die Prüfung hat hier nur zu untersuchen, ob etwas wirklich wahrgenommen worden ist; bei den mittelbaren Erkenntnissen hingegen ist das Fürwahrhalten nicht durch jene gegeben, sondern erfordert ein von ihnen verschiedenes (unmittelbares) Erkennen. Allem Fürwahrhalten liegt schon die Ueberzeugung zu Grunde, daß der menschliche Geist der Erkenntniß der Wahrheit und der Entdeckung der Irrthümer fähig sey, und alle Prüfung geht nur darauf, zu untersuchen, ob unser Fürwahrhalten der wesentlichen Einrichtung und den Gesetzen des menschlichen Geistes gemäß bestimmt worden sey. Damit ist denn, wie Rec. überzeugt ist, die richtige subjektive Ansicht von der Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß ausgesprochen, wie die kritische Schule sie in ihrer empirischen Wahrheit im Unterschied von der transcendentalen Wahrheit ausgedrückt hat, obgleich der Verf. von diesem wichtigen Verhältniß nichts erwähnt. —

(Der Beschlufs folgt.)

*Schulze, über die menschliche Erkenntniß.*

(*Beschlufs.*)

Der Verf. unterscheidet ferner als verschiedene Grade der Stärke des Fürwahrhaltens das Wissen, Glauben oder Fürwahrscheinlichhalten und Vermuthen. Wenn nach dieser Rangordnung das Wissen allein das vollkommene Fürwahrhalten ist und als solches über dem unvollkommeneren Glauben steht, so ist dies nur in logischer Bedeutung ganz richtig; aber dann hätte der Jacobi'sche Glaube, der über dem Wissen steht, nicht hierher bezogen werden sollen, da hier von metaphysischer Bedeutung der Ueberzeugungsweisen die Rede ist, und da der Verf. selbst im Wesentlichen die Jacobi'sche Ansicht ausspricht, wenn er (S. 170.) über die durch Schlüsse (Demonstration) bewiesene Wahrheit (das Jacobi'sche Wissen) eine Ueberzeugung von den Grundsätzen, womit man zu schliessen anfängt" (den Jacobischen Glauben, oder Vernunfterkentniß u. s. w.), stellt.

Die Prüfung der Gründe u. s. w. (Abschn. 2.) bezieht sich theils auf die Ansichten derer, welche die Zuverlässigkeit aller menschlichen Erkenntniß bestreiten (allgemeiner Skepticismus), theils derer, die nur gewisse Arten der Erkenntniß für Schein ausgeben. Diese Ansichten stellt der Verf. zuerst in historischer Folge zusammen, wobei vorzüglich die mehr oder weniger skeptischen Lehren der Eleaten, Sophisten, des socratischen Skepticismus, des Plato, dann von Leibnitz, Kant und Herbart erwähnt werden. Bei dieser Zusammenstellung ist bemerkenswerth, dafs der Verf. nur diejenigen theilweisen skeptischen Lehren erwähnt, welche von der rationalistischen Seite her die Zuverlässigkeit der Erfahrungserkenntniß bestritten oder beschränkten, wäh-

rend die von der entgegengesetzten empiristischen Seite gegen die Vernunftkenntnisse erhobenen Zweifel gar nicht berührt werden, als ob es dergleichen gar nicht gebe oder geben dürfe. In der Widerlegung dieser Ansichten wendet sich der Verf. zuerst gegen den allgemeinen Skepticismus, indem er zeigt, daß dieser sich selbst zerstört, indem er auch seinen eigenen Grundsatz für ungewiß halten muß; auch die subjektive Bedingtheit der menschlichen Erkenntniß, z. B. durch Sinnwerkzeuge bei der sinnlichen Wahrnehmung, kein Grund zu Irrthum und Täuschung, sondern nur zu größerer oder geringerer Vollkommenheit unserer Erkenntniß sey. Ferner bezieht er sich auf die von Herbart aufgestellte Lehre (ohne ihn zu nennen) von den Widersprüchen, die sich in den Erfahrungserkenntnissen für sich nothwendig finden und die durch den Verstand aufgehoben werden sollen. Er bemerkt dagegen — was Rec. jedoch nur zum Theil für wahr hält — daß diese Widersprüche nur Schuld der Metaphysiker seyen, welche durch die Art, wie sie die Erfahrungsgegenstände denkend auffassen, erst Widersprüche hineinbringen; denn an sich können keine in den Gegenständen selbst, wie sie wahrgenommen werden, liegen. Mag es seyn, daß namentlich bei Herbart viele jener Widersprüche nur künstlich erzeugt sind: könnte nicht die Erfahrungserkenntniß vermöge ihrer subjektiven Beschränktheit von der Art seyn, daß sie nothwendig auf Widersprüche führe? und hat nicht Kant schon in seinen Antinomien der Vernunft diese Ansicht ausgeführt? — Doch eben die Kantische Ansicht von der beschränkten Gültigkeit der Erfahrung, nämlich von dem Unterschied der Erscheinungswelt und der des Seyn an sich wird hier noch am ausführlichsten von dem Verf. bestritten, indem er dagegen seine Grundansicht, daß wir in der Wahrnehmung Erkenntniß des Seyn an sich haben, daß also die Dinge so an sich sind, wie wir sie sinnlich wahrnehmen, mit aller Anstrengung geltend zu machen sucht. Rec.

glaubt zwar nicht, daß die Wahrheit des Systems des transcendentalen Idealismus auf der Begründungsweise Kants beruhe; und hält dieses System an sich für unumstößlich, allein auch gegen Kant ist er durch den Verf. in den Hauptgründen nicht überzeugt worden. Jedoch die bedeutende Stellung, welche der Verf. als Gegner Kants überhaupt eingenommen hat, ist schon längst hinlänglich gewürdigt worden und bedarf also hier keiner weiteren Beurtheilung.

Ein „viertes Lehrstück“ handelt endlich noch „von der Religion und dem Höchsten, das in derselben erreicht werden kann.“ Er spricht dafür im 1sten Abschn. „Ueber die wesentlichen Bestandtheile und wichtigsten Unterschiede der Religion,“ im 2ten Abschn. „Ueber das Verhältniß der Religion zur Metaphysik,“ und im 3ten Abschn. von der „Lösung der in der philosophischen Religionslehre vorkommenden Aufgaben.“ So reichhaltig und interessant auch diese Darstellungen aus der Religionsphilosophie sind, so viel Stoff zu Bemerkungen sie auch darbieten, so nöthigt uns doch der Raum, darüber schneller hinwegzueilen. Rec. kann in der Grundlage der ganzen Darstellung nicht mit dem Verf. harmoniren, denn er hält überhaupt eine befriedigende Aufstellung religiöser Wahrheit für unmöglich, wenn sie nicht auf die Grundansicht des transcendentalen Idealismus von dem Unterschied zwischen Natur und Idee und somit von der Erhebung des Glaubens über das Wissen gegründet ist, und gerade diese Ansicht ist hier ausdrücklich verworfen. Der Verf. geht von dem Standpunkt der auf Erfahrung fußenden Reflexion aus, und erhebt sich von da mit Mühe zu einem dürftigen Verstandes-Theismus. Das Hauptverdienst dieser Ansicht ist wohl das polemische, indem sie sich am Entschiedensten den pantheistischen Theorien entgegensetzt, welche das innerste Wesen der Religionsphilosophie zu zerstören drohen. Seine eigene religions-

philosophische Ansicht, namentlich über das Daseyn Gottes, nennt er: *Anthropo-Theologie*, womit angedeutet werden soll, daß das Daseyn eines überweltlichen, heiligen Gottes durch den Begriff der Causalität nicht aus dem Daseyn körperlicher Urstoffe — denn diese könnten auch als von Ewigkeit her in Wechselwirkung existirend gedacht werden — sondern allein aus der höheren, moralischen Natur des Menschen erschlossen werden könne, denn ihre Entstehung setze ein Wesen ganz anderer Art als die Körperwelt voraus; eben so können auch die Eigenschaften Gottes ohne Anthropomorphismus, nur aus der sittlichen Natur des Menschen abgeleitet werden. Gott nämlich, als Urheber der sittlichen Fähigkeiten, muß diese Fähigkeiten selbst im höchsten Grade besitzen und von allen sittlichen Fehlern frei seyn. — Ob sich auf diesem Wege wirklich ein Wissen von Gottes Daseyn und Eigenschaften gewinnen lasse, wie der Verf. darzuthun sucht, bezweifelt Rec., dem alle religiöse Ueberzeugung auf dem Glauben, als idealer, über dem Wissen erhabener Ueberzeugung beruhen zu müssen scheint. Doch die weitere Erörterung dieses Streitpunkts würde uns hier noch zu lange aufhalten.

Rec. glaubt sich eben so wenig wegen der Ausführlichkeit dieser Anzeige, als wegen der häufigen Einreden gegen den ehrwürdigen Verf. entschuldigen zu müssen. Beides war eine Folge der Bedeutung und des reichen Gehaltes dieses Werks und der Selbstständigkeit der darin enthaltenen Ansichten, die der Verf. von jeher behauptet hat.

*H. Schmid.*

---

*Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. Von Karl dem Großen bis auf ihre Vereinigung mit der Preussischen Monarchie (von 768 — 1815.) von Dr. J. F. Knapp. Erster Theil. Vom Jahre 768 bis 1368, den entferntesten Endpunkt für Cleve. Elberfeld, 1831. Bei Karl Joseph Becker. Mit dem Motto: Nützlich seyn, die Mittelclassen unterrichten, vor Allem und bei Allen die Liebe für König und Vaterland beleben.*

Das vorliegende Buch schließt sich an denselben Verfs. „Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westphalen von der ersten geschichtlichen Kenntniß bis auf Karl den Großen“ an, welche 1830. gleichfalls in Elberfeld erschienen ist. Die beiden Bücher zusammen sollen, wenn das zweite vollendet seyn wird, eine Geschichte von Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg von den frühesten Zeiten bis auf ihre Vereinigung mit der preussischen Monarchie bilden. Ueber Zweck und Tendenz derselben hat sich der Hr. Verf. in der Vorrede zu der Geschichte der Deutschen am Niederrhein ausgesprochen, auf welche er sich in dem anzuzeigenden Werke bezieht, weil das dort Gesagte auch für dieses mit gelten soll. Danach will der Hr. Verf. aber nicht gelehrte Untersuchungen für Gelehrte liefern, sondern deren Resultate in einer klaren und allgemein verständlichen Sprache für diejenigen darstellen, denen der Zugang zu den Urquellen der Geschichte selbst verschlossen ist, um ihnen dadurch ein zusammenhängendes Bild von dem früheren Schicksale ihrer Heimathländer zu geben.

Um aber ein solches zusammenhängendes Bild zu geben, ist der Hr. Verf. dabei so zu Werke gegangen, daß er in den Zeiten, wo uns die specielle Geschichte jener Gegenden unbekannt ist, statt ihrer die Geschichte Teutschlands im Allgemeinen erzählt, um damit die Lücken einigermaßen auszufüllen, da diese allgemeine Geschichte natürlich auch die specielle Geschichte jener Länder in sich begreift. Nachdem er daher in dem früheren Werke eine weitläufige Darstellung der Kriege zwischen den Römern und den Völkern am Niederrhein

und eine kürzer gefasste Geschichte der Franken bis auf Karl den Großen geliefert hat, was zusammen als die früheste Geschichte der bezeichneten Länder anzusehen ist, so geht er hier nun auf ihre ferneren Schicksale seit Karl dem Großen über.

Zuerst kommt er auf die Kriege Karls gegen die Sachsen, die, weil sie größtentheils in jenen Gegenden oder wenigstens in deren Nachbarschaft geführt wurden, mit größerer Ausführlichkeit behandelt sind. Vorzüglich hat der Hr. Verf. sich dabei bemüht, die Lage der in jenen Kriegen vorkommenden Orte zu bestimmen; wobei er am meisten durch die trefflichen Untersuchungen Ledebur's in seinen „kritischen Beleuchtungen einiger Punkte in den Feldzügen Karls des Großen gegen die Sachsen und Slaven (Berlin, 1829.)“ unterstützt wurde.

Mit dem Ende dieser Kriege Karls treten die Gegenden des Niederrheins wieder in das Dunkel zurück, und nur wenige einzelne (größtentheils noch dazu sehr unsichere) Bruchstücke aus ihrer Geschichte in den folgenden Zeiten sind uns durch zufällige Erwähnung bei allgemeineren Ereignissen aufbewahrt worden. Erst seit dem 11ten, ja eigentlich sogar erst seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts beginnt eine bestimmtere, zusammenhängendere Geschichte jener Länder. So ist also eine Lücke von wenigstens 2 Jahrhunderten in unserer Kenntniss von ihren Schicksalen. Um sie nun wenigstens einigermaßen auszufüllen, hat der Hr. Verf. hier eingeflochten: 1) einen kurzen Abriss der allgemeinen Geschichte Deutschlands unter den Regenten aus dem karolingischen und aus dem sächsischen Hause; 2) eine Uebersicht der inneren Verhältnisse Deutschlands unter der Herrschaft der Ersteren, welche sich auf alle Theile des Volks- und Staatslebens erstreckt; 3) eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen, die sich in allen jenen Verhältnissen unter der Regierung der sächsischen Kaiser zutragen.

An dieser Einrichtung scheint uns aber Hr. Knapp

nicht wohlgethan zu haben. Es kam hier natürlich doch nicht darauf an, eine teutsche Geschichte oder auch nur ein Bruchstück aus einer teutschen Geschichte zu liefern, sondern nur, den Zusammenhang zwischen den früheren und späteren Theilen der von dem Hrn. Verf. behandelten Specialgeschichte herzustellen. Diesen Zweck hätte, des Ref. Meinung nach, der Hr. Verf. fester im Auge behalten sollen. Ihm durchaus fremd waren alle einzelnen Begebenheiten, die weder das Niederrheinland unmittelbar berührten, noch eine dauernde Wirkung auf die Gestalt Deutschlands im Allgemeinen übten. Ihre Erzählung konnte daher, ohne für die Lösung der Aufgabe des Hrn. Verfs. irgend einen Vortheil zu bringen, nur das in den Hintergrund drängen und weniger bemerklich machen, auf dessen Hervorhebung und Verdeutlichung es hier eigentlich ankam. Es galt hier nämlich doch offenbar nur, die bleibenden Veränderungen in den äußeren, vorzüglich aber in den inneren Verhältnissen Deutschlands darzustellen, die der Leser kennen mußte, um sich ein Bild von dem veränderten Zustande machen zu können, in welchem er das Niederrheinland wiederfindet, nachdem er es 2 Jahrhunderte aus den Augen verloren, damit er nicht Verhältnisse der karolingischen Zeit, von deren Abänderung die specielle Geschichte dieser Länder schweigt, noch im 12ten Jahrhundert als fortbestehend annimmt. Hätte daher der Hr. Verf. die Erzählung aller einzelnen Begebenheiten, die nicht das Niederrheinland selbst trafen, die Schilderung aller äußeren und inneren Verhältnisse des Volks- und Staatslebens in Teutschland überhaupt, auf deren Veränderung er in der Geschichte seiner Länder nicht wieder zurückkommt, weggelassen, — dagegen in möglichster Kürze die Veränderungen hervorgehoben und geschichtlich dargestellt, deren Kenntniß wirklich unübriglich nothwendig war, damit seine Leser sich eine deutliche Vorstellung von dem Zustande des Niederrheinlandes in der Zeit, wo der Hr. Verf. seine Geschichte wieder aufnimmt, machen und die folgende

Geschichte desselben verstehen könnten, — so würde er dem Zwecke seines Buches offenbar viel gemäßer gehandelt und einen sichern Leitfadern für die Art seiner Darstellung erhalten haben.

Bei dem Wege dagegen, den er wirklich eingeschlagen, hat er sich in eine sehr üble Lage versetzt: Eine allgemeine teutsche Geschichte jener Zeiten will er nicht schreiben, daher darf er nicht Alles ohne Ausnahme darstellen, was eine solche umfaßt, — auf das, was Niederrheinland wirklich betrifft und was durch seine Wirkungen sich in dessen späterer Geschichte noch zeigt, will er sich nicht beschränken, — daher ist die Entscheidung darüber, was aufgenommen, was übergangen werden soll, fast gänzlich der Willkühr anheim gestellt. Wir sehen deswegen auch ohne festes Kriterium Manches aus der allgemeinen teutschen Geschichte jener Zeit weitläufig erzählt, Manches ganz kurz berührt, Manches gänzlich übergangen, weil das Eine dem eigentlichen Stoffe näher zu liegen, das Andere ihm ferner zu stehen schien, wobei natürlich viele Inconsequenzen nicht ausbleiben konnten. Es fehlt daher diesem Theile des Buches an Einheit, an einem festen Gesichtspunkte, — es ist keine teutsche, es ist keine niederrheinische Geschichte.

Dazu hat eine solche Anordnungsweise überhaupt noch das Ueble, daß durch den geringeren Werth dieser Einleitungen und Ausfüllungen aus der allgemeinen Geschichte oft der Werth des eigentlichen Werkes geschmälert wird. Es kann nämlich nicht jeder Geschichtschreiber eines teutschen Landes zugleich auch immer die ganze teutsche Geschichte gründlich durchforschen, um solche Zuthaten aus ihr zu entlehnen. Er wird also nicht aus den Quellen, sondern aus Hilfsmitteln schöpfen, in denen die Geschichte gewöhnlich schon nicht mehr ganz lauter ist, und wird leicht durch unzweckmäßige Benutzung dieser Quellen noch mehr Unrichtigkeiten hinein bringen. So kann es leicht kommen, daß zu

einer recht gründlichen und wahren Darstellung des eigentlichen Gegenstandes ein höchst oberflächlicher ungründlicher Anhang hinzukommt, wodurch die Leser leicht verleitet werden, ein unverdientes, ungünstiges Urtheil zu fällen. Dieser Gefahr hat sich aber auch, das läßt sich nicht verkennen, Hr. Knapp ausgesetzt, indem er zwei Darstellungen von so verschiedenem Werthe mit einander verband. Denn während in der Darstellung seines eigentlichen Gegenstandes Alles den seines Stoffes mächtigen Forscher, die Umsicht desselben, seine Sicherheit, seine Genauigkeit zeigt, erkennt man in jenen Stücken, die aus der allgemeinen deutschen Geschichte entlehnt sind, an der Einseitigkeit, der Leerheit, der Unzuverlässigkeit leicht den Geschichtschreiber, der auf Anderer Schultern ruht. Daher giebt, was zuerst die äußere Geschichte der karolingischen und der sächsischen Kaiser betrifft, diese weder im Allgemeinen ein richtiges Bild von den Ereignissen jener Zeit, noch ist sie im Einzelnen zuverlässig und fehlerfrei. Um Jenes zu erkennen, muß man diesen Theil des Buches selbst lesen, da es sich seiner Natur nach durch Beispiele nicht nachweisen läßt, — um Diefs zu zeigen, heben wir von den vielen Unrichtigkeiten, die uns bei dem Lesen des Buches aufgestoßen sind, nur wenige heraus, die uns jetzt gerade wieder in die Augen fallen.

S. 81. heißt es von Karl dem Dicken: „Zu allem Glücke erlebte dieser Fürst seine Erniedrigung“ (nämlich seine Absetzung) „nur ein Jahr; allein ein schreckliches, langes Jahr muß es für einen Nachfolger Karls des Großen gewesen seyn u. s. w.“ Allerdings wurde Karl der Dicke 887. abgesetzt und starb 888, aber ein langes Jahr war es nicht, das er nach seiner Absetzung noch verlebte; denn erst nach Martinstag, also nach dem 11ten November 887. wurde er abgesetzt (Reginonis chron. ad ann. 887.), und den 12ten Januar (Reginonis chron. ad ann. 888.) oder den 13ten Januar (Annalium Fuldensium Pars quinta ad ann. 887.) 888. starb er. Der Hr. Verf. aber, der in seinen Hülfsmitteln wahr-

scheinlich nur die Jahrzahl für beide Ereignisse fand, liefs sich dadurch täuschen und zu einer grundlosen Declamation verführen.

S. 151. Konrad I. war keineswegs der Sohn „jenes unglücklichen, durch den Verrath des Bischofs von Bamberg“ (soll heifsen: des Erzbischofs von Mainz) „erschlagenen Grafen von Babenberg.“ Sein Vater war vielmehr ein Hauptgegner jenes Adalbert von Babenberg, derselbe Konrad nämlich, welcher im Kampfe gegen Adalbert fiel. (Reginonis chronicon ad ann. 905. — Ejusdem continuator ad ann. 911. — Widukind Annal. l. I. in Meibomii Sc. hist. Germ. T. I. p. 635.).

S. 154. Das Verfahren Konrads gegen die schwäbischen Kammerboten, dafs er ihr Urtheil von den Fürsten sprechen liefs, war gar nichts Besonderes, wie der Hr. Verf. es darstellt, sondern der ganz gewöhnliche und rechtlich nothwendige Weg, da der König allein einen Fürsten gar nicht verurtheilen und strafen konnte.

S. 158. „Heinrich erhielt nach der in jener Zeit üblichen Weise den Beinamen Auceps.“ Die Zeitgenossen gaben ihm keineswegs diesen Namen, sondern man legte ihm denselben erst in viel späteren Zeiten bei.

S. 160. Von einem Siege Heinrichs über die Ungarn bei Merseburg im Jahre 924. melden gute Quellen nichts.

S. 164. In der grossen Ungarnschlacht bei Merseburg, 933, konnte kein Herzog Konrad von Franken zugegen seyn.

S. 167. Bei Otto's Krönung wird von Giselbert gesagt: *omnia procurabat* (Widukind Annal. l. II. ap. Meiboom l. I. p. 642.), d. h. er sorgte, weil Aachen in seinem Herzogthume lag, für die Hofhaltung des Kaisers überhaupt, nicht „für die Gegenstände des Mahles,“ wie Hr. Knapp fälschlich hat.

S. 176. Nicht den Herzog Hermann Billung schickte Otto den Herzogen Giselbert und Eberhard bei Andernach entgegen, sondern Herzog Hermann von Schwaben,

oder nach Liutprand hist. l. IV. c. 16. und Reginonis continuator ad ann. 954. überhaupt keinen Hermann, sondern Udo, Hermann's von Schwaben Bruder und Konrad den Weisen, den späteren Herzog von Lothringen.

S. 178. „Die Usurpation des Markgrafen von Ivrea, Berengar II., der sich nach und nach beinahe ganz Italien (*sic!*) mit dem Sturze Hugo's, des rechtmäßigen Königs bemächtigt hatte, gab Veranlassung dazu,“ (zu der Erwerbung der Kaiserkrone) „indem nach dem Tode Hugo's sein Sohn Lothar den König Otto I. um Beistand angefleht hatte. Auch er starb darüber und Berengar, nun alleiniger Besitzer auch des dem Verblichenen bisher noch zugestandenen Restes des Reichs, gedachte u. s. w.“ Hiernach muß Jeder glauben, Berengar habe einen Theil Italiens nach dem anderen der Herrschaft Lothars völlig entzogen und sich zum unabhängigen Herrn davon gemacht. Aber dies geschah keineswegs. Lothar blieb vielmehr dem Namen nach immer König des ganzen lombardischen Reiches, und Berengar verschaffte sich nur immer mehr Einfluß auf ihn und seine Regierung, so daß zuletzt Berengar die ganze Regierung in den Händen hatte und Lothar nur noch den Namen des Königs trug. Von einer Bitte Lothars um Hülfe von Otto wissen die Quellen auch nichts, wohl aber erzählt Liutprand hist. l. VI. c. 1. von einer Verwendung des konstantinopolitanischen Kaisers für Lothar bei Berengar.

Ueber die Zuverlässigkeit der Erzählungen von dem Verlangen Berengars, Adelheid solle sich mit seinem Sohne Adalbert vermählen, von den Mißhandlungen Adelheid's durch Berengar's Gemahlin Willa, von der Belagerung Canossa's durch Berengar während Adelheid's Anwesenheit daselbst, endlich von der Botschaft Adelheid's an Otto, um Hülfe von ihm zu erhalten, die uns von dem Hrn. Verf. alle *in nuce* S. 178. mitgetheilt werden, hat Ref. schon bei einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern seine Meinung ausgesprochen.

S. 179. Nicht „beleidigende Kälte, mit welcher

sich Konrad von Otto behandelt sah," war die Veranlassung zu seiner Empörung, sondern, wie das Widukind Annal. l. III. ap. Meiboom l. l. p. 652. und Reginonis continuator ad ann. 952. ganz gut auseinandersetzen, die demüthigende Behandlung Berengars von Seiten Otto's, wodurch sich Konrad, der ihn zur Unterwerfung bewogen hatte, natürlich gekränkt fühlen mußte.

S. 182. Liutolf wurde mit dem Könige keineswegs zu derselben Zeit, wie Konrad und Friedrich ausgesöhnt, sondern ging vielmehr aus der Versammlung zu Cinna, wo dies Statt fand, unversöhnt hinweg und unterwarf sich erst, nachdem er noch eine Weile den Krieg allein fortgesetzt hatte. Auch wurde dieser Streit nicht zu Regensburg, sondern zu Arnstadt gänzlich beigelegt. (Annal. Augienses ad ann. 954. Reginonis continuator ad ann. 954. Ruotger in vita Brunonis c. XXX.).

Doch es reicht dies gewiß hin, die Unzuverlässigkeit dieser Darstellung der äußern Geschichte Deutschlands zu beweisen. So wenig als sie können wir nun aber auch, wie wir oben schon beiläufig erwähnten, die Art billigen, wie der Hr. Verf. die Veränderungen dargestellt hat, die während jener Zeit sich mit den innern Verhältnissen des Niederrheinlandes zutrug. Denn obgleich er zwei große Abschnitte seines Buches überschrieben hat: „Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen von Karl dem Großen bis zum Ausgange der Karolinger," S. 90 — 146, und „Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen in der Periode der sächsischen Kaiser," von S. 203 — 220, — so haben wir doch darin fast nichts bemerkt, was sich ausschließlicly auf jene Länder bezöge, oder auch nur mehr auf sie, als auf alle übrigen Theile Deutschlands.

Es handeln nämlich diese beiden Capitel von folgenden Gegenständen: das erste 1) von der Gesetzgebung Karls des Großen und zwar sowohl von den bürgerlichen und peinlichen Gesetzen, nebst dem gerichtlichen Verfahren, als von dem Staatsrechte; 2) von dem

Kriegswesen; 3) von dem Kirchenthume; 4) von dem häuslichen und geselligen Leben, Sitten und Gebräuchen; 5) vom Ackerbau; 6) von den Künsten und Handwerken; 7) vom Handel und Wandel; 8) von den Städten und Bürgern; 9) von der Bildung und den Bildungsanstalten; 10) von der deutschen Sprache. Eben so groß ist der Kreis, den das zweite umfaßt, wo ziemlich dieselben Gegenstände wieder behandelt und die Veränderungen darin während der Regierung der sächsischen Kaiser gezeigt werden.

Diese Darstellung theilt aber die Mängel der politischen Geschichte jener Zeiten, die wir oben angedeutet haben: durch ihre Allgemeinheit verfehlt sie ihr Ziel, indem das wirklich Einflußreiche für die Niederrheinländer durch das für sie Bedeutungslose zurückgedrängt und dem Leser aus den Augen gerückt wird. Auch hier fehlt es an gewissen Kriterien über das Aufzunehmende und das Wegzulassende, und auch hier erscheint daher die Wahl des Stoffes oft höchst inconsequent. Endlich sieht man auch an diesem Theile des Buches, daß er nicht auf gleich gründlicher Forschung, wie die zweite Hälfte desselben beruht; auch diese beiden Darstellungen geben weder ein richtiges Bild von dem zu schildernden Zustande Deutschlands im Allgemeinen, noch sind sie im Einzelnen zuverlässig. Leider gebricht es uns an Raum, um Beispiele dafür anzuführen. Wir unterlassen dieß aber um so eher, als wir dadurch nun sogleich zu dem zweiten, sehr lobenswerthen Theile des Buches gelangen.

Etwa in der Mitte dieses Bandes kommt nämlich der Hr. Verf. endlich auf den eigentlichen Gegenstand seines Werkes, die Geschichte der angeführten, einzelnen Länder selbst. Hier springt nun sogleich der Unterschied der Behandlungsweise in die Augen. An dem sichern Auftreten des Verfs., an der zweckmäßigen Anordnung der Erzählung, an der Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben erkennt man sogleich den selbststän-

digen, gründlichen Forscher, den seines Stoffes völlig mächtigen Kenner. Wir können hier der Gründlichkeit und dem Fleiße des Verfs., bei einem im Ganzen ziemlich undankbaren Stoffe, unsere Anerkennung nicht versagen.

Es enthält dieser Band die Geschichte der erwähnten Landschaften von der ersten Erwähnung derselben als selbstständiger Länder bis etwa in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Zweckmäßiger Weise, hat der Hr. Verf. übrigens als Endpunkt nicht für die Geschichte aller Länder genau dieselbe Zeit gewählt, sondern sie bei jedem bis zu einem Ereigniß geführt, welches durch seine Wichtigkeit geeignet war, eine solche Grenze zu bilden, weswegen die Grenzen der einzelnen Geschichten mehrere Jahre auseinander fallen.

Nach einer Einleitung über die älteste ungewisse Geschichte der einzelnen Landschaften und über den Zusammenhang ihrer Schicksale unter einander, wendet sich der Hr. Verf. zunächst zur Geschichte von Cleve, die er von den dunkeln und zweifelhaften Anfängen (742.) bis zu dem Aussterben des gräflichen Clevischen Hauses mit Johann II. und der Vereinigung Cleve's mit Mark (1368.) verfolgt. Hierauf kommt die Geschichte der Grafschaft Mark von 1126 bis 1308, bis zu dem Tode Graf Eberhard's II. Nun folgt die Geschichte Jülich's von 912 bis zu dem Jahre 1328, dem Todesjahre Graf Gerhard's V., des letzten Grafen von Jülich. Den Beschluß macht die Geschichte von Berg von 1160 bis 1295, bis zu dem Tode Graf Adolph's VII.

Die Ereignisse, welche, wie dieß bei der nahen Verbindung dieser Landschaften mit einander oft der Fall ist, mehrere von ihnen zugleich betreffen, sind auf eine zweckmäßige Weise der Geschichte zugetheilt, wo sie in ihren Ursachen und Wirkungen am deutlichsten hervortreten, und bei den anderen Geschichten ist dann nur kurz auf jene ausführlichere Darstellung verwiesen, so daß der Zusammenhang zwischen den ver-

schiedenen Ländern leicht erkannt wird. Wir glauben also, daß dieser Haupttheil des Buches den Zweck erfüllen wird, für den der Hr. Verf. sein Werk bestimmte, den gebildeten Bewohnern des Niederrheinlandes aus allen Ständen nämlich eine klare Vorstellung von den früheren Schicksalen ihrer Heimath zu geben.

Gerade bei dieser Bestimmung des Buches für Nichtgelehrte aber bedauern wir es recht sehr, daß der Verf. so wenig Sorgfalt auf seine Sprache gewendet hat. Denn die Erfüllung dieser Forderung ist bei einem solchen Werke viel wichtiger, als bei Untersuchungen, die für Gelehrte bestimmt sind. Im Allgemeinen ist nämlich die Sprache des Hrn. Verfs. ganz lobenswerth, klar, ruhig und fließend entspricht sie ganz den Forderungen, die man an eine historische Darstellung machen darf. Aber im Einzelnen bietet sie außerordentlich viel Unrichtiges dar, mehr fast als wir, soviel wir uns erinnern, in der letzten Zeit in einem historischen Werke gefunden haben. Wir können hier natürlich nur wenige Beispiele anführen.

Mitunter besteht das Unrichtige nur in einer dunkeln, unverständlichen Stellung der zusammengehörenden Sätze, z. B. S. 105: „Die Knechte wurden indessen nicht zum Ackerbau oder der Viehzucht allein verwendet, sondern auch als Handwerker oder Künstler benutzt. Sie waren dieß allein, da die Frauen sich nicht damit abgaben, welchen die nöthigen Hausgeräte und Kleidungsstücke zu verfertigen oblag.“ Aus ähnlicher Nachlässigkeit sind wohl auch die ganz ungehörigen Wortverbindungen entstanden, die sich häufig vorfinden, z. B. S. 161: „Der große Fürst entsprach den höchsten Erwartungen, die man sich von seiner Einsicht versprechen konnte.“ Ebenso der höchst lächerliche Satz S. 457: „In diesem Augenblicke sprengte Friedrich von Isenburg heran, einige seiner Gesellen folgten ihm und ihnen zurufend, sie sollten den stolzen Hund niederhauen, schwang er sein gewaltiges

Schwerdt. Der Erzbischof rang mit der Kraft eines Verzweifelten, um sich der nur allzugut gehorchenden Mörderanfalle und Hiebe zu erwehren.

Aber auch grammatisch falsche Verbindungen kommen vor, z. B. S. 95: „sie begründeten sich auf die Idee u. s. f.,” S. 178: „der sich beinahe ganz Italien bemächtigt hatte.” S. 235: „Jülich begrenzt sich nördlich an das Erzstift Köln.”

Selbst grammatisch falsche Formen finden sich vor, z. B. S. 99: „alle hohe und niedere Grofsen,” S. 95. zweimal: „eine Würfel.”

Endlich sind viele nicht hochteutsche Wörter gebraucht worden, wie S. 114: „um die Lebsucht zu bestreiten,” S. 165: „Porkirche” — auch unedle Ausdrücke, wie S. 175: „um den Lothringern zu Leibe zu gehn,” S. 176: „sandte ihnen den Herzog auf den Hals” und dergl.

Auch Druckfehler, namentlich in ausländischen Wörtern, sind sehr häufig; darunter der sonderbare: „Ethemologie,” S. 170, der auch in dem früheren Buche desselben Hrn. Verfs. so oft sich findet, als das Wort vorkommt.

Wir würden diese Nebensachen alle nicht erwähnt haben, wenn wir sie nicht, wie gesagt, namentlich in einem Buche für Nichtgelehrte, ziemlich hoch anschließen, und wenn wir nicht wünschten, dafs in dem folgenden Theile, der gewifs der letzten Hälfte des vorliegenden Bandes an Brauchbarkeit nicht nachstehen wird, auch diese kleinen Flecken verschwinden möchten.

Mittler.

*Flora von Stuttgart, oder Beschreibung der in der Umgegend von Stuttgart wildwachsenden sichtbar blühenden Gewächse. Nebst einem Anhange über die in der Stuttgarter Umgegend im Größern angebauten ökonomischen Gewächse, von Eduard Schmidlin. Stuttgart, Druck und Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1832. gr. 12.*

Die Verbreitung botanischer Kenntnisse ist in Deutschland sehr durch die zahlreichen Floren einzelner Districte und der Umgebungen der größeren Städte, zumal jener, welche Universitäten besitzen, befördert worden, und so ist es denn ein ganz zweckmäßiges Unternehmen gewesen, eine neue Flora der Hauptstadt Württembergs zu entwerfen. Billig wäre es jedoch gewesen, wenn es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, auch etwas von seinen Vorgängern zu sagen, deren Schriften ihm doch wohl nicht unbekannt geblieben seyn konnten, wenn er sie gleich nirgends anführt. Schon 1786: schrieb Johann Simon Kerner eine *Flora Stuttgartiensis*, und der jüngere Vulpus lieferte bald ein *Spicilegium* zu derselben, so wie denn noch im Jahre 1822. Herr Zenneck, Professor in Hohenheim, eine Flora von Stuttgart herausgab, und ein Ungenannter in der botanischen Zeitung eine Uebersicht der in der dortigen Gegend wachsenden *Filices* lieferte.

Die Arbeit des Hrn. Schmidlin scheint uns eine sehr fleißige zu seyn und sich auf zahlreiche Excursionen in dem Gebiete seiner Flora zu gründen; es umfaßt einen Umfang von 2—3 Stunden um die Hauptstadt, am Neckar herab bis nach Mühlhausen und Hofen, von da herüber nach Schmieden und Kapellesberg, Rothenberg bis Untertürkheim, Weil, Scharnhausen und Ruith, nach Hohenheim, Vaihingen auf den Fildern, Solitude, Bothnanger Wald, Weil im Dorfer Walde bis nach Kornthal und von dort über die Markung von Zuffenhausen

und das sogenannte Burgholz wieder bis an den Neckar herunter.

Die Pflanzen sind wie gewöhnlich nach dem Linneischen Systeme geordnet und die Gattungs-Merkmale sehr ausführlich angegeben, mit Bezeichnung der natürlichen Familie nach Sprengel, Jussieu und Reichenbach. Die Diagnosen der Arten gehen bisweilen in mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen über, sie sind, wie überhaupt die ganze Schrift, in deutscher Sprache abgefaßt, und auch die deutschen Namen der einzelnen Pflanzen genannt, mit genauer Angabe des Standortes, zumal der seltneren, der Blüthezeit u. s. w. Synonyme sind nur selten und wenige genannt, sowie es denn überhaupt scheint, der Hr. Verf. habe sich nur vorzugsweise an Mertens und Koch und einige andere Autoren gehalten, ohne die monographischen Arbeiten für einzelne Gattungen zu benutzen. In Hinsicht der Abbildungen, so citirt der Hr. Verf. die Werke von Host, Jacquin, Reichenbach, Schkuhr, die *Flora danica* u. s. w., jedoch ist dies nicht überall geschehen, so namentlich sind bei den Gattungen *Polygala*, *Lamium*, *Fumaria* u. s. w. die Reichenbachischen *Icones* nicht benutzt, die doch gerade hier fast unentbehrlich sind, und sich keineswegs durch die älteren ersetzen lassen. Dafs eine Pflanze zum Arzneigebrauche diene, ist immer angemerkt. — Wenn in einer Linneischen Klasse ein großer Theil einer natürlichen Familie enthalten ist, so hat Hr. S. sehr zweckmäfsig und nachahmenswerth eine kurze Charakteristik der Familie beigefügt, wie der Labiaten bei der *Didynamia*, der Leguminosen bei der *Diadelphia*, der Compositen bei der *Syngenesia* u. s. w., so giebt er an seinem Orte eine solche der *Umbelliferae* und der *Gramineae*, aber unrichtig ist es, wenn er von der *Triandria Digynia* behauptet, dafs dort alle wahren Gräser vereinigt seyen, da auch in andern Abtheilungen des Linneischen Systems (von dem noch eine besondere Uebersicht gegeben ist) vorkommen.

Zu den seltneren Gewächsen der Stuttgarter Umgegend dürften folgende gehören: *Veronica scutellata*, *Scirpus Baeothryon*, *Mibora verna*, *Poa sudetica* Haenke! *Triticum caninum* Schreber, *Galium boreale*, *Lithospermum purpureo-caeruleum*, *Phyteuma ovale* Hoppe, *Campanula Cervicaria*, *Lonicera Xylosteum*, *Oenanthe peucedanifolia*, *Apium graveolens*, *Laserpitium prutenicum*, *Potentilla opaca*, *Myagrum perfoliatum*, *Centaurea pratensis* Thuiller, *Bunias Erucago*, *Althaea hirsuta*, *Bryonia alba!* (und *dioica*), *Cytisus nigricans!* *Satyrium repens!* *Zannichellia palustris* u. s. w.

Die Flora von Stuttgart gehört gleich der von Heidelberg und Mannheim in das Neckargebiet, allein die letzteren weichen schon in manchen Punkten wesentlich von jener ab; so kommen namentlich folgende Gewächse in der Umgegend von Heidelberg mehr oder weniger häufig vor, die um Stuttgart ganz fehlen, wie: *Fedia carinata*, *Verbascum Blattaria*, *Lonicera Caprifolium* und *L. periclymenum*, *Ornithogalum umbellatum*, *Chrysosplenium oppositifolium*, *Euphorbia Gerardiana*, *Mentha Pulegium*, *Digitalis purpurea*, *Lepidium Iberis* u. s. w.

*Orobanche major*, sagt Hr. S., wächst auf *Genista tinctoria* und *O. cariophyllea* auf Klee-Arten, dies wären also *O. Genistae tinctoriae* und *O. Trifolii pratensis* Vaucher.

Interessant ist der Anhang von ökonomischen Gewächsen und eine dankenswerthe Zugabe, wenn sie gleich weder etwas Neues noch Eigenes in phytographischer Hinsicht enthält. Wir bemerken indessen Folgendes zur Vergleichung der Stuttgarter Gegend mit der hiesigen. *Panicum miliaceum* baut man dort häufig, um Heidelberg sehr selten, dort hat man die *Avena sativa melanosperma* und *Avena trisperma*, Gäbeleshafer, den der hiesige Landmann nicht kennt. Um Stuttgart ist *Hordeum vulgare* die gewöhnlichste Gerstenart, um

Heidelberg *Hordeum distichon*, dort baut man den Emmer *Triticum dicoccum* als Sommergetreide, hier kennt man ihn kaum dem Namen nach. Um Stuttgart cultivirt man häufiger *Nicotiana rustica*, um Heidelberg häufiger *N. Tabacum*, hier wird *Vicia Faba* nur sehr sparsam cultivirt, dort sehr gewöhnlich u. s. w.

Wichtiger sind folgende Momente: um Stuttgart kann man Mandeln und Pfirsiche nur an einzelnen besonders günstigen und geschützten Orten ziehen, um Heidelberg sieht man sie häufig in den Weinbergen, zumal an der Bergstrasse; die ächte Kastanie (*Castanea vesca*) gedeiht um Stuttgart nicht gut, um Heidelberg bildet sie auf den Bergen, selbst der Nordseite, einen ansehnlichen Baum, der selbst der Eiche an Höhe, Stärke und Schönheit nichts nachgiebt; überhaupt scheint die Gegend von Stuttgart bedeutend rauher zu seyn, als die Landstriche um den Ausfluß des Neckars in den Rhein, dies beweiset insbesondere das Daseyn folgender Pflanzen, die gerne an kältern Orten wachsen, um Stuttgart vorkommen, dagegen um Heidelberg und Mannheim ganz mangeln; namentlich *Phyteuma orbiculare*, *Viola mirabilis*, *Ribes alpinum*, *Convallaria verticillata*, *Trollius europaeus*, *Carlina acaulis* u. s. w. Man kann nicht ohne Grund behaupten, daß die vergleichende Uebersicht der Flor verschiedener Gegenden eine eben so sichere Beurtheilung ihres Klima zuläßt, als langjährige Barometer- und Thermometer-Beobachtungen. —

Die Schrift enthält auch noch ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten Hauptwörter, welche bei Beschreibung der Pflanzen gebraucht werden, bei Erklärung derselben folgt der Verf. ganz den Herren Mertens und Koch, so daß darüber jede Anmerkung überflüssig ist, auch wurde ein lateinisches so wie ein deutsches Register der aufgeführten Pflanzen beigegeben. Endlich verspricht der Hr. Verf., in künftigem Jahre schon einen Anhang von einigen Blättern nachzuliefern, welche der Flora beigegeben werden sollen und welche

nöthig gewordene Bemerkungen über Standörter u. s. w. und etwa übersehene Arten, welche während dieser Zeit aufgefunden werden möchten, enthalten werden.

Sehr zweckmäfsig möchte es seyn, wenn es dem Herrn Schmidlin gefiele, diesem Nachtrage noch Folgendes beizufügen:

1) Eine kurze historische Notiz, worin die Verdienste jener Männer erörtert werden, die sich früher mit der Aufsuchung und Bestimmung der Gewächse um Stuttgart beschäftigten.

2) Einen geognostischen Abrifs der gedachten Gegend, mit specieller Angabe der bedeutendsten Höhen und der verschiedenen Gebirgsarten, mit besonderer Rücksicht auf die Gewächse, die auf ihnen vorherrschen.

3) Nachweisungen des Verhaltens der Culturpflanzen in verschiedenen Districten und hauptsächlich über die Grenzen der Cultur auf den Gebirgen.

5) Genauere Beobachtungen über die dort vorkommenden Bastardgewächse, Monstrositäten und zumal über die Varietäten, namentlich von *Mentha*, *Polygala*, *Verbascum* u. s. w., die so oft als eigene Arten beschrieben wurden.

Da das Gebiet der Flora von Stuttgart so nahe an jenes von Tübingen grenzt, so glaubt Ref. den Hrn. Verf. auf Schübler's systematisches Verzeichniß der bei Tübingen und in den umliegenden Gegenden vorkommenden Pflanzen aufmerksam machen zu müssen, da sich dort manche hierher gehörige Notizen bereits gesammelt finden.

---

*A. G. C. Suerman, math. et phil. nat. cand. et med. stud. in academia Rheno-Trajectina, Commentatio de definienda quantitate vaporis aquei in atmosphaera vel aëre quocunq, in certamine literario civium academiarum belgicarum praemio ornata. L. B. 1831. 123 S. in gr. 4. Mit VI Steindrucktafeln.*

Gelegenheitsschriften pflegen in der Regel nicht beachtet zu werden, und da auch die kritischen Journale ihren für den Aufschwung der Literatur in Teutschland früher so bedeutenden Einfluss großentheils verloren haben, so bleibt manches gediegene Geistesproduct unbeachtet, welches ein besseres Schicksal verdiente, als mit der Masse der unreifen literarischen Erzeugnisse unterzugehen. Ref. hält es indess für seine Pflicht, diesem so viel entgegen zu arbeiten, als in seinen geringen Kräften steht, und erfüllt diese Obliegenheit um so lieber, je angenehmer es ihm bereits mehrmals war, durch gediegene Arbeiten junger Gelehrten überrascht zu werden, unter andern namentlich solcher, die in der neuesten Zeit aus der Schule des wackeren van Moll hervorgegangen sind. Hierunter gehört auch die vorliegende Schrift, eine so vollständige und gründliche Monographie der Hygrometer, daß sie in jeder physikalischen Bibliothek einen ehrenvollen Platz einzunehmen verdient. Bekanntlich hat Ref. den nämlichen Gegenstand so ausführlich im neuen Gehler'schen Wörterbuche bearbeitet, daß dem Verf. rücksichtlich des Materiellen kaum eine spärliche Nachlese übrig bleiben konnte, weil dem befolgten Plane gemäß die wichtigeren Artikel in der genannten Encyclopädie als Monographien behandelt werden. Es versteht sich daneben von selbst, daß diese Vorarbeit vom Verf. benutzt wurde, allein er hat sie keineswegs so, wie er sie vorfand, wiedergegeben, sondern sich zuvor des Gegenstandes vollständig bemächtigt, denselben genau durchdacht, in eine neue Form gebracht und einige, obgleich nicht nothwendige, doch allerdings sehr schätzbare Erweiterungen hinzugefügt. Da die Sache im Wesentlichen den Physikern allgemein bekannt ist, so wird es genügen, nur die Art der Dar-

stellung anzuzeigen, und einige Hauptpuncte herauszuheben.

Die sämmtlichen Hygrometer werden in drei Hauptklassen abgetheilt, zuerst diejenigen, welche die Menge der vorhandenen Feuchtigkeit durch die Gewichtszunahme messen, dann solche, die durch Aufnahme des hygroskopisch wirkenden Wasserdampfes eine Aenderung ihres Volumens erleiden und endlich die, bei denen der Feuchtigkeitsgehalt der Luft vermittelst des erzeugten Temperaturunterschiedes gemessen wird. Bei der Darstellung jeder dieser Methoden des Messens geht eine theoretische Untersuchung des Principes voran, dann werden die Anwendungen desselben historisch aufgezählt, und endlich schließt eine kritische Prüfung der Zweckmäßigkeit die ganze Betrachtung. Ueberall ist mit genauer Angabe der Quellen nachgewiesen, was bereits über die verhandelten Gegenstände bekannt ist. Ohne bei der Anzeige des Einzelnen zu verweilen, mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, dafs auch der Verf. die sämmtlichen, auf eine Gewichtsvermehrung gegründeten Hygrometer verwirft, weil alle hierzu genommene Substanzen sich mit der Zeit verändern, ihre hygroskopische Eigenschaft zum Theil oder ganz verlieren, und es unvermeidlich ist, sie gegen die Aufnahme anderer, ihr Gewicht vermehrender, Substanzen vollständig zu schützen. In Beziehung auf die zweite Klasse von Hygrometern, deren Construction auf einer Veränderung des Volumens beruhet, sind die Untersuchungen des Verfs. von vorzüglicher Wichtigkeit. Es ist nämlich zwar allgemein anerkannt, dafs die Mehrzahl der hierhergehörigen Substanzen gleichfalls ihre hygrometrische Eigenschaft in nicht sehr langer Zeit anfangs etwas, später aber fast ganz verlieren, allein es befinden sich hierunter auch das durch de Saussüre vorgeschlagene Menschenhaar und der durch de Lüc so sehr gepriesene Fischbeinstreifen, welche beide noch gegenwärtig bei vielen Physikern in grossem Ansehen stehen, obgleich Ref. sich durch die eigene Ansicht einiger vorzüglich schön von

Paul in Genf, Ramsden in London und sonstigen trefflichen Künstlern verfertigter Hygrometer überzeugt hat, dafs beide Substanzen dem genannten Fehler allerdings unterliegen. Obgleich daher beide durch neue sich wieder ersetzen lassen, so mufs man doch aus Rücksicht auf die grofse Mühe, welche dieses erfordert und die Ungewifsheit, wie weit nach einer gegebenen Zeit die Unempfindlichkeit derselben schon gediehen sey, auch über diese das Verdammungsurtheil aussprechen. Das Ansehn dieser Instrumente wird unleugbar auch noch dadurch vermindert, dafs die durch sie zwischen dem obendrein so schwer bestimmbaren Maximum und Minimum angegebenen Grade dem Feuchtigkeitszustande der Atmosphäre nicht direct proportional sind, so dafs man also mit ihnen nur indirect messen kann, und das unmittelbar erhaltene Resultat erst corrigiren mufs; allein eben die grofse Mühe, welche einige berühmte Männer darauf verwandt haben, die hierzu erforderliche Correction mit grösster Genauigkeit aufzufinden, hat ihr Ansehn neuerdings eher vermehrt als vermindert.

Die genannten Bemühungen aber sind es, welche der Verf. einer neuen schätzbaren Prüfung unterwirft, nämlich die nur unvollkommenen von Dulong, die sehr umfassenden von Gay-Lüssac und deren Berechnung durch Biot, wozu dann noch die neuesten von Melloni hinzukommen, denen zugleich vor den übrigen der Vorzug eingeräumt wird. Bezeichnet man aber die Spannung des in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfes durch  $\delta$ , die Grade der Hygrometerskale durch  $\mu$ , so ist

$$\delta = f(\mu)$$

wonach dann folgende allgemeine Formel angenommen wird:

$$\delta = a\mu + b\mu^2 + c\mu^3$$

bei welcher, eben wie bei ähnlichen auf eine Parabel höherer Ordnung führenden Formeln, die hier nicht erörterte Frage unbeantwortet bleibt, ob die Exponenten

wirklich nach der Reihe der natürlichen Zahlen zunehmen, ohne daß jedoch die hierüber bleibende Unge-  
wifsheit ein genügendes Argument gegen ihre Anwend-  
barkeit innerhalb der Grenzen vorhandener Beobach-  
tungen begründet. Durch Substitution der aus Beobach-  
tungen gegebenen Werthe für  $\delta$  und  $\mu$  und Berechnung  
derselben nach der Methode der kleinsten Quadrate er-  
giebt sich

$$\delta = 0,4906 y - 0,001488 y^2 + 0,00006399 y^3$$

Die positiven und negativen Unterschiede der durch  
diese Formel erhaltenen und der durch Beobachtung ge-  
fundenen Gröfsen heben sich zwar so vollständig auf,  
daß nur der unbedeutende Rest = — 0,042 übrig bleibt,  
woraus hervorgeht, daß die zur Berechnung gegebenen  
Werthe bei der Entwicklung der Formel insgesamt  
gehörig benutzt sind, allein die größte positive Differenz  
beträgt 2,804, die größte negative — 1,83, welche den  
größten wahrscheinlichen Fehler = 0,9708 . . . weit  
übersteigen. Hieraus läßt sich indess bei dem großen  
Ansehen, welches Gay-Lüssac mit Recht genießt,  
nicht sowohl auf begangene Beobachtungsfehler schließen,  
als vielmehr auf die Untauglichkeit der hygroskopischen  
Substanz, weswegen der Verf. es für überflüssig hält,  
neue Tabellen zu berechnen, um so mehr, als hierfür  
ohnehin erst Versuche bei verschiedenen Temperaturen  
erforderlich seyn würden, die bis jetzt noch fehlen. Ref.  
hafst alle physikalischen Instrumente, welche unzuver-  
lässige Resultate geben, weil sie später schwer zu ver-  
bannende Irrthümer in die Wissenschaft einschwärzen,  
und wünscht daher, daß man über die beiden genannten  
gleichfalls allgemein das Verdammungsurtheil ausspre-  
chen möge, um so mehr, da sie bei vorhandenen bes-  
seren füglich entbehrt werden können.

Im dritten Abschnitte werden die Hygrometer durch  
Verdunstung in nähere Untersuchung genommen. Dieser  
Gegenstand ist den Physikern allgemein hinlänglich be-  
kannt, und es fragt sich daher nur, was in der vorlie-

genden Monographie Neues und Wichtiges dem bereits Vorhandenen hinzugesetzt ist. Zwei Aufgaben sind es, welche hierbei hauptsächlich in Betrachtung kommen, und die wichtigste hierunter ist ohne Zweifel der Widerspruch, worin die Meinung des Ref. mit der anfänglich angenommenen und daher wahrscheinlich von allen Physikern bisher beibehaltenen steht, nämlich ob das psychrometrische Minimum zugleich unmittelbar den Thaupunct angebe oder erst einer Reduction bedürfe. Auch der Verf. tritt der herrschenden Ansicht bei, und sucht mit großer Bescheidenheit die von mir aufgestellten Gegenstände zu widerlegen, weswegen die Streitfrage bei ihrer großen Wichtigkeit und dem in der vorliegenden Abhandlung bewiesenen Scharfsinne auch in dieser Anzeige wohl zur Untersuchung kommen darf. Es heist hierüber p. 67: *concedimus, refrigerari vaporem hygrometricum et sic condensari, concedimus item, novum cum vapore augeri et hunc processum pergere ad maximum saturationis usque.* Hält man dieses Zugeständniss für sich fest, so ist die Sache ausser Streit, denn es sagt nichts mehr und nichts weniger, als daß die Dampfbildung der befeuchteten Kugel und die dadurch unausbleiblich erzeugte Wärmebindung so lange fort dauere, bis die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist, folglich bis letzterer das Maximum seiner Dichtigkeit erlangt hat, wonach also das befeuchtete Thermometer den eigentlichen sicheren Thaupunct unmittelbar anzeigt. Weiter heist es aber: *Negamus autem, hoc maximum idem esse ac si unice produceretur vapore hygrometrico. Videtur V. C. prorsus evaporationis effectum in producendo hoc maximo neglexisse, attendens modo ad ejus vim refrigerantem.* Dieser Vorwurf trifft meine Ansicht so wenig, daß man ihr vielmehr das Gegentheil als solchen anrechnen könnte; denn in der That leite ich das Sinken des befeuchteten Thermometers bloß von der Verdampfung des sie umgebenden Wassers ab, ohne den in der Atmosphäre bereits vorhandenen Wasserdampf weiter zu berücksichtigen, als in sofern er zum früheren

Eintreten des Sättigungspunctes mit beitragen muß. Das Argument, welches aus der großen Verdunstungskälte hergenommen wird, gesteht der Verf. zu, meint jedoch, daß diesem unter andern die im Verhältniß zur vorhandenen Luft geringe Menge des erzeugten Dampfes entgegenstehe. Endlich heißt es: *Esse autem aëri aviditatem, sive affinitatem in vaporem, novis experimentis satis fuit refutatum. Quam et quantitas vaporis, quam suscipit aër, vix notabilis esse potest, si nempe vapor hygrometricus jam prope densitatis maximum se habet.* Die hier erwähnten neuen Versuche sind mir, aufrichtig gestanden, nicht bekannt, es sey denn diejenigen, wodurch die früher angenommene Auflösung des Wasserdampfes durch die Luft, widerlegt wurde. Dagegen ist durch die neuesten Beobachtungen über die Entstehung des Nebels auf Flüssen und die verminderte Temperatur der mit einer Wasserfläche in Berührung befindlichen Luftschicht hinlänglich erwiesen, daß die Luft durch Aufnahme des Wasserdampfes abgekühlt werde, was bei der Prüfung des psychrometrischen Principes sehr in Betrachtung kommt.

Es muß nicht bloß mir selbst, sondern auch jedem Physiker sehr viel daran liegen, daß diese höchst wichtige Frage endlich definitiv entschieden werde, und es möge daher noch folgende Bemerkung hier Platz finden. Um zu vermeiden, daß die Sache nicht auf einen Wortstreit hinauslaufe, muß zuvor bestimmt werden, was man unter Thaupunct versteht. Ist dieses derjenige Punct der allmählig herabgehenden Temperatur, bei welchem ein bereits gebildeter feuchter Niederschlag die Gegenstände benetzt, so giebt Daniell's vom Verf. sehr passend genanntes Thermohygrometer diesen ohne Widerrede an. Bezeichnet man aber damit denjenigen Punct, bei welchem die Luft mit Wasserdampf völlig gesättigt ist, ohne daß jedoch auch nur ein Minimum des letzteren tropfbar flüssig wird, so sehe ich immer nicht ein, wie dieser durch ein Instrument unmittelbar angezeigt werden könne, auf welchem ein solcher Nie-

derschlag nothwendig zum Vorschein kommen muß, wenn eine Beobachtung damit angestellt werden soll, und dessen Grade erst dann die gesuchte Temperatur angeben, wenn dieser wirkliche Niederschlag auf der Oberfläche sichtbar geworden ist. Die letztere Bestimmung scheint mir aber ohne Widerrede die sicherste zu seyn, weil der auf dem Thermohygrometer entstehende Niederschlag allezeit eine gewisse Dicke haben muß, um wahrgenommen zu werden, zu dessen Erzeugung dann der umgebenden Luft mit gleichzeitig bedingtem Sinken des Thermometers eine verhältnißmäßig so viel größere Menge Dampf entzogen wird, je niedriger die Temperatur ist, wodurch zugleich die Bestimmung des hygrometrischen Thaupunctes einer nachtheiligen Ungewißheit unterliegt. Die Auffindung des psychrometrischen Thaupunctes dagegen, als desjenigen, bei welchem der Wasserdampf in der Atmosphäre das Maximum seiner Dichtigkeit erlangt hat, ist eben so leicht als sicher, sobald man voraussetzt, daß die Verdunstung bei dem befeuchteten Thermometer, und die hiermit nothwendig verbundene Temperaturverminderung so lange fort dauert, bis der Sättigungspunct eintritt, und ich sehe nicht ein, warum sie früher aufhören sollte, ja es liegt dieses genau genommen schon in dem Geständnisse, daß das Psychrometer auch dann noch anwendbar sey, wenn die Atmosphäre diesem Sättigungspuncte sehr nahe ist. In diesem Falle fällt auch das Argument des Verfs von selbst weg, daß dann nur wenig Dampf erzeugt werde, weil zugleich nur eine geringe Temperaturverminderung stattfinden darf, die durch die große Menge der latenten Wärme im Dampfe sehr leicht erzeugt werden kann. Ein gewichtiges Argument für diese Ansicht läßt sich noch daraus hernehmen, daß das befeuchtete Thermometer in zahllosen Fällen selbst dann einen oder einige Grade weniger als das trockne zeigt, wenn schon einzelne Tropfen herabfallen, oder sogar der feine Regen begonnen hat, in welchem Falle die Atmosphäre nothwendig dem Sättigungspuncte sehr nahe seyn muß. Vielleicht kann die

Streitfrage dadurch entschieden oder der Entscheidung mindestens nahe gebracht werden, wenn man am Thermo-hygrometer die Temperatur beim Entstehen und beim Verschwinden des feinen Niederschlages beobachtet, und diese mit derjenigen vergleicht, welche das befeuchtete psychrometrische Thermometer gleichzeitig anzeigt, jedoch sind diese Versuche im hohen Grade schwierig und sehr leicht täuschend, sicherer würde es dagegen seyn, die Menge des in der Luft vorhandenen Wasserdampfes gleichzeitig psychrometrisch und durch anderweitige genaue Messungen zu bestimmen, und beide erhaltene Werthe mit einander zu vergleichen.

Ref. beschließt die Anzeige der reichhaltigen Schrift mit der Versicherung, daß sie ihm ein ganz vorzügliches Vergnügen gemacht hat, und fügt nur noch folgende Bemerkungen hinzu. Erstlich zeigt die schätzbare Prüfung der sämtlichen Formeln, welche zur Reduction des psychrometrischen Thaupunctes auf den thermohygrometrischen von verschiedenen Gelehrten aufgestellt sind, daß unter allen die von August den Vorzug verdient. Zweitens aber zieht der Verf. es vor, die mit Musselin umwickelte Kugel vor jeder Beobachtung durch Eintauchen in Wasser zu benetzen, anstatt sie vermittelst eines Läppchens oder Badeschwammes stets feucht zu erhalten. Allein von dieser Ansicht wird die praktische Erfahrung ihn zurückbringen, denn beim Eintauchen nimmt die Kugel die Temperatur des Wassers an, und zeigt unrichtig, wenn ein Wassertropfen daran hängen bleibt, wodurch mindestens die Beobachtung erschwert wird, da vielmehr der Musselin die Kugel bloß feucht erhalten muß.

*M u n c k e.*

---

*Joannis Morisonii Duncanii Novum Lexicon Graecum ex Christiani Tobiae Dammii Lexico Homeric-Pindarico vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractatum emendavit et auxit Valent. Christ. Frider. Rost, ph. Dr., litt. Graec. in Gymnas. Gothano professor. Cum potentissimi regis Saxoniae privilegio. Lipsiae, sumtibus Baumgaertneri. MDCCCXXXI. Fasc. I. et II. bis Κυρηβαρία. XIV und 612 S. in gr. 4. in dreifachen Columnen.*

Die Verpflanzung von Damm's bekannten Homerisch-Pindarischem Wörterbuche, wie solches in einer veränderten Gestalt durch J. M. Duncan in England neu aufgelegt worden, auf deutschen Boden, war bei der anerkannten Nützlichkeit des Buchs, oder auch bei seiner großen Seltenheit gewiß ein verdienstliches Unternehmen, zumal in der veränderten Gestalt, welche das Ganze dadurch erhalten, daß die in Damm's Wörterbuch herrschende etymologische Ordnung verlassen und an ihre Stelle die rein alphabetische getreten war, was freilich auch vielfache Veränderungen bei der Trennung und dem Auseinanderreißen der einzelnen Hauptartikel veranlaßt hatte. Aber eben dieser Umstand, sowie die Forderungen, die man bei uns jetzt an Werke der Art, sowohl was den Stoff und Inhalt, als was die Form und Behandlungsweise betrifft, zu stellen pflegt, machten bei einem neuen Abdruck eine wiederholte und sorgfältige Revision nöthig, und so müssen wir uns freuen, daß diese Revision in die Hände eines Gelehrten gefallen ist, dessen anerkannte Leistungen auf dem Gebiete der Griechischen Grammatik und Lexikographie sich auch hier wieder bewährt haben. Was er hier geleistet und wie durch seine Bemühungen ein vielfach verbessertes und ungleich vollkommneres Werk zu Stande gekommen, als das Englische Original, das wollen wir in der Kürze unsern Lesern berichten. Daß das Auseinanderwerfen der einzelnen Artikel bei der alphabetischen Ordnung, die nun eingeführt war, manche Uebelstände, manche Unbequemlichkeiten und Veränderungen herbeigeführt, die leicht Ungewißheit, Zweideutigkeit und dergl. m. erzeugen konnten, liegt am Tage; deshalb war

bei einer neuen Ausgabe diesem Uebelstande vor Allem abzuhelpfen, es mußten vorerst alle in diesem Wörterbuch aus Homer und Pindar citirten Stellen aufs neue nachgesehen und verglichen werden, um nicht durch falsche oder unrichtige oder minder genaue und wörtliche Anführungen Irrthümer zu begründen, die in solchen Werken doppelt gefährlich sind. Die Nachlässigkeit, womit in der Englischen Ausgabe bei dem Citiren oder bei dem wörtlichen Anführen der einzelnen Stellen verfahren war, machte dies Geschäft eben so nothwendig, als andererseits mühsam und lästig. Ueberdem hatte seit der ersten Erscheinung von Damm's Lexikon der Text des Homer durch Wolf an unzähligen Orten eine ganz andre Gestalt erhalten, worauf wiederum der neue Herausgeber allerdings sorgfältige Rücksicht nehmen mußte und auch genommen hat. In minder bedeutenden Fällen, sowie in Allem, was auf Orthographie, Interpunction und dergl. Bezug hat, ist ohne weitere Erinnerung Wolf's Verbesserung geradezu aufgenommen worden; wo aber eine Verschiedenheit des Sinns hervortrat, wo die ältere Lesart auf handschriftliche Autorität oder Zeugnisse der Grammatiker sich stützte oder sonst von einigem Belang erschien, ist die Lesart nicht verändert worden, aber in einer beigefügten Bemerkung ist die Wolf'sche Lesart angegeben, oft mit weiteren Erörterungen, die eine höchst dankenswerthe Zugabe des Ganzen sind. Auf ähnliche Weise ist der Herausgeber bei den von Damm mitgetheilten Erklärungen der Homerischen Stellen verfahren, offenbar Unrichtiges und Falsches ist geradezu verbessert worden, alles Andre beibehalten, aber da, wo eine andre Erklärung den Vorzug zu verdienen schien, ist in beigefügten Bemerkungen das Richtigere angedeutet. Dasselbe gilt von den Pindarischen Stellen; im Text schloß sich der Herausgeber ganz an Böckh an, für die Erklärung benutzte er in gleichen Böckh's und Dissen's Commentare zu diesem Dichter. Eine Hauptaufgabe für den Deutschen Herausgeber war die richtige Angabe der Bedeutung der Wörter

und die richtige Bestimmung des Sprachgebrauchs. Zu diesem Zweck verglich er die neuern lexikographischen Werke, ferner die gelehrten Commentare zu einzelnen Autoren, sowie die grammatischen Werke neuerer Zeit, um aus ihnen das, was für seinen Zweck dienlich schien, aufzunehmen, wobei er stets mit möglichster Kürze verfuhr, sowie stets mit Angabe der Quelle, woraus Jedes entlehnt ist, oder mit Verweisung auf Werke, in denen der Gegenstand mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt oder weiter ausgeführt ist. So hat, um nur eins anzuführen, der Verf. insbesondere den einzelnen Partikeln eine Sorgfalt zugewendet, die um so nöthiger erscheint, je schwieriger bekanntlich dieser Gegenstand ist und je mangelhafter und irriger die Begriffe, die man zu Damm's Zeit meistentheils von den einzelnen Partikeln hatte. Ueberhaupt verdient dieser Theil der Arbeit insbesondere hervorgehoben zu werden, da die Deutsche Copie dadurch wesentliche Vorzüge vor dem Englischen Original enthält. Mit vieler Umsicht und Behutsamkeit ist Hr. Rost in dem Etymologischen verfahren, d. h. in allem dem, was Bestimmung der Ableitung oder Composition der einzelnen Worte, insbesondere die Ausmittlung der Stamm- und Wurzelworte und dergl. betrifft, und so wird auch von dieser Seite den Verf. kein Tadel treffen können. — Der Druck ist überall höchst correct, überhaupt die typographische Ausstattung befriedigend. Wir wünschen baldige Vollendung des Ganzen, und dem Herausgeber Kraft und Ausdauer bei dem mühevollen Unternehmen; die gerechte Anerkennung seiner Leistungen und der Dank aller Einsichtsvollen, in sofern durch Bearbeitung eines solchen Werks und Verpflanzung auf Deutschen Boden die Studien der classischen Literatur gefördert sind, kann ihm nicht ausbleiben.

*Chr. Bähr.*

---

*Griechisch-Deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem Griechischen Wörterbuche, ausgearbeitet von G. Ch. Crusius, Subrektor am Lyceum zu Hannover. Hannover 1832. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XI u. 698 S. in gr. 8. und doppelten Columnen auf jeder Seite.*

Durch die Erscheinung dieses Wörterbuchs ist einem vielfach gefühlten Bedürfnis abgeholfen und eine wesentliche Lücke in diesem Zweige der Literatur ausgefüllt. Der Verf. hat seine Aufgabe in befriedigender Weise gelöst, und damit einem gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung seiner Leistungen sich erworben, zumal wenn wir den Mangel näherer Vorarbeiten und die großen Schwierigkeiten in Erwägung ziehen, welche mit Ausarbeitung eines solchen Lexikons, soll es anders dem Zweck, den der Verf. sich gesetzt, und den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend seyn, verbunden sind, man mag nun auf den Stoff selber und dessen Sammlung oder auf die Behandlungsweise desselben sehen. Erheischte es schon unendliche Mühe, unverdrossenen Fleiß und Ausdauer, das Material zu einem solchen Werke zu sammeln, und zwar nicht etwa aus Indices, wie man sie zu den meisten Autoren jetzt besitzt, sondern aus den einzelnen Autoren selber, und auch hier wieder die besten und berichtigtesten Ausgaben der neuesten Zeit zu Rathe zu ziehen (ein Bemühen, dem freilich in unsern Tagen, wo man auf bequemere Weise Bücher zu machen pflegt, nur Wenige und höchst selten sich unterziehen wollen), so war die zweckmäßige Anordnung des gesammelten Stoffs, die Einrichtung und Behandlungsweise des Ganzen kein geringeres Unternehmen und eine nicht minder schwierige Aufgabe, die jedoch der Verfasser auf rühmliche Weise zu lösen gewußt hat. Die Wichtigkeit der Griechischen Eigennamen für die Kenntniß

dieser Sprache und ihrer Bildung im Allgemeinen, so wie für die gesammte ältere Geschichte und Mythologie, selbst abgesehen von den speciellen Beziehungen zum Verständniß der Autoren in den einzelnen Stellen, wo sie vorkommen, und eine Erklärung bedürfen, die z. B. der Schüler vergeblich in seinen Griechischen Wörterbüchern suchen wird, ist nun zwar so in die Augen springend und auch so allgemein anerkannt, daß man sich nur wundern dürfte, warum bisher noch nicht ein ähnliches Werk, wie das vorliegende, versucht und ausgeführt worden, wenn nicht für die Meisten die große Mühe und die zahlreichen Schwierigkeiten, die mit der Ausführung eines solchen Unternehmens verbunden sind, ein hinreichender Grund gewesen, von einem solchen Werke abzustehen.

Was nun den Umfang vorliegenden Wörterbuchs betrifft, so ist es zu billigen, daß der Hr. Verf. sich vorerst etwas engere Grenzen gesteckt hat, um desto eher seinen speciellen Zweck erreichen und diesen ersten Versuch in desto befriedigender Weise dem Publicum übergeben zu können. Er hat daher nicht alle in allen Griechischen Schriftstellern vorkommende Eigennamen in sein Wörterbuch aufgenommen, sondern zunächst nur die mythischen und historischen Eigennamen so wie die geographischen, welche in den Schriftstellern, die gewöhnlich bei dem Schulunterrichte gebraucht werden, vorkommen. Demnach sind aus folgenden Autoren alle Eigennamen vollständig aufgenommen (Praef. p. VII.): Homer, Hesiod, Pindar, Anakreon, Aeschylus, Sophocles, Euripides, Aristophanes, Poetae gnomici, Theokrit, Callimachus, Bion, Moschus, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Apollodor, Paläphatus, Aelian, Arrian, Lucian, Herodian. Dagegen sind aus Apollonius v. Rhodus, Orpheus, aus der Anthologie, aus Polybius, Strabo, Pausanias u. A. nur die Namen aufgenommen, welche wichtig in Absicht auf Quantität, Schreibart und dergl. oder in geographischer Hinsicht, allerdings eine Aufnahme wünschenswerth machten, die mit dem Zweck

und der Bestimmung des Wörterbuchs in Einklang war. Aus gleichem Grunde wurden auch die Wörter, die nicht ursprünglich Griechischer Herkunft, sondern fremdartig sind, nicht ausgeschlossen, was gewifs Niemand tadeln wird.

Die aus diesen Schriftstellern gesammelten Namen sind nun in streng alphabetischer Ordnung aufgeführt, jeder Name mit sorgfältiger Angabe des Accents, der Quantität, des Geschlechts und bei den Wörtern der dritten Declination auch des Genitivs; bei vielen Wörtern ist auch die Etymologie in der Kürze angegeben, da ausführliche Erörterungen der Art Umfang und Bestimmung eines zunächst dem Schulgebrauch gewidmeten Buchs nicht verstatteten; aber dagegen ist jedem Namen die erforderliche Erklärung beigefügt, sowohl den mythischen Namen und Personen, als den Ortsbenennungen, wo insbesondere, so weit es möglich, auch die jetzt übliche Benennung angegeben ist; was freilich, bei der Mangelhaftigkeit tüchtiger Vorarbeiten in einzelnen Parthien der alten Geographie, bei dem Unzulänglichen, ja selbst Widersprechenden so mancher Angaben oft großen Schwierigkeiten unterliegt; eben daher aber sieht sich Ref. veranlaßt, ausdrücklich zu bemerken, daß der Verf. wie überhaupt, so hier insbesondere mit unverdrossenem Fleiß, Sorgfalt und Umsicht verfahren, und daß ihm selbst die neuesten Forschungen und Resultate auf dem Gebiet der alten Geographie nicht fremd geblieben sind, was manche von der bisher hergebrachten verschiedene Angabe veranlaßt hat. Auch auf die selbst in den einzelnen Ausgaben einzelner Autoren bei einem und demselben Wort noch immer entweder variirende oder sogar unrichtig gegebene Bestimmungen des Accents, der Quantität und dergl. m. hat sich des Verfs. Sorgfalt erstreckt, was freilich bei so manchen Wörtern in Bischoff's vergleichendem Wörterbuch der alten Geographie vermißt wird; wie denn in dieser Hinsicht überhaupt vorliegendes Wörterbuch durch kritische Behandlung sich vor diesem auszeichnet. Bei jedem einzelnen Namen sind die Stellen

der alten Autoren, wo das Wort vorkommt, genau citirt; nur bei denjenigen Autoren, die, wie z. B. Strabo, Polybius, Pausanias zunächst nicht in den Kreis des Schulunterrichts fallen, ist die genaue Nachweisung unterblieben und bloß im Allgemeinen der Name des Autors in einer Abbeviatur beigefügt; was wir indess auch bei manchen, freilich im Ganzen weniger hedeutenden Eigennamen aus Homer, Apollodor, Herodot gefunden haben.

Dafs nun ein solches Buch, bei der Masse der verschiedenartigsten Einzelheiten, die es in sich schliesst, von allen Irrthümern oder Versehen ganz frei seyn sollte, ohne dafs ein und der andere Namen übersehen oder ausgefallen wäre; dies ist eine Forderung, deren Erfüllung die Kräfte eines Einzelnen, wo nicht überhaupt menschliche Kräfte, übersteigt, und so zweifeln wir auch nicht, dafs der Verf. selber bei einer zweiten Auflage, die seinem Buch bei dessen Brauchbarkeit und Nützlichkei nicht ausbleiben wird, Manches zu ändern, zu berichtigen oder nachzutragen finden wird, was wiederholte Durchsicht ihm von selbst darbieten kann. Eben deshalb will Ref. auch nicht näher in das Einzelne eingehen und seine Bemerkungen über einzelne Punkte, die nach seiner Ansicht einer Berichtigung bedürften, oder anders gestellt werden müßten, sowie die Nachträge fehlender Worte, die ihm bei der Durchsicht aufgestossen sind, unterdrücken; indem dadurch keineswegs das Urtheil über Werth und Brauchbarkeit des Buchs geändert wird, auch unser Zweck hier zunächst der war, das Publicum auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, und damit unsere dankbare Anerkennung der Leistungen des Verfs. auszusprechen, den wir zu weiterer Thätigkeit auf diesem Felde auffordern möchten.

*Georg Heinr. Lünemann's, weil. Doctors der Philos. und Rectors am Gymnasium zu Göttingen, Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch, nach Imm. Joh. Gerh. Scheller's Anlage neu bearbeitet. Deutsch-Lateinischer Theil, neu ausgearbeitet von Karl Ernst Georges. Mit einem Vorworte von Dr. G. F. Grotefend. Erster Band. A—I. Leipzig 1831. In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. XVIII und 1694 S. in größtem Octavformat mit doppelten Columnen. 1 Rthlr. 12 gr.*

Auch mit dem besondern Titel:

*Deutsch-Lateinisches Wörterbuch, aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Beziehung auf Synonymik und Antiquitäten und Berücksichtigung der besten Hülfsmittel ausgearbeitet von Karl Ernst Georges u. s. w.*

Die Erscheinung eines neuen Deutsch-Lateinischen Wörterbuchs bedarf zwar wohl bei Allen, welche mit den bisherigen Wörterbüchern einigermaßen bekannt sind, und die Fortschritte kennen, welche die Lexikographie in den letzten Jahren gemacht, kaum einer Entschuldigung, und so wird auch die neue Bearbeitung der Deutsch-Lateinischen Abtheilung des viel verbreiteten Scheller-Lünemann'schen Lexikons gewiß keiner besonderen Entschuldigung bedürfen, zumal da es anerkannt ist, daß diese Abtheilung an innerm Gehalt und Werth der Lateinisch-Deutschen wesentlich nachstehend, einer gänzlichen Umarbeitung nach einem festen, sorgfältig erwogenen Plane bedurfte, wenn sie ihrer Schwester gleichstehen und gleiches Lob einerndten oder überhaupt den Forderungen, die man jetzt an Werke der Art richtet, und zu denen uns die mannichfachen Leistungen der Gelehrten neuerer Zeit, die hier Berücksichtigung und Anwendung verdienen, berechtigen können, entsprechen wollte. Diese Umarbeitung liegt in vorliegendem Werke vor uns, dessen Verf., schon längst mit der Anlage eines solchen Werkes beschäftigt und ihm alle seine Kräfte widmend, auch darin in der That zu leisten gesucht hat, was bei jenen Forderungen nur immer zu leisten möglich war, Nicht planlos, sondern nach einem festen Plane, der in der Vorrede näher entwickelt ist, und mit

grofser Umsicht verfahrend, überall das auswählend und verfolgend, was zweckmäfsig und zur Erreichung des gesteckten Ziels förderlich erschien, mit umfassender Sachkenntnifs und seltener Belesenheit ausgerüstet, konnte der Verf. die schwere Aufgabe, ein tüchtiges, den Fortschritten der Lexikographie, dem Standpunkt der Wissenschaft entsprechendes Deutsch - Lateinisches Wörterbuch zu liefern, in befriedigender Weise lösen, und so ist es ihm gelungen, eine wesentliche Lücke auszufüllen und ein wahrhaft förderndes Hilfsmittel zu gründlicher Sprachkenntnifs und richtigem Ausdruck in der Lateinischen Sprache geliefert zu haben. Durch unverdrossenen Muth und unermüdete Ausdauer hat er die zahlreichen Schwierigkeiten, die jedem Bearbeiter auf diesem Felde entgegengetreten, zu überwinden gesucht und auf verhältnismäfsig geringen Raum unendlich Vieles zusammengedrängt, so dafs auch von dieser Seite, was Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der einzelnen Artikel betrifft, kaum ein anderes Wörterbuch der Art vorliegendem so leicht die Palme streitig machen könnte.

Ueber die Grundsätze, welche den Verf. bei der Ausarbeitung geleitet und wornach Derselbe verfahren, hat er sich in der Vorrede ausgesprochen, und darin über Zweck und Stoff, über Anordnung der einzelnen Artikel, über Phraseologie, Synonymik, Anführung von Citaten als Belegstellen oder Nachweisungen sich erklärt, und auch die Hilfsmittel genau verzeichnet, welche bei Ausarbeitung des Ganzen von ihm zu Rathe gezogen und benutzt worden sind. Wir sehen aus dem zahlreichen Verzeichnifs derselben, mit welchem Fleifs und welcher Sorgfalt der Verf. verfahren, um Nichts unbenutzt zu lassen, woraus irgend ein Gewinn für seine Arbeit hervorgehen könnte, und wie er sogar alle Recensionen der bedeutenderen in der letztern Zeit erschienenen hierher einschlägigen Werke, aus denen einzelne Berichtigungen oder nützliche Winke, brauchbare Vorschläge zu entnehmen waren, berücksichtigt hat. Wie wenig auf alles

dies in früheren Versuchen Rücksicht genommen war, ist sattsam bekannt, so daß dadurch schon vorliegendes Werk eine ganz andere Gestaltung als die früheren erhalten mußte. Was den Zweck des ganzen Unternehmens betrifft, und den Plan, der diesem Zwecke gemäß, dem Ganzen zu Grunde gelegt werden mußte, so geht der Verf. hier von dem richtigen Grundsatz aus, daß „ein Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch keinen andern Zweck haben könne, als dem Lateinschreibenden in zweifelhaften Fällen als Rathgeber und Führer zur Seite zu stehen und ihm für den zu bezeichnenden Ausdruck das richtige Wort u. s. w. an die Hand zu geben;“ und da der Gelehrte vom Fach doch nur selten eines solchen Hilfsmittels bedarf, der Schüler niederer Classen ein solches aber zu gebrauchen noch nicht versteht, so sind es besonders Schüler höherer Classen, Studierende und dergl., auf welche bei Anlage eines solchen Handwörterbuchs Rücksicht zu nehmen, und nach deren Bedürfnissen der Inhalt und Stoff eines solchen Werkes zu bestimmen ist. Alle Wörter, die in den Kreis dieser Studien fallen, oder in näherer und entfernterer Beziehung darauf stehen, mußten aufgenommen werden, eben so wie alle die, welche im Allgemeinen auf Lebensverhältnisse und dergl. sich beziehen; wobei zugleich manches Specielle oder Technische aus dem Gebiete der Theologie, Jurisprudenz und der Naturwissenschaften nicht füglich ausgeschlossen werden konnte, was man sonst doch nur ungern vermifst hätte, selbst wenn nach jenen allgemeinen Grundsätzen streng genommen die Aufnahme zu versagen war. So gehört es, um nur ein Beispiel anzuführen, gewiß mit zu den Vorzügen dieses Handwörterbuchs, daß bei allen botanischen Namen Linné's Benennung beigefügt ist. Indem nun nach diesen Rücksichten und Grundsätzen überall verfahren ist, so erklärt sich daraus die veränderte Gestalt des Buchs und sein bedeutend erweiterter Umfang bei einem überall sichtbaren Bestreben, durch angemessene Kürze und mög-

lichste Oekonomie des Drucks, jedoch ohne Uebertreibung und ohne Nachtheil für das Werk selbst, an Raum zu sparen. Auf die streng logische Anordnung und Entwicklung der einzelnen Artikel ist doppelte Aufmerksamkeit verwendet worden, um so mehr als gerade dies ein von den Lexikographen mehr oder minder bisher vernachlässigter oder doch wenigstens nicht genug berücksichtigte Punkt ist, wie die zahlreichen darüber bisher vernommenen Klagen beweisen. In der Phraseologie oder Wahl der einzelnen Ausdrücke hat sich der Verf. billig vor Andern an Cicero gehalten, und mußte es auch wohl, so lange wenigstens es anerkannt ist, daß zur Nachbildung immerhin das Vorzüglichste und Beste unter dem Vorhandenen als Muster zu nehmen und zu befolgen ist, Cicero aber für jedes Zeitalter Muster und Vorbild des lateinischen Ausdrucks ist und bleiben wird. Da nun aber Cicero nicht für alle Fälle und Ausdrücke ausreichen kann — wir besitzen ja auch nicht einmal vollständig seine Werke — so sind von dem Verf. für diese Fälle auch Wörter und Ausdrücke des silbernen Zeitalters aufgenommen; ja für einzelne Begriffe, welche den Spätern erst bekannt seyn konnten, sind auch Ausdrücke späterer Schriftsteller nicht verschmäht. Indem der Verf. auf diesem Wege einem übertriebenen Purismus durchaus nicht huldigt, so war er doch andererseits eben so ernstlich bemüht, alle Barbarismen und Germanismen — und deren finden sich leider in den Wörterbüchern noch gar manche — von seinem Werke fern zu halten, und daß ihm dies im Ganzen auch gelungen ist, wird eine sorgfältige Vergleichung der einzelnen Artikel bald einen Jeden belehren; denn auch er geht von dem Grundsatz aus, daß es des Schreibenden erste Pflicht stets seyn und bleiben müsse, seinen Styl der Reinheit der classischen Sprache möglichst nahe zu bringen. Mit dieser Sorge für Phraseologie steht in Verbindung die Synonymik, auf welche besonderer Fleiß gewendet ist; so daß die verdienstlichen Bemühungen mehrerer Gelehrten in neuester Zeit, die der Verf. dank-

bar für seinen Zweck zu benutzen wußte, einen höchst vortheilhaften Einfluß geäußert haben, dessen sich die bisherigen, in diesem Theil mehr oder minder vernachlässigte Versuche keineswegs rühmen konnten. Dafs die Citate bei den einzelnen Artikeln in der Regel weggefallen sind, finden wir schon durch die Bestimmung des Buchs und die Natur der Sache gerechtfertigt, auch hätte dies ohne unnöthige Ausdehnung und Erweiterung des Raumes nicht geschehen können, aber wir müssen es dafür dankbar anerkennen, dafs ausnahmsweise, in bestimmten Fällen, welche in der Vorrede näher nachgewiesen werden, entweder bei besonders merkwürdigen oder auffallenden oder bestrittenen Constructionsarten und Ausdrücken einzelne Citate oder Nachweisungen zur Begründung und Rechtfertigung des angeführten lateinischen Worts gegeben sind.

Indem wir nun die leitenden Grundsätze und die plangemäße Einrichtung und Anordnung des Werkes, wodurch seine Nützlichkeit und Brauchbarkeit allerdings bestimmt wird, dargelegt haben, bleibt uns nur übrig, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, wie der Verf. in der Ausführung diesen Grundsätzen nie untreu geworden ist, wie er vielmehr, man mag auf Reichhaltigkeit des Inhalts in der Masse der einzelnen darin aufgenommenen Artikel oder auf Richtigkeit und Genauigkeit der einzelnen Artikel, auf logische Entwicklung und plangemäße Anordnung, verbunden mit zweckmäßiger Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks sehen, ein Werk geliefert hat, das frühere Versuche durch die bemerkten Eigenschaften wohl übertrifft, und durch seine Nützlichkeit allgemein zum Gebrauch auf Lehranstalten für die höheren Classen oder zum Privatgebrauch anempfohlen werden kann, zumal da der beispiellos billige Preis (das Ganze in zwei starken Bänden dürfte höchstens auf drei Rthlr. kommen) die Anschaffung und Einführung so sehr erleichtert, und auch die typographische Ausstattung sehr befriedigend

ist. Möge man daher, so rufen wir am Schluß mit Hrn. Director Grotefend aus, mit Liebe und Dankbarkeit aufnehmen, was der Verfasser mit entschlossenem Muthe begonnen und immer gleicher Unverdrossenheit bis hierher ausgeführt hat, und möge er, so setzen wir hinzu, keine Mühe scheuen, auch dem noch übrigen zweiten Theile die Vollendung zu geben, die dem ersten in so befriedigender Weise zu Theil geworden ist.

Ch. B ä h r.

## KURZE ANZEIGEN.

*Die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Nebst Andeutung der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist. Von C. Fortlage, Dr. d. Phil. u. Privatdocent zu Heidelberg. Heidelb. u. Leipzig, bei Groos. 1832. X u. 126 S. 8.*

Ich habe in dieser Schrift, welche so eben die Presse verlassen hat, diejenigen Mängel aufzudecken und zu beleuchten gesucht, welche mir bisher beim Studium der Hegel'schen Philosophie aufgefallen waren. Dieselben finden sich namentlich 1) in der religiösen Weltansicht, 2) in der Methode des Systems, 3) in der Classification der Kategorien in der Logik, 4) in den Definitionen einiger Hauptprincipien der Wissenschaft, 5) in der Theorie von der ersten Qualität in der Natur oder vom Lichte, 6) in der Theorie von den Endzwecken des menschlichen Lebens und den Beweggründen zur Tugend.

Ich habe aber bei Beleuchtung der Lücken und Mängel auch auf die fehlenden Ergänzungsglieder aufmerksam zu machen gesucht, so weit ich dies vermochte. So z. B. ist mit gehöriger Würdigung und kritischer Anerkennung des religiösen Rationalismus dieser Philosophie, ein Bild des ächten Ergänzungsgliedes desselben, des philosophischen Supranaturalismus, entworfen worden, dessen Mangel eine Lücke im System verursacht. Ferner ist mit Anerkennung und Bejahung der drei Glieder, in welcher die Forschungsmethode dieses Systems sich fortbewegt, an mehreren Beispielen nachgewiesen worden, daß in manchen Fällen noch ein viertes Glied zu finden möglich sey, welches auf keine Weise in den logischen Ternar hineinpaßt. Aehnlich ist mit Anerkennung der Richtigkeit der Hauptrubriken in der Logik der Mangel einer Wissenschaft über

die Anwendbarkeit und Nicht-Anwendbarkeit der schwereren logischen Kategorien (oder, wie dort gefunden wird, Kategorien des vierten Grades) nachgewiesen worden. Die Lehre von der Phänomenologie des Lichts ist der Hauptsache nach aus der Naturphilosophie in die Psychologie verwiesen worden. Der Lehre von den Zwecken des Lebens und den Beweggründen zur Tugend ist Anerkennung und Hochschätzung widerfahren, aber auch sie muß einer noch tieferen und besseren Ansicht über diese Zwecke und Beweggründe, der Ansicht des Kantischen Systems, weichen, oder zum allerwenigsten dieselbe an ihrer Seite dulden, um eine unvertilgbare Sehnsucht zu stillen, welche die Hegel'sche Ansicht des Lebens in einem gefühlvollen und zum Edleren und Höheren gestimmten Gemüthe, ohne Nahrung und ohne Hoffnung verschmachten läßt.

Was mich bei dieser Schrift besonders impulsirte und begeisterte, war die erhabene Ansicht von der Natur der Dinge, deren Grundprincipien der unsterbliche Kant zuerst in voller Klarheit und Deutlichkeit ausgesprochen hat: daß die Vernunft in der Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge immer nothwendig scheitern müsse, und daß das Universum sich nicht von der Vernunft einschließen lasse, sondern daß die Vernunft selbst nur eine einzelne Qualität im Universum der Dinge sey, eine irdische Lampe, durch welche uns zufällig dieser und dieser Theil des Universums ist hell geworden. Diese Einsicht war es, welche den scharfblickenden Kant auf die Entdeckung der Antinomien führte, die Entdeckung eines nothwendigen und unauflölichen Widerstreits unserer Begriffe und Vorstellungen im Nachdenken über die letzten Gründe der Dinge. Er zwar führte diesen Gegenstand nur an mehreren Beispielen im Gebiet der Kosmologie aus, und überließ andern, ihn weiter zu verfolgen.

Da aber Hegel sich wieder der entgegengesetzten Ansicht in die Arme geworfen hat, und der Vernunft die Fähigkeit zuertheilt, dogmatisch über die letzten Gründe der Existenz zu entscheiden, so trifft es sich nothwendig häufig, daß er aus den Antinomien der höchsten Begriffe und Principien nur das eine Glied affirmirt, und durch Verwerfung des entgegengesetzten eine Lücke in dem System entstehen läßt. Auf diese Weise ist es, daß der Theorie des Rationalismus gegenüber die Theorie des philosophischen Supranaturalismus, und eben so der Sokratischen Theorie des moralischen Tugendstrebens gegenüber die Kantische Theorie der moralischen Pflichterfüllung mangelt. Der speculative Philosoph fühlt diesen Mangel, weil er das eine Glied der Antinomie in beiden Fällen vermißt; der treue Beobachter seines eigenen Denkens und Wollens empfindet ihn eben so stark, weil er in sich erfährt, daß der lebendige und frische Zustand seiner Seele nicht besteht in einem Beharren in diesem oder jenem Princip, sondern in einem mehr oder weniger willkürlichen Uebergehen aus dem einen ins andere und wieder rückwärts, ähnlich

der Systole und Diastole des Herzens, nur mit größerer Unregelmäßigkeit.

Das richtige Fürwahrhalten der menschlichen Vernunft in den höchsten Gegenständen der Metaphysik, Moral und Religion ist nicht ein einzelnes festes System, crystallortig angeschossen wie bei Aristoteles und Spinoza, es ist nicht ein unruhiger Kreislauf von Principien, welche wie ein Springquell unaufhörlich in dasselbe Bassin zurückfließen, woraus sie emporgesprungen, wie bei Hegel, sondern es ist eine theils willkürliche, theils unwillkürliche Bewegung der Erkenntnisse und Willenskräfte zwischen gewissen letzten Principien hin und her. Die Richtigkeit dieser Principien läßt sich aber nicht durch logische Speculation beweisen, sondern giebt sich nur approximativ in innerer und äußerer Erfahrung zu erkennen — in innerer Erfahrung, d. h. im unmittelbarsten Fürwahrhalten des inneren mächtigen Wahrheitssinns in unserer Seele, welcher zwar am häufigsten in uns schlummert, welcher aber, wenn er in den stärkeren und gehaltreicheren Augenblicken unseres Lebens von außen oder innen her geweckt wird, mit allesüberwindender Kraft uns in die Wahrheit leitet, — in äußerer Erfahrung, indem wir der Welt factisch zum wenigsten die Stärke unserer Principien beweisen, durch Verwendung und Aufopferung unseres Lebens für dieselbigen. Die Philosophie hat einen beträchtlichen Nutzen in Rücksicht auf die Aufhellung und Deutlichmachung, weniger auf die Erfindung der Principien.

Diese Grundsätze, welche meinem philosophischen Denken bisher als Leitsterne geleuchtet haben, habe ich in gegenwärtiger Schrift an der Kritik der Hegel'schen Principien zu bewahrheiten gesucht. Und dieser Umstand brachte es mit sich, daß ich meiner aufrichtigsten Ueberzeugung zufolge in der Kritik dieses Systems nicht verneinend und gegen seine Sentenzen kämpfend zu Werke gehen durfte, sondern mich nur mit Aufdeckung einiger Lücken und Andeutung des Stoffs zu ihrer möglichen Ausfüllung beschäftigen mußte.

Zum Schluß habe ich versucht, das wahre Verhältniß der beiden obersten metaphysischen Principien, d. i. das Verhältniß von Subject und Object, zu bestimmen und aus der einseitigen Verschiedenheit, worin es bei Hegel vorkommt, wieder auf seine aus der Kantischen Philosophie stammende ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen, und dadurch zugleich einen Ort anzugeben, wo eine fernere und weiter fortzusetzende Verständigung und Uebereinkunft zwischen den Hegel'schen und Kantischen Principien möglich ist: damit die große Idee rascher und rascher ihrer Realisation entgegenrücke, welche den begeisternden Impuls zu den meisten philosophischen Arbeiten dieses Jahrhunderts gegeben hat, die Idee, mit strenger Ausscheidung aller alten unbrauchbaren Schlacken philoso-

phischer Gelehrsamkeit, dasjenige aus den Systemen aller Zeiten, welches sich probehaltig und gediegen erweist, in den Umfang eines Universal-Systems nicht bloß eklektisch, sondern auch systematisch zu versammeln und zu verbinden, um die Philosophie hinter den rastlos fortschreitenden positiven und exacten Wissenschaften auch in diesem Zeitpunkte nicht zurückbleiben zu lassen.

Dr. C. Fortlage.

أمثال لقمان الحكيم

*Locmāni Sapientis Fabulae 40. Recensuit et in usum praelectionum edidit Erasmus Rask, Professor et Bibliothecarius etc. Hafniae 1831. Sumtu bibliopolii Schubothiani. VIII u. 27 S. 8.*

Weil man den Kinderunterricht gerne mit Fabeln beginnt, so ist es, wahrscheinlich ohne daß man den Unterschied genau bedacht hat, auch zur Gewohnheit geworden, Lokmans Fabeln zum Anfangsunterricht im Arabischen zu nehmen, ungeachtet hier nicht Kinder zu unterrichten sind. Gewiß wäre es für den aus dem Arabischen zu schöpfenden literarischen Gewinn weit besser, wenn jedesmal, so oft etwas Arabisches gedruckt werden kann, irgend ein neuer interessanter Gegenstand aus Handschriften dazu ausgewählt würde. In dergleichen neuen Gaben könnte dann Jeder auch noch etwas Neues, eine Ausbeute des Studiums, zu entdecken hoffen. Dagegen erstaunt man, aus der Vorrede des gelehrten Verfs. schnell zu überblicken, wie oft und viel schon, seit der *Editio princeps Locmāni* von Thomas Erpenius, Leyden, 1615. in kl. 8., alle oder die meisten dieser Fabeln in Abdrücken wiederholt worden sind. Die neueste Ausgabe von dem äußerst pünktlichen Bearbeiter, Prof. Rödiger, Halle, 1830, 4., erkennt auch Hr. R. als trefflich und als seine Hauptquelle. Uebrigens spricht Rec. auch dem Urheber des neuen Abdrucks das Verdienst gar nicht ab, ein gefälliges Lesebuch gegeben zu haben, in welchem er durch Auszeichnung der bedeutenderen Varianten, und durch mehrere Conjecturen auch zur Kritik Veranlassung giebt. Nur das alte Wort: *Ars longa, vita brevis*, fordert immer den Rec. auf, zu ermahnen, daß man, da auch im Arabischen, wie in allen gelehrten Fächern, noch so viel Nöthiges und Nützlichendes zu thun wäre, bei jeder Gelegenheit etwas wählen und zu Tag fördern möchte, was uns über das, was wir schon haben, hinaus- und vorwärts bringen könnte. Wäre doch des Historischen, Geographischen, Naturgeschichtlichen, Exegetischen, so gar Vieles erst aus Codicibus hervorzuholen. — Caussin hat seit 1819. oder

1820. die Zahl der gedruckten Lokmanischen Fabeln mit vier vermehrt. Da aber seine Ausgabe wie Manuscript ist, so muß man es doppelt bedauern, daß Hr. R. nur drei derselben in seinen neuen Abdruck aufnahm. Möchte immer die vierzigste: *de homine et duobus serpentibus*, fast unmoralisch seyn; für die, welche Arabisch lernen wollen, ist es ja doch nur um die Sprache zu thun; und so würden wir unbedenklich zu einem möglichst vollständigen Abdruck gerathen haben. Möge aber Hr. Prof. Rask veranlaßt seyn, recht bald aus den Schätzen der dortigen Bibliotheken des Neuen und Unverarbeiteten mehr durch die niedlichen Typen bekannt machen, mit denen Hr. Schubothé sich noch vielen Dank der Arabisten verdienen kann.

Dr. Paulus.

---

*Wunder der Mechanik, zweiter Theil;*

auch unter dem Titel:

*Das Perpetuum mobile and die Kunst zu fliegen, zwei der merkwürdigsten und schwersten Probleme der praktischen Mechanik. Für Jedermann faßlich dargestellt von Dr. J. W. M. Poppe, Hofrath und ordentlichem Professor zu Tübingen. Mit 3 Steindrucktafeln. Tüb. 1832. VI u. 129 S. 8.*

Die erste der beiden hier vereinten Abhandlungen hat Ref. mit Vergnügen gelesen, und darf sie unbedenklich eine wohlgelungene nennen. Es giebt nämlich noch bis auf den heutigen Tag kaum eine etwas größere Stadt, in welcher nicht irgend ein Künstler oder auch bloßer Handwerker, mit Anlagen zur Mechanik aber ohne wissenschaftliche Bildung, sich an der Erfindung des Perpetuum-Mobile versucht, und dadurch meistens seine Familie an den Bettelstab bringt. Außerdem findet dieses Problem so allgemeine Theilnahme, daß es oft zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht wird, und dieses in der neueren Zeit um so mehr, je öfter man von wirklich existirenden elektrischen Apparaten dieser Art redet, von denen die wenigsten Menschen bei der noch immer seltenen genaueren Bekanntschaft mit den Elementen der Physik etwas verstehen. Es ist daher allerdings nützlich, in einer populären Darstellung die Nichtigkeit und Zwecklosigkeit jener Bemühungen nachzuweisen und mit den bereits mißlungenen Versuchen bekannt zu machen, um hierdurch von ähnlichen neuen im Allgemeinen abzuschrecken, und im Besonderen zugleich diejenigen, die so oft um ihr Urtheil über eine angeblich neue Erfindung dieser Art gefragt werden, in den Stand zu setzen, deren Nichtigkeit leichter darzuthun und ihre Ansicht darüber durch eine fremde Autorität zu belegen. In beiden Hinsichten

darf man die vorliegende Abhandlung zweckmäßig nennen, indem namentlich die bisher allgemeiner bekannt gewordenen Maschinen dieser Art einer genaueren Prüfung unterworfen und die dabei künstlich angebrachten Täuschungen näher nachgewiesen sind.

Bei der zweiten Abhandlung. über das künstliche Fliegen, ist der Zweck ein weit weniger allgemeiner, denn nur selten verfallen der Mechanik unkundige Thoren auf dieses Problem, und kommen bei der auffallenden Unzulänglichkeit der zur Lösung desselben vorhandenen Mittel in der Regel sehr bald davon zurück. Die wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes ist zugleich weit schwieriger, und daher in der vorliegenden Schrift keineswegs vollständig, indem hauptsächlich nur Degen's Flugmaschine erörtert und Zachariä's Vorarbeit über die nämliche Aufgabe benutzt ist, ohne die gehaltreichen Abhandlungen von Fufs, Prechtl und Chabrier gleichfalls zu berücksichtigen.

M u n c k e.

---

*P. Virgilii Maronis Opera omnia et ut vulgo feruntur, Carmina minora, ad optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit H. L. J. Billerbeck, phil. Dr. gymnasii Andreani regii olim director. Editio secunda. Hannoverae 1832, sumtibus bibliothecae Aulicae Hahnianae. 360 S. in 8.*

Wir verweisen auf die Anzeige der ersten Ausgabe in diesen Blättern Jahrgg. 1827. No. 13. Auch die vorliegende zweite liefert einen sehr correcten Textesabdruck mit möglichst berichtigtem Text. Hinzugekommen sind in der zweiten Ausgabe die kleineren Dichtungen Virgils, welche in der ersten fehlten, in dieser aber von S. 324. an abgedruckt sind nach der gewöhnlichen Ordnung: *Culex, Ciris, Copa, Moretum, Catalecta*. Wir tragen daher kein Bedenken, auch diesen erneuerten Abdruck zum Gebrauch auf Schulen, bei dem ohnehin sehr billigen Preise, zu empfehlen. — Von demselben Verfasser erschien noch:

*Lateinisch-Deutsches Wörterbuch zum Auswendiglernen für die drei untersten Klassen gelehrter Schulen. Herausgegeben von Dr. Julius Billerbeck. Hannover 1832. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. IV u. 184 S. in 8.*

Da das Buch für die drei untersten Gymnasialclassen bestimmt ist, so ist es demgemäß auch in eben so viele Abschnitte getheilt, deren Inhalt und Umfang durch seinen Zweck bestimmt ist, indem in jedem Abschnitt nur die für den Schüler dieser Classe passenden Wörter aufgenommen sind, und zwar in der Ordnung, daß zuerst Substantive, und zwar nach den Declinationen geordnet, so wie mit

Rücksicht auf die Ableitung und auf die ihre Bedeutung bestimmenden Endsylben, dann passende Adjective und nun Verba, nach den vier Conjugationen abgetheilt, folgen. In gleicher Weise ist der zweite Abschnitt behandelt, wo nur die Rücksicht auf die Syntax in Wahl und Bestimmung der Worte vorwaltete, auf dafs mit dem Erlernen der einzelnen Wörter zugleich auch die syntactischen Regeln, die Construction der Adjectiva, Verba und dergl. mit eingelernt und eingeübt werde. Dem dritten, schon umfassenderen, aber in der Anordnung gleichen Abschnitt dient das Etymologische zur Grundlage, weshalb bei dem Verzeichnifs der Verba die rein alphabetische Ordnung verlassen und die etymologische, wo nach jedem Wortstamm die *Derivata* und *Composita* folgen, vorgezogen wurde, und dabei zugleich auch die Construction der einzelnen Verben sorgfältig angegeben ist. Auf die Quantität der einzelnen Sylben und Worte u. A. der Art ist überall sorgfältige Rücksicht genommen. Und so wird bei der einleuchtenden Zweckmäßigkeit dieses Schulbuch mit Nutzen beim Erlernen der latein. Sprache gebraucht werden können, zumal da es so eingerichtet ist, dafs es sich zur Begleitung einer jeden Grammatik eignet.

---

*Systematisches Verzeichnifs der Petrefakten-Sammlung  
des verstorbenen Wirklichen Geheimenraths Freiherrn  
von Schlotheim. Gotha 1832. 80 S. 8.*

Dieses Verzeichnifs gewährt eine vollständige Uebersicht der von Schlotheim hinterlassenen Petrefakten-Sammlung in ihrer jetzigen Vollständigkeit. Es enthält die Namen, einige Synonyme, die Fundorte und die vorhandene Stückzahl. Bei solchen Gegenständen, welche der verdiente Petrefakten-Kundige schon i. J. 1820 bis 1822. besessen, findet man die Verweisungen auf sein Werk über „die Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte.“ Dieses Verzeichnifs wird insbesondere denjenigen nützlich seyn und zum Anhaltspunkt dienen können, welche etwa Lust tragen, die hinterlassene Sammlung an sich zu bringen. Wer sich dafür interessirt, hat sich wegen der Bedingnisse an Hrn. Möller, Sekretär der Herzoglichen Bibliothek in Gotha, zu wenden. — Die Becker'sche Buchhandlung beabsichtigt binnen einigen Monaten die in vier Werken zerstreuten „Abbildungen aus von Schlotheim's Petrefakten-Sammlung“ mit 66 Kupfertafeln und einem, auch die neuern Synonyme enthaltenden Text auf 3—4 Bogen (um etwa 7 Thaler) herauszugeben.

H. G. Bronn.

*Geschichte der Philosophie von Heinrich Ritter, außerord. Prof. an d. Univ. zu Berlin. Zweiter Theil. Hamburg, bei Friedr. Perthes, 1830. XII und 494 Seiten. Dritter Theil. 1830. XIV und 719 S. 8.*

Mit diesen beiden Bänden des trefflichen Werkes, über dessen Geist und Charakter im Allgemeinen wir den Lesern dieser Jahrb. bereits vor drei Jahren ausführlich genug berichtet haben, um uns hier darauf zurückbeziehen zu können, schließt sich die Darstellung der eigentlichen allseitigen Blüthe und selbstständigen lebenskräftigen Entwicklung der Philosophie in Griechenland. Unsere Leser erinnern sich, daß Hr. R. im ersten Bande S. 175 fg. die ganze Geschichte der griechischen Philosophie in drei Zeiträume theilt, deren erster das erste Aufwachsen des griechischen Geistes, der zweite die vollkommenste Blüthe der philosophischen Systeme, der dritte den Verfall der griechischen umfaßt, in dem ersten mehr eine Bildung der einzelnen Stämme Statt gefunden, in dem zweiten dagegen die griechische Bildung einen Mittelpunkt gewann und als Einheit sich ausgebildet, in dem letzten endlich diesen Mittelpunkt in Griechenland wieder verloren und in der weitern Ausbreitung ihre griechische Eigenthümlichkeit eingebüßt habe. Den ersten Zeitraum behandelte der erste Band; sein Ende war nicht schwer chronologisch zu bestimmen, und wenn sich gleich, wie wir bereits früher erinnert haben und bald noch einmal darauf zurückkommen werden, gegen die Stelle, die Hr. R. den Sophisten am Ende desselben angewiesen hat, rücksichtlich des wissenschaftlichen Charakters und Zusammenhanges derselben noch manche Bedenklichkeiten erheben lassen, so sind wir doch rücksichtlich der äußern Bestimmung des Zeitabschnittes vollkommen mit dem Verf. einverstanden, der denselben nach der Mitte des fünften Jahrhunderts a. Chr. setzt, wo durch den Zusammenfluß aller Intelligenz von Osten

und Westen her Athen der Mittelpunkt griechischer Cultur ward, und demzufolge die zweite Periode mit dem Namen der attischen Philosophie bezeichnet. Schwieriger ist die Bestimmung des Endpunctes dieser zweiten Periode; früher hatte sich Hr. R. mit der ungefähren Annahme 50 a. Chr. begnügt; jetzt geht er tiefer auf die Sache ein und stellt zwei hauptsächlichliche Kriterien des beginnenden Verfalls der Philosophie auf, die beide aus derselben Quelle, dem Mangel an erzeugender Kraft, entspringen: das unphilosophische Spiel mit den ererbten Gedanken und die todte Ueberlieferung derselben in gegebener Form oder die gelehrte Behandlung der Philosophie, bei welcher keine andere Selbstständigkeit als die des Eklekticismus möglich ist; und zweitens den Skepticismus, die Verzweiflung, welche aus der Unfähigkeit entstehe, die überkommenen philosophischen Lehren in sich zur lebendigen Anschauung zu bringen. Demnach führt er die Geschichte der Philosophie im dritten Bande bis auf Posidonius und die letzten Akademiker herunter; die Geschichte der Stoa zu Rom, der verschiedenen Versuche zur Wiederbelebung des Pythagoreismus und Platonismus, und der philosophischen Thätigkeit zu Alexandria nach ihren auf einander folgenden Erscheinungen werden dann wohl den Hauptgegenstand der Periode des Verfalles im vierten Bande ausmachen; denn die Successionen auf der Hochschule zu Athen gehören, wie Hr. R. selbst fühlt (S. 15.), mehr der Literatur- und Gelehrten Geschichte an, und auch der Skepticismus des zweiten Jahrhunderts p. Chr. scheint uns nur in sofern er direct und ausschliesslich eben gegen diese todte Schulweisheit gerichtet ist, für diese Periode charakteristisch, in eigentlich philosophischer Hinsicht dagegen keineswegs eine neue und eigenthümliche Erscheinung. Ueberhaupt begreift Ref. nicht recht, wie Hr. R. den eigentlichen Skepticismus, der der Philosophie feindselig sey, erst von der Mitte des letzten Jahrh. a. Chr. an datiren, und demzufolge ganz der dritten Periode zuweisen kann, da doch Aenesidemus, den er un-

streitig dabei im Sinne hat, so viel wir von demselben wissen, nicht minder als später Sextus Empirikus ausdrücklich betheuerte, daß seine Lehre keine andere als Pyrrhon's sey, und selbst nach Hrn. R.'s eigener Zusammenstellung dessen, was wir von Pyrrhon und seinem nächsten Schüler Timon wissen (Bd. III, S. 416—444.), nicht der geringste wesentliche Unterschied hervortritt. Fast fürchten wir, daß er auch hier wieder, wie früher, einem vorgesetzten Schematismus zu Liebe einen doppelten Skepticismus angenommen hat, um denselben wenigstens theilweise erst mit der Vermischung griechischer und orientalischer Philosophie, dem eigentlichen Anfange der dritten Periode, gleichzeitig setzen zu dürfen. Unserer Ansicht nach kann und muß nach Photius die Auffrischung des Pyrrhonischen Systems durch Aenesidemus ganz einfach als ein Aufnehmen des Fadens betrachtet werden, den Antiochus, indem er die Akademie zum Stoicismus hinüberführte, fallen ließ, während Karneades früher den absoluten Skepticismus mit denselben Worten ausgesprochen hatte, woein jetzt die Skeptiker ihren Unterschied von den Akademikern setzten (*Cic. Academ. II. 9. u. 34.*); und die ganze Verschiedenheit jener von diesen besteht also eigentlich nur in der Verschmelzung des Kampfs gegen die Theorie des Erkenntnißvermögens mit der sophistischen Dialektik, die Pyrrho als Erbstück der Abderiten und Megariker aufbewahrt hatte. Und ist nicht mit dem Augenblicke, wo die Philosophie sich auf die Untersuchung der Art und Weise des menschlichen Erkennens einläßt, schon die Frage nach der Möglichkeit desselben überhaupt und damit der Pyrrhonismus selbst gegeben, der ja eben gerade auf diesem fragenden Standpunkte zwischen der bejahenden und der verneinenden Antwort in der Mitte stehen bleibt? Weit entfernt, ein Zeichen des Verfalls der Philosophie als solcher zu seyn, ist der Skepticismus vielmehr überhaupt das erste Erzeugniß des Uebergangs aus der Unmittelbarkeit des ununterschiedenen Bewußtseyns zu dem Standpunkte der Reflexion oder dem deutlich bewußten Ge-

gensatze des Subjects mit dem Objecte, wie ihn Hr. R. selbst Bd. III, S. 443. ganz richtig als die Lage bezeichnet, „wo der Mensch, zwar überzeugt davon, daß die Wahrheit nicht in der sinnlichen Erscheinung zu finden sey, doch in dem bisherigen Bildungsgange der Wissenschaft nicht mehr das Mittel finden könne, sich über das Sinnliche zu erheben, indem das menschliche Bewußtseyn zu sehr mit der Sinnlichkeit verflochten erscheine.“ Aber als solcher hat er seine wissenschaftliche Stelle bereits in den Sophisten, bei welchen die eleatische Dialektik, der ursprünglich die Form als alleiniger Inhalt selbst gegolten hatte, sobald sie (durch Zeno) als bloße Form auf einen ihr fremdartigen Inhalt angewendet wird, eben durch Zernichtung der objectiven Wahrheit dieses Inhaltes demselben eine vorher nie gekannte subjective Wahrheit giebt, und indem sie der Sinnlichkeit eine eben so positive Gültigkeit wie den Gesetzen des Verstandes einräumt, den Gegensatz aufstellt, dessen Ausgleichung die folgenden Systeme beschäftigt, der aber nie hätte ausgeglichen werden können, wenn er nicht zuerst wäre in extremer Schroffheit aufgestellt und fixirt worden. Das ist eben das große Verdienst der Sophisten, ihren Nachfolgern die Fragen gestellt zu haben, auf deren Beantwortung es denselben ankommen mußte; daß sie selbst sie nicht beantworten konnten, war natürlich, da gerade der in der Regel am ersten nach dem Grunde einer Sache fragt, der ihn am wenigsten einsieht; eben darum aber hätte Ref. sie lieber an die Spitze dieser als an's Ende der vorhergehenden Periode gesetzt, um sie nicht als die Abendröthe einer untergehenden Wissenschaftlichkeit, sondern als das Morgenroth einer neu erwachenden Geistesrichtung zu bezeichnen. Wenn sich nun freilich trotz der Fortschritte der Philosophie diese Erscheinung immer wiederholt und in ununterbrochener Succession von den ersten Sophisten an stets mit der Weiterentwicklung der Philosophie parallel läuft, so rührt dies einfach daher, daß sie ein nothwendiger Durchgangspunct, nicht bloß für

den philosophischen Geist im Allgemeinen, sondern auch für jeden einzelnen Denker ist, und mancher daher in demselben stecken bleibt, und selbst mit fremder Handreichung nicht mehr die Kraft besitzt, sich über denselben zu erheben. Dagegen tritt mit derselben Nothwendigkeit später noch einmal eine zweite Art von Skepticismus ein; sobald nämlich im Innern der Wissenschaft selbst wieder der nämliche Gegensatz zwischen dem Subjecte und Objecte, d. h. hier zwischen dem erkennenden Vermögen und dem erkannten Inhalte zum Bewußtseyn gekommen, die Akatalepsie der neuern Akademie, hervorgerufen durch die Bestrebungen des Dogmatismus, eine Theorie des Erkenntnißvermögens aufzustellen. Denn bei Plato und Aristoteles findet sich noch keine Spur von einer ähnlichen Theorie als solcher; beide betrachten das Erkennen nur ganz objectiv in der Reihe der übrigen Erscheinungen im Reiche der Natur und des Geistes, in sofern auch es durch die Consequenz des Systems an seiner Stelle bestätigt wird; während sich alle ihre philosophischen Beweise nur auf die objective Wahrheit des zu erkennenden Gegenstandes richten, von der ihnen die subjective der Erkenntniß eine eben so wesentliche und ununterschiedene Folgerung zu seyn scheint, wie den ältern Philosophen die Denkformen von ihrem Inhalte. Mit dem Versuche dagegen, die Möglichkeit der Erkenntniß, getrennt von ihrem Gegenstande, zu demonstriren, ihre Beschaffenheit abstract darzustellen, ist auch die Möglichkeit und Berichtigung eines Zweifels an derselben *eo ipso* gegeben, und nicht mit dem Skepticismus, sondern mit der ersten Aufstellung einer Theorie des Erkenntnißvermögens möchte Ref. daher die dritte Periode der Geschichte der Philosophie beginnen. Dafs dies nicht ausbleiben konnte, nachdem Aristoteles den Menschen auf die historische Erfahrung seines Innern als Quelle des philosophischen Wissens angewiesen hatte, war natürlich; welcher wesentliche und generisch verschiedene Zusatz aber diese Kanonik oder Lehre von den Kriterien der Wahrheit zu den drei frü-

heren Haupttheilen der objectiven Philosophie gewesen sey, hat Hr. R. viel zu schwach und unklar hervorgehoben. „Wir finden,“ heisst es Bd. III. S. 520, „dass die Stoiker, indem sie von der frühern Schätzung der Logik abgingen, einen Weg verfolgten, welcher durch den frühern Gang der Philosophie ihnen schon vorgezeichnet war. Denn allmählig hatte sich die Meinung verbreitet, dass die Logik mehr ein Werkzeug der Philosophie als selbst Philosophie sey. Diese Meinung ist deutlich bei den Epikureern ausgesprochen; sie war aber auch der peripatetischen Schule nicht fremd, und wir müssen gestehn, dass schon Aristoteles sie begünstigt hatte; denn indem er die gelehrte Erfahrung in die Philosophie einführte, bereitete er die Ansicht vor, als stamme der Inhalt der Wissenschaft aus der sinnlichen Empfindung, und die Logik ver helfe uns nur dazu, den gesammelten Stoff der Erfahrungen in eine wissenschaftliche Form zu bringen. In dieser Richtung finden wir auch die Stoiker, doch — sehen wir so viel deutlich aus den sehr auseinanderlaufenden Angaben über die stoische Eintheilung der Logik, dass sie zu diesem Theile der Philosophie nicht nur die Untersuchung über die Begriffe, Urtheile und Schlüsse zogen, sondern auch in ihm von den Kennzeichen und dem Ursprunge der Wahrheit und von den Kategorien handelten.“ Nach diesem scheint Hr. R. die grösste Veränderung in der stoischen Logik darein zu setzen, dass sie grösstentheils rein formal wird, und nun gerade in der Lehre von den Kriterien die Fortdauer ihrer früheren Geltung zu erblicken; aber ist es nicht gerade umgekehrt? Räumt er nicht selbst ein, dass jener formale Charakter schon in der aristotelischen Lehre begründet sey, und war es nun nicht gerade eine nothwendige Folge dieser Heruntersetzung der logischen Formen von ihrer früheren metaphysischen Bedeutung, dass die folgenden Philosophen sich nach einem anderweitigen Ersatze für das, was jene früher geleistet, umsehn mussten? Plato hatte in den logischen Formen den realen Grund der Wahrheit selbst gesehn,

Aristoteles selbst noch wenigstens durch das durchgängige Walten der Form in aller Erscheinung seine philosophischen Ansprüche an diese vollkommen befriedigt gefunden, kein Wunder also, wenn bei beiden noch die Lehre von den Kriterien der Wahrheit zur Logik gehört, deren Formen ja eben selbst die Stelle jener vertreten; nachdem aber einmal die Erscheinung als solche unabhängig von der Form und diese ihr bloß äußerlich erkannt worden war, konnte jene nicht mehr als auf dieser allein beruhend betrachtet, es mußte außer der Logik eine neue Wissenschaft, eine Theorie der empirischen Wahrheit geschaffen werden, die an sich gar nichts mit jener zu thun hatte. Daher konnten die Epikureer, während sie die Dialektik verwarfen, die Kanonik aufstellen, und wenn auch die Stoiker, wie Hr. R. S. 525. richtig schließt, die Lehre vom Kriterion der Wahrheit noch von der Dialektik sonderten, so liegt darin keineswegs das Auffallende, was er darin zu finden scheint; nur weil man einmal die Trichotomie der Philosophie in Logik, Physik und Ethik angenommen hatte, brachte man sie auch in einer der drei Abtheilungen unter, ohne daß sie darum aufhören dürfte, als eine der charakteristischsten Neuerungen in der Geschichte der Philosophie betrachtet zu werden.

Eben so wenig aber wie der Skepticismus, scheint uns der Uebergang in todte Ueberlieferung charakteristisch für das Ende einer Periode in der Geschichte der Philosophie. Denn abgesehn davon, daß derselbe an keine bestimmte Zeit gebunden ist, so ist er ja nur das nothwendige Ergebniss des Dogmatismus selbst, das nicht ausbleiben konnte, sobald die Philosophie den Weg eingeschlagen hatte, statt die Principien zu beweisen und jeden einzelnen auf die ewig neue Herauentwicklung der Weisheit aus diesen anzuweisen, die Principien als Axiome aufzustellen und dann ihr System aus den Folgen derselben bis in's Einzelste auszubauen. Freilich ist auch jede neue Richtung in der Philosophie nur eine nothwendige Folge der vorhergehenden; aber einen großen

Unterschied macht es doch, ob sie durch mechanische und geistlose Fortpflanzung die Mängel und Blößen derselben nur noch deutlicher hervortreten läßt oder durch erneuerte Geistesanstrengung diese zu heben und auszufüllen bemüht ist, und in sofern daher, wie wir schon in der Anzeige des ersten Bandes bemerkt zu haben uns erinnern, der Hauptmangel der Philosophien des Alterthums immer in der Ununterschiedenheit und Einseitigkeit liegt, die aus dem mangelnden Bewußtseyn der großen Gegensätze von Form und Inhalt, Subject und Object entsteht, so möchten die besten Anfänge neuer Perioden da zu machen seyn, wo wieder einmal ein solcher Gegensatz zuerst klar und scharf vor die Seele springt, folglich nach unsern obigen Andeutungen mit den Sophisten und mit den Nachfolgern des Aristoteles. Will man mit Hrn. R. Skepticismus und todte Ueberlieferung als Kriterien einer neuen Epoche betrachten, so kann man den Dogmatismus nicht ausschließen, mit dem der erstere Hand in Hand geht, die letztere unausbleiblich verbunden ist; und so führt uns seine eigene Ansicht, consequent durchgeführt, selbst darauf, die zweite Periode vielmehr bereits mit Aristoteles zu schließen und aus Stoikern, Epikureern und Akademikern eine neue dritte zu begründen. In den Erscheinungen dagegen, die er seiner dritten Periode zuweist und diese als die Zeit des Verfalles bezeichnet, scheint er uns denselben Fehler begangen zu haben, den wir schon früher an seiner Stellung der Sophisten rügten: nämlich in der Uebergangsperiode immer nur die Verwesung der vorhergehenden und nicht auch zugleich den Keim der Auferstehung der folgenden, nur die Nacht nach dem gesunkenen Tage, und nicht auch die frische Lebenskraft zu erblicken, mit der sie die Thätigkeit des folgenden vorbereitet. Hätte er nur eine Geschichte der griechischen Philosophie als solcher zu schreiben, so wollten wir nichts dagegen einwenden; da er aber eine Geschichte der gesammten philosophischen Entwicklung des Menschengeschlechts ankündigt, so durfte er wohl nicht

übersehn, wie sich in allen jenen philosophischen Bestrebungen der nach-augusteischen Zeit neue Bedürfnisse kund geben, auf welche die ältere Philosophie noch nicht Rücksicht nehmen konnte, weil sie noch nicht durch die Zeitumstände in ihr angeregt waren, zu deren Befriedigung aber gleichwohl die griechische und römische Welt nichts als jene ältere Philosophie hatte. Daher so oft in der Anwendung derselben das klägliche Bild krampfhafter Selbstpeinigung, um gegen die Stürme von Außen und Innen ihre Blöße mit einem Mantel zu bedecken, der doch dazu bald hier bald dort nicht ausreichte; daher jene Menge von Ideen, die eigentlich erst in dem Christenthume ihre Stelle als System finden und mithin zeigen, wie dieses allein geeignet war, dem geistigen Bedürfnisse der Zeit seine wahre Befriedigung zu gewähren! Wir wissen nicht, in wie fern Hr. R. die christliche Lehre, wie sie sich durch die Kirchenväter zu einem dogmatischen Systeme ausbildete, in seine Darstellung aufzunehmen gesonnen ist; dafs sie aber wesentlich dahin gehört, scheint uns unbestreitbar, und es wäre eine sehr interessante und unsers Wissens noch von Niemanden versuchte Aufgabe, zugleich ein wichtiger Beitrag zur Apologetik des Christenthums, dasselbe in ausführlicher Entwicklung unter dem philosophisch-historischen Standpuncte, also in so fern darzustellen, als es nicht blos eine göttliche Veranstaltung zur Befriedigung der Bedürfnisse des Gemüths und Herzens ist, die ewig dieselben bleiben und sich bei jedem Individuum nur wiederholen, sondern auch zur Zeit seiner Entstehung mit den Bedürfnissen des denkenden Geistes coincidirte und ein nothwendiger Moment in der geistigen Entwicklung der Menschheit war, die, wie die Geschichte der Philosophie lehrt, ohne es entweder der Verzweiflung oder der Schwärmererei anheimgefallen seyn würde. Der Geschichte der alten Philosophie scheint uns daher eben jene Periode, die Hrn. R. die dritte derselben ist, nur noch historisch und äufserlich anzugehören; ihrem tiefern philosophischen Gehalte nach blickt

sie bereits wie ein Janus mit dem jugendlichen Gesichte nach der Zukunft hin, obschon der Zusammenhang, in welchem sie noch mit dem greisen alten steht, sie hindert, derselben zuzueilen. Auf allen Fall hätte Hr. R. seiner eigenen Betrachtungsweise nach so verfahren müssen, wie er es im ersten Bande gemacht hat: sie als vierte den drei andern anhängen, die wir jetzt durch die Spaltung seiner zweiten in zwei gewinnen, und die sich bei weitem richtiger, als er es dort mit den drei Hauptschulen der ersten Periode gethan hat, in die drei Hauptrichtungen, Physik, Dialektik und Ethik zerfallen lassen. Denn wenn Hr. R. vollkommen richtig eingesehen hat, daß der Hauptcharakter der zweiten oder sokratischen Periode die Dialektik ist (Bd. II, S. 10.), wovon gleich nachher mehr, so konnte es ihm eben so wenig entgehen, daß dieser bei Epikur, der Stoa und Akademie in den Hintergrund tritt und, wie er in der oben mitgetheilten Stelle richtig bemerkt, mehr oder minder nur als Werkzeug der eigentlichen Philosophie betrachtet wird.

Desto mehr aber haben wir uns gewundert, wie er sich ebendasselbe verleiten lassen konnte, in der stoischen Philosophie die Physik als über der Ethik stehend zu betrachten. Die äußern Gründe dafür sind sehr ungenügend: allerdings ordneten einige Stoiker nach *S. Empir.* VII. 23. jene drei Theile in aufsteigender Linie so: Logik, Ethik, Physik; weil die letzte „*θειότερα τε ἐστὶ καὶ βαδυτέρας δεῖται τῆς ἐπιστάσεως*“: aber von den Gründern des Systems, Zeno und Chrysippus, sagt doch Diogen. L. VII. 40. ausdrücklich, daß sie die Ethik zuletzt gestellt hätten, und Hr. R. selbst hat S. 528. sehr richtig den Unterschied zwischen streng systematischer Darstellung der Philosophie selbst und zwischen der Ordnung des Unterrichts eingesehen, für welchen ja selbst der strengste Systematiker, Hegel, in der Phänomenologie des Geistes eine Anticipation erlaubt hat, und dessen Erleichterung bei einer Philosophie, die einerseits so deutlich praktische Zwecke für das größere

Publicum ankündigte, andererseits ihre in dogmatische Form gekleideten Lehren einer organischen Entwicklung minder bedürftig gemacht hatte, eben so möglich als nothwendig war. Wenn aber Hr. R. rücksichtlich der Gleichnisse, durch welche die Stoiker das Verhältniß der drei genannten Zweige deutlich zu machen suchten, die Auctorität des Diogenes der des S. Empirikus (VII. 17.) vorzieht, so gestehen wir offen, daß wir einem wissenschaftlich gebildeten Denker unbedingt den Vorzug vor einem geistlosen Compilator geben; zu geschweigen daß, wenn die Ethik dem Weisen und nicht dem Gelben im Ei, dem Fleische und nicht der Seele im Körper entsprechen sollte, sie in dem Bilde des Baumgartens auch nicht die Stelle der Frucht, die ihr doch Diogen. L. gleichfalls giebt, sondern die des Bodens hätte einnehmen müssen. Selbst Werner (*de Senecae philosophia*, Breslau 1825.), der gleichfalls die Physik als das höchste im stoischen System betrachtet, giebt Sextus den Vorzug vor Diogenes, aber den Ausweg, den dieser zur Vereinbarung desselben einschlägt (S. 51.), daß jene Vergleichenungen nur die Beschaffenheit, nicht den Rang der einzelnen Disciplinen bezeichnen sollen, können wir keineswegs billigen, da ihr Rang ja eben auf dem Verhältnisse ihrer Beschaffenheit beruht. Völlig aber sprechen dagegen die innern Gründe, die aus dem Zusammenhange der Philosophie sowohl mit der innern Gestaltung der Wissenschaft, als mit der äußern des Lebens folgen. Nach der geistreichen Entwicklung der äußern Bedingungen, die die Zeitverhältnisse nach Aristoteles der Philosophie auflegten, Bd. III, S. 418 fg., wird uns Hr. R. selbst einräumen, daß in dieser Zeit, nachdem durch den Umsturz des ganzen politischen Lebens alle Schranken des Rechts und der Sitte, die bis dahin die Handlungen der Menschen hatten bestimmen können, gefallen waren, die Philosophie ihr Hauptaugenmerk auf den Ersatz dieses Mangels richten mußte, um Interesse und Nützlichkeit zu gewinnen; und wenn nicht nur die epikureische Philosophie, sondern selbst der akademische

und Pyrrhonische Skepticismus dies als letztes Ziel aufstellte, konnte der Stoicismus zurückbleiben; und kann er zurückgeblieben seyn, da er die tiefsten Wurzeln schlug und sich der weitesten Verbreitung erfreute? So lange der gebahnte Weg und das Gängelband angestammter Namen und Sitten und der geregelte Gang der Aufsenwelt den Menschen auch mit himmelwärts gerichtetem Blicke sicher vor Falle gehen liefs, konnte sein Geist sich rein und ganz der Betrachtung der Natur widmen; nach dem Untergange alles dessen, worauf er früher als auf ein Höheres angewiesen worden war, stand er auf sich beschränkt als der Mittelpunkt seines eigenen Lebens da, und was sich auf ihn bezog, mußte ihm das wichtigste seyn. Wenn sich Hr. R. darauf beruft, dafs das ganze Alterthum das Göttliche über das Menschliche gesetzt habe, so geht dies nur auf den Rang, den ja auch Epikur seinen Göttern liefs, nicht auf die Wichtigkeit, die den Stoikern selbst nicht als so grofs erscheinen konnte, wenn sie gerade die Physik nicht für Jedermann nöthig hielten; und eben die Abhängigkeit des Menschlichen vom Göttlichen nach stoischer Ansicht zeigt nur, warum man jenes kennen lernen mußte, um dieses darnach zu bestimmen; um so mehr, wenn man bedenkt, wie den Stoikern das Göttliche so ganz in der Naturkraft beruht, über welche sich der Mensch doch am Ende nur erheben und geistig frei machen soll. Mag daher auch Physik und Logik von ihnen vielfach eigenthümlich fortgebildet worden seyn, immer bleibt ihr charakteristisch unterscheidendes Fach die Ethik, die von ihnen zuerst ihre eigentliche wissenschaftliche Ausführung *ex professo* erhalten hat. Die unmittelbar sokratische Schule behandelte die Ethik, wie Hr. R. treffend eingesehen hat, doch nur als Corollar der eigentlichen Wissenschaftslehre, nachdem der Streit über dialektische Fragen den Krieg unvermerkt auf dieses Nachbargebiet hinübergespielt hatte, gerade wie die Eleaten aus der Physik unvermerkt auf die Dialektik gekommen waren; daher finden sich dort wohl

die Fragen und die allgemeinen Gesichtspunkte für diesen Theil der Philosophie, und Ziel und Zweck desselben aufgestellt; aber die Antworten darauf sind lediglich formal und enthalten erst in dieser nacharistotelischen Periode inhaltvolle und auch für den verständliche Beantwortung, der nicht Selbstständigkeit genug besitzt, um eine gegebene Form mit eignem Inhalte ausfüllen, einen gewiesenen Weg ohne fernere Führung gehen zu können.

Gleichwohl wollen wir gegen die Bezeichnung der Stoiker als sokratischer Schule nichts einwenden, mit der sie durch das Mittelglied der Antisthenischen Lehre eben so innig zusammenhängen, wie Plato durch die Megariker mit den Eleaten; nur hätte Hr. R. dann nicht so ungerecht seyn sollen, Epikur von dieser Bezeichnung auszuschließen, und wie ein Anomalon nur episodisch zu behandeln. „Was die eine Schule betrifft,“ sagt er Bd. II, S. 7, „welche sich nicht nach dem Sokrates nannte, und in welcher auch das Sokratische Princip nicht lebte; nämlich die Epikurische, so wird sich von dieser zeigen lassen, daß sie in einer Ausartung der Gesinnung beruhete, welche das philosophische Streben zu tödten geeignet war, indem sie nur so viel von philosophischen Elementen aufnahm, als schon aus der vorsokratischen Entwicklung entnommen werden konnte, also eigentlich auf einen Rückschritt der wissenschaftlichen Entwicklung hinarbeitete; daher kann die Geschichte dieser Schule füglich als eine Episode betrachtet werden, welche über den Charakter dieser Periode nichts entscheidet.“ Er theilt daher so ab, daß er im zehnten Buche Skeptiker und Epikureer verbindet, im elften aber die Stoiker sammt den Ausartungen der ältern Schulen, wie er es nennt, der neuern Akademie und den letzten Peripatetikern zusammenfaßt, welche letztere Verschmelzung wir nach dem, was wir oben über die charakteristische Wichtigkeit des Streits über die Theorie des Erkenntnißvermögens gesagt haben, begreiflicher Weise gleichfalls nicht billigen können. Was

aber Epikur betrifft, so ist es wahr, daß das Alterthum ihn an Demokrit und dessen Nachfolger anknüpfte; aber wie Hr. R. einst mit Recht Heraklit aus seinem Exile zurückberufen und ihm seine rechte Stelle unter den ionischen Philosophen angewiesen hat, so hätte er auch in diesem Punkte die Auctorität des Diogenes Laertius hintansetzen und dem Gargettier seinen gebührenden Platz in der attischen Philosophie anweisen sollen. Zwar wollen wir ihm wegen dieser Ungerechtigkeit nicht zürnen, indem sie aus demselben edlen Unwillen über den afterphilosophischen und verderblichen Gehalt jenes Systems entsprungen ist, der ihn auch gegen Demokrit ungerrecht gemacht hat; aber der Geschichtschreiber, *cui nec amore quisquam et sine odio dicendus est*, mußte unsers Bedünkens zwischen Charakter und Werth eines Systems wohl unterscheiden. Jenen giebt ihm seine Tendenz, diesen die Art und Weise, wie jene Tendenz erreicht worden ist; die Mängel des letztern Puncts bei Epikur hat Hr. R. in Form und Inhalt vortrefflich aufgedeckt, darüber aber ganz übersehn, daß Epikur nur auf verschiedenem Wege das nämliche wie die Stoiker bezweckte, und daher seinem Charakter nach im Verhältniß zu seiner Zeit geschichtlich betrachtet, ganz auf gleicher Linie mit ihnen steht. Glückseligkeit ist das gemeinschaftliche Ziel aller Ethik, das ja selbst Akademiker und Skeptiker trotz des rein theoretischen Anscheines ihrer Lehren als letzten Zweck zu verfolgen erklärten; und selbst in der formalen Bestimmung dieses Begriffs laufen die verschiedenen Systeme ziemlich auf Eins hinaus: denn was das Eine Apathie, das Andere Ataraxie, das Dritte Euthymie nennt, was ist es anders, als immer das nämliche Bestreben, den Menschen, der frei von aller äußern Bestimmung und Leitung sich jetzt ganz auf sich angewiesen sah, nun auch auf der andern Seite in den Stand zu setzen, von allen zufälligen äußern Eindrücken unabhängig sich selbst consequent nach seinen Zwecken zu bestimmen? Daß er dies könne und dürfe, lag schon in der Sokratischen Lehre enthalten,

dafs die Vorsehung den Menschen zur Glückseligkeit bestimmt und zu diesem Ende nicht nur ihn selbst, sondern auch die ganze sichtbare Natur so eingerichtet habe, dafs man nur sie zu beobachten, ihr zu folgen brauche, um den Weg zu seiner Bestimmung sicher zu finden. Naturgemäfs leben war also der Weg, in welchem die Stoa und Epikur (vergl. Athen. VII, 11. p. 280.) eben so wohl als bereits die beiden entgegengesetzten Richtungen der unmittelbaren Sokrater, Aristippus und Antisthenes, übereinstimmen; und da Hr. R. so schön die Aehnlichkeit dieser beiden eingesehen hat (Bd. II, S. 121.), so können wir das ungleiche Verhältnifs, worein er jene zu einander setzt, nur aus der Gleichgültigkeit erklären, mit der er sich beiläufig (Bd. III, S. 453.) über den Zusammenhang Epikur's mit Aristipp äufsert. Uns scheint dieser eben so wesentlich wie der der Stoiker mit Antisthenes; die Richtungen beider Schulen waren so nothwendige Ausflüsse des ursprünglichen Princip, dafs sie, so lange dies Princip selbst galt, auch in der folgenden Philosophie nicht verschwinden konnten; nur mit den Modificationen, die die Fortschritte der philosophischen Einsicht überhaupt mit sich brachten. Durch Plato und Aristoteles war das Verhältnifs der Seele zum Körper zuerst wissenschaftlich begründet und das Uebergewicht der erstern nachgewiesen worden; was also früher in grob physischem und materiellem Sinne aufgefaßt worden war, mußte jetzt auf das Leben der Seele übertragen werden, und auf ähnliche Weise, wie die Unabhängigkeit des Cynismus bei den Stoikern, findet sich daher die Genußsucht der Cyrenaiker bei Epikur vergeistigt. Dies kann Hr. R. S. 455. selbst nicht läugnen, wenn er auch bei dem geringen Gewicht, das er darauf legt, einen Hauptgrund übersehn hat, warum Epikur die Lust der Seele über die körperliche gesetzt haben mag, weil nämlich jene bei weitem mehr als diese in unserer Gewalt steht, *ἐφ' ἡμῖν ἐστὶ*, um mit den Stoikern zu reden; wenn spätere Epikureer praktisch zum grobsinnlichen Cyrenaismus zurückkehren, so schadet

das dem Geiste der Lehre eben so wenig, als die Auswüchse der Stoa, die sich ja auch von den Cynikern bisweilen nur durch das eine Hemd unterschied, das ihre Bekenner mehr trugen (Juvenal. XIII. 122.). Der ganze Unterschied zwischen der stoischen und epikureischen Moral beruht daher auf der Vieldeutigkeit des Wortes Natur, auf der verschiedenen Auslegung, die beide dem *κατὰ φύσιν ζῆν* gaben; indem die Epikureer die Natur, der der Mensch gemäß leben sollte, in der ganzen concreten Mannichfaltigkeit nahmen, in welcher sie im Individuum erscheint; die Stoiker dagegen in der abstracten Allgemeinheit, wie sie in allen Menschen die nämliche ist, also frei von allen den Eigenthümlichkeiten besonderer Wünsche und Begierden, in welchen der Epikureer, der sowohl jede Individualität in ihrer Zusammensetzung als auch jeden einzelnen Eindruck als solchen nur als Werk des Zufalls betrachten konnte, gerade die einzig denkbare Naturbestimmung erblickte. In sofern Hr. R. (Bd. III, S. 493.) Epikur's System die Consequenz im Ganzen abspricht und seine Kanonik und Physik als mangelhaft und widersprechend bezeichnet, können wir ihm historisch betrachtet nicht beistimmen; uns dünkt, daß Epikur den praktischen Theil seiner Lehre unmöglich hätte gegen die theoretischen Prämissen der Wissenschaft seiner Zeit vertheidigen können, wenn er nicht auch diesen entsprechende andere entgegengesetzt hätte; und die Widersprüche, die wir daran entdecken, liegen nur für uns in der Unhaltbarkeit des Ganzen, nicht in dem Mißverhältniß der einzelnen Theile begründet. Dies trifft aber jedes untergegangene System auf gleiche Weise und den Stoicismus nicht minder als den Epikureismus, über dessen Widersprüche wir auf Plutarch zu verweisen uns begnügen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.**(Fortsetzung.)*

Auch das Epikur sein System an das demokritische anlehnte, kann ihn unsers Bedünkens von der Ehre eines eigenthümlichen Platzes in der Geschichte der Philosophie nicht ausschließen, sobald man nur festhält, daß in dieser Periode die Ethik entscheidend für den philosophischen Charakter eines Systems ist; es bleibt immer ein sehr großer Unterschied, ob eine ethische Ansicht als Folgerung eines naturphilosophischen Systems ausgesprochen wird, oder eine eigenthümliche Moraltheorie sich zu ihrer Begründung auf eine verwandte Ansicht der Physik stützt und bezieht; zudem stehen ja auch die Stoiker in einem ähnlichen Verhältnisse zu Heraklit, und auf allen Fall kann gegen Aristoteles Physik ihr Materialismus auch nur als ein Rückschritt betrachtet werden, obschon er allerdings seiner realen Grundlagen wegen die Wissenschaft zu ganz andern Resultaten als Epikur's gespenstige Atomistik geführt hat. Der Stoicismus hat, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Einen wahren Factor und steht in sofern dem Epikureismus entgegen, dessen beide Factoren falsch sind; daher kommt es, daß er uns mehr anspricht und uns näher steht, weil er auf einer höhern Achtung für ethische Reinheit und scientifiche Gewisheit beruht, auch manchen Satz aufstellt, dessen Inhalt wir anerkennen, wenn wir ihn gleich aus andern Prämissen herleiten; indem er aber den andern falschen Factor mit dem Epikureismus theilt, steht er doch wieder auf gleicher Stufe mit diesem und kann, historisch betrachtet, in seiner abstracten Durchführung als System doch nur als das andere Extrem desselben gewürdigt werden. Um also das Ergebniss dieser ganzen gegen Hrn. R.'s Anordnung gerichteten

Auseinandersetzung zusammenzufassen, so würden wir nach Aristoteles eine neue Periode begonnen, und derselben zwei charakteristische Merkmale: die vorherrschende Richtung zur Ethik und die neue Untersuchung über Grund und Möglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß gegeben haben; woraus dann die Eintheilung von selbst durch die beiden Gegensätze, erstens des Dogmatismus und Skepticismus, und dann innerhalb des erstern wieder des Stoicismus und Epikureismus nebst der Mittelstrafse beider, der peripatetischen Ethik, gefolgt seyn würde; der Pyrrhonismus konnte der Darstellung der neuern Akademie als Einleitung vorausgeschickt, oder auch der vorhergehenden Periode als Anhang beigefügt werden, in sofern Hr. R. die nähere Entwicklung desselben auf Aenesidemus vorbehielt.

Gehen wir nun zur nähern Beleuchtung des Inhalts selbst und zunächst also zur Betrachtung der im zweiten Bande enthaltenen Darstellung der Sokratischen Lehre und der aus ihr unmittelbar entsprungenen Lehre über, so heben wir hier vor Allem wiederholt und rühmend hervor, wie Hr. R. den dialektischen Charakter dieser ganzen Schule als oberste Rücksicht und Hauptverdienst derselben um den Entwicklungsgang der Philosophie, als das eigentlich belebende Element ihrer wissenschaftlichen Forschung darstellt. „Es war die Zeit gekommen,“ sagt er S. 10, „wo Ethisches und Physisches, Natur und sittliches Gesetz sich von einander scheiden mußten — allein dies war nicht genug, um dem philosophischen Streben nach Einheit der Wissenschaft zu genügen — wenn sich nicht eine höhere wissenschaftliche Denkweise erzeugt hätte — die in den logischen oder dialektischen Untersuchungen wurzeln mußte, um aus der Idee des wissenschaftlichen Denkens heraus einzusehen, wie das Natürliche und das Vernünftige in der Erkenntniß zu umfassen gleich nothwendig sey zur Erfüllung der Wissenschaft“ — und erklärt diesem gemäß (S. 49.) das anscheinende Vorherrschen der

ethischen Richtung bei Sokrates nur daraus, „dafs die ethischen Ueberzeugungen ihm als Anknüpfungspuncte für sein Bestreben dienten, die Wissenschaft gegen sophistische Anfeindungen sicher zu stellen und an den Ueberzeugungen, welche am allgemeinsten mit dem Leben verflochten sind, die Nothwendigkeit der Wissenschaft darzuthun.“ Hr. R. erwirbt sich damit das grofse Verdienst, die Ergebnisse der neuern Forschungen über den wissenschaftlichen Charakter der Sokratischen Philosophie organisch in die Geschichte der Wissenschaft zu verleiben; was Schleiermacher in der Abh. der Berl. Philos. Cl. 1814, und Brandis im Rhein. Mus. I. S. 130 fg. in eigenen Aufsätzen entwickelt haben, tritt uns hier im Zusammenhang mit der Hrn. R. eigenthümlichen Wärme und Klarheit verarbeitet entgegen; doch scheinen uns allerdings, wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, weder jene beiden Denker diesen Gesichtspunct, eben weil sie ihn aus dem Zusammenhange rissen, von seiner richtigen Seite aufgefaßt, noch Hr. R. die hinreichende dialektische Schärfe angewandt zu haben, um denselben in seiner wahren Eigenthümlichkeit zu erschöpfen. Dafs Sokrates hauptsächliches Verdienst darin bestand, das von den Sophisten geleugnete Wissen wieder in seine Rechte eingesetzt und zum Mittelpuncte der Philosophie gemacht zu haben, ist gewifs; die Art und Weise aber, wie Sokrates dieses Wissen fafste, und der eigenthümliche Charakter, den es eben durch jene Opposition gegen die sophistische Dialektik annahm, konnte nur aus einer höhern wissenschaftlichen Würdigung der Sophistik selbst geschöpft werden, als wir sie bei Hrn. R. finden. Die Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit, die wir schon bei der Anzeige des ersten Bandes an seiner Darstellung der Sophisten rügen mußten, tritt hier in ihren nachtheiligen Folgen deutlich hervor, und wir zweifeln nicht, dafs Sokrates und seiner Schüler dialektischer Charakter nur dann hätte richtig begriffen werden können, wenn Hr. R. die Sophisten, statt als einen Auswuchs und ein Anhängsel an das Ende des ersten, als Bahnbrecher und

Vorläufer an den Anfang der zweiten Periode gestellt hätte. Trennung der Form und des Inhalts im Gegensatze mit der Ununterschiedenheit der vorhergehenden Periode und allmähliche Feststellung des rechten Verhältnisses beider gegen einander, dies scheint uns in dialektischer Hinsicht das charakteristische Merkmal dieser Periode, die wir freilich, wie bereits bemerkt, schon mit Aristoteles beschließen; und daß diese Trennung bereits bei den Sophisten Statt fand, zeigt eben ihre Längnung alles wahren Inhaltes, während sie doch die dialektische Form, durch welche sie diese Behauptung unterstützten, für richtig halten mußten. Den Inhalt zu retten, stellt dann Sokrates eine neue Form, eine eigenthümliche Dialektik der Eleatischen gegenüber auf; da aber diese letztere damit noch keineswegs in ihren speculativen Grundlagen erschüttert ist, so sehen wir dann die Bemühungen seiner unmittelbaren Schüler darauf gerichtet, beide irgendwie zu versöhnen, bis endlich in Aristoteles die Sokratische Logik sich zu einem so wissenschaftlichen und allseitig genügenden Lehrgebäude ausbildet, daß die Eleatische, die wir bereits in Plato's Parmenides mit ihren eigenen Waffen überwunden und über sich selbst hinausgehn sehen, völlig verschwindet und Form und Inhalt trotz ihrer Scheidung *in abstracto* sich in der Entelechie zu concreter Wirklichkeit verbinden. Diesen Entwicklungsgang weiter im Einzelnen nachzuweisen, müssen wir einem andern Orte vorbehalten; hier beschränken wir uns nur darauf, zu erinnern, wie doch eigentlich alle Fehlschlüsse und Irrthümer der Sophisten nicht aus Frivolität und muthwilligem Mißbrauche der Eleatischen Dialektik, sondern aus dem dieser eigenthümlichen Mangel an Bewußtseyn des Unterschieds der mannichfachen logischen Formen der Prädicabilien, Kategorien u. s. w., aus der Verwechslung des Seyns mit dem Wesen, der analytischen und synthetischen Urtheile, und der mathematischen und logischen Schlufsformen entsprangen, und es daher vor Allem die Aufgabe des Geschichtschreibers der Philosophie

war, mit stetem Hinblicke auf die ewigen Gesetze des logischen Denkens, deren Macht sich auch in ihrer Verunstaltung nie verläugnet, zu zeigen, wie sich durch den Lebensfunken, den Sokrates wieder in der Philosophie entzündete, der Begriff aus dieser Verpuppung oder diesem Knäuel des Winterschlafes allmählig zu der organischen Gliederung aller seiner realen Beziehungen entwickelte, in welcher die Wirklichkeit der Denkformen commensurabel und der denkende Geist mit dem bunten Spiele der Außenwelt versöhnt wird. Dafs Sokrates als der Ausgangspunct dieser Entwicklung zu betrachten ist, finden wir allerdings Bd. II, S. 58. anerkannt, und auch die besonderen Verdienste desselben, auf welche Aristoteles in dieser Rücksicht aufmerksam macht, dafs ihm zuerst die Logik die allgemeinen Begriffsbestimmungen und die Schlüsse durch Induction zu verdanken habe, nicht übergangen; wenn sich aber Hr. R. begnügt, den Charakter dieser Verdienste darein zu setzen, dafs Sokrates Begründer der wissenschaftlichen Methode geworden sey, so trennt er hier Form und Gegenstand der Wissenschaft auf eine Art, die in einer Zeit, wo die falsche Bestimmung des Gegenstands einzig aus der Mangelhaftigkeit der Methode entsprungen war, ganz unzulässig scheint. Hätte Hr. R. den unmittelbaren Zeugen für die Lehren des Sokrates, Xenophon, nicht nach Brandis und Schleiermachers Vorgang so ungebührlich hintangesetzt, so würde er dort an mehren Stellen, wie z. B. III. 8. 4—7. und insbesondere IV. 6. 9. noch eine andere logische Kategorie gefunden haben, deren er erst bei Plato S. 325. gedenkt und auch Bd. III. S. 84. diesem allein zuschreibt, von der aber unsers Erachtens die ganze Betrachtung der Sokratischen Dialektik ausgehen mußte, das *πρός τι* oder die Relativität, deren Vernachlässigung vorzüglich den Wahn der Sophisten hervorgebracht hatte, dafs die Veränderung des Attributes auch das Wesen des Gegenstands selbst verändere und eine jede Verschiedenheit der Attribute bei demselben Subjecte eine *Contradictio in adjecto* enthalte.

Soviel scheint gewifs, dafs Sokrates nur durch sie auf jene Ablösung der abstracten Begriffe gelangt war, die Aristoteles als seine Entdeckung rühmt; weshalb er sich auch mit seinen Definitionen fast nur auf solche Begriffe beschränkt, die wirklich oder anscheinend unter jene Kategorie fallen; Realdefinitionen, die das substantielle Wesen eines Gegenstands erschöpften, finden wir bei ihm nicht. Am deutlichsten tritt dies bei dem Begriffe der Glückseligkeit hervor, den er (Memor. IV, 2. 33.), obschon das höchste Ziel seiner ganzen Lehre, eben um der durchgängigen Relativität und Unsicherheit aller Bestimmungen willen näher zu bestimmen für unmöglich erklärt; eine Unbestimmtheit, die, weit entfernt, zu einer charakteristischen Einsicht in seine Lehre untauglich zu seyn, wie Hr. R. S. 68. meint, dieselbe gerade ihrem tiefsten Sinne nach charakterisirt. Denn so sind alle seine Begriffsbestimmungen rein formal und sagen eigentlich mehr ein nothwendiges Requisite als das Wesen der Sache aus, was auch Aristoteles zu meinen scheint, wenn er ihm nur die Erfindung der Inductionsschlüsse, nicht der eigentlichen Syllogismen zuschreibt; machen nun aber diese Formalbegriffe den einzigen Gegenstand menschlicher Wissenschaft aus, während das Wissen des Wesens der Dinge allein der Gottheit zukommt, so erklärt sich daraus ganz einfach der anscheinende Widerspruch, den sich freilich weder Hr. Brandis noch Hr. R. auf ihrem Wege genügend zu lösen vermochten, wie Sokrates das Wissen zum Mafsstabe alles menschlichen Handelns und zum Grundprincipe der Philosophie machen, und doch auf der andern Seite den Menschen für den Weisesten erklären konnte, der sich bewusst sey, nichts zu wissen. Herrn R.'s Auslegung des letztern Paradoxons; dafs damit das Bewußtseyn von dem, was Wissen ist und was nicht, gemeint sey (S. 53.), wird wohl nicht leicht genügen; wenigstens hätte es bestimmter so ausgedrückt werden müssen, die höchste Weisheit bestehe darin, zu wissen, dafs der Mensch nur so viel wissen könne, als die Gottheit ihm zu seinem eignen

Besten zu wissen gestatte, daß der eigentliche und höchste Inhalt der Wissenschaft für Sokrates ein Uberschwängliches, das wahrhaft Göttliche gewesen sey, darauf kommt Hr. R. erst später (S. 59.); unsers Bedünkens hätte dies allem andern voranstehn müssen, weil nur daraus theils der wahre Charakter des Wissens nach seiner Ansicht, theils die Art und Weise erklärt werden kann, wie Sokrates sich über den Zauberkreis der Eleatischen Dialektik erheben konnte. Ohne die gläubige Voraussetzung einer göttlichen Weltordnung und darauf beruhenden objectiven Wahrheit in dem Chaos der Außenwelt wäre er nimmermehr dazu gelangt, dieser ihre logischen Formen abzurufen; und wenn auch seine Philosophie dadurch einen empirischen und axiomatischen Charakter annimmt, so wissen wir ja, wie alle wahren und schönen Formen immer früher von dem Genie producirt als von dem Verstande deducirt zu werden pflegen. Je fester ihm aber dieser Glaube stand, desto ängstlicher mußte er die menschliche Geistesthätigkeit warnen, weiter zu gehen, als es mit den Absichten der Gottheit verträglich schien; und deshalb widersetzte er sich denn bekanntlich auch allen physikalischen und sonstigen rein theoretischen Untersuchungen, die das zu enthüllen suchten, was die Gottheit dem Menschen verborgen habe, weil ihm die Kenntniß desselben zu nichts nütze. Denn auch wir glauben, daß Sokrates darum die Betrachtung der s. g. göttlichen Dinge verschmäht habe, weil eine solche Erkenntniß dem menschlichen Vermögen versagt sey; wenn sich Hr. R. dagegen auf Plato beruft (S. 60.), so können wir dies nicht gelten lassen, da dieser die Philosophie weit höher als Selbstzweck faßte, als Sokrates, dessen Ansicht wir von einem gewissen Grade von Subjectivität nicht frei sprechen können. Daß der Mensch nur das wissen könne, was für ihn vorhanden sey, darin stimmte Sokrates gewissermaßen mit den Sophisten überein; wie wir denn aus *Xenoph. Memor. IV, 3.* ersehn, daß er den Menschen als Mittelpunkt und Zweck der ganzen Schöpfung, gleichsam als Maßstab des Welt-

planes betrachtete; in sofern er jedoch sich weder vermafs, durch menschliches Wissen das absolute Seyn und Wesen der Dinge zu bestimmen, noch darum überhaupt an einem solchen verzweifelte, gewann bei ihm jenes Wissen einen ausschließlichen praktischen Charakter. Nicht um die Dinge selbst als solche kennen zu lernen, sondern nur um seine Handlungen darnach zu bestimmen, habe die Gottheit dem Menschen die Geisteskräfte verliehen; und so erklärt sich denn auch genügend, wie er die Tugenden als eben so viele Aeußerungen des Wissens definiren konnte, weil er das gar nicht als wahres Wissen gelten liefs, was sich nicht *eo ipso* praktisch äußerte. Es ist gewifs falsch aufgefaßt, was Hr. R. S. 75. behauptet, dafs Sokrates das allgemeine Streben nach Wissen voraussetze; was er voraussetzt, ist nur das Streben nach Glückseligkeit, wie Hr. R. S. 93. selbst anerkennt; nur weil zu dieser allein das Wissen führte, konnte er sagen, dafs die Unwissenheit eben so unfreiwillig sey als das Unrecht, weil sich Niemand des ausschließlichen Mittels zu seinem höchsten Zwecke absichtlich und wissentlich ent schlagen werde. Auch die sittliche That ist nur Mittel zur Glückseligkeit, und das mit ihr verknüpfte Wissen gewifs kein anderes als das „unvollkommene Denken,“ wie es Hr. R. ebendasselbst wahrscheinlich im Gegensatze der göttlichen Weisheit nennt. Es scheint, dafs ihn der Sprachgebrauch jener Zeit irre gemacht habe, in dem, was wir jetzt wohl Weisheit nennen, die Wahl der rechten Mittel zu dem rechten Zwecke, vielmehr Güte heifst; und in sofern Mensch und Gottheit denselben Zweck, die Beglückung des Menschen verfolgen, so mufs ihre sittliche Güte bei Sokrates analog seyn; ihre Weisheit dagegen ist generisch verschieden und incommensurabel. Denn Sokrates ist weit entfernt, in jenen abstracten formalen Begriffsbestimmungen, die der Gegenstand der Wissenschaft, *ἐπιστήμη*, sind, das Wesen der Dinge selbst zu sehen, die in jenen nur in so fern sie für den Menschen vorhanden sind, ausgedrückt werden; jene sollen dem Wis-

senden nur zum Mafsstabe dienen, in den einzelnen Fällen den concreten Inhalt consequent zu bestimmen; die theoretische Kenntnifs des concreten Inhaltes im Ganzen ist ein Eigenthum der Gottheit, und dies ist die Weisheit, σοφία, deren kein Mensch fähig ist. Nur in so fern viele Begriffsbestimmungen, die an sich ganz relativ sind, in bestimmten Beziehungen absolute Gewifsheit erlangen können — z. B. die Brauchbarkeit des Schweres für den Krieger, der Begeisterung für den Dichter — kann auch auf Erden eine partielle σοφία existiren und von einem σόφος πολεμητῆς, ποιητῆς u. s. w. die Rede seyn; was jedoch immer nur von jenem praktischen Wissen abhängt — ὃ ἂν τις ἐπίστηται, τοῦτο καὶ σόφος ἐστὶ, *Xenoph. Men. IV, 6. 7.* — eine eigentliche Identität von ἐπιστήμη und σοφία tritt dagegen erst bei Plato ein, der in jenen abstracten Formen wirklich das Wesen der Dinge selbst erblickt und sie nicht nur der menschlichen, sondern auch der göttlichen Weisheit zum Gegenstande giebt; weshalb denn auch bei ihm nicht sowohl Erkenntnifs des Göttlichen, als vielmehr Annäherung an die Gottheit (*Theaetet. p. 176.*) des Menschen höchstes Ziel wird.

Doch können wir hier noch nicht sofort auf Plato übergehn, so eng auch das, was wir gegen Hr. R.'s Darstellung des Platonischen Systems zu erinnern haben, mit der vorhergehenden Charakteristik des Sokratischen zusammenhängt; wir mußten hier nur einstweilen die Endpunkte aufstellen, zwischen welchen sich die Entwicklung des logischen Begriffes in der unmittelbar Sokratischen Schule bewegt, um auch jedem der Mittelglieder seine richtige Stellung anweisen zu können. Wenn wir freilich mit Hr. R. Aristipp, Antisthenes und Euklides von Megara nur für „unvollkommene Sokratiker“ hielten, die sich aus Schwäche den alten Vorurtheilen und Ueberbleibseln der frühern Philosophie nicht entziehen konnten (S. 85.), so würden wir sie als Episoden leicht übergehn können, wie ihnen denn auch Hr. R. nur eine kurze und gleichgültige Berichterstattung ge-

widmet, und namentlich das dialektische Element, das er doch selbst als das Lebensprincip der Philosophie dieser Zeit anerkennt, so wenig beachtet hat, daß er sich begnügt, von „einigen logischen Sätzen“ (S. 123.), „ein Paar logischen Bestimmungen“ (S. 129.) zu reden, ohne zu erwägen, daß auch bei jenen Männern die Ethik ganz auf die Dialektik gegründet ist. Bei der Verachtung freilich, die er gegen die Sophistik beweist, welche er mit Sokrates Lehren auf einmal antiquirt glaubt, kann uns eine solche Geringschätzung gegen Ansichten nicht auffallen, die allerdings noch immer mehr oder minder sophistischen Anstrich tragen; erwägen wir aber, daß die Grundlagen jener, die Formen der Eleatischen Philosophie, von Sokrates, der sich auf das Wesen der Dinge gar nicht einließ, keineswegs gestürzt waren, so muß uns das Bestreben seiner denkenden Nachfolger, beide zu verschmelzen, keineswegs befremdlich, sondern vielmehr nothwendig und ächt philosophisch erscheinen. Was Hr. R. selbst im Rhein. Museum II, 3, S. 319. von den Megarikern sagt: „sie strebten nicht nur die Nichtigkeit der sinnlichen Erscheinung, sondern auch das Wahre in ihr nachzuweisen,“ gilt uns von allen Sokraticern, und zeigt sie uns als ächte Schüler des Mannes, der zuerst wieder die Wahrheit auf den Thron der Philosophie gesetzt hatte; die Mißgriffe, in die sie dabei verfielen, kommen nicht sowohl ihnen als vielmehr der ganzen philosophischen Lage der Zeit, ja Sokrates selbst zur Last, dessen Lehren wohl ihrem Inhalte nach dem Menschen, keineswegs aber ihrer Form und Begründung nach dem Philosophen genügen konnten. Zweierlei unterschied ihn von den Sophisten: die Abstraction der Begriffe als Gegenstand der Wissenschaft, und der Glaube an einen göttlichen Ursprung der Außenwelt als Grund einer gegenständlichen Wahrheit; diese beiden Punkte aber, so sehr sie auch in Sokrates Geiste genetisch zusammenhängen, waren doch keineswegs so wesentlich durch einander bedingt, daß sie nicht hätten getrennt werden können, ja müssen, sobald an die Stelle des

lebendigen Glaubens die kalte philosophische Speculation trat, die wohl in dem abstracten Begriffe einen Gewinn, in der Annahme der göttlichen Weltordnung aber nur ein Postulat sehen konnte. So tritt uns die Sokratische Philosophie bei Aristippus entgegen; zwar ihrer schönen Hälfte beraubt, aber darum nicht unsokratisch, wie Hr. R. meint, S. 101: „Niemand halte dies für etwas Sokratisches; es geht vielmehr ganz auf die Lehre des Protagoras zurück.“ Es war uns stets unbegreiflich, wie Hr. R. (im Rhein. Mus. a. a. O. S. 325.) behaupten konnte, die cyrenaische Schule habe die Begriffe aufgehoben, weil sie nur Zustände des Menschen, nicht das Wesen der Dinge erkennbar glaubte; denn nur die Allgemeingültigkeit der Urtheile, nicht der Begriffe leugnete sie, sobald sie lehrte, daß alle Menschen bei den nämlichen Eindrücken das Gleiche empfänden, also mit den nämlichen Worten dieselben Begriffe verbänden, mochten auch die Gegenstände, von welchen die Eindrücke herührten, noch so verschieden seyn; und wenn er sich auch hier S. 102. richtiger ausdrückt: „nur in den Worten (*ὀνόμασι*, besser vielleicht Namen) stimmten die Menschen überein, nicht in den Urtheilen,“ so hätte er doch bemerken müssen, daß dieser Name der Sokratische Begriff ist, der nur durch den Mangel eines realen Hintergrunds hier wie nachher bei Antisthenes und Euklid zum leeren Schalle wird. Daß dagegen der Protagoreischen Lehre zufolge der Name eben so gleichgültig und zufällig war, wie die Sache, hat Plato im Kratylos (p. 386.) deutlich ausgesprochen; und die cyrenaische Lehre unterscheidet sich von der des Protagoras nicht nur in der untergeordneten ethischen Rücksicht, die Hr. R. S. 97. andeutet, sondern wesentlich dialektisch dadurch, daß sie, zwar keine objective oder reale, aber doch eine subjective oder formale Uebereinstimmung und Allgemeinheit der Begriffe annimmt, und demzufolge auch die Ethik nicht auf das Subject, sondern auf die menschliche Subjectivität im Allgemeinen begründet, deren Tendenz sie in dem Namen *ἡδονή*, Sinnenlust, be-

zeichnet. Ganz unsokratisch findet allerdings auch Hr. R. die aristippische Lehre nicht; wenn er aber die nächste Verwandtschaft in dem Streben nach Ungebundenheit des Geistes sieht (S. 93.), so ist dies ein Punct, den Sokrates nur mit der ganzen Richtung der Zeit und selbst mit den Sophisten gemein hat; die *φρόνησις* dagegen, von der er S. 99. meint, die Cyrenaiker hätten sie aus Nachgiebigkeit gegen den sokratischen Unterricht als Hauptsache der Tugend angenommen, ist nur eine Folge der allgemeinen Bestimmung der Begriffe des Guten und Bösen, welcher nothwendig eine vernünftige Einsicht entsprechen muß. In sofern jedoch Aristippus den guten oder verwerflichen Charakter einer Handlung nicht wie Sokrates, von ihren letzten Folgen; sondern von ihren augenblicklichen Resultaten abhängen liefs und das höchste Ziel in die partielle Lust des Augenblicks setzte, so war jene Einsicht keineswegs unentbehrlich, und konnte ihm wohl als ein Mittel, aber nicht als wesentliche Bedingung der Glückseligkeit und folglich auch nicht als Selbstzweck gelten; und darin liegt allerdings sein hauptsächlichster Unterschied von Sokrates, dafs, wie Hr. R. S. 96. sich schön ausdrückt, „dabei die Einheit des sittlichen Zweckes ganz wegfällt und dem ganzen Leben so viele Zwecke gesetzt werden, als Momente desselben sind.“ Hatte inzwischen Sokrates auch eine Einheit des sittlichen Zweckes angenommen, so fehlte es dieser doch gleichfalls an einer nähern Bestimmung; und wenn er den Menschen auf die innere Stimme der Natur und das sittliche Gefühl, als das Gewisseste (Hr. R. S. 46.) anwies, so konnte der Versuch, dieses in wissenschaftlicher Allgemeinheit zu fixiren und dialektisch zu begründen, nur zu den beiden entgegengesetzten Extremen führen, die wir in Aristippus und Antisthenes erblicken, und später, wie oben erinnert, in dem Gegensatze der Epikureer und Stoiker wiederfinden. Die Begriffe von Gottheit und Sittengesetz konnten nicht stets, wie bei Sokrates, aufserhalb der Grenzen philosophischer Forschung bloß als Gegenstände des unmittelbaren Be-

wufstseyns belassen werden; sobald man aber auch ihre Bedeutung und Inhalt nach dem Mafsstabe der übrigen Begriffe zu beurtheilen anfang, so blieb nichts übrig, als entweder auch sie so relativ zu machen, wie wir es bei Aristippus finden, oder dem Begriffe im Allgemeinen eine höhere selbstständige Gewifsheit und einen absoluten Inhalt zu verleihen, wodurch Antisthenes den ersten Schritt zur Ideenlehre thut. Wir können es allerdings Hr. R. einräumen, dafs Antisthenes Lehre nicht minder selbstsüchtig als die cyrenaische gewesen sey (S. 121.), in sofern sie eben so wenig wie diese dem Individuum höhere Zwecke, als zu welchen es sich selbst bestimmt, vorsteckt; doch waltet hier immer der grofse Unterschied ob, dafs Antisthenes die Begriffseinheit, worin alle individuellen Bestrebungen übereinstimmen sollen, nicht wie seine Mitschüler, in eine blofse Formalbestimmung, die gegen ihren Inhalt gleichgültig ist, sondern in eine abstracte Allgemeinheit des Inhalts der Handlungen selbst setzt, für die er dann auch auf Erden keine Bestätigung findet, sondern auch die höchste Abstraction des Weisen nur als eine unendliche Annäherung an die Glückseligkeit der Götter betrachten kann. Wenn Aristippus alle menschliche Thätigkeit, geistige sowohl als moralische, an sich auf die Form allein bezieht, die also nothwendig eines von Aufsen gegebenen Inhaltes zu ihrer Vervollständigung und *resp.* Befriedigung bedarf, so sehr sie auch durch die Gleichgültigkeit gegen die nähere Beschaffenheit desselben eine Unabhängigkeit von demselben affectirt — so heifst dagegen Antisthenes die Thätigkeit sich an sich selbst als ihrem eigenen Inhalte genügen zu lassen und mit der Aufsenwelt nicht anders in Berührung zu treten, als um ihre selbstständige Kraft gegen sie geltend zu machen; und wir verallgemeinern daher unbedingt das, was Hr. R. S. 116. nur vermuthend in einer einzelnen Beziehung über den Unterschied beider Denker äufsert: „dafs Aristippus das Ende der Seelenbewegung für das Gute gehalten, Antisthenes aber erkannt habe, in der Bewegung selbst sey das Ziel und in

der Handlung der Gewinn." Denn wenn Hr. R. zweifelt, ob Antisthenes Untersuchungen wirklich so tief gegangen seyen, so gründet sich dies nur auf die geringe Aufmerksamkeit, die er den logischen Grundlagen seines Systems geschenkt hat. Dafs Antisthenes dialektische Sätze nicht etwa blos Jugendsünden noch von seinem Umgange mit Gorgias her, sondern integrirende Theile seiner Ueberzeugung gewesen, hat Hr. R. selbst S. 124 fg. anerkannt, und auch wenigstens beiläufig an einem Beispiele die Anwendung derselben auf seine ethischen Lehren scharfsinnig nachgewiesen; aber indem er sie nur als Mißverständnisse des sokratischen Unterrichts darstellt, der mehr die Schwierigkeiten einer richtigen Erklärung als Regeln für eine solche mitgetheilt und dadurch bei manchen seiner Schüler „die Meinung“ erzeugt habe, „dafs man gar nicht richtig erklären könne, weil jeder Gegenstand des Denkens sein eigenthümliches Wesen habe, das nur durch unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden wolle,“ so nimmt er ihnen ihren ganzen dialektischen Werth und reißt sie aus dem Zusammenhange, in dem sie mit der Entwicklung der Philosophie selbst stehn. Indem Antisthenes das, was die Eleaten von ihrem reinen Eins behauptet hatten, auf die sokratischen Begriffseinheiten übertrug und diese somit organisch in das philosophische Bewußtseyn der Zeit einführte, gab er dem Wissen zum ersten Male wieder einen Inhalt von realer Allgemeingültigkeit; bei der Mangelhaftigkeit der apriorischen Form, durch welche er die Wahrheit desselben bedingte, mußte er freilich nicht nur alle synthetischen, sondern auch alle analytischen Urtheile *a posteriori*, d. h. alle Definitionen leugnen; doch war es bereits ein großer Fortschritt, statt des einzigen: Eins ist Eins, alle analytischen Urtheile *a priori* als solche für wahr anerkannt zu haben, und Antisthenes stand damit nicht nur hoch über seinem Lehrer Gorgias und den Sophisten überhaupt, sondern auch über Aristipp, der nur Begriffe aber keine Urtheile als allgemein gültig und objectiv wahr annahm. Ja in

streng philosophischer Rücksicht ging er über Sokrates selbst hinaus, indem er das, was dieser nur aus dem Unvermögen der Menschen, die absolute Wahrheit zu finden, abgeleitet hatte, die Unempfänglichkeit der abstracten Begriffe als solcher für jede nähere Bestimmung ihres concreten Inhaltes und die daraus entspringende Relativität und Ungewißheit derselben in jeder andern Beziehung als auf sich selbst, als die absolute Wahrheit aufstellte, und daher namentlich auch in der Ethik den Mangel jeder realen Bestimmung von Außen, den Sokrates nur in logischer und formaler Hinsicht für den Begriff der Glückseligkeit behauptet hatte, als den wahren Inhalt und das Wesen desselben erklärte und ihm damit eine materielle und praktische Bedeutung gab. Die Eleatische Verwechslung von Form und Inhalt liegt freilich auch hier noch immer zu Grunde; in sofern jedoch die abstracten Formen, die er als alleinigen Inhalt aufstellt, nicht mehr so ganz wie das Eleatische Eins, aller Beziehung auf den concreten Inhalt ermangeln, so kann seine Lehre auch in dieser Rücksicht nur ein Fortschritt genannt werden und läßt den Uebergang zur Ideenlehre nicht verkennen, die ja gleichfalls den concreten Erscheinungen nur im Gewande der gedachten Formen, εἶδη, Wahrheit und Allgemeingültigkeit zuspricht. Wenn er jedoch nichts desto weniger auch Platon bekämpft haben soll (*Tzet. Chiliad. VII. 605.*), so rührt dies daher, daß die Ideenlehre bereits wieder Form und Sache trennt, und ob schon sie jene in selbstständigem Daseyn hypostasirt, darum keineswegs mit ihrem concreten Inhalte identificirt, während Antisthenes, wie es scheint, dafür, daß er der Wirklichkeit keine andere Realität als die der Form einräumte, auch der Form ihr Daseyn nur in der Wirklichkeit, mithin als Namen, anwies, welches ja die einzige Gestalt ist, unter der der Begriff als bloße Form betrachtet sich verwirklicht. Die Begriffe als solche sind zwar auch bei Plato wie bei Antisthenes wesentlich ihr eigener Inhalt und empfangen ihre Be-

stimmung nur aus sich selbst; in sofern derselbe jedoch aufser diesen noch eine andere Sphäre annimmt, die ihre Bestimmtheit nicht in sich selbst trägt und von jenen empfangen muß, kehren sie in ihre ursprüngliche und eigentliche Bedeutung, Formen zu seyn, zurück; und wenn ihnen gleich auch Plato noch eine grössere Selbstständigkeit anweist, als ihnen in dieser Eigenschaft gebührt, so ist doch wieder ein richtiges Verhältniß zwischen Form und Inhalt hergestellt. Doch auch hier bildet noch ein wesentliches Mittelglied die megarische Schule, die Hr. R. leider noch kürzer und fragmentarischer als die vorhergehenden behandelt hat. Für die Darstellung des Einzelnen durfte er allerdings seine Leser auf die bereits oben angeführte Abhandlung im Rh. Museum verweisen; die Entwicklung des dialektischen Zusammenhanges aber gehörte hieher, und sollte ihn auch die Kärghlichkeit der Quellen über diese Lehre zu entschuldigen scheinen, so können wir ihm seine eignen Worte a. a. O. S. 316: „in keinem Gebiete der Geschichte ist Kühnheit so nothwendig als in dem der Geschichte der Philosophie; denn sonst wird man nie die innern Gründe der Lehren sehn, welche in der fragmentarischen Ueberlieferung sich mehr andeuten als aussprechen“ — mit so größerem Rechte entgegenhalten, als gerade hier die Einfachheit und strenge Consequenz der Eleatischen Dialektik den Löwen auch aus der Klaue zu construiren erlaubt. Den Charakter der megarischen Lehre im Allgemeinen hat Hr. R. S. 129. ganz richtig dahin angegeben: „daß in ihr die eleatische Ansicht durch das Sokratische Bewußtseyn vom Sittlichen und von den Gesetzen des wissenschaftlichen Denkens bereichert erscheine“ — die Nachweisung und Bestätigung dieser Angabe hat uns aber nicht befriedigt.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

*Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.*

(*Fortsetzung.*)

Nur in ethischer Hinsicht hat Hr. R. an einige Aehnlichkeiten mit Sokrates erinnert; gerade diese aber scheinen uns bei genauerer Betrachtung nur darauf hinauszu-  
 laufen, daß Euklid gleich jenem überhaupt eine sittliche Wahrheit annahm. In sofern freilich Sokrates das unlängbare Verdienst gebührt, diese auf ihren von der Sophistik umgestürzten Thron zurückgeführt zu haben, erblicken auch wir darin die ethische Richtung dieses Weisen; sonst aber glauben wir, daß auch ein rein eleatischer Philosoph, wenn er nur überhaupt die ethische Richtung genommen hätte, diesen Theil der Philosophie nicht anders als Euklid würde behandelt haben. Jede Philosophie, die überhaupt das Gute, d. h. die Norm und den Maßstab der menschlichen Handlungen, in ihren Bereich zieht, mißt es natürlich nach den Kriterien, die sie für Erkenntniß der Wahrheit überhaupt aufgestellt hat; und eine Lehre, die nur das Eins als Wahrheit gelten läßt, kann also auch das Gute, seine Wahrheit vorausgesetzt, nur als Eins bestimmen; und in demselben Sinne, wie man das System des Xenophanes einen Pantheismus genannt hat, könnte man das des Euklid einen Panagathismus nennen. Doch findet hier allerdings ein dialektischer Unterschied Euklids von den Eleaten Statt, der aus der logischen Selbstständigkeit, welche die Begriffe durch Sokrates erlangten, hervorging und uns der wesentlichste Punct in der megarischen Philosophie zu seyn scheint. Daß in der Namensvielheit des Einen Guten mehr als die bloße zufällige Synonymie, die Diogen. Laert. II. 106. darin sieht, liege, hat auch Hr. R. scharfsinnig gefühlt; wenn er sich aber darüber mit der Andeutung begnügt, „es scheine darin

ein Versuch zu liegen, zu erklären, wie das Wahre, obgleich nur Eins, doch vieles zu seyn scheinen könne" (S. 130.), so kann uns diese vage und aufser Zusammenhang hingeworfene Bemerkung nicht befriedigen. Allerdings war es ein Mittel, die synthetische Form der Urtheile mit der Eleatischen Dialektik zu vereinigen, indem man die Verschiedenheit des Subjectes und Prädicats nur in die Form der äußern Erscheinung und nicht in das Wesen derselben setzte; wie aber hierin eine Bereicherung der Eleatischen Ansicht durch die Sokratische lag, hätte Hr. R. unsers Erachtens deutlicher ausführen müssen. Schon Xenophanes liefs ja sein Eins, in sofern er es zum Inbegriffe aller Prädicate machte, als Vieles erscheinen, nur dafs diese Vielheit in ihrer Unzertrennlichkeit und ewigen Gleichzeitigkeit doch immer wieder auf das Eins hinauslief, und in der abstracten Stellung als Prädicat verharrend, das Eins als einzig wahres Subject übrig liefs; nachdem aber die Prädicate als Begriffseinheiten aufgefaßt in der Sokratischen Schule eine logische Selbstständigkeit erhalten hatten, konnten sie selbst als Subjecte auftreten: das Gute ist Eins u. s. w. Zwar ist dies auch bereits bei Antisthenes der Fall; indem aber dieser durch seine rein identischen Urtheile dem Begriffe kein anderes Prädicat als ihn selber gab, so konnte nimmermehr die Abstufung zwischen Gattungen, Arten und Individuen erzielt werden, auf der die synthetischen Urtheile beruhen; hier zum ersten Male tritt uns ein solches auf dem Wege der abstractesten Dialektik selbst entgegen, die in dem nämlichen Augenblicke, wo sie allen Gewinn der Sokratischen Lebensbeobachtung wieder durch die Eiseskälte ihrer krystallisirten Formen zu zerstören scheint, den ersten Grund zu der Logik legen mufs, die sich denn in Plato und Aristoteles zur Wahrheit der Wirklichkeit entwickelt. Dafs die Einsicht in das Verhältnifs der logischen Einheiten zu ihren Subjecten, auf dem Wege der Eleatischen Dialektik, der einzigen apriorischen, die die griechische Philosophie

hatte, nimmermehr gewonnen werden konnte, wenn man bloß auf das Verhältniß zwischen den Begriffen und der Außenwelt achtete, war natürlich; das erste Verhältniß dieser Art, was jene entdecken konnte, mußte das der Begriffe selbst zu ihrer eignen gemeinschaftlichen Form, dem Eins, seyn. Der Sinn jener megarischen Urtheile ist allerdings zunächst kein anderer, als daß das Eins einzig wahrer Inhalt sey, die Begriffe keinen andern Inhalt als das Eins hätten, und außer demselben an sich bloße Namen seyn; da aber damit keineswegs, wie bei Aristippus, den Subjecten des Oberbegriffs die Möglichkeit, anders als mittelst des Oberbegriffs dem Menschen bewußt und gegenständlich zu werden, abgesprochen, noch die Allgemeingültigkeit auch der Namen als solcher geläugnet war, so kann man behaupten, daß in der megarischen Philosophie die ersten Beispiele eines richtigen Verhältnisses von Subject und Prädicat zum Vorschein kommen, wenn auch noch in so beschränktem Mafse, als es bei der mangelnden Einsicht in das reale Wesen der Begriffe nothwendig war. Denn bei der fortdauernden Verwechslung von Form und Inhalt kann es nicht befremden, auch hier dem Begriffe statt seines concreten Inhaltes das, was eigentlich seine Form ist, als alleiniges Wesen aufgedrungen zu sehn; da jedoch diese Form nicht mehr, wie bei Antisthenes, er selbst, sondern die gemeinschaftliche Form des Eins ist, so ist damit ausgesprochen, daß das wahre Wesen der Begriffe darin bestehe, Formen (*εἶδη*) und Einheiten zu seyn, und dies ist auch der Grund, warum wir bei den Megarikern die erste wirkliche Spur der Ideenlehre finden. Hr. R. hat freilich (Rhein. Museum a. a. O. S. 306 fgg.) gegen Schleiermacher und Deycks in Abrede gestellt, daß unter den *εἰδῶν φίλοις* bei Plato (Sophist. p. 248.) die Megariker zu verstehen seyen; seine Gründe aber genügen uns nicht, namentlich da er nicht nachweisen kann, wer sonst damit gemeint sey. Der Zusatz *ἀεὶ* (p. 246. c) geht nur auf den Gegensatz des Idealismus und Realismus im Allgemeinen, der schon mit den Eleaten anfängt; da

aber diesen die *εἶδη* nicht zugeschrieben werden können, so bleiben von bekannten Secten nur die Megariker übrig, und apokryphischen Ursprungs soll doch eine so wichtige Lehre nicht seyn! Eine Vielheit der Dinge, wie Hr. R. deutet, nahmen allerdings auch jene nicht an; *εἶδη* aber sind auch nicht Dinge, sondern Formen, Begriffseinheiten an sich ohne Inhalt, deren Verschiedenheit, wenn das Eins als ihr alleiniges Wesen galt, immer nur im Namen liegen mußte; das Wahre in der sinnlichen Erscheinung, dessen Nachweisung Hr. R. von den Megarikern rühmt, sind eben nur jene *εἶδη*, die Begriffe in ihrer logischen Abstractheit, dem Veränderlichen als das Bleibende und sich selbst Gleiche entgegengesetzt. Sobald es aber feststand, daß der Begriff, wenn er Subject sey, nur das Eins zum Prädicate haben könne, so war die natürliche Folge, daß er in jedem andern Urtheile bloß Prädicat seyn müsse und zu seinem Subjecte in dem nämlichen Verhältnisse stehe, wie in dem Normalurtheile — wenn wir es so nennen dürfen — das Eins gegen ihn. Synthetische Urtheile als solche konnte freilich die megarische Dialektik noch immer nicht anerkennen; da aber das Wesen des Eins ausschließlich darin besteht, Form zu seyn, und als solche sich in jedem seiner Subjecte ganz wieder zu finden, so konnte sie in der Zusammensetzung desselben auch mit jedem beliebigen Subjecte analytische Urtheile zu bilden meinen, sobald sie nur jede nähere Bestimmung des letztern als bloße Namensverschiedenheit betrachten durfte. Rück-sichtlich anderer Urtheile mußte sie allerdings noch bei den identischen stehn bleiben, wie wir auch von dem Megariker Stilpo hören; doch dürfen wir hier wohl den Unterschied von Antisthenes annehmen, daß sie die quantitative Verschiedenheit zwischen Subject und Prädicat anerkannten und also allerdings zwischen *ἵππος* und *ἰππότης* unterschieden. In der Erzählung bei Diogen. L. II, 119. liegt dies ausdrücklich, indem dort Stilpo den Begriff Mensch dem einzelnen Menschen entgegengesetzt; wenn aber Diogenes daraus schließt, er habe

die *εἶδη* geleugnet, so kann dies nur auf die Leugnung der Realität derselben gehn: da der Begriff Mensch weder dieses noch jenes und doch eben sowohl dieses als jenes Individuum bezeichne, so sey er gar nicht, d. h. nicht real; Hr. R.'s Deutung (Rh. Mus. S. 327.), „Stilpo habe zu zeigen versucht, daß die Arten nichts als leere Abstractionen, von der sinnlichen Erscheinung entnommen, seyen, das Wahre aber für etwas ganz anderes gehalten werden müsse, als das; was auf irgend eine Weise sinnlich nachgewiesen werden könne“ — geht offenbar zu weit, wenn sie die Vielheit der Arten selbst, als Erscheinungen des Eins, weglegt. Aus jener Gleichgültigkeit der Begriffe gegen ihren Inhalt folgte keineswegs die Unwahrheit der Begriffe, sondern vielmehr des Inhaltes, in sofern er von den Begriffen verschieden war; und so weit kamen die Megariker gewiß mit Platon überein; der Unterschied konnte nur darin bestehn, daß Plato, dem großen Schritte zufolge, den er im Parmenides über die Eleatische Dialektik hinaus that, dem Begriffe außer der hohlen Form auch noch einen concreten Inhalt gab und eine Definition nicht nur für möglich, sondern auch für nothwendig hielt; während die megarische Schule, an ihrer abstracten Dialektik festhaltend, alle Uebereinstimmung des Individuums mit dem Begriffe, und folglich sein Wesen und seine Wahrheit nur in den Namen oder das Wort, *ὄνομα*, setzte, und ohne wörtliche Uebereinstimmung auch keine Wahrheit des Urtheils anerkannte. Dies letztere hat Hr. R. a. a. O. S. 322 fg. sehr scharfsinnig in allen seinen Consequenzen durchgeführt, und wir verstehen daher nicht, wie er nichtsdestoweniger in dem vorliegenden Werke S. 142. den Mittelpunkt von Stilpo's Lehre in dem Ethischen suchen und dieses selbst so mißverstehen konnte, daß er das höchste Gut, was Stilpo bekanntlich in die Ignorirung alles Uebels setzte, nicht auf den Menschen selbst beziehen will. Uns dünkt nach jenen logischen Prämissen der Schluss einfach dieser: Da kein Gegenstand etwas anderes seyn kann als sein Begriff, dieser

aber das Eins, mithin das Gute ist, so kann-der Weise, der diese Einsicht besitzt, gar nichts für böse halten; das Schlechte als Gegentheil des Guten, d. h. des Eins, kann gar nicht vorhanden seyn und nicht einmal gedacht werden; wie dieses auch aus den Sophismen des Diodorus Kronos folgte, die Hr. R. gleichfalls sehr gut entwickelt hat. Dagegen ist uns, um dies nur schliesslich noch mit einem Worte zu berühren, die Erklärung, die er von den berüchtigten Trugschlüssen des Eubulides giebt, nicht genügend; am nächsten kommt er noch, wenn er meint, sie seyen gemisbraucht worden, um das vermittelte Denken zu verdächtigen (S. 134.), wie er auch ähnliches von den logischen Sätzen des Euklides selbst „muthmaßt“ (S. 131.); aber für solche Leser, wie sie Hr. R. doch im Ganzen voraussetzen scheint, mußte dies wenigstens klarer ausgedrückt werden. Uns scheint bei denselben allen der Zweck nur der zu seyn, zu zeigen, wie auch die allernatürlichsten und einfachsten Urtheile und Erklärungen, sobald sie nicht rein bei der Tautologie des Subjects und Prädicats stehn bleiben, ja selbst wirklich identische Urtheile, sobald man dabei auf den Sinn, der immer bedingt und relativ bleibt, und nicht bloß auf die Worte sieht, trügerisch seyn können. Was kann unumstößlicher scheinen, als: was ich nicht verloren habe, das habe ich? doch schließt daraus der Sophist, daß ich Hörner habe, weil ich keine verloren; welches Urtheil dünkt gewisser, als daß der Lügner nicht die Wahrheit rede? und doch spricht er wahr, wenn er sagt, daß er ein Lügner sey. Noch weiter geht der „Verhüllte;“ was ich kenne, das kenne ich, ist ein Urtheil, das selbst Antisthenes nicht anfechten würde; geht man aber auf den Sinn, so kann es bestritten werden, indem man mir die Person, die ich kenne, verhüllt zeigt, so daß ich sie nicht kenne; am einfachsten dagegen ist der Haufenschluß und der Kahlkopf, womit weiter nichts gesagt ist, als daß man wohl behaupten könne, daß ein Haufen ein Haufen sey,

eine jede nähere Bestimmung desselben aber zu den größten Absurditäten führen müsse.

Wenn Ref. in Darstellung der Systeme der nächsten Nachfolger des Sokrates weitläufiger gewesen ist, als es den spärlichen Nachrichten, die wir über sie besitzen, und selbst dem geringen Raume, den ihnen unser Hr. Verf. gewidmet hat, angemessen scheinen könnte, so muß er sich damit entschuldigen, daß seine Rüge, die er zu begründen verbunden war, gerade eben diese geringschätzige Kürze traf; über Plato und Aristoteles, denen Hr. R. die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat, kann er sich auf gedrängte Relation und Angabe der einzelnen Punkte beschränken, worin er von demselben abweichen zu müssen glaubt. Daß er der Platonischen Philosophie schon seit längerer Zeit eine eigene Darstellung zu widmen beabsichtigt, hat er schon bei der Anzeige des ersten Bands dieses Werks bemerkt, und hofft demnächst Hand daran legen zu können; darauf muß er die Leser vertrösten, die etwa die näheren Gründe seiner abweichenden Ansicht zu kennen wünschten. Denn leider muß Ref. gestehen, rücksichtlich der Platonischen Philosophie die dort gehoffte Belehrung von Hrn. R. im Ganzen nicht empfangen zu haben; und wenn es auch zu anmaßend wäre, demselben daraus einen Vorwurf machen oder den eigenthümlichen Werth seines Buchs darum herabsetzen zu wollen, weil Hr. R. von andern Principien als er ausgeht, so kann er doch seine Beurtheilung auch nur auf seine Principien gründen, die mannichfachen Mißverständnisse und Schiefheiten der Darstellung, wovon er Hrn. R. nicht freisprechen kann, scheinen ihm daher auf einem doppelten innig verschwi- sterten Grunde zu beruhen: der unmittelbaren Anknüpfung der Platonischen Philosophie an die Sokratische, indem er die übrigen ältern Sokratiker blos episodisch und nicht als nothwendige Zwischenglieder betrachtet; und zweitens der vernachlässigten genetischen Entwicklung dieses Systems, das mehr als irgend

ein anderes der fortschreitenden Geistesbildung seines Urhebers seine Entstehung zu verdanken scheint. In dem letzteren Mangel können wir die Einwirkungen der Schleiermacherischen Ansicht nicht verkennen, die, wie es scheint, noch immer das Studium Plato's an demselben Gängelbände zu halten sucht, an dem es vor einem Vierteljahrhundert seine ersten Schritte auf der Bahn des wissenschaftlichen Lebens that; doch ist er, auch abgesehen davon, nur eine nothwendige Folge des erstern, indem diesem gemäfs Hr. R. die tiefsten Grundlagen von Plato's Ansicht nur da erkennen konnte, wo sie sich am nächsten an die Sokratische Philosophie anschliesst, statt inne zu werden, daß derselbe sie immer tiefer und tiefer zu legen genöthigt war, je mehr es ihm klar ward, daß der Strom, dem die Sokratische Richtung einen Damm zu setzen suchte, sich nicht auf das oberflächliche Spiel der Sophistik in ihrer äußern Erscheinung beschränke, sondern in den innersten Gründen des menschlichen Denkens seine Quellen habe, und wenn man diese nicht abschneide oder ableite, das ganze Gebäude in seinen Grundfesten zu unterwühlen drohe. Freilich bedurfte es zu dieser Einsicht einer ganz andern chronologischen Anordnung und Kritik der Platonischen Werke, als sie durch Schleiermacher in der philologischen Welt Mode geworden ist; im Einzelnen gesteht zwar Hr. R. selbst, daß er „nicht kühn genug sey, den künstlich verschränkten Beziehungen zu folgen,“ durch welche dieser Uebersetzer den verschiedenen Gesprächen ihre Stellen angewiesen habe (S. 178.); doch nimmt auch er nicht nur den größern (?) Hippias und den ersten Alcibiades als unächt (S. 173.), sondern auch den Phädrus „nach einer alten wahrscheinlichen Ueberlieferung“ als vor Sokrates Tode geschrieben an (S. 154.), ohne auch im Geringsten der höchst erspriesslichen Forschungen zu gedenken, die Socher und Stallbaum im entgegengesetzten Sinne angestellt haben; er betrachtet es ferner als gewiß, daß er schon vor seiner Reise mit Pythagorischer Philosophie bekannt gewesen (S. 156.), und be-

raubt sich durch solche unhaltbare Voraussetzungen selbst aller Möglichkeit, Plato's Aussprüche nach der Verschiedenzeitigkeit ihrer Entstehung zu ordnen und zu würdigen. Es ist hier nicht der Ort, die historischen und philologisch-kritischen Grundlagen einer Darstellung des Platonischen Systems weiter zu verfolgen; doch finden sich auch in philosophischer Hinsicht und selbst zwischen den Schriften, über deren Zeitverhältniß kein Zweifel obwaltet, Verschiedenheiten, die eine wesentliche Modification und Objectivirung des Sokratischen Systems im Laufe von Plato's schriftstellerischer Entwicklung beurkunden. Namentlich wollen wir hier nur an die Definitionen der einzelnen Tugenden erinnern, die im Protagoras und den damit zusammenhängenden kleineren Gesprächen noch ausschließlicly als verschiedene Richtungen des Wissens erscheinen, während sie in der Republik bei weitem realer als die Thätigkeiten bestimmt werden, durch welche die einzelnen Theile ihre Stellen im Organismus des Ganzen ausfüllen; woraus augenscheinlich hervorgeht, daß Plato seitdem für das Gute als Mafsstab des Handelns einen weit absolutern Inhalt gefunden haben mußte, als ihn Sokrates in der formalen Bestimmung der Zweckmäßigkeit besessen hatte. Daß dieser Mafsstab die Harmonie ist, kann Niemanden unbekannt seyn, der auch nur den Gorgias mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit gelesen hat; erstere zwar sind wir weit entfernt einem so gründlichen Forscher, wie Hr. R.; absprechen zu wollen; daß es ihm dagegen an letzterer gefehlt hat, entnehmen wir nicht nur aus der gänzlichen Vernachlässigung jenes Begriffs an der Stelle, wo er eigentlich seinen Platz gehabt hätte, S. 424 fg., sondern auch namentlich aus der unrichtigen Auffassung der Idee des Guten überhaupt, die seine ganze Darstellung des Systems mit entstellenden Einflüssen inficirt und selbst noch in dem dritten Bande bei der Vergleichung zwischen Plato und Aristoteles die schiefsten Urtheile hervorbringt. Hr. R. bekennt sich nämlich zu der Ansicht, die er aus Republ. VI. p. 506 fg. herausdeutet,

dafs die Idee des Guten, die Plato dort als Idee der Ideen schildert, die über aller Vernunft und aller Wahrheit stehe und diese selbst erst hervorbringe, nichts anders als die Idee — wie er sich ausdrückt, Gottes sey (S. 275.); Gott ist ihm identisch mit der Gesamtheit der Ideen (S. 347.) und das feste und unveränderliche Gute (S. 463.); die übersinnliche Idee Gottes das Voraussetzungslose und das wahrhaft Seyende als Gegenstand der Dialektik (III, S. 64.), die höhere Einheit, die über dem Wesen und der Vernunft steht (S. 188.), und die Vereinigung dieser beiden (S. 198.); nur durch Gott und in Gott schauend gewinne der menschliche Geist die wahre Wissenschaft (S. 111.) und dergleichen Behauptungen mehr, die kein unbefangener Erklärer aus jener freilich schwierigen Stelle der Republik entwickeln und kein Kenner des Plato durch irgend eine andere bestätigt finden wird. Ref. hat in dem Proömium zu dem diesjährigen Winterkataloge der Marburger Universität die fragliche Stelle in dieser Hinsicht einer nochmaligen genauen Betrachtung unterzogen und glaubt dort — wenn es überhaupt noch dessen bedurfte — aus Tim. p. 28, Phileb. p. 24 fg. u. s. w. nachgewiesen zu haben, wie die Gottheit und die Idee für Plato in zwei gänzlich getrennte Kategorien fallen, die Gottheit und nicht die Idee, die Materie belebt und die Welt erschafft, die Idee ihr vielmehr nur als Muster und Mafsstab dient, und daher für sie so gut wie für den Menschen gegenständiglich ist, dessen Geist sich von dem göttlichen nur durch seine Beschränktheit unterscheidet, aber eben deshalb sich demselben in's Unendliche anzunähern bemüht seyn soll — lauter Lehren, die jeder Leser des Plato als die obersten Sätze seiner Philosophie erkennen mufs; er glaubt sich daher hier mit der einfachen Leugnung aller jener Sätze Hrn. R.'s begnügen zu können; was aber den wahren Inhalt der *ιδέα τοῦ ἀγαθοῦ* betrifft, so hat er dort gleichfalls wenigstens angedeutet, dafs diesen Plato entschiedenem Zeugnissen zufolge in das Eins setzte, dessen Aeußerung in der Mannichfal-

tigkeit der erscheinenden Welt dann eben jene Harmonie ausmacht. Weiter kann er freilich auch hier diesen Punkt nicht verfolgen; er wollte nur an einem Beispiele zeigen, wie Hr. R. durch die Vorurtheile, die er zu seinem Stoffe mitgebracht hat, an der Einsicht in die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie verhindert worden ist; denn dafs in Plato's ersten Gesprächen von dieser Theorie des Eins keine Spur vorkommt, ist eben so gewifs, als dafs sie später den Gipfelpunct seiner ganzen Ansicht ausmachte. Die dialektische Wichtigkeit derselben für die Ideenlehre, wie sie namentlich aus den von Aristoteles über Plato's mündliche Vorträge erhaltenen Nachrichten durch Trendelenburg nachgewiesen worden ist, hat Hr. R. S. 327 fg. nicht übersehen und in ihren verschiedenen Beziehungen im Ganzen treu und richtig entwickelt; indem er jedoch auch hier der Idee des Eins immer die der Gottheit substituirt, beraubt er sich selbst der Vortheile, die er daraus zur Charakteristik des ganzen Systems und namentlich zur Verknüpfung mit dem nächstvorhergehenden der Megariker ziehen konnte. An sich nämlich ist das Platonische Eins kein anderes als das megarische, das ja auch vorzugsweise in der Bestimmtheit des Guten erscheint; in sofern jedoch Plato den Ideen aufser dem Eins noch einen andern Bestandtheil giebt, der bald als *μέγα καὶ μικρόν*, bald als *ἀόριστος δυνάς* bezeichnet wird, giebt er ihnen statt der leeren und todten Form, die sie bei den Megarikern vorgestellt hatten, ein lebendiges und reales Seyn auch aufser dem Eins, in dem sie sich dann zu den Erscheinungen der Aufsenwelt, wie das Eins zu ihnen verhalten können; und so finden sich dann bei ihm zum ersten Male die beiden Extreme, die reinen einfachen Denkformen und die mannichfaltige Aufsenwelt, deren wechselseitige Incommensurabilität die Eleaten und ihre Nachfolger die letztern den erstern zum Opfer zu bringen veranlaßt hatte, versöhnt und vermittelt durch die Begriffe, die von Sokrates zuerst abstrahirten Formen der Aufsenwelt, die durch ihre Theilnahme an dem Eins und

der Vielheit zugleich die Eleatische Wahrheit mit der erscheinenden Wirklichkeit vereinigen. Die Möglichkeit ja Nothwendigkeit dieser Vereinigung hat Plato im Sophisten und Parmenides dargethan, d. h. die logischen Kategorien dafür nachgewiesen; was die Dialektik bis dahin für einen Widerspruch in sich gehalten hätte; zur Verwirklichung derselben aber bedarf er noch immer eines vereinigenden Princip, welches der Geist, und insbesondere der göttliche, dem Anaxagoreischen *νοῦς* entsprechend, ist; denn die Idee als solche, die ewig sich selbst gleiche, stete, ruhige, würde nie das Bedürfnis empfinden, aus sich heraus in die Wirklichkeit zu treten, wenn sich nicht die Hand des Schöpfers ihrer bemächtigte, um der Materie ihr Gepräge aufzudrücken. Allerdings erscheint dies so als ein Act der Willkühr, dessen Nothwendigkeit zunächst nur subjectiv in dem sittlichen Charakter der Gottheit begründet liegt; aber darauf eben beruht das mythische Element des Platonischen Systems, daß es das Verhältniß des Sinnlichen zum Uebersinnlichen zwar formal festzustellen, real aber nur der Phantasie, nicht dem Verstande zu verdeutlichen fähig ist. Wäre die Gottheit die oberste Idee, so wäre die Welterschöpfung ein dialektischer Act, und mit der Freiheit fiel das poetische Moment weg; daher wir uns über diese Vernachlässigung bei Hrn. R. um so mehr gewundert haben, als er im dritten Bande wiederholt das Mythische im Plato der Aristotelischen Nüchternheit entgegensetzt. Was freilich die transcendente Welt betrifft, so scheint Plato hier mehr der pythagoreischen Ansicht gefolgt zu seyn, nach welcher das Eins die unendliche Zweiheit, den Stoff der Ideen, aus sich selbst erzeugt; dafür ist es aber auch in jeder der Ideen wahrhaftig und ganz enthalten, während zwischen den Ideen und den ihnen entsprechenden Dingen der erscheinenden Welt nur ein äußerliches und vorübergehendes Verhältniß der Theilnahme oder Gemeinschaft Statt findet, wogegen die Idee als solche gleichgültig bleibt, und das daher auch den Schein eines Seyns zur Folge

hat. Zu dieser Inconsequenz sah sich Plato gezwungen, weil er noch immer in der Mannichfaltigkeit und Veränderung nur das Unwahre erblickte; und obschon er daher im Parmenides bewies, daß die Kategorien des Eins und der Vielheit sich nicht nur vertragen, sondern auch unzertrennlich verbunden seyn, so bedurfte er doch für das Viele noch immer eines Substrats der Unwahrheit, dessen aller Form widerstrebender Trieb ins Unendliche nur von einer höhern geistigen Macht bis zu einem gewissen Grade gebändigt werden konnte. Denn ganz und für alle Ewigkeit vermag dies selbst der göttliche Geist nicht, wie der Mythos im Politikos deutlich ausspricht, und schon daraus sieht man, daß die Entstehung der geordneten Sinnenwelt nicht das Werk der Idee als solcher ist, wie Hr. R. S. 291 fg. zu entwickeln sucht, da sie sonst eben so nothwendig seyn müßte wie diese; aus den Ideen allein, ohne Hülfe einer ihnen fremden Natur, die sinnliche Welt sich zu erklären, wie Hr. R. will (S. 339.), hat Plato nie versucht. Hr. R. selbst sieht ein, daß bei seiner Auffassung das Böse in der Welt unerklärlich seyn würde; er zieht es daher vor, Platon einen Nothbehelf zur Last zu legen (S. 340.), statt an der Richtigkeit seiner Ansicht zu zweifeln, daß dem Platon das Sinnliche selbst nur als Mittel erscheine, durch welches das Gute in der sinnlichen Welt verwirklicht werden solle (S. 303.). Daß die Macht des Schöpfers selbst die physischen Kräfte, welche die Nothwendigkeit der Natur ausmachen, zwingt, Mittelursachen (*συναιτία*) zu seiner Weltordnung zu werden, ist richtig; daraus folgt aber nicht, daß sie zu diesem Behufe geschaffen seyn müssen; sondern der Schöpfer sucht nur das Schlechte, das er nicht ganz zernichten kann, möglichst zum Besten zu wenden; gerade wie er den Menschen durch die Sinnesorgane selbst zum Uebersinnlichen zurückzuleiten sucht, deren er aber gewiß nicht bedürfte, wenn er nicht durch die Sinnlichkeit dem Höhern entfremdet worden wäre (gegen S. 309.).

Lügen die Mittelursachen und überhaupt die Sinnlichkeit und Sterblichkeit der Natur gleichfalls in dem ursprünglichen Plane der Gottheit, und wären doch, wie Hr. R. S. 305. will, Schuld an der Unvollkommenheit und Schlechtigkeit der Welt, so hätte ja die Gottheit eben sowohl Theil an dem Bösen als an dem Guten, was gegen Plato's ausdrückliche Erklärung Republ. II, p. 379. und an vielen andern Stellen anstößt; vielmehr ist gerade umgekehrt die Welt gegen den Wunsch und die Absicht der Gottheit sinnlich und sterblich, weil die Materie sie stets wieder durch ihr räumlich expansives Streben in's Formlose untergräbt; denn wie Hr. R. es verantworten kann, Plato's ausdrückliche Zeugnisse von der eigenthümlichen ungeordneten Bewegung derselben als eine nur bildliche Vorstellungsweise von der Hand zu weisen (S. 348.), begreifen wir nicht, und finden uns in unserer entgegengesetzten Ansicht um so mehr bestärkt, als wir z. B. S. 389. Hr. R. wiederum genöthigt sehn, Platon einen „nicht leicht zu überwindenden Widerstreit“ aufzubürden, der einzig und allein in seiner Eibildung aus der ganz verkehrten Auffassung der Welt und ihrer Elemente entstanden ist. Unseres Erachtens würde Hr. R. übrigens alle diese Entstellungen, die von einem so gründlichen und redlichen Forscher gar nicht zu erwarten standen, gewiss vermieden haben, wenn er nicht gleich den Ausgangspunct seiner Darstellung falsch gegriffen hätte und statt vom Wissen sofort von den vier Kategorien im Philebus oder von den Elementen der Weltschöpfung ausgegangen wäre und durch Anknüpfung an die megarische Lehre die Geltung und das richtige Verhältniß dieser Grundlagen unbefangen festgestellt hätte. Nur wenn er eine genetische Entwicklung beabsichtigte, durfte er die Sokratische Lehre vom Wissen zu Grunde legen, da Plato allerdings eine geraume Zeit hindurch strenger Sokratiker war, ehe sich ihm durch die wissenschaftliche Kenntniß anderer Systeme ein höheres speculatives Bedürfniß aufdrang. Deutlich zeigen

sich diese Fortschritte, wenn wir die oberflächliche und äußerliche Art und Weise, wie er den Sophisten Protagoras in dem Gespräche dieses Namens persiflirt, mit der ernsten und gründlichen Widerlegung desselben im Theätet vergleichen; man sieht, wie er ursprünglich genug zu thun glaubte, wenn er nur ein Wissen im Gegensatze der Unwissenschaftlichkeit der Sophisten vertheidigte, dann aber einsah, wie auch die Sophisten, in sofern sie Principien aufstellten, ein Wissen, nur freilich ein falsches auf Sinnlichkeit und gemeine Erfahrung gegründetes, einführten, und sich dadurch denn bewogen fand, über Grund und Inhalt der wahren Wissenschaft weiter nachzuforschen, als es selbst durch Sokrates geschehen war. Hatte dieser nämlich gleich eingesehen, daß nur etwas Allgemeines dazu dienen könne, so hatte er doch Grund und Gegenstand getrennt und damit beide mangelhaft gefaßt, diesen als die abstracte Allgemeinheit der Begriffe, denen er jedoch nur formale Geltung gab, jenen als die concrete des großen Weltplanes, dessen Erkenntniß er jedoch dem Menschen nur mit großen Beschränkungen zugestand; Plato vereinigte beides, indem er die Begriffe selbst zum Grunde des Wissens — durch die Wiedererinnerung — und zu Grundlagen des Weltplanes — als Muster der Gottheit selbst — und somit zu dem einzig wahrhaft concreten Seyn machte, zu diesem Ende aber ihnen eine Objectivität und Selbstständigkeit gegen das Wissen einräumte, die sie nur als Ideen, d. h. als wesentlich gesetzte Einheiten realer Bestimmungen, annehmen konnten. Den nähern Beweis müssen wir auch hier wegen beschränkten Raumes dem Kenner Plato's sich selbst zu führen überlassen; doch dürfen wir unsern Lesern nicht verhehlen, daß bei Hrn. R. von allem diesem das gerade Gegentheil steht. Daß dem wahrsten Schüler des „Sokrates das Bestreben um den Begriff der Wissenschaft natürlich seyn mußte,“ und die wichtige Stelle, die der Theätet in dieser Untersuchung einnimmt, sieht er allerdings ein (S. 180.);

indem er aber glaubt, daß in dem negativen Resultate jenes Gesprächs die Sache abgethan sey, schiebt er auch Platon die Lehre unter, daß „der Begriff der Wissenschaft das letzte Maß in allen wissenschaftlichen Untersuchungen sey (S. 182.), wodurch er sich allerdings ganz „auf die Lehre des Sokrates von der reinen Vernünftigkeit als dem letzten Ziele unsers Strebens zurückgeführt“ sehn muß (S. 183.), und auf das trostlose Resultat kommt, nach Plato solle jede Untersuchung nicht ihrer selbst wegen vom vernünftigen Menschen angestellt werden, sondern um kräftiger zu werden in der einen Wissenschaft, die alles umfasse, der Dialektik (S. 185.). Er hat aber dabei ganz übersehn, daß Plato dem Theätet außer dem Sophisten und Politikos noch einen Philosophos folgen lassen wollte, der unstreitig das Positive über Begriff und Gegenstand der Wissenschaft enthalten sollte; leider ist nun dieser nicht zu Stande gekommen; doch besitzen wir andere Stellen genug, worunter das Ende des fünften und das sechste Buch der Republik den ersten Rang einnehmen, um zu zeigen, daß Plato der Wissenschaft allerdings einen andern und höhern Inhalt gab als sie selbst, nämlich jene *ἀσώματα*, die *εἶδη*, die Plato auch in der Stelle, auf die Hr. R. sich beruft, S. 286, als Ziel und Zweck der Dialektik aufstellt und weit entfernt ist, die letztere damit zum Selbstzweck zu erheben; denn wenn „das Verfahren mit den Begriffen“ (S. 266.), wie wir es im Sophisten, Politikos u. s. w. sehn, für Plato die wahre Wissenschaft und nicht blos der Weg zu derselben wäre, in welche spanische Stiefeln hätte sich dann Plato's göttlicher Geist geschnürt! Daß die Dialektik nur Propädeutik für den Philosophen ist, lehrt Republ. VII. aufs Deutlichste.

(Der Beschlufs folgt.)

*Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.*( *Beschlufs.* )

Es ist dies keine „leere Trennung“ des Wissens von seinem Inhalte, sondern keine andere, als die zwischen der Kraft und dem Objecte ihrer Thätigkeit Statt findet; die Wissenschaft gehört dem Geiste, dem *νοῦς* an, dessen Trennung von dem *νόητόν*, der Form, im Philebus und anderswo auf's Entschiedenste ausgesprochen ist; Hr. R. aber, der dieses, wie bereits bemerkt, ganz vernachlässigt hat, kommt auf seinem Wege nun ganz consequent zu der Behauptung, daß der höchste Geist, die Gottheit, dem als solchen die vollkommenste Wissenschaft eigen ist, auch der höchste Gegenstand der Wissenschaft, das ewige und unwandelbare Seyn (S. 190.), also, wie wir oben gesehn, die Idee der Ideen sey. Belege dafür giebt er keine; denn alle Stellen, die er citirt, gehn einzig auf das ewige Wesen, die Idee, und daß diese mit der Gottheit Eins sey, ist ein reines Vorurtheil, über dessen Ungrund wir schon oben gesprochen haben. Es ist ein wahrhaft unheimliches Gefühl für jeden, der Plato kennt und liebt, Hr. R. in dem fixen Wahne, daß Seyn und Erkennen bei Plato identisch sey, alles verdrehen und verzerren zu sehen, so daß uns die herrlichsten Schöpfungen des großen Weisen als gespenstige Schemen vorgaukeln! Auch die Seele soll eine Idee sey (S. 316.), und daraus folgt denn natürlich, ganz gegen Plato's Ansicht, daß alle Seelenthätigkeit als solche einen wahren Inhalt hat, und selbst die Sinnlichkeit ein wenn auch unvollkommenes Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit ist (S. 309.). Hr. R. beruft sich hier namentlich auf die Wiedererinnerung (vergl. S. 471.); aber würde diese Statt finden können, wenn der Geist nicht schon früher in seinem außersinnlichen Zustande

die Ideen kennen gelernt hätte, und geschieht sie nicht vielmehr trotz der Sinnlichkeit als durch dieselbe? Wenigstens kann es ihr nicht zum Verdienste angerechnet werden, wenn sie im Dienste der Vernunft das wieder gut machen hilft, was sie durch ihre selbstständigen Einflüsse verdorben hat, und Plato spricht dies auch so deutlich aus, daß Hr. R. sich nicht anders helfen kann, als daß er seine desfallsigen Aeußerungen für „eine mythische Vorstellungsweise“ erklärt, „die zu positiveren Bildern geführt habe, als die Wahrheit der Platonischen Ansicht vertrage,“ und ihnen „einige Uebertreibung“ vorwirft, die man nur ihrer rednerischen Haltung anzurechnen und sich davon nicht schrecken zu lassen habe“ (S. 308.). — Ref. gesteht, daß er die Stirn nicht hat, einem großen Denker in's Gesicht den lebendigen Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung für rhetorische Declamationen und Uebertreibungen zu erklären! Daß die ganze Darstellung des Systems nach solchen Principien statt des objectiven Charakters, der ihm eigenthümlich ist, einen rein subjectiven annehmen muß, leuchtet ein; nachdem Hr. R. den Kampf Plato's gegen die Sophisten gut, vielleicht nur zu ausführlich entwickelt hat (S. 227 bis 256.), geht er, um Plato's Dialektik zu schildern, statt zu den Ideen, zu der Empfindung über, um sich erst durch die Psychologie den Weg zu der Lehre vom Seyn und Werden zu bahnen, und ist nicht ohne Grund selbst gleichsam befremdet, damit urplötzlich mitten in seinen logischen oder dialektischen Untersuchungen auf den Kern der Platonischen Philosophie, die Ideenlehre, zu stoßen (S. 267.). Hier faßt er nun begreiflicher Weise Alles, was irgend Gegenstand der Seelenthätigkeit seyn kann, unter dem Worte Idee zusammen; denn „woran,“ sagt er selbst S. 271, „hätte wohl Plato gemeint, daß eine wissenschaftliche Forschung sich nicht knüpfen lasse? worin wäre seiner Ansicht nach nicht etwas Wahres zu finden?“ und so legt er denn nicht nur den Untugenden und allen negativen Begriffen überhaupt, sondern auch selbst dem Sinnlichen und dem

Werden, ja den Einzelwesen Ideen bei (S. 268 — 271. vergl. Bd. III, S. 123.). „Selbst die Ideen, welche ein Einzelnes, wie eine Seele oder einen Menschen, bezeichnen, umfassen in sich eine Sammlung sinnlicher Vorstellungen,“ heisst es S. 292, und sonach soll das Sinnliche, das Plato den Ideen entgegengesetzt, nichts anders als jene Vielheit seyn, die nach dem Parmenides mit dem Eins nothwendig verbunden ist; in sofern nun aber doch jede von diesen sinnlichen Vorstellungen, d. h. den Attributionen des Subjectes, wieder auf einer Idee beruht, kommt Hr. R. sehr in's Gedränge, aus dem er sich nicht anders zu helfen weifs, als indem er „noch manche andere Bezeichnungsweisen“ annimmt, wornach es sich ihm dann endlich ergiebt, dass wir auch (!) „das Sinnliche betrachten müssen als eine Mischung verschiedener Ideen, welche zusammen ein Wesen bilden“ (S. 296.) und dies „die Art der sinnlichen Empfindung“ sey, dass sie „die Ideen nicht unterscheide, sondern mit einander gemischt erblicke,“ also das Sinnliche nur eine Vermischung der Ideen unter einander ist (S. 297, vgl. S. 328 fg.). Hr. R. beruft sich hier auf Republ. V. p. 475. e, um ein Theilhaben der Ideen unter einander (*ἀλλήλων κοινωνία*) zu beweisen; ein solches kann aber Platon doch wohl kein anderes seyn, als eine solche ewige unzertrennliche Verbindung, wie er sie im Phädon p. 104 fg. zwischen Seele und Leben, Feuer und Wärme u. s. w. annimmt, keine zufällige und vergängliche, wie sie gerade den Charakter der Sinnenwelt ausmacht; diese empfängt zwar alle ihre Bestimmtheiten durch die Theilnahme an den Ideen, und in sofern kann man wohl sagen, dass in allen Erscheinungen Ideen enthalten seyen, aber nicht als solche, sondern nur wie der Körper auch in seinem Spiegelbilde enthalten ist. Nicht die Ideen selbst, die *ἀμιγῆς καὶ εἰλικρινῆς οὐσία*, sind es, die sich in der Sinnenwelt durchdringen, sondern nur ihre Abbilder, *ὁμοιώματα*, in welchen das Seyn der Ideen durch ein ihm entgegengesetztes Nicht-seyn zu einem Anders-seyn modificirt ist, dem zwar die objective

Wahrheit der Ideen im Hintergrunde liegt, an sich aber nur die subjective des Scheins und der Relativität zukommt; das Nicht-seyn aber ist die Materie, die der Spiegelfläche entspricht und weder durch die Vernunft noch durch die Sinnlichkeit erkannt, sondern nur durch ein approximatives Rasonnement (*λογισμῶ νόθῳ*) gefasst werden kann. Dafs sich freilich Hr. R. dieses Elementes mit Gewalt ent schlagen will, haben wir oben schon erinnert, aber auch unsere Gegenbemerkungen gemacht; und wenn er die Erscheinungen, die wir in Plato's Sinne nur durch die Annahme eines solchen Dualismus erklären zu können glauben, so zu erklären sucht, dafs es in der Eigenthümlichkeit der sinnlichen Empfindung, deren Gegenstand die Sinnenwelt ist, liege, ihren Gegenstand nur relativ aufzufassen, so können wir uns gegen eine solche Verdrehung zum Subjectiven nur aufs Bestimmteste verwahren; gerade umgekehrt, weil die Relativität Charakter der Sinnenwelt ist, kann die dieser entsprechende Seelenthätigkeit ihren Gegenstand auch nur von jener Seite auffassen.

Soviel hielten wir zu erinnern für Pflicht, um den unrichtigen Vorstellungen, die dieses in so vielen Rücksichten treffliche Werk durch seine übrigens wohlverdiente Auctorität bei dem Plato's unkundigen Leser hervorbringen könnte, nach Kräften entgegen zu wirken; mit aufrichtigem Bedauern werden wir gewahr, dafs die Menge von Irrlehren, die wir zu bekämpfen hatten, uns den Raum, den wir so gern auch den Lichtseiten desselben, namentlich der trefflichen Charakteristik der Aristotelischen Philosophie gewidmet hätten, gänzlich versperrt hatten; da inzwischen diese Anzeige auf allen Fall nur den Zweck haben könnte, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Buch selbst zu richten, so können wir es hier bei dem einfachen Anerkenntnisse des Fleisses und der dialektischen Schärfe bewenden lassen, die Hr. R. namentlich auf die erste Hälfte des dritten Bandes — von der andern handelt schon der Anfang dieser

**Anzeige** — verwendet hat. Doch ist auch unsere Polemik weit entfernt, dem Buche Leser entziehen zu wollen; selbst in dem, was Hr. R. über Plato sagt, wird nicht nur die Consequenz, mit der er seine Ansicht durchführt, sondern auch manche einzelne schöne und richtige Auffassung den denkenden Leser ansprechen; und ist es uns nur gelungen, von blinder Annahme seiner Darstellung abzuhalten und durch Andeutung der Möglichkeit einer diametral verschiedenen zum Selbstforschen anzureizen, so ist unser Zweck erreicht.

K. Fr. Hermann.

---

Nürnberg, bei Heinrich Haubenstricker: *Ueber die Erkenntniß und Heilung der Rückgratsverkrümmungen mit Lähmung, vorzüglich der Füße, von Dr. Benedikt Christian Vogel, ordentlichem Professor der Arzneikunde und Botanik auf der vormaligen Universität Altdorf. 1832 gr. 8. VI u. 227 S.*

Der Hr. Verf. vorliegender Schrift, dem ärztlichen Publikum vorzugsweise durch seine „Sammlung schwieriger medicinischer und chirurgischer Fälle für die praktische Heilkunde“ bekannt, wollte in einer Monographie die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen über die Krankheiten des Rückrates mittheilen. In seinem 78sten Jahre begann er diese Arbeit, merkte aber bald, daß zur Vollendung eines so umfassenden Werkes, in welchem sämtliche Rückgratskrankheiten abgehandelt werden sollten, seine noch übrige Lebenszeit nicht zureichen möchte; weshalb er sich blos auf eine Abtheilung derselben, nämlich die Rückgratskrümmungen mit Lähmung meist der unteren Extremitäten beschränkte. In der Einleitung spricht der Hr. Verf. von der Wichtigkeit des Rückenmarks für den thierischen Organismus; berührt kurz einige deshalb angestellte Versuche; macht darauf aufmerksam, wie Manches hier noch näher zu erörtern; was in physiologischer und pathologischer Hinsicht geschehen sey; bestimmt den Sitz der Krank-

heit; führt die wichtigsten Symptome und die Ursachen u. s. f. und giebt im Allgemeinen die Behandlung des Leidens an.

Darauf folgt eine Beschreibung der Rückgratssäule mit ihren Bändern, Muskeln, Schlag-, Blut- und Saugadern, den Schleimbeuteln, dem Rückenmarke und den daraus entspringenden Nerven u. s. w., welche der Sömmering'schen Anatomie fast wörtlich entlehnt ist, und deshalb hier leicht hätte übergangen werden können. Daran schließt sich eine nähere Bestimmung des Rückenmarks in physiologischer Hinsicht oder in Betreff seines Antheils am thierischen Leben.

Im pathologischen Abschnitte erhalten wir die Angabe der Diagnostik der Rückgratskrümmung mit Lähmung zumal der untern Extremitäten. Hier wäre zu wünschen gewesen, daß der Hr. Verf. die mit diesem Uebel zu verwechselnden Krankheitsformen und den Weg, diese genau zu unterscheiden, genau angegeben hätte.

Das Ergebniss der Leichenöffnungen bei Buckeligen ist mit vielem Fleisse zusammengetragen. — Ziemlich vollständig sind die Ursachen angeführt. Ueber die Prognose geht der Hr. Verf. kurz weg. Bei dem Heilverfahren wird nichts Neues mitgetheilt.

Die angehängten sechs Krankheitsfälle beurkunden den umsichtigen Praktiker.

Sehr entbehrt man im Werke die Angabe der Symptomengruppe im Allgemeinen und die Angabe der Symptome nach der Verschiedenheit des Sitzes und der einzelnen Stadien, worauf sich ein rationelles Verfahren leicht basirt hätte.

Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Hr. Dr. Osterhausen in Nürnberg, der nach dem Tode des Hrn. Verfs. das Manuscript, welches schon vor dem Jahre 1825. in's Reine geschrieben war, zum Drucke beförderte, die neuern Leistungen in Bezug auf die fragliche Krankheit in einem Anhange nachgetragen hätte

Dies wäre keine schwere Arbeit gewesen, da erst kurz vor dem Drucke der Vogel'schen Schrift M. Jäger's vor-  
treffliche Monographie über „die Entzündung der Wir-  
belbeine, ihre Arten und ihr Ausgang in Knochenfrass  
und Kongestionabscefs“ erschienen war.

Dr. Fr. Ludw. Feist.

---

*Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum phy-  
sischen Leben; oder Grundzüge zu einer Physiologie des Den-  
kens. Für Aerzte, Philosophen und Menschen im höheren Sinne des  
Wortes. Von Ph. Karl Hartmann, Doctor u. öffentl. ordentl.  
Professor der Medicin an der Univers. zu Wien. Zweite, vom Verf.  
selbst vermehrte Auflage. Wien. 1832. XXVIII u. 365 S. 8.*

Obgleich durch die schon i. J. 1819. erschienene  
erste Auflage dieses trefflichen Werkes eine bestimmte  
Ansicht über dasselbe schon längst feststehen möchte,  
so scheint es dennoch angemessen, bei Gelegenheit  
dieser zweiten Auflage, die Aufmerksamkeit von Neuem  
darauf hinzulenken und es einer neuen Beurtheilung zu  
unterwerfen. Der Gegenstand, der hier zuerst in einer  
umfassenden Darstellung abgehandelt worden, ist zu  
wichtig und zu schwierig, als dafs nicht eine oft wie-  
derholte Besprechung desselben und von verschiedenen  
Gesichtspunkten aus von immer neuem Interesse seyn  
sollte. Rec. aber fühlte sich um so mehr aufgefordert,  
über dieses Werk sein Urtheil abzugeben, als er, bei  
allen grofsen Vorzügen desselben, doch im Ganzen für  
seine Ansicht über das Verhältnifs zwischen Leib und  
Seele, volle Befriedigung nicht finden konnte. So sehr  
er die Gründlichkeit der empirischen Forschung, die  
Sorgfalt und die Umsicht des Urtheils anerkennen mufs,  
so vermifst er doch einen höheren philosophischen Stand-  
punkt, der über das ganze Verhältnifs einen sicheren,  
klaren Blick verbreiten sollte. Keineswegs werden von  
diesem höheren philosophischen Standpunkt etwa tie-  
fere metaphysische Aufschlüsse über das Wesen der Seele  
erwartet, noch weniger sollen damit noch weitere An-

sprüche an die Behauptung der Unabhängigkeit des Geistes von dem Körper gemacht werden, als hier geschehen ist. Rec. ist sich der Grenzen des philosophischen Erkennens in Ansehung des ewigen Seyns des Geistes und der darin begründeten sittlichen und religiösen Elemente wohl bewußt; ja er wünscht vielmehr, daß diese Grenzen in dem vorliegenden Werke noch schärfer beachtet worden wären, als es geschehen, und daß somit die Fragen um die Unsterblichkeit und Freiheit des Menschengeistes in diese Sphäre gar nicht hereingezogen worden wären. Denn eben dies möchte als Hauptfehler in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist in diesem Werke zu betrachten seyn, daß es mit dem Verhältniß zwischen Natur und Idee, zwischen endlichem und ewigem, zwischen nothwendigem und freiem Seyn des Menschen verwechselt wird, während es rein innerhalb des Gebietes der Natur selbst zu halten, und hier nur als Verhältniß zwischen äußerer und innerer Natur zu fassen war. Es kam nur darauf an, zu zeigen, daß körperliches und geistiges Menschenleben als zwei nothwendig subjectiv getrennte, durch keine Theorie oder Erklärung vereinbare, Ansichten der Natur zu betrachten und wissenschaftlich zu behandeln sind; statt dessen aber ist der Verf. bemüht, das Geistesleben als eine über die Natur überhaupt hinausragende, freie Kraft oder Thätigkeit zu behaupten, indem er darin sittliche Freiheit und Unsterblichkeit der Seele sichern zu müssen wähnt. Dies ist aber ein Mißverständniß: dafür kömmt es auf Behauptung einer über die Natur überhaupt, über innere wie äußere Natur sich erhebenden, idealen Ansicht von dem ewigen, vollendeten Seyn an, während die Abhängigkeit des Seelenlebens von dem Körperleben, wie weit man sie auch materialistisch ausdehnen möge, diese Fragen gar nicht berührt, denn dafür kömmt es darauf an, die Ansicht von der Materie selbst, also auch die materialistische Ansicht von der Seele, als eine subjectiv beschränkte und für das Seyn an sich ganz ungültige darzustellen.

Diese Bemerkungen werden in der genauern Betrachtung des Gangs der hier geführten Untersuchungen ihre Bewährung finden.

Schon auf den ersten Seiten (S. 3 fg.), wo der Verf. die zu lösenden Probleme vorläufig angiebt, stellt er psychische und physische Thätigkeit wie Ideales und Reales gegenüber, und leitet daraus, jenachdem das Geistige (= Ideale) oder das Körperliche (= Reale) als der Grund oder der Ursprung gedacht wird, die Systeme des Idealismus und Materialismus ab, deren Vereinigung theils durch absolute Identität, theils durch Dualismus vorgestellt wird. Hier treffen wir also schon auf jene Verwechslung des Geistigen mit dem Idealen, so wie des Materiellen mit dem Realen. Dann folgt eine Uebersicht der psychischen Thätigkeiten, die er unter dem Begriff des Denkens zusammenfaßt, an deren Schluß die hauptsächlichsten Thatsachen zusammengestellt werden, in denen sich ein Wechselverhältniß zwischen Körper und Geist zeigt. Ehe nun aber zu der Erklärung dieses Wechselverhältnisses in der 2ten Abth. geschritten wurde, wäre eine psychologisch-kritische Untersuchung über die Art, wie wir körperliche und geistige Erscheinungen erkennen, zu wünschen gewesen, woraus sich im Voraus Grundsätze über die Möglichkeit einer Erklärung dieses Verhältnisses, namentlich über die Möglichkeit der Anwendung von Causalitätsgesetzen auf dieses Verhältniß, ergeben haben würden. Statt dessen setzt der Verf. ohne alles Bedenken ein Causalverhältniß voraus, und sucht in seinen folgenden Untersuchungen nur näher zu bestimmen, wie weit dieses Causalverhältniß reiche und wie weit eine Unabhängigkeit des Geistes behauptet werden könne.

Daher beginnt der Verf. diese Untersuchungen in der 2ten Abth. sogleich mit der Frage: durch welche Organe wird das Denken des Menschen vermittelt? Ohne vorher gefragt zu haben, ob es Organe sind, durch welche es vermittelt wird und ob es überhaupt nur vermittelt wird. Mit Recht konnte

allerdings der Verf., einmal die Gültigkeit der Frage angenommen, als entschieden durch die Erfahrung voraussetzen, daß es das Nervensystem, und für die höhern Thätigkeiten des Denkens insbesondere das Gehirnsystem sey, welches jene Vermittlung ausführt. Wie wenig aber aus der Anatomie und der chemischen Zerlegung der Nerven und des Gehirns Licht auf die Physiologie des Denkens falle, dies ist das Resultat der hieran geknüpften Untersuchungen des Verfs. Er fragt nun weiter: was und wie wirken die Organe des Gehirn- und Nervensystems zu jeder einzelnen Denkverrichtung? Zur Beantwortung dieser Frage wird erst eine genauere physiologische Untersuchung über das Leben des Nervensystems vorausgeschickt, worin der Verf. nach gesunden Grundsätzen der Naturphilosophie die alten und neuen Hypothesen von einem Centraltheile, der das Leben allein enthalte und einer von der Materie verschiedenen Lebenskraft in den Nerven abweist, das Leben auf ein bestimmtes Verhältniß der Wechselwirkung zwischen den allgemeinen Naturkräften, die mit den Stoffen Eins sind, zurückführt. Das eigenthümliche Nervenleben setzt er in die vorherrschende Expansivkraft in dem thierischen Organismus, dem als vorherrschende Attractionskraft das System des Zellgewebes entgegensteht und deren Zusammenwirken das Leben des Muskelsystems bildet. Die Thätigkeiten des Nervenlebens sind, abgesehen von den bloßen Vegetationsverrichtungen für die Erhaltung ihrer selbst und des Organismus überhaupt, theils Empfindung theils Muskelbewegung. Hierauf wird der Antheil des Nervenlebens an einzelnen Geistesthätigkeiten mit einer außerordentlichen Vorsicht und Genauigkeit dargestellt und demgemäß werden die Grenzen zwischen körperlicher Mitwirkung und Selbstständigkeit des Geistes festgestellt. Mit einer unwiderleglichen Schärfe zeigt hier der Verf. zuerst, daß selbst die Sinnesanschauungen, in denen sich der Geist am sichtbarsten in der Abhängigkeit von körperlichen Bedingungen zeigt, doch durchaus nicht

allein aus Nerventhätigkeiten erklärt werden können, indem Aufmerksamkeit, Verdeutlichung der Empfindungsbilder und Aufnahme derselben in die Einheit des Bewusstseyns, welche zu jeder Sinnesanschauung nothwendig gehören, eine selbstständige, von den Nerven unabhängige Thätigkeit des Geistes dabei voraussetzen. Allein den eigentlichen Grenzpunkt zwischen äußerer und innerer Natur scheint der Verf. schon hier übersehen zu haben, da er es nicht berührt, wie schon die Empfindung ganz für sich, abgesehen von den fernern Thätigkeiten der geistigen Selbstständigkeit in der Aufmerksamkeit, dem Bewusstseyn u. s. w., wodurch die bloße Empfindung zur Anschauung, zur Erkenntniß wird, als ein rein innerer, geistiger Zustand zu fassen ist, der aus äußeren, körperlichen Wirkungen durchaus nicht erklärbar ist. Denn wie sollte es wohl erklärbar seyn, wie ein Zustand der von Außen gereizten Nerven auch zugleich ein Zustand des Geistes sey? wie z. B. eine Affection des Sehnerven durch Lichtstrahlen innerlich im Geiste als Farbe angeschaut, oder eine Erschütterung des Trommelfells und der innern Gehörnerven durch Luftschwingungen als Schall vernommen werde? Der gereizte Sehnerv oder der zitternde Gehörnerv ist doch wohl noch nicht Farbe oder Schall: hier kann nur eine Selbstthätigkeit des Geisteslebens in der schärfsten Trennung von aller materiellen Einwirkung, als gültiger Erklärungsgrund für die allergeringste, scheinbar passivste Thätigkeit des Geistes zureichen.

Dieser Gesichtspunkt ist noch mehr bei der Einbildungskraft verfehlt. Die Frage: ist die Einbildungskraft in ihrer Aeußerung an den physischen Organismus gebunden? müssen wir natürlich mit dem Verf. mit Ja beantworten. Wenn aber dann der Verf. sogleich zu fragen fortfährt: durch welche Organe? so muß ihm eingewendet werden: warum Organe? Giebt es denn kein anderes Bedingteyn geistiger Thätigkeit durch körperliche als durch Organe? Wir müssen namentlich für die Einbildungskraft alle körperliche Organe durch-

aus abwenden und diese überhaupt lediglich auf die durch sinnliche Anregung unmittelbar bedingte geistige Thätigkeit, also insbesondere die sinnliche Anschauung beschränken. Der Verf. läugnet nun zwar ebenfalls das Daseyn besonderer Organe für die Thätigkeiten der Einbildungskraft allein, er behauptet aber doch, daß jedem äußeren Organ der Sinne und der willkürlichen Bewegung ein inneres Nervenorgan entspreche, wodurch es möglich werde; daß diese äußeren Anschauungen und willkürlichen Thätigkeiten auch innerlich durch die Einbildungskraft vorgestellt werden. Wozu aber, fragen wir, bedarf es wieder neuer körperlicher Organe, um ein innerlich fortgesetztes Spiel von geistigen Thätigkeiten zu erklären? Ist einmal durch sinnliche Anregung die geistige Thätigkeit geweckt, warum sollte sie sich nicht innerlich, ohne jedesmalige neue Anregung, fortbewegen und wiederholen können? Man muß die Idee von der Lebenseinheit des Seelenlebens, vermöge welcher alle geistige Thätigkeiten in einem Wechselverhältniß innerer gegenseitiger Anregung stehen, verkennen, wenn man dafür für nöthig hält, eine jedesmal erneuerte sinnliche Organerregung vorauszusetzen. So wird das ganze Gesetz der s. g. Ideenassociation aus einem psychologischen in ein physiologisches verwandelt, indem die Verbindungen, in welche die Vorstellungen untereinander in Rücksicht ihrer gegenseitigen Wiedererweckung stehen, nicht in inneren Verhältnissen zur Lebenseinheit, sondern in physischen Verbindungen der Nervenorgane untereinander bestehen. Schwerlich wird sich diese Ansicht gegen den Vorwurf einer materialistischen Erklärung rechtfertigen können. In Ansehung des Gedächtnisses z. B. verwirft der Verf. zwar, ohne Zweifel mit Recht, die Erklärung desselben aus bleibenden Eindrücken auf die Substanz der Gehirnnerven; wenn er selbst aber dasselbe aus Dispositionen der Gehirnnerven zur Wiederholung gewisser Bewegungen, Schwingungen oder Spannungen, die aus den vorher gemachten Eindrücken übrig bleiben, erklärt, so ist auch

dies wohl materialistisch erklärt. Oder wenn er die Zustände der Gewöhnung, z. B. beim Erlernen von Fertigkeiten, wie das Lesen, Clavierspielen u. dgl., wo eine Reihe von Thätigkeiten nach öfterer Wiederholung, nur unwillkürlich, mechanisch aufeinander folgen, aus einer durch öfteres Zugleichgeschehen bewirkten physischen, organischen Verbindung der verschiedenen dafür erforderlichen Organthätigkeiten erklärt, so ist dies wieder materialistisch erklärt. Eine rein psychische Erklärung dieser Erscheinungen aus der Lebenseinheit aller geistigen Thätigkeiten, wonach jede Thätigkeit mehr oder weniger alle andern mit anregt, und diejenigen zunächst und am stärksten, welche durch Gleichzeitigkeit oder Aehnlichkeit mit ihr schon näher zu Einer Lebensthätigkeit verbunden waren, schließt jedoch keineswegs eine Mitwirkung der Nerventhätigkeit aus; nur darf man diese nicht gleich zu der von Organen machen, so daß das Bild der Einbildungskraft erst durch die innere Organempfindung zugeführt würde, die Einbildungskraft also eigentlich nur eine innere Receptivität, das Einbilden ein inneres Wahrnehmen wäre; sondern nur so, daß die Nerventhätigkeit im Allgemeinen als Bedingung der Thätigkeit der Einbildungskraft gedacht wird, in derselben Weise, wie jede geistige Thätigkeit, auch die höchste, als Thätigkeit durch Nerventhätigkeit bedingt ist. Es genügt daher keineswegs für die Selbstständigkeit der inneren Natur, wenn der Verf. dann noch einen Theil der Thätigkeiten der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, nämlich die willkürliche Affection des innern Organs, die Aufnahme der Bilder in das Bewußtseyn, und die Reflexion über die wirkliche Vergangenheit der Gedächtnisbilder, der Selbstständigkeit des Geistes bewahrt.

Am meisten aber muß Rec. sich gegen den Verf. erklären in der Beurtheilung derjenigen Geistesthätigkeiten, die er „höhere Erkenntnisvermögen“ nennt, und worunter er Verstand, Urtheilskraft und Vernunft begreift, womit wir zugleich die Theorie von dem Be-

wufstseyn und dem Willen verknüpfen können. Der Verf. scheint hier den Brennpunkt für den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus zu erblicken, und erklärt sich einseitig für den Spiritualismus, der in diesem Sinne eben so unhaltbar ist, als der Materialismus. Er glaubt an dieser Stelle vorzüglich für das Wesen des Geistes, für Vernunft, Freiheit und Unsterblichkeit kämpfen zu müssen, und bietet daher alle seine Kräfte auf, um für diese höheren Geistesvermögen eine völlige Unabhängigkeit von körperlichen Bedingungen zu erstreiten. Allein um diese höheren Interessen des Ewigen und Freien handelt es sich hier ganz und gar nicht; Freiheit und Unsterblichkeit, Glaube und Sittlichkeit sind nicht im mindesten gefährdet, man mag den Einfluß des Körpers noch so weit auf den Geist ausdehnen, da hier doch immer nur von dem Geist die Rede ist, in sofern er in der Erscheinungswelt thätig wird, in sofern er Gegenstand der Natur und Erfahrung wird, dessen wahres ewiges Seyn hingegen darüber hinaus nur in einer über die Natursicht überhaupt erhabenen idealen Weltansicht gesichert werden kann. In der Natur und Erscheinungswelt läßt sich Freiheit und Ewigkeit des Geistes überhaupt nicht behaupten, und diese würden eben so gut durch eine innere, psychische, als durch eine äussere, materielle Naturnothwendigkeit und Endlichkeit vernichtet werden.

Der Verf. zeigt nun allerdings ganz richtig gegen den Materialismus, daß die Einheit der Vernunft und die Einheit des Bewußtseyns, welche das Mannichfaltige in der Einheit denkt und zusammenfaßt, aus Organen der Nerven durchaus nicht erklärt werden könne, und führt dies sehr scharf hauptsächlich in dem Trilemma durch, daß diese Einheit in der Vielheit entweder durch eine Vielheit von Organen, oder durch ein Centralorgan, welches wieder entweder ein Inbegriff vieler Organthätigkeiten, oder ein Indifferenzpunkt des Zusammenflusses aus vielen wäre, vermittelt seyn müßte. Eine Vielheit von Organen, also auch ein Centralorgan als Inbegriff

vieler Thätigkeiten, könnte aber keine Einheit, und ein Centralorgan als Indifferenzpunkt keine Vielheit von Thätigkeiten der Vernunft und des Bewußtseyns erklären. Ferner Freiheit des Willens kann nicht aus nothwendig bestimmten Nerventhätigkeiten erklärt werden. So weit kann man dem Verf. ganz recht geben. Es giebt für diese höheren Thätigkeiten des Geistes keine Organe und kein höchstes sie vereinigendes Organ in den Nerven. Aber nun behauptet er auch weiter: Zur Aeußerung der Thätigkeiten des höheren Erkenntnißvermögens und des Bewußtseyns bedarf es durchaus keiner Mitwirkung der Nerven, sie sind in ihrer Thätigkeit weder an den Raum noch an die Zeit gebunden, sondern sind ihrem Wesen nach frei und Einheit ist ihr Gesetz. Wohl! ihrem Wesen nach sind sie frei, aber sind sie denn thätig, werden sie zur Erscheinung ihrem Wesen nach? Ist nicht jede Thätigkeit der Vernunft, des Verstandes und der Urtheilskraft, jeder Act des Bewußtseyns und des Willens an die Bedingung der Zeit gebunden, da er in einer Zeit erscheint, eine Zeit lang dauert, und mit einem beschränkten Grad von Kraft in der Zeit entsteht, wächst und wieder verschwindet? Ja, ist sie nicht auch mittelbar an die Bedingung des Raums gebunden, in sofern sie sich in Körpern und zunächst in den willkührlichen Bewegungen des eigenen Körpers wirksam erweist? Man würde alle Gesetzmäßigkeit der innern Natur, alle psychologischen Gesetze vernichten, wenn man die Bedingung der Zeit für geistige Thätigkeiten hinwegleugnen wollte. Der Verf. will und kann allerdings nicht die Thatsache leugnen, daß die Entwicklung des Gehirns durchaus parallel laufe mit den Thätigkeiten des höhern Erkenntnißvermögens, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft. Je vollkommener das Gehirn entwickelt, je ungestörter es in seinen Functionen thätig ist, desto vollkommener kommen auch diese Erkenntnißthätigkeiten zur Erscheinung. In dieser Rücksicht weist er mit vollem Rechte den voreiligen Schluss mancher Physiologen aus dieser Erscheinung ab, daß es gerade bestimmte Organe der

Nerven seyen, von denen dieser Parallelismus bestimmt ist. Aber warum nicht eine andere Vermittlung durch Nerven? Der Verf., in der Meinung, dadurch das Wesen der Freiheit des Geistes sichern zu müssen, behauptet, zur Aeufserung dieser höheren Erkenntnißvermögen bedürfe es durchaus keiner unmittelbaren Mitwirkung, sondern nur in sofern sie in ihren Thätigkeiten von den niederen Erkenntnißthätigkeiten, von Sinn, Einbildungskraft, Gedächtniß u. s. w. abhängig seyen, in sofern seyen sie — mittelbar — auch durch die Nerven bedingt, an welche jene gebunden sind. Bezeichnend ist dafür besonders folgende Stelle (S. 217 fg.): Die höheren Erkenntnißvermögen (Verstand, Urtheilskraft und Vernunft) „sind ihrem Wesen nach das Werk einer, von dem organischen, d. h. an bestimmte materielle Formen gefesselten, Leben unabhängigen, über alle Gesetze der Materie erhabenen, freien Thätigkeit. — Und doch, wird man uns einwenden, ist es Thatsache, daß sich die höheren Erkenntnißvermögen beim Menschen in einem um so höheren Grade von Vollkommenheit äußern, je mehr seine Gehirnorganisation entwickelt und ausgebildet ist. So wenig ich im Stande bin, diesen Ausspruch der Erfahrung zu leugnen, so wenig glaube ich aber auch, daß aus demselben der Schlufs hervorgehe, welchen man aus ihm zu ziehen geneigt ist: daß nämlich der Verstand u. s. w. ganz allein in dieser vollkommeneren Organisationsentwicklung begründet seye (allerdings ein falscher Schlufs!). Die Aeufserungen der höheren Erkenntnißvermögen stehen allerdings mit den Functionen der Gehirnorgane in Verbindung: aber nur in so weit, — und nicht weiter (?) — als die Vorstellungen durch die Einbildungskraft vermittelt sind. In einem vollkommen ausgebildeten Gehirn sind auch die Organe der Einbildungskraft vollkommen entwickelt, und in sofern diese die Aeufserung der höhern Erkenntnißvermögen vermitteln, in sofern kann diese Aeufserung allerdings durch eine mehr vollendete Gehirnorganisation sehr begünstigt werden.“

(Der Beschluß folgt.)

*Hartmann, über den Geist des Menschen u. s. w.**(Beschluss.)*

Rec. kann es nur aus der Verblendung, in welche den Verf. das Vorurtheil versetzte, an dieser Stelle und auf diesem Wege die Selbstständigkeit des Geistes gegen die hereindringende Gewalt des Materialismus zu behaupten, erklärlich finden, wie er, sonst so umsichtig und scharfblickend, doch hier blind bleiben konnte gegen die klarsten Thatsachen, welche einen unmittelbaren Zusammenhang des Nervenlebens mit den s. g. höheren Erkenntnisthätigkeiten beurkunden. Die alltäglichsten Erfahrungen beweisen es, daß die Thätigkeit des Denkens selbst unmittelbar mit gewissen Nerventhätigkeiten verbunden ist, daß das Geschäft des Denkens durch Gehirnaffectionen wesentlich bedingt ist, ganz abgesehen von jenen Verhältnissen zu der Einbildungskraft, wie Verletzungen des Gehirns unmittelbar auf die Thätigkeiten des Denkens Einfluss haben, während die Einbildungskraft ganz ungestört bleibt, u. dgl. m. — In einzelnen Aeußerungen nähert sich der Verf. mehr dem wahren Gesichtspunkt. So gesteht er S. 227. die Möglichkeit einer Mitwirkung der Nerven bei den Thätigkeiten des Denkens ein, und verwahrt sich nur gegen die Schlussfolge, daß darum der Grund des Denkens selbst in die Nerven gesetzt werde, da doch nur eine Bedingtheit der Thätigkeit desselben durch Nerven daraus folge. Dies ist allerdings die richtige Ansicht: Das Denken ist durch Nerven bedingt, aber darum nicht dadurch begründet, daraus erklärbar. Damit wäre denn die Selbstständigkeit der innern Natur des Geisteslebens der äufseren, körperlichen gegenüber vollständig gesichert, und es bedurfte nicht dieses Ausnahmegesetzes von dem Gesetz der körperlichen Bedingtheit aller Geistes-

thätigkeiten für die s. g. höheren Erkenntniſsthätigkeiten und den Willen.

Wir unterlassen es, dem Verf. noch ferner in das Einzelne seiner Untersuchungen zu folgen, in denen er aus demselben Standpunkt die Affecten und Leidenschaften, die verschiedenen Geistesanlagen (wobei eine ausführliche und gründliche Widerlegung des Gall'schen Systems der Gehirnorgane gegeben wird), der Zustände des Schlags, Traums und Nachtwandels, der krankhaften Geisteszustände und des Todes im Verhältniß zu dem physischen Leben, besonders der Nerven, mit seiner rühmlichen Gründlichkeit und Vorsicht betrachtet. Nur bei dem Schluß des ganzen Werkes, dem Abschnitt von dem Tode, müssen wir noch einen Augenblick verweilen, weil hier die alte Verwechslung der innern Natur mit der Idee des Geistes, der Selbstständigkeit des Geistes in seiner Erscheinung mit seinem ewigen Wesen nochmals recht klar hervortritt. Hier nämlich wird aus der Unabhängigkeit des Geistes von dem körperlichen Organismus, namentlich in seinen höheren Thätigkeiten des Denkens und Wollens, geradezu auf seine Unsterblichkeit geschlossen. So wahr in dieser Argumentation die Darlegung der Unhaltbarkeit des Schlusses des Materialismus auf das Vergehen des Geistes aus seiner Bedingtheit durch den sterblichen Körper ist, so wenig kann doch des Verfs. entgegengesetzter Schluß auf die Unvergänglichkeit desselben befriedigen. Vielmehr, von dem physischen, also natürlichen Standpunkt aus betrachtet, steht nichts der Behauptung entgegen, daß alle Thätigkeiten des Geistes, wie sie in der Zeit entstanden, auch in der Zeit vergehen können; daß sie alle, wie sie nach gewissen Graden ihrer Stärke steigen und fallen, auch bis zur Vernichtung sinken können. Unabhängigkeit von körperlichen Bedingungen ist noch nicht Unabhängigkeit von den Schranken der Natur überhaupt; und nur diese letztere ist es, in welcher Ewigkeit des Daseyns enthalten ist, nicht schon die erstere. Für diese Idee der Ewigkeit

aber bedarf es ganz und gar keiner psychologischen Nachweisungen der Unabhängigkeit der einzelnen Geistesthätigkeiten vom Körper, noch weniger aber, da sich körperliche Bedingtheit doch nicht ganz hinwegbringen läßt, ein Surrogat dafür im künftigen Leben, ein Lichtkörper, durch den die Seele auf freiere Weise mit der Materie verknüpft seyn soll, als durch die grobe Körpermasse unseres irdischen Körpers, wie dies der Verf. vermuthet (S. 228 fg.).

Schließlich nur noch Eine Bemerkung. So gründlich und sorgfältig auch der Verf. besonders in Ansehung des Thatsächlichen verfahren ist, so hat er doch die ganze Wechselwirkung zwischen Körper und Geist viel zu beschränkt allein auf das Gehirn bezogen, und somit z. B. den sympathischen Nerven, der mit der Einbildungskraft in dem engsten Verhältniß steht, und oft auch unabhängig von dem Gehirnsystem auf den Geist wirkt und so die merkwürdigen Erscheinungen der geistigen Exaltation im Somnambulismus u. a. hervorbringt, zu unberücksichtigt gelassen hat.

H. Schmid.

---

*Neue Ansichten über die Grundprincipien der Differentialrechnung von Dr. Joh. Karl Fischer, ordentlichem Professor der Mathematik und Astronomie auf der Königl. Preuss. Universität zu Greifswalde und verschiedener gelehrten Gesellschaften Ehrenmitgliede. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung. 1831. X u. 83 S. 4to.*

Der Verfasser dieser kleinen Schrift findet die vorherrschende Ansicht, wornach die Differentiale als unendlich kleine Größen betrachtet werden, nicht befriedigend, und sucht deshalb eine andere Ansicht zu entwickeln, auf die er nach einer langen Reihe von Jahren endlich gekommen ist. Nach ihm bedarf die Differentialrechnung nicht der unendlich kleinen Größen; sie hat es blos mit endlichen Größen zu thun, und ist „ihrer

Natur und ihrem Wesen nach die Bestimmung der einfachsten und leichtesten Differenzform von irgend einer Function, in welcher der Zuwachs oder die Differenz der veränderlichen Gröfse ( $\Delta x$ ) eine wirkliche Null, und mithin die Differenz selbst gleich Null geworden ist."

Aus der Differenz

$$\Delta x^2 = 2x \cdot \Delta x + (\Delta x)^2$$

leitet der Verf. das Differential von  $x^2$  dadurch ab, dafs er  $\Delta x = 0$  setzt, und erhält als Resultat:

$$dx^2 = 2x \cdot dx = 0.$$

Auf diese Weise verfährt er bei allen einfachen und zusammengesetzten Functionen, deren eine ziemliche Anzahl der Reihe nach vorgenommen werden.

Beim Differentiiren der Gleichungen zwischen zwei veränderlichen Gröfsen  $x$  und  $y$  macht der Verf. auf die Bedeutung von  $\frac{dy}{dx} = \frac{0}{0}$  aufmerksam, und erklärt die Sache so:  $\frac{0}{0}$  als Quotient kann im Allgemeinen jede gedenkbare Zahl, sowohl eine beständige Gröfse, als auch irgend eine Function einer veränderlichen, ja selbst Null seyn, weil der Quotient jedesmal eine Zahl seyn mufs, welche mit dem Divisor multiplicirt zum Product den Dividend giebt; der bestimmte Werth von  $\frac{0}{0}$  oder  $\frac{dy}{dx}$  ergiebt sich aber jedesmal aus der gegebenen oder gefundenen Gleichung zwischen  $x$  und  $y$  durch Differentiiren, wenn dabei die Gröfse  $\Delta x$  der Differenzfunction der Null gleich gesetzt wird. Es folgt sodann die Entwicklung der höheren Differentiale gegebener Functionen, und zuletzt die Anwendung der Differentialrechnung auf die Reihen, die Maxima und Minima, und auf einige Gegenstände der höheren Geometrie, wobei der Verf. sich durchaus consequent bleibt, indem er die zu Hülfe genommenen Zunahmen  $\Delta y$  und  $\Delta x$  nicht bis zum Unendlichkleinen abnehmen läfst, sondern gradezu der Null gleich setzt.

Was zunächst das Wesentliche der hier mitgetheilten Ansichten betrifft, so befindet sich der Verf. sehr im Irrthume, wenn er etwas Neues aufzustellen glaubt. Schweins geht in seiner Theorie der Differenzen und Differentiale gradezu von dem Satze aus: Man läßt  $x$  in der Function um  $\Delta x$  zunehmen; subtrahirt vom Resultat die ursprüngliche Function, dividirt den Rest durch  $\Delta x$ , und setzt dann  $\Delta x = 0$ . Zugleich wird dort, was für die Differentialrechnung grade die Hauptsache ist, die Möglichkeit, den nach der Subtraction erhaltenen Rest durch  $\Delta x$  zu dividiren, nachgewiesen. Von einem solchen Eindringen in das Wesen der Sache findet sich in der vorliegenden Schrift freilich keine Spur; der Verf. geht von Beispiel zu Beispiel, um das, was er will, ungefähr anschaulich zu machen, aber zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Darlegung kommt er nicht. Dieselbe Armuth und Beengtheit, die in des Verfs. oben angeführter Definition der Differentialrechnung sich kund giebt, herrscht in der ganzen Abhandlung; nirgendwo Klarheit und Bestimmtheit des Gedanken, wodurch die Fragen beantwortet und die Zweifel beseitigt werden könnten.

Müller.

---

*Beiträge zu der Lehre von den positiven und negativen Gröſsen von Dr. W. A. Diesterweg, ordentl. Professor der Mathematik an der königlich-rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Mit vier Steindrucktafeln. Bonn, Verlag von Habicht, 1831. 246 S. 8.*

Eine Sammlung von 74, größtentheils geometrischen Aufgaben, durch deren Auflösung die Lehre von den positiven und negativen Gröſsen in vielen Beziehungen eine Erläuterung erhält. Auf allgemeine Betrachtungen über die Philosophie dieser Lehre, die man hier wohl vermuthen könnte, läßt sich der Verf. nicht ein; er geht vielmehr den Weg der Erfahrung, und sucht durch eine große Anzahl bestimmter Thatsachen ge-

wisse Sätze zu begründen. Zu diesem Zweck sind die Aufgaben durchaus so gewählt, daß die Auflösung jedesmal mehrere Gröſsen für das Gesuchte giebt, und um die Bedeutung der verschiedenen Werthe des Gesuchten leichter nachweisen zu können, werden alle Aufgaben, die es gestatten, auf zwei Arten gelöst: geometrisch, d. i. durch Zeichnung, und algebraisch. Die geometrische Auflösung giebt die verschiedenen Werthe des Gesuchten immer unmittelbar, sowohl der Gröſſe als der Lage nach, an; durch die algebraische Auflösung erhält man auch dieselben Werthe, jedoch nur der Gröſſe nach, und die Verschiedenheit derselben wird bloß durch die Zeichen + und — vor dem Wurzelzeichen in dem Ausdruck der Auflösung angegeben. Aus der Zusammenstellung der Resultate der beiderlei Auflösungen ergibt sich endlich die Lage jener Werthe, die die Algebra durch + und — unterscheidet. Indem der Verf. auf diese Weise nur an einzelnen Fällen zeigt, wie man die richtige Bedeutung der verschiedenen Werthe, die man für eine unbekannte Gröſſe aus einer Gleichung erhält, auffinden kann, sucht er dadurch zugleich den Satz zu beweisen, daß alle möglichen Werthe der Unbekannten, die aus einer Gleichung folgen, jedesmal eine Bedeutung haben, und daß die Angabe dieser Bedeutung immer einer bestimmten Regel unterworfen ist.

Der hier vom Verf. eingeschlagene Weg, zweifelhafte und streitige Sätze zu beleuchten und in's Reine zu bringen, kann nur gelobt werden; der Verf. läßt Thatsachen sprechen, wodurch einerseits die Einsicht und Gewiſſheit erhöht, und auf der andern Seite mancher unnütze und halb wahre Satz vermieden wird, wovon eine philosophische Deduction nicht immer frei ist. Dabei verfährt der Verf. überall mit einer musterhaften Gründlichkeit. Bei jeder Aufgabe werden alle verwandten Fälle, worauf sich die verschiedenen, von der Algebra angegebenen, Werthe des Gesuchten beziehen, und die, in Verbindung, ein allgemeines Ganzes aus-

machen, mit großem Fleiße untersucht, so daß die Schrift in dieser Beziehung sehr instructiv ist.

In Bezug auf die Aufgaben herrscht ziemliche Mannigfaltigkeit; indess wäre es vielleicht nützlich, und mit der Tendenz des Verfs. wohl vereinbar gewesen, auch aus der angewandten Mathematik solche Fälle zu wählen, die in Bezug auf das Positive und Negative Schwierigkeiten darbieten. Dagegen hätten einige von den aufgenommenen Aufgaben, deren Wahl eben nicht glücklich scheint, füglich weggelassen werden können. So wählt der Verf., unter andern, die Aufgabe (64): „Die Nachlassenschaft eines Mannes wird unter seine Kinder vertheilt. Jedes Kind erhält so vielmal 1000 Thaler, als Kinder sind. Von jedem 100 der Nachlassenschaft werden dreimal so viel Thaler, als Kinder sind, an eine wohlthätige Kasse abgegeben. Es ist  $\frac{1}{750}$  dieser Abgabe der Zahl der Kinder gleich. Wie viel Kinder sind es? Die Auflösung giebt für die Zahl der Kinder den Werth  $x = \pm 5$ . Was die negative Zahl der Kinder hier bedeuten soll, läßt sich nicht einsehen. Der Verf. behauptet zwar, der negative Werth von  $x$  gehöre zu folgender Aufgabe: „Die Nachlassenschaft eines Mannes wird durch seine Kinder zusammengebracht. Jedes bezahlt so vielmal 1000 Thaler, als Kinder sind. Zu jedem 100 der Nachlassenschaft werden dreimal so viel Thaler, als Kinder sind, aus einer wohlthätigen Kasse zugesossen. Es ist  $\frac{1}{750}$  dieses Zuschusses der Anzahl der Kinder gleich. Wie viel Kinder sind es?“ Aber dies klärt die Sache nicht auf. Daß die Nachlassenschaft des Mannes positiv oder negativ seyn könne, eben so die Abgabe an die wohlthätige Kasse, ist richtig; jedoch der Gegensatz bei der Zahl der Kinder ist hier völlig undenkbar. Diese Aufgabe ist darum eher zur Unterstützung als zur Entfernung des Vorwurfs geeignet, daß die Algebra auch falsche oder nichtssagende Antworten geben könne. Eine scharfe Betrachtung der Sache zeigt indess, daß das ganze Geheimniß in der Aufgabe selbst

liegt. Die Rechnung bleibt immer nur Mittel, und kann, als solches, auch mißbraucht werden.

Bei den Auflösungen hätte hin und wieder eine gröfsere Einfachheit leicht statt finden können, was von der Construction wie von der Rechnung gilt. Als Probe mag die Aufgabe 36 dienen: „Ein rechtwinkliges Dreieck zu finden, dessen Hypotenuse der gegebenen graden Linie  $g$ , und Flächenraum der Hälfte des Quadrats der gegebenen graden Linie  $f$  gleich sey.“ Für die algebraische Auflösung hat man; wenn  $x$  und  $y$  die Katheten bezeichnen, die Gleichungen:  $x^2 + y^2 = g^2$ ,  $x \cdot y = f^2$ . Hieraus leitet der Verf. durch Elimination von  $y$  zuerst eine Gleichung des 4ten Grades für  $x$ , und daraus die vier Werthe von  $x$  ab; mittelst dieser findet er dann auch für  $y$  vier Werthe. Die einfachste Auflösung, welche hier gebraucht werden konnte, giebt aber für jede der beiden Gröfsen nur zwei Werthe. Nämlich aus den obigen Gleichungen hat man zunächst:

$$x^2 + 2xy + y^2 = g^2 + 2f^2, \text{ und } x^2 - 2xy + y^2 = g^2 - 2f^2, \\ \text{oder:}$$

$$(x + y)^2 = g^2 + 2f^2, \text{ und } (x - y)^2 = g^2 - 2f^2, \\ \text{also:}$$

$$x + y = \pm \sqrt{(g^2 + 2f^2)}, \text{ und } x - y = \pm \sqrt{(g^2 - 2f^2)}, \\ \text{und hieraus folgt:}$$

$$x = \pm \frac{1}{2} \cdot (\sqrt{(g^2 + 2f^2)} + \sqrt{(g^2 - 2f^2)})$$

$$y = \pm \frac{1}{2} \cdot (\sqrt{(g^2 + 2f^2)} - \sqrt{(g^2 - 2f^2)})$$

Diese Werthe gehören zwei identischen rechtwinkligen Dreiecken an, die so liegen, dafs ihre rechten Winkel Verticalwinkel sind. Durch die Construction erhält man ebenfalls diese Dreiecke, auf eine einfache Weise. Der Verf. construirt dagegen vier Dreiecke, je zwei in solcher Lage, dafs zwei spitze Winkel Verticalwinkel werden. Hierdurch wird die an sich einfache Sache *ohne* inneren Grund complicirt, und die Exposition sehr weit-

läufig (die Auflösung des Verfs. nimmt 5 Seiten ein). Um die vier Dreiecke, welche allerdings möglich sind, zu erhalten, kann eine einfache Bemerkung hinreichen. Die Katheten  $x$  und  $y$  können gegen die gegebene Hypotenuse  $AB = g$  entweder so liegen, daß  $x$  durch den Endpunct  $A$ , und  $y$  durch  $B$ , oder so, daß  $x$  durch  $B$ , und  $y$  durch  $A$  geht, und jedesmal correspondirt ein zweites Dreieck, in umgekehrter Lage, dessen Katheten durch die negativen Werthe von  $x$  und  $y$  bezeichnet werden. Eben so kann die Construction entweder auf der Seite von  $A$ , oder auf der Seite von  $B$  vorgenommen werden.

Der Verf. ist bekanntlich ein großer Verehrer der Alten, und folgt im geometrischen Vortrage ihrer Manner. Ohne deshalb einen Tadel aussprechen zu wollen, kann man doch nicht verhehlen, daß dadurch oft eine ermüdende Wiederholung einer und derselben Sache herbeigeführt wird. Dagegen vermißt man ein allgemeines Zusammenfassen der gewonnenen Resultate, was gewiß eben so belebend als nützlich gewesen wäre.

M ü l l e r.

- 
- 1) *Arithmetisches Exempelbuch für Volksschulen. Von Friedr. Krancke, Lehrer am Schullehrer-Seminario und an der Stadt-Töchterschule in Hannover. Erstes Heft, 5te Auflage, 2tes Heft, 3te Auflage. Hannover, 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8.*
  - 2) *Antworten auf die Exempel in dem arithmetischen Exempelbuche für Volksschulen. Von Friedr. Krancke u. s. w. Erstes und zweites Heft, 2te Auflage. Hannover, 1827. 8.*
  - 3) *Arithmetisches Exempelbuch für Schulen Neue, für solche Länder, die nach dem Preussischen Münz-, Maafs- und Gewicht-System rechnen, besonders bearbeitete Ausgabe. Von Fr. Krancke u. s. w. Erstes Heft. Hannover, 1830. 8.*
  - 4) *Antwortenheft zu dem in No. 3. erwähnten Exempelbuche.*

Das schnelle Aufeinanderfolgen mehrerer Auflagen der vorliegenden Rechenbücher beweist im Allgemeinen

wenigstens, daß man die Arbeiten des Verfs. als ihrem Zwecke entsprechend gefunden hat. Und in der That scheint der Verf. den Entwicklungsgang der jugendlichen Verstandeskkräfte ganz richtig bemerkt, und darnach seine Arbeiten eingerichtet zu haben. Die Exempelbücher enthalten nur Fragen, und diese sind, sowohl materiell als auch in Rücksicht ihrer Folge, nach des Ref. Dafürhalten, sehr gut gewählt. Solche Arbeiten verdienen alle Aufmerksamkeit; je wichtiger der Unterricht im Rechnen für die Jugend ist, und je seltener die schöne Gabe bei Lehrern gefunden wird, diesen Unterricht aus eigener Kraft so zu geben, daß die Jugend immer selbstthätig fortschreite, und nie passiv und mit Verdrufs die todten Regeln mechanisch einlerne, desto mehr sind dergleichen Hilfsmittel zu empfehlen, bei deren Gebrauch der Zweck mindestens nicht so sehr verfehlt wird.

Das erste Heft von No. 1. enthält Exempel zu den vier Grundrechnungen in einer natürlichen Stufenfolge: zuerst mit ganzen, unbenannten und einsortigen Zahlen, sodann mit mehrsortigen Zahlen, und endlich mit Brüchen.

Das zweite Heft enthält Exempel zu zusammengesetzten Rechnungsarten: Verhältnißregel (Regeldetri) und Kettenregel; Waarenberechnung, Berechnung des Gewinns und Verlusts; Rechnen mit Ursachen, Zeiten und Wirkungen; Berechnung der Zinsen, des Rabatts und anderer verwandter Gegenstände; Gesellschaftsrechnung; Vermischungsrechnung; Münz- und Wechselrechnung.

Die beiden Hefte No. 2. enthalten die Antworten auf die Fragen, welche in den Heften No. 1. vorkommen.

No. 3. und No. 4. sind, wie der Titel angiebt, nur Umarbeitungen von No. 2, in der Art, daß Alles, was in No. 1. und No. 2. sich auf Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten des Königreichs Hannover bezieht, weggelassen und an dessen Stelle solches gesetzt ist, was nur für das Königreich Preußen gilt. Durch diese Umarbeitung wollte der Verf. sein Buch auch für preussische Schulen brauchbar machen.

*M ü l l e r.*

*Ausführliche Arzneimittellehre. Handbuch für praktische Aerzte, von Dr. Georg August Richter, ordentlichem Professor der praktischen Heilkunde auf der Universität zu Königsberg. Supplementband. Berlin, bei August Rucker. 1832. 654 S. 8.*

Das große pharmakologische Werk des Hrn. Verfs., dem die vorliegende Schrift zum Supplement dient, erschien vom Jahre 1826. an in fünf Bänden, und ist ohne Zweifel den praktischen Aerzten Deutschlands schon zu reichend bekannt, so daß es unnöthig wäre, die Einrichtung und Anordnung desselben hier näher zu erörtern, daher denn Ref. sogleich sich zu dem Inhalte des Supplementbandes wenden kann, in welchem die Mittel genau in derselben Reihenfolge geordnet sind, wie in dem Hauptwerke. Von diesem letzteren möge hier nur die allgemeine Bemerkung stehen, daß unter den zahlreichen Bearbeitungen der *Materia medica*, welche Deutschland besitzt, dieser ohne Widerrede, wenn nicht die erste, doch gewiß eine der ersten Stellen eingeräumt werden muß. Wenn auch gleich der pharmakognostische und chemische Theil weniger ausführlich bearbeitet wurde, so hat dagegen der wichtigere therapeutische einen um so größeren Umfang erhalten, es sind dabei die Erfahrungen und Beobachtungen früherer und neuerer Zeiten über die Wirkungen und Heilkräfte der Medicamente mit so vielem und seltnem Fleiße gesammelt, so belehrend und kritisch beurtheilt, so klar und deutlich erläutert, wie man dies nur von einem wahrhaft deutschen Fleiße und Ausdauer erwarten kann; denn das Ausland besitzt auch nicht ein pharmakologisches Werk, das auch nur von weitem mit Richter's klassischer Arzneimittellehre einen Vergleich aushalten könnte.

Da in den beiden letzten Bänden die metallischen Mittel ihre Stelle erhielten, und diese erst vor Kurzem erschienen sind, so ist leicht begreiflich, daß dieser Supplementband, welcher eine Zusammenstellung der neuesten Forschungen und Beobachtungen in dem weiten Gebiete der *Materia medica* enthalten soll, den größern Raum den Arzneigewächsen einräumen müsse.

Fast alle einzeln in dem Hauptwerke aufgeführten Artikel haben hier Zusätze und Nachträge erhalten, die Ref. alle übergeht, und nur der neuen Mittel gedenken will, die hier zuerst eine Stelle bekamen. Unter den rein schleimigen Mitteln werden genannt: *Radix Coryphae*. *Folia et Flores Hibisci tiliacei*. *Abrus precatorius* und *Alsine media*. — Die Wurzel der *Corypha umbraculifera* würde Ref. nicht hierher, sondern zu den zusammenziehenden Mitteln gebracht haben, und zwar um ihrer Wirkung, sowie um ihrer natürlichen Verwandtschaft willen, sie gehört in die Familie der Palmen, wo noch mehrere *Adstringentia* vorkommen, unter denen *Areca Catechu* die bekannteste ist, die *Radix Coryphae* hat überdem einen etwas zusammenziehenden Geschmack und wird gegen Weichleibigkeit oder leichte Diarrhöen gebraucht. Dem *Abrus precatorius* hätte man sehr schicklich eine Stelle neben der *Glycyrrhiza* anweisen können, denn die Wurzel dient gerade so wie die *Radix Liquiritiae*, sie hat einen ähnlichen süßen Geschmack, und beide Gewächse gehören in die Familie der Leguminosen. Hätte der Hr. Verf. die gegenseitige Verwandtschaft der Gewächse berücksichtigen wollen, so hätte er manche unnatürliche und nicht leicht zu vertheidigende Zusammenstellungen und ähnliche Vereinigungen leicht vermieden haben, ja es würde ihm auf diese Weise auch nicht entgangen seyn, daß einige Mittel doppelt unter verschiedenen Namen in dem Hauptwerke vorkommen, wovon sich selbst in diesem Supplemente einige Beispiele vorfinden, deren weiter unter gedacht werden soll.

Unter den schleimig bittern Mitteln werden aufgeführt: *Brasenia Hydropeltis* und *Clypea capitata*, wovon die erste, in die Familie der Cabombeen gehörend, gegen Schwindsuchten und Ruhren gebraucht wird, die andere aus der Familie der Menispermeen einen Schleim liefern soll, der mit dem des isländischen Mooses übereinkommt. Wir würden sie gerne in der Nähe der *Columbo* aufgeführt haben, die, wie be-

kannt, in dieselbe Familie gehörend, ebenfalls reich an Schleim ist.

Die schleimig-öhligen Mittel erhielten nur wenig Zuwachs, nämlich die *Nuclei Canarii* von *Canarium commune*, aus der Familie der Amyrideen; sie werden gewöhnlich mit den Mandeln verglichen, stehen aber offenbar in jeder Rücksicht den Pistacien näher, neben welchen sie in einem pharmakologischen System ganz passend einzureihen wären.

Bei den gallertartigen Mitteln findet man neu: *Osmazoma seu Extractum Carnis* und *Crotalus horridus*; letztere, die Klapperschlange, wird nach v. Martius als ein brasilisches Mittel gegen die Syphilis gerühmt. —

In der Abtheilung der thierischen Fette werden *Oleum Tuluru* und *Gryllus domesticus* aufgeführt, sowie bei den vegetabilischen Fetten, *Oleum Carapae* und *Vatera indica*. Ersteres, das Oel eines afrikanischen Krebses, *Cancer ruricola*, wird gegen Rheumatismen gerühmt, und der Saft der Hausgrille gegen Leucome empfohlen, wo aber nicht sowohl das fette Oel, als ein demselben beigemischter scharfer Antheil das Wirkende seyn möchte, was noch bei vielen andern Insekten vorkommt. Die hier dem *Oleum Carapae* gegebene Stelle scheint dem Ref. nicht die passende zu seyn, das Oel ist ein *Anthelminticum* schon in kleinen Gaben, und hat diese Wirkung offenbar dem sehr bitteren Geschmacke zu verdanken, der in der Familie der Meliaceen so häufig ist, wie denn schon *Melia Azadirachta*, die der Hr. Verf. unter den scharfen Mitteln aufführt, von den alten Aerzten zur Abführung der Würmer benützt wurde. Von dem Oele der *Vatera indica* ist keine Anwendung in der Medicin angegeben. —

Zu den zuckerhaltigen Mitteln werden *Amaranthus viridis* und *Fibrina* gebracht; der Zuckergehalt, den der Amaranth besitzt, dürfte äußerst klein seyn, und der daneben stehende thierische Faserstoff hätte schick-

licher bei den Eiweis haltenden Mitteln untergebracht werden können, da eine zuckerartige Materie in ihm nicht vorkommt.

Die rein bittern Mittel erhielten als neuen Zuwachs: *Menispermum cordifolium*. *Stipites Menispermii*. *Tachia gujanensis*. *Cortex Tabernae montanae*. *Soulamea amara*. *Niota Lamarckiana*. *Brucea Sumatrana*. *Frasera verticillata*. *Tachia* und *Frasera* schliessen sich zunächst an den allbekanntesten Enzian an, mit dem sie in die nämliche Familie gehören, die Menispermen an die *Columbo*, die *Soulamea amara*, an unsere *Polygala amara*, die *Niota Lamarckiana* an die Quassie. Die *Tabernaemontana* gehört in die Familie der Apocynen, aus der bis jetzt in Europa kein Bittermittel gebräuchlich war, aber in Brasilien benutzt man als solches *Willughbejo pubescens*, und *Carissa Xylopicron* verdiente vielleicht auch angewendet zu werden, nur darf nicht übersehen werden, daß die Apocynen häufig zugleich auch einen scharfen, giftartig wirkenden Stoff enthalten.

Zu den aromatisch bittern Mitteln kamen *Laurus persea*. *Geum canadense*. *Solanum pseudo-Quina*. *Angustura brava*. Diese Anordnung kann Ref. unmöglich gut heißen, denn *Laurus persea* gehört der Wirkung und Verwandtschaft wegen, ohne allen Zweifel neben *Sassafras* und *Pichurim*, eben so *Geum canadense* neben *Geum urbanum*, denen der Hr. Verf. ganz andere Stellen in seinem Buche angewiesen hat. Die Rinde von *Solanum pseudo-China* ist geruchlos und folglich nicht aromatisch; nur allein die *Angustura brava* oder *Esenbeckia febrifuga* gehört hieher, da sie mit der wahren *Angustura* auch in dieselbe Familie zu zählen ist.

Bei den rein zusammenziehenden Mitteln finden wir neu: *Coriaria myrtifolia*. *Hieracium Pileosella*. *Tannicum purum*. *Vinca Mocanera*. Auch hier lassen sich einige nicht ungegründete Einwendungen machen, denn *Coriaria myrtifolia* ist seiner

giftigen Eigenschaften wegen kein rein adstringirendes Mittel, und *Hieracium Pilosella* gehört aller seiner Eigenschaften wegen unbestritten neben *Leontodon Taraxacum* und *Cichorium Intybus*, die der Hr. Verf. in eine andere Abtheilung, nämlich in die bittern Mittel mit Salzen gebracht hat.

Zu den sauer adstringirenden Mitteln wurden gebracht: *Omphacium*. *Andromeda arborea*. *Comptonia asplenifolia*. Da letztere von vielen Botanikern zu den Amentaceen gezählt wird, so würden wir sie neben *Cortex Salicis* und die verwandten gebracht haben, um so mehr, da sie gleich diesen Gerbestoff enthält und auch als ein adstringirendes Mittel benützt wird.

Die ätherisch adstringirenden Mittel bekamen neu: *Baptisia tinctoria* und *Hydrastis canadensis*. Ueber die wahre Stellung dieser beiden Pflanzen in einem pharmakologischen System läßt sich für jetzt sehr wenig sagen, der ersten sollen adstringirende, antifebrilische, antiseptische, diaphoretische, emetische und purgirende Wirkungen zukommen, und von der letzteren wird nur gesagt, daß sie als ein tonisches Augenmittel diene.

Die bitter adstringirenden Mittel sind reichlich bedacht worden; es werden genannt: *Prunus Cocumilia*. Brasilianische Chinarinden. *Juncus effusus*. *Cortex Copalchi*. *Variolaria amara*. *Cortex Fructus Mangostanae*. *Populus tremula*. *Cortex Coroe s. Cornova*. *Cortex ligni Timor*. *China bicolor*. Diese Zusammenstellung scheint sehr willkürlich oder vielleicht nur zufällig zu seyn, und doch ist es ja gerade die Hauptaufgabe der Pharmakologen, die Arzneimittel so zu ordnen, daß die in ihrer Wirkung verwandtesten auch im Systeme nicht getrennt werden (*Hufeland Conspectus Mater. med.* in der Vorrede). Die brasilianischen Chinarinden, wenn sie auch nach Decandolle keine wahren Cinchoneen sind, so schliessen sie sich doch zunächst an diese an; der *Juncus effusus* ist mehr ein diuretisches Mittel, das den

verwandten Gramineen hätte beigezelt werden können, wo diese Eigenschaft so häufig ist; *Cortex Copalchi* gehört unbestritten neben die *Cascarilla*, die unser Hr. Verf. in eine andere Abtheilung gebracht hat, eben so die *Variolaria amara* neben die früher gebrauchte *Parmelia parietina*, mit der sie die allgeraueste Verwandtschaft hat; *Populus tremula* ist in jeder Rücksicht den Arten von *Salix* am verwandtesten u. s. w. Die übrigen hier genannten sind noch zu wenig bekannt, als daß sich darüber etwas Bestimmtes sagen ließe.

Zu den Harzen mit ätherischem Oele sind neu gekommen: *Balsamum de Malato* und *Pinus Devadara*, worüber nicht viel zu sagen ist. Zu den scharfen Mitteln, und zwar zu der Abtheilung *Acrii generalia* kamen als frischer Zuwachs: *Anchusa officinalis*, *Angelim*. *Plumiera phagedaenica* *Ficus anthelmintica*. *Fucus vesiculosus*. *Jatropha multifida*. *Bignonia Catalpa*. *Vandelia diffusa*. *Oleum Graminis*. *Brom. Calatropis gigantea*. *Piper nodosum*. Diese Zusammenstellung nöthigt wieder zu mancherlei Bemerkungen. Die *Anchusa officinalis* ist auf keine Weise ein scharfes Mittel, sie gehört in die Familie der Asperifolien, und würde am besten neben *Symphytum officinale* und *Borago officinalis* ihre Stelle erhalten haben. Die *Angelim*, von einer Art *Andiris* stammend, dürfte neben *Geoffroya surinamensis* und *jamaicensis* zu stellen seyn, denn wie diese hat sie anthelmintische Kräfte und gehört gleich ihnen in die Familie der Leguminosen. *Fucus vesiculosus* als Wurmmittel gehörte wohl schicklich neben *Muscus Helminthochorton*; sie kommen auch noch darinnen überein, daß beide Jod enthalten. *Jatropha multifida* ist ein Brech- und Purgirmittel aus der Familie der Euphorbiaceen, das offenbar am besten bei *Croton Tiglium* und den verwandten stehen würde.

(Der Beschlufs folgt.)

*Richter, ausführliche Arzneimittellehre.*

(*Beschlufs.*)

*Bignonia Catalpa*, als ein Mittel gegen chronisches Asthma gerühmt, ist schwer, richtig unterzubringen; Ref. würde sie am liebsten noch in der Nähe der *Digitalis purpurea* sehen, mit der sie mancherlei Annäherungen zeigt; dasselbe gilt von der *Vandelia diffusa*, welche unser Hr. Verf. zweimal anführt, einmal unter diesem Namen und dann wieder bei den Brechmitteln unter dem Namen *Heimarada*. Wie das *Oleum graminis* zu den scharfen Mitteln gezählt werden konnte, sieht man nicht gut ein; es ist das Oel eines aromatischen Grases, ganz nahe in jeder Rücksicht verwandt mit *Andropogon Schoenanthus*, welches der Hr. Verf. selbst ganz richtig zu den flüchtigen Mitteln brachte. Noch seltsamer ist es, das *Brom* zwischen die Vegetabilien zu drängen; es dürfte nebst *Jod* und *Chlor* am schicklichsten eine eigene Abtheilung von Mitteln bilden. Die in neueren Zeiten, zumal von englischen Aerzten, so viel gerühmte gigantische Apocynce kommt zweimal vor; zuerst Seite 598 unter dem Namen *Asclepias gigantea*, und Seite 210. unter dem Namen *Calatropis gigantea*, was synonym ist. *Piper nodosum* würden wir doch wohl ohne Nachtheil neben *Piper nigrum* stehen gelassen haben. —

Zu den drastischen Mitteln wurden neu hinzugebracht: *Datisca cannabina*, *Franciscaeae uniflora*, *Ipomaea operculata*. *Berberis vulgaris*. *Momordica operculata*. *Allamanda cathartica*. *Trichosanthes villosa*. *Kixia arborea*. *Cephalanthus occidentalis*. *Aleurites brasiliensis*. Remmern möchten wir, daß *Datisca cannabina* eher zu den Brech- als zu den Purgir-

mitteln gehört; nach Delille ist es in Aegypten ein gewöhnliches Emeticum. *Cephalanthus occidentalis* dürfte noch weniger zu den drastischen Mitteln neben die Coloquinten und ähnliche zu setzen seyn; diese Pflanze hat, wie Hr. Prof. Richter selbst sagt, eine sehr bittere Rinde, die als *Febrifugum* gerühmt wird, und dies ist um so eher anzunehmen, da sie zu den Rubiaceen gehört, welche große Familie so viele Fiebermittel besitzt.

Die diuretischen Mittel erhielten neu: *Piper peltatum*. *Fucus natans*. *Amomum petiolatum*. *Vitis trifoliata*. *Aeschynomene aspera* und *Ureum*. Die Arten von *Piper* und *Amomum* sind in der Regel gewürzhafte Pflanzen; sie hätten darum wohl in der Reihe der *Aromata* ihre Stelle finden können, wenn sie gleich gegen *Gonorrhoe* im Gebrauche sind. Wird doch *Piper Cubeba* auch bei uns häufig genug gegen den Tripper verordnet, den unser Hr. Verf. ganz zweckmäsig den flüchtigen (aromatischen) Mitteln beizählte. Der von einigen französischen Aerzten als Diureticum so sehr angepriesene Harnstoff scheint schon wieder in Vergessenheit gerathen zu seyn.

Die Brechmittel haben nur *Heimerada* als neu erhalten, wovon bereits oben geredet wurde.

Zu den narkotisch scharfen Mitteln sind *Glaucium flavum* und *Merulius destruens* neu hinzugekommen. Der Hausschwamm ist hier nicht als Arzneimittel aufgeführt, sondern nur um die nachtheiligen Wirkungen zu erörtern, welche bei Menschen vorkommen, die Orte bewohnen, in welchen er sich einnistete. —

Ziemlich reichen Zuwachs haben die aromatischen Mittel erhalten, nämlich: *Herba Bacharidis*. *Cryptocarya preciosa*. *Radix Selini palustris*. *Lignum foetidum*. *Calophyllum thalictroides*. *Cypripedium luteum*. *Gauthiera repens*. *Cortex Massoi*. *Cortex Sintoc*. *Ocotea cymbarum*. Nur die einzige Bemerkung erlaubt sich Ref.,

die nämlich, daß *Selinum palustre* mit dem größten Rechte zu den scharfen Mitteln gebracht wird, indem diese Pflanze einen fast ätzenden Milchsaft besitzt.

Die noch übrigen neuen Mittel sind *Pyrothonid* und kohlenstickstoffsaure Salze, *Salia carbozotica*.

Wenn Ref. in diesen Anordnungen manche Aenderungen wünschte, so bleibt doch der übrige große Werth dieses höchst schätzbaren Werkes unangetastet, und mit Sehnsucht werden die Pharmakologen dem von dem Hrn. Verf. versprochenen neuen Supplement, welches insbesondere die gegen die *Cholera asiatica* empfohlenen und benützten Mittel erörtern soll, entgegen sehen.

- 
- I. *Lehrbuch der Geographie von Dr. Wilhelm Friedrich Volger, Rector am Johanneum in Lüneburg. Erster Cursus. Vierte verbesserte Auflage.* (Auch unter dem Titel: *Leitfaden beim ersten Unterricht in der Länder- und Völkerkunde für Gymnasien und Bürgerschulen.*) Hannover 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VI u. 106 S. in gr. 8.
  - II. *Lehrbuch der Geographie von Demselben. Zweiter Cursus.* (Auch unter dem Titel: *Schul-Geographie für die mittleren Klassen der Gymnasien, für Bürger-, Real- und Töchterschulen.*) Hannover 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VI u. 262 S. in gr. 8.
  - III. *Lehrbuch der Geographie von Demselben. Dritter Cursus.* (Auch unter dem Titel: *Vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialklassen.*) Hannover 1832. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII u. 339 S. in gr. 8.
  - IV. *Handbuch der Geographie zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser von Demselben. Erste Abtheilung. Zweite stark vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage.* Hannover 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII u. 567 S. in gr. 8. *Zweite Abtheilung.* 1028 S. in gr. 8.

Die geographischen Schriften des unermüdet thätigen Rectors Volger liegen nun vollendet vor uns. Da

nun einzelne derselben in früheren Auflagen schon in diesen Blättern angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden, so geben wir jetzt eine Zusammenstellung dieser Werke, mit Ausnahme der „Anleitung zur Länder- und Völkerkunde,“ welche in der neuesten Auflage in diesen Jahrbüchern (Jahrgg. 1830. S. 1048 ff.) schon angezeigt ist.

No. I. Auf diesen ersten Cursus wurde schon, als derselbe in der 3ten Auflage erschienen, in diesen Jahrb. (1829. S. 1231 ff.) aufmerksam gemacht. Diese 4te Ausgabe hat keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Wir verweisen daher auf die frühere Anzeige; finden uns jedoch durch eine längere Erfahrung veranlaßt, die Bemerkung auszusprechen, daß für den ersten Unterricht in der Geographie zu viel gegeben ist. Der Verf. scheint dies auch gefühlt zu haben, wollte aber durch manche Zusätze, die für die ersten Anfänger überflüssig erscheinen können (Vorr. S. I.), das Buch auch für eine folgende Schulklasse brauchbar machen. Für dieses Verfahren können wir aber unsere Billigung nicht aussprechen. Durch die Abtheilung in gewisse Curse hat der Verf. auf eine für den Unterricht sehr erspriefsliche Weise die Grenzen sich vorgezeichnet, und diese hätte er nicht überschreiten sollen. Eben so wenig können wir es gut heißen, wenn in diesem ersten Cursus Städte ohne alle andere Bemerkung als die der Einwohnerzahl angeführt werden.

Beigefügt ist ein Anhang, welcher speciell für einzelne Staaten berechnet ist. Dieser enthält den Preussischen Staat, das Königreich Hannover, das Herzogthum Braunschweig, das Großherzogthum Oldenburg, Mecklenburg, Schwerin und Strelitz, die Fürstenthümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe. Diese Zugaben hält Ref. für sehr zweckmäßig, da der Schüler besonders den Staat, in welchem er lebt, genau kennen lernen soll. — Eine andere dankenswerthe Zugabe sind

mehrere Abbildungen, wodurch dem Schüler z. B. die Stellung der Erde zur Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten veranschaulicht wird.

No. II. Bei der Bearbeitung dieses Buches richtete der Verf. sein Augenmerk besonders auf drei Punkte (Vorr. S. I.): 1) auf zweckmäßige Anordnung, 2) bündige Kürze und 3) auf die Geschichte. Diese ist unzertrennlich von der Geographie; beide müssen beim Unterrichte in einer oder der andern dieser Wissenschaften nach Verhältniß berücksichtigt werden, ohne sich einander zu beeinträchtigen.

Nach einer Einleitung, in welcher die vorbereitenden Kenntnisse ziemlich ausführlich gegeben werden, folgen die einzelnen Erdtheile, und wenn sich auch der Verf. nicht entschliessen konnte, ein Lehrbuch nach sogenannten Naturgrenzen (Vorr. S. VI.) zu schreiben, so gibt er doch immer zuerst die natürliche und dann die politische Eintheilung eines jeden Landes an. Unter der ersten Abtheilung (natürliche Eintheilung) werden die bedeutenderen Städte angeführt, welche in dem jedesmaligen Flußgebiete sich vorfinden, und dieselben bei der politischen Eintheilung abermals genannt und dann erst wird das etwa Merkwürdige von denselben angegeben. Hierauf folgen in einem besondern Abschnitte die historisch merkwürdigen Orte, und darauf eine Zusammenstellung der Städte in jedem Lande nach der Einwohnerzahl. Solche Zusammenstellungen erleichtern sehr die Totalanschauung, was besonders bei dem geographischen Unterrichte sehr förderlich ist. Doch glaubt Ref., würde der Unterricht nach diesem Lehrbuche bei weitem für die Schüler bildender gegeben werden, hätte der Verf. zuerst die Geographie ausführlich nach natürlichen Grenzen behandelt, und darauf erst die politische folgen lassen; etwa in der Art, wie es Dittenberger auf eine sehr zweckmäßige Weise in seinem Lehrbuche (dritte Aufl. Heidelberg, bei Winter,

1831.) gethan hat. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die Gründe ausführlich vorzulegen. Doch kann Ref. nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, es möge der Verf. vor einer abermaligen Bearbeitung dieses Buches die ausgesprochene Ansicht prüfen.

No. III. Mit diesem dritten Cursus versucht der Verf. Umriss der ganzen Geographie von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage herab zu geben. Die alte und neueste Geographie ist besonders berücksichtigt. Die des Mittelalters ist nur in so weit berührt, als der historische Unterricht es erfordert. Der Verf. wollte (Vorr. S. I.) kein Handbuch liefern, in welchem der Historiker sich Rath erholen könnte, sondern nur dem Lehrer und Schüler einen Leitfaden darbieten, der die bisher ganz isolirt hingestellte alte und neue Geographie verbinden, den Uebergang aus der alten in die neuere Zeit andeuten und die ganze Erdkunde historisch als ein Ganzes darstellen sollte.

In der Einleitung wird zuerst eine Geschichte der Geographie gegeben, darauf folgt allgemeine mathematische, allgemeine physische und allgemeine politische Geographie. An diese schließt sich die natürliche Eintheilung der Erdoberfläche an.

Nach dieser Erklärung giebt der Verf. eine Beschreibung der einzelnen Erdtheile, mit Europa beginnend, und thut dies mit einer Sorgfalt, welche selten etwas Wichtiges übersieht. So hätte z. B. S. 39. bei Neapel angeführt werden sollen, daß es eine Colonie von Cumä ist, welches schon 1030. (nicht 800.) gestiftet worden, und S. 74. sollte bei Danubius der Name Hister nicht fehlen: ersteres bezeichnet die Ober- und letzteres die Unter-Donau. Auch bei Riga (S. 171.) hätte bemerkt werden können, daß im 12ten Jahrhundert Bremer Kaufleute an der Mündung der Düna eine Niederlassung gegründet, woraus diese Stadt entstanden. — Doch diesen und ähnlichen Ausstellungen wird der Verf. ohne

**Zweifel** in einer neuen Auflage zuvorkommen. Einen Punkt haben wir aber gar nicht berücksichtigt gefunden, daß nämlich bei den alten Städten nie die Einwohnerzahl angegeben wird, welche diese zur Zeit ihrer Blüthe hatten. Diese Aufgabe ist freilich etwas schwierig, aber bei sehr vielen alten Städten doch möglich. Wie wichtig diese Angaben gerade bei der Art sind, wie in dem vor uns liegenden Lehrbuche die Geographie behandelt wird, bedarf wohl keines Beweises.

**No. IV.** Dieses Werk ist in der ersten Auflage Jahrgang 1828, S. 1225 ff. dieser Blätter, und die erste Abtheilung der zweiten Auflage Jahrgg. 1830, S. 1150. ausführlich angezeigt worden. Hierauf verweisend, setzen wir die Anordnung und Behandlung des Ganzen als bekannt voraus, und begnügen uns nur anzugeben, daß diese zweite Abtheilung die Beschreibung der in der ersten noch nicht vorgekommenen einzelnen Länder von Europa giebt, und dann Asien, Afrika, Amerika und Australien behandelt. Wie die erste Abtheilung, so ist auch diese zweite in der vorliegenden Ausgabe vielfach erweitert, und jede Seite beweist den Fleiß, mit welchem der Verf. dieses Werk grösstentheils umgearbeitet hat.

Ein vollständiges Register erhöht sehr die Brauchbarkeit dieses Buches.

Druck und Papier dieser sämtlichen Schriften sind sehr gut.

---

*Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. Von Dr. Th. Schacht, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. Nebst 1 Charte und 3 lithograph. Tafeln. Mainz 1831, bei C. G. Kunze. VIII und 302 S.*

Unter der Menge von geographischen Lehrbüchern, welche für den Schulgebrauch bestimmt sind, gehört das vorliegende zu den brauchbarsten. Es ist nicht für irgend eine bestimmte Berufsbildung abgefaßt. Der Verf. dachte eben so wenig ausschliesslich an Gymnasien, als an Bürger- und Kriegsschulen. Nur die Jugend und ihre Bildung hatte er im Auge. Er behandelt daher die Erdbeschreibung nicht allein als Sache der Anschauung und des Gedächtnisses, sondern auch als ein vorzügliches Bildungsmittel. Soll sie aber dieses seyn, anregend und fördernd für die Entwicklung des Geistes, dann darf die Jugend auch nicht überhäuft werden mit einer Menge von Gegenständen, wovon doch nur das Meiste für das Vergessen gelernt wird. Mit Recht hat daher der Verf. bei der Angabe von Merkwürdigkeiten eine sorgfältige Auswahl getroffen, oft fast nur zu wenig gegeben.

Der Inhalt des Buches ist in 4 Abschnitte eingetheilt. **Erster Abschnitt.** Vorbegriffe nebst den Anfängen des geographischen Zeichnens. In diesem Abschnitte erhält der Schüler Anleitung zur Erlangung von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche zum Erfassen des geographischen Unterrichtes ausrüsten. Was über Grund und Boden, Höhen und Tiefen, Gebirge und Flußgebiete zu wissen nöthig ist, wird stufenweise durchgenommen. Der Schüler lernt sie zeichnen und orientirt sich in seiner nächsten Umgebung. **Zweiter Abschnitt.** Mitteleuropa oder die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft. Gebirge und Landschaften des mittleren Deutschlands. (Die Schilderung des mittleren Deutschlands geht voran, weil sich daselbst die meisten deutschen Stromgebiete berühren.) Hierauf folgen in

lebendiger, geistvoller Darstellung die übrigen Stromgebiete, Gebirge und Gebirgszüge (Natur, Ortschaften, Geschichtliches). Nach Graden der Länge und Breite finden noch keine Angaben in diesem Abschnitte Statt; alle Zeichnungen werden noch in Netze von reinen Quadraten gebracht. **Dritter Abschnitt.** Die Erdkugel, oder Lehren aus der mathematischen und physischen Geographie. Der mathematische Cursus ist mit solcher Umständlichkeit behandelt, daß auch ungeübtere Lehrer sich leicht hineinfinden können. Besonders aber ist das Streben des Verfs. zu loben, daß er statt bloßer Aufzählung astronomischer Wahrheiten sich bemühte, die Weise zu entwickeln, wie diese Wahrheiten gelehrt und zum deutlichen Verständniß gebracht werden können. Auf den mathematischen Theil folgt die Aufzählung der einzelnen Meere, Continente, Inseln, Gebirge, Ströme u. s. w. Es schließt dieser Abschnitt mit Unterscheidung der Menschenstämme, mit Angabe über ihre Verbreitung, mannigfaltige Entwicklung und Epochen ihrer Kulturgeschichte. **Vierter Abschnitt.** Die Länder und Staaten der Erde, eine geographisch-historische Uebersicht. Der Geschichte wegen eröffnet Asien die Reihe. Beschreibung des Landes. Geschichte. Die einzelnen Völker und Staaten mit Einflechtung des Nöthigen aus der alten Geographie. Auf ähnliche Weise sind die übrigen Erdtheile behandelt.

Die beigegefügte Charte und die lithographirten Tafeln sind sorgfältig und genau gearbeitet.

Druck und Papier machen dem Verleger Ehre, und tragen auch ihrer Seits zur Empfehlung des Buches bei.

---

*Clement XIV. und Carlo Bertinazzi. (Bis jetzt ungedruckter Briefwechsel.) Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Rücker. Leipzig, bei Kummer. 1830. 131 S. 8.*

Als Roman betrachtet nicht übel. So fließend und belebt übersetzt, wie Hr. Rüder diese Briefe gegeben hat, wird man sie als Charakterschilderungen und Anekdotensammlung gerne lesen, wenn sie gleich nur auf einen unmöglichen Ganganelli und auf seinen angeblichen Jugendfreund sich beziehen, der durch allerlei Lebensstufen vom ehrlichsten Bigotismus bis zum Lustigmacher auf dem Theater sich fortgebildet haben soll.

Aber der kleine Roman hat ein eigenes Interesse. Unfehlbar ist dieser Briefwechsel nicht bloß erdichtet, um erdichtet zu seyn. Er ist — ziemlich gut, und doch nicht wahrscheinlich genug — erfunden, damit Ganganelli oder Clemens XIV. selbst als — Apologete der Jesuiten aufträte. Sobald man nur an ein bischen „Nichtglauben“ erinnert wird, muß der Erdichtungszweck denen, die sehen können, durch einen Ueberblick des Zusammenhangs sichtbar werden. Loben aber muß man in der That die selbst für dergleichen Kunstgriffe thätige, nur den Nichtsehenden nichtsichtbare, Brüderschaft des heil. Ignaz so, wie Jesus den ungerechten Haushalter. Wären die Guten nur halb so thätig, wie diese in alter Unverbesserlichkeit Repristinirten unter allen Formen und Gestalten für ihren Zweck immer ihre Vielgewandtheit beweisen; längst müßten für das Gute auf Erden die ewigen Hütten gebaut seyn, welche die sogenannten Gutwollenden nur gar zu gerne — bloß von selbst entstehend sehen möchten.

Nur gegen das Ende im 43. Brief ist der Erdichter allzu keck geworden. Er läßt Clemens XIV. noch in seinen letzten Todesstunden an den Jugendfreund jammervoll schreiben, aber auf alle Weise (S. 118 u. 119.) versichern, daß „Europa seinen physischen Tod durchaus nicht den Ränken jener vielleicht (?) gefährlichen

Congregation zuschreiben müsse, die — aber fälschlich — beschuldigt worden sey, den Königen nach dem Leben getrachtet zu haben. Die gelehrte und berühmte Gesellschaft könne Ein verdorbenes Mitglied gehabt haben; der gerechte Schmerz der Gesellschaft könne in einem Einzelnen in Wahnsinn ausgeartet seyn, aber hätte auch Einer der verbannten Jesuiten diese Rache geübt, so könnte man doch diese Handlung nicht dem ganzen Orden zuschreiben. Diejenigen, welche Jesus anbeten, können nicht dem Mörder das Sakrament zum Morden preis gegeben haben.“ So dieser Clemens XIV. Vorher nämlich erzählt (was sonsther bekannt geworden ist) der Briefsteller: Sein Arzt, Matteo, habe ihn gefragt, welche Nahrung Er an dem Tage zu sich genommen hätte, als er die ersten Schmerzen fühlte; Er (der Pabst) habe geantwortet: an dem Tage empfing ich das heilige Abendmahl. Aber, so schreibt Er jetzt, er bereue, daß er dem Doktor Matteo gesagt habe: „Suchen Sie die Ursache meiner Krankheit im 9. Psalm!“ — —

Dies alles also (was sonsther im Publicum umgeht) soll hier weggeräumt erscheinen. Zum Schluß aber jammert dann der — doch immer noch weiter schreibende — Todtkranke, daß ihm die letzte Oelung ohne Absolution ertheilt worden sey in Abwesenheit seines Beichtvaters. Endlich sey ein Priester, ein frommer Höfling, bei ihm erschienen, den er flehentlich um Veröhnung mit der Kirche gebeten habe; der Verkleidete aber habe ihm zugerufen: „Nein! verzweifle und stirb!“ Clemens habe gefleht: „So sprecht doch wenigstens die Absolution meiner Sünden über meinen Leichnam.“ Aber jener habe wiederholt: „Verzweifle und stirb,“ und ihn der Hölle geweiht. Selbst an die Hölle glaubend und darein versinkend, beklagt der Schreibende, von allen, allen Menschen verlassen zu seyn. — Wäre es denn aber wirklich möglich, daß Clemens am 21sten September 1774. sterbend noch so geschrieben hätte; wer würde alsdann diese letzten Blätter des gänzlich Ver-

lassen an den vorgeblichen Jugendfreund desselben nach Paris befördert haben? Bedachte denn der Erdichter nicht, daß er selbst durch diesen Schluß die Erdichtung des Ganzen offenbar verrathe?

Weil man die Geschichtschreiber nie zuviel gegen Erdichtungen warnen kann, so mache ich bei dieser Veranlassung auf ein anderes vermeintliches Dokument aufmerksam, welches oft schon früher als ein antirömisches Beweisstück benutzt und neuerlich wieder unter dem Titel:

*„Zwei merkwürdige Aktenstücke zur Kenntniss des Pabstthums und der römisch-katholischen Kirche aus dem 16ten und 18ten Jahrhundert nach Christo. Allen Katholiken, denen das wahre Christenthum am Herzen liegt, in christlichem Sinne gewidmet von K. Neustadt a. d. O. 1831, bei Wagner. 43 S. 8.*

abgedruckt worden ist.

Das erste dieser Aktenstücke soll seyn ein „Gutachten dreier Bischöfe, welches dieselben zu Bologna im J. 1558. dem Pabst Julius III. über die beste Art und Weise, die wankende Macht der röm. Kirche zu befestigen, auf Verlangen gegeben haben sollen.“ Rein unmöglich aber ist es, daß je 3 Bischöfe mit dem Pabste selbst von den Gebrechen der Kirche auf eine so skandalöse Weise ihre Herzensmeinung getheilt haben sollten. Sicherlich ist das vermeintliche Dokument eine Sammlung der schlimmsten Pfeile eines Gegners; und da — Vergorius ganz besonders darin ausgezeichnet wird, so war höchst wahrscheinlich gerade er selbst hievon der Verfasser. Der Inhalt ist interessant. Aber als ein papistisches Selbstbekenntnis darf er nicht betrachtet werden. — Das andere Aktenstück betrifft die Conversion der Sächsisch königlichen Dynastie. Wann wird die Zeit kommen, wo das Archiv darüber volle Wahrheit veröffentlicht?

Dr. *Paulus*.

*Schlanguenkunde von Dr. Harald Othmar Lenz, Lehrer an der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal. XIV und 559 S. 8. nebst 29 meist illuminirten Abbildungen auf X Tafeln in quer 4. Gotha, 1832. 7 fl. 36 kr.*

Der Verf. hat allen, selbst den giftlosen oder durch ihre Ernährungsweise nützlichen, Schlangen den Untergang geschworen; letzteren: weil auch sie vielen Menschen das Leben verbittern, sie heftig erschrecken und dergl. Nur in den letzten zwei Jahren hat er, auf eigenen Feldzügen gegen sie, um zu beweisen, was ein Mensch ausrichten kann, 360 Schlangen, worunter 128 Kreuzottern, gefangen oder durch seinen Schlangenfänger fangen lassen. In jedem Dorfe, meint er, solle für jede eingebrachte Schlange ein Preis ausgezahlt, und ihre thätigsten Feinde: Igel, Dachs, Iltis, Bussard, Gabelweihe, Heher, Krähe, Storch, sollten allerwärts geschont werden. Wenn er auf die Schlangenjagd auszieht, ist er mit einer blechernen Büchse, einer langen eisernen Zange, einem Hakenstocke und schützender Kleidung versehen, welche alle er andern Schlangenjägern beschreibend empfiehlt. Die Art die Schlangen zu ergreifen und zu erhalten beschreibt er umständlich. Die große Anzahl derselben, welche er auf diese Weise lebend unter seine Hände bekommen, hat ihm Gelegenheit geboten, eine Menge naturgeschichtlicher und manche anatomische Beobachtungen an ihnen zu machen; doch ergänzt er letztere zumal in Beziehung auf die feineren Theile aus anderen Schriftstellern, wie Meckel u. A. Insbesondere aber verdienstlich und dem Buche Werth verleihend sind seine nach Kräften vollständige Compilationen und die Erzählung sehr zahlreicher und manchfaltiger, fremder wie eigener Beobachtungen über das Aussehen, die Lebensweise, den Winterschlaf, über die Giftzähne und das Gift dieser Thiere, über seine Wirkung auf den Menschen und verschiedene andre lebende Thierarten, und über die vielen dagegen empfohlenen Mittel, worüber er namentlich mit der Kreuzotter hundertfältige Versuche

angestellt hat. Frostkälte tötet die Schlangen unwiderbringlich. Die Zauberkraft, welche manchen derselben in Beziehung auf andere Thiere, die sie erhaschen wollen, zugeschrieben worden, wird durch viele Belege auf natürliche Weise erklärt. Schlangengalle ist ein zwar noch näher zu prüfendes, aber, wie es scheint, sehr kräftiges Mittel gegen Epilepsie. Unter den Gegenmitteln gegen das Schlangengift scheint wässriges Chlor das wirksamste. Die Kreuzotter, welche bereits genug Namen erhalten hat (*Coluber berus*, *C. cherssea*, *Vipera berus*, *V. cherssea*, *Pelias berus*), benennt L. noch mit einem neuen Namen *Vipera torva*, weil Linné's *V. berus* sowohl diese erstere als die *V. Redi* in sich schliesse. Nach Alter und Geschlecht ist sie vielfältigem Farbenwechsel unterworfen und daher für mehrerlei Arten gehalten worden. Die Farben-Umänderungen werden hier sehr genau verfolgt. Die Zahl der Bauchschilder wechselt von 135 bis 150, die der Schwanzschilder-Paare von 28 bis 41. Die schwarze Otter, *V. Prester*, scheint nur eine Varietät, ein altes vielleicht etwas krankhaftes Weibchen davon zu seyn. Merkwürdig ist, daß die Bussarde, unermüdliche Feinde aller Schlangen, die giftigen sogleich erkennen und sie mit weit mehr Vorsicht ergreifen, als die giftlosen; ihre Federn, die Schuppen ihrer Füße schützen sie zwar fast völlig gegen jede Verwundung, wenn diese aber auch erfolgt, so erkranken sie wohl, erholen sich jedoch in einigen Tagen wieder von selbst. Auch dem Marder, dem Wiesel, dem Frett, dem Storche ist das Otterngift nicht tödtlich, dem Igel und dem Iltisse aber ganz unschädlich.

Der Verf. handelt neben der der inländischen, auch durch Benützung der besseren Quellen, die Naturgeschichte verschiedener ausländischen, besonders giftigen und schädlichen Schlangen ab, wobei er jedoch keineswegs vollständig in Ansehung der Arten u. s. w. zu seyn strebt; er stellt die vorhandenen Nachrichten über die Seeschlange zusammen und giebt eine kritische Ueber-

setzung dessen, was bereits Aristoteles und Plinius über die Schlangen geschrieben haben.

Dieses Werk gewährt daher in keiner Weise etwas abgeschlossenes Ganzes. Doch ist es am vollständigsten in Ansehung alles dessen, was das Schlangengift überhaupt und was die Naturgeschichte der Deutschen Schlangen insbesondere betrifft: namentlich die der Otter, der Viper (*V. Redi*), der *Coluber natrix*, *C. Austriacus*, *C. flavescens* und der Blindschleiche. Die Beobachtungen sind mit Fleiß und Liebe angestellt und verfolgt, und lebendig beschrieben. Sie bieten gelegentlich viel Belehrendes über die Sitten aller jener Thiere, welche der Verf. lebend mit Schlangen zusammenbringen konnte. Doch ist die Beschreibung in vielen Stücken unnöthig umständlich und weitläufig, und es dürfte wohl zu wünschen seyn, daß der Verf. diesem Werke mehr Abgeschlossenheit und Rundung in Ansehung des Inhaltes gegeben hätte. Die illuminirten Abbildungen der Kreuzotter in verschiedenen Abänderungen, der Ringelnatter, der gelblichen Natter, der Blindschleiche, der Brillen-, Klapper- und Lanzen-Schlange und des Anaconda sind schön gerathen.

---

*Rio de Janeiro, wie es ist. Beiträge zur Tages- und Sitten-Geschichte der Hauptstadt von Brasilien, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Lage des dortigen deutschen Militärs von C. Schlichthorst, ehemaligem Kaiserl. Brasil. Officier. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1829. X u. 394 S. 8.*

Ueberspannte Ansprüche an Lebensglück und Lebensgenuß, verfehlte Wünsche und getäuschte Erwartungen bestimmten den Verf. (S. I.) im Spätherbste 1824. zu einer Reise nach Brasilien. — In vorliegender Schrift versucht er die charakteristischen Seiten der in jeder Hinsicht merkwürdigen Hauptstadt dieses

Landes hervorzuheben und die in tropischer Pracht sie umgebende Natur als blühenden Hintergrund zu benutzen, wodurch die verletzenden Empfindungen gemildert werden, welche eine ungeschmückte Darstellung von Verbrechen und Strafen, von Despotismus und Intrigue, von Verfall der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, von Unterdrückung und Erpressung, von Bestechung und Verrath hervorrufen.

Um einen Ueberblick über den ganzen Inhalt des Buches möglich zu machen, geben wir die Ueberschriften der einzelnen Capitel. Es sind dieselben folgende: Ankunft in Rio de Janeiro und Geschichte des Verfassers; die Stadt und der Hof von Rio de Janeiro; südliches Leben; Brasilierinnen und Fremde, Kirche und Welt, Neger und Ureinwohner in Brasilien; Literatur von Brasilien; Südamerikanische Promenaden; Rückblicke auf die neueste Geschichte von Brasilien und politische Lage des Reichs (1826).

Die Darstellung des Ganzen ist einfach, und bietet, wenn auch manches Bekannte, doch vieles Bemerkenswerthe. Dahin gehören z. B. die Notizen über die Ansiedelung der Europäer in Brasilien (S. 383 ff.) Fleissigen und geschickten Handwerkern rath der Verf. dahin zu gehen; nur müßten dieselben ihre Ueberfahrt selbst bezahlen, damit sie nicht bei ihrer Ankunft zu Soldaten gemacht würden.

Beigefügt ist eine Liste derjenigen Officiere, welche seit der Errichtung des Fremden-Corps in Kaiserlich brasilischen Diensten gestanden haben und noch stehen.

Druck und Papier sind gut.

---

---

*Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur von Dr. Karl Friederich Armin Gudenus. In drei Theilen. Leipzig 1831. Gerh. Fleischer. 4. VIII u. 418 S. (Preis 7 fl.).*

Der Verf. giebt in diesem Buche, das nach der Vorrede eine wesentliche Lücke unserer Literatur ausfüllen soll, theils mehr, theils weniger, als der Titel verheißt, nämlich etwas ganz Anderes. Tabellen sollen gleichsam das Skelett der Wissenschaft seyn, auf welche sie sich beziehen; die Hauptpunkte aushebend, das Besondere unter das Allgemeinere ordnend, das Ungleichartige trennend, Gleichartiges zusammenstellend, sollen sie durch die äußere Ueberschaulichkeit auch dem Geiste einen leichtern Ueberblick gewähren, das Auffassen erleichtern, dem Gedächtniß eine Stütze verleihen. Chronologische Tabellen namentlich, und insbesondere chronologische Tabellen zur Literaturgeschichte sollen die bedeutendern Erscheinungen in der Literatur, in sofern sie gleichzeitig sind, äußerlich neben einander, in sofern die Eine aus der Andern entsprungen, unter einander stellen, die verschiedenen Zweige der Literatur zugleich trennend und ordnend nach Gattungen und Arten, und aus der allgemeinen Staaten- und Culturgeschichte die gleichzeitigen Begebenheiten und Bestrebungen, welche auf die Richtung der Literatur Einfluß geübt, aushebend und gehörigen Orts anführend. Nicht die Schriftsteller bilden die Literatur, sondern ihre Werke; nur durch diese wirken jene als solche auf das Volk und auf die Bildung desselben. Statt aller Beispiele nur eines: Göthe — welchen Einfluß hatte auf seine Schriften die jedesmalige Zeit, welchen Einfluß wieder übten jene auf andere Schriftsteller! Nur der Geburtstag der einzelnen Schriften kann daher das Princip der Folgeordnung im Allgemeinen seyn. Dabei versteht sich aber

von selbst, daß unter den bedeutendern Erscheinungen der Literatur nicht allein die vorzüglicheren Werke gemeint sind, sondern eben so wohl auch die als schlecht erkannten, in sofern sie nur auf irgend eine Weise Einfluß in der Literatur geübt haben; von der größern oder geringern Specialität der Tabellen hängt es ab, in wie weit auch Werke, welche bloß solchem Einfluß folgten, ohne selbst eine erhebliche Wirkung gehabt zu haben, aufzuführen sind. Die Lebensumstände der Verfasser sind in solchen Tabellen nur dann kurz zu bemerken, wenn durch sie die Werke bedingt waren; denn ob einen Verfasser dieser oder jener Orden schmückt, ob einer diesen oder jenen Titel hat oder gehabt hat, ob er in München oder in der Vorstadt Au wohnt, das ist in der Regel auch in der Literaturgeschichte so gleichgültig, als in der Staatengeschichte; mit derlei, an sich wohl auch schätzbaren Nachrichten hat die Gelehrten- und Künstlergeschichte sich nicht zu befassen.

Solche Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur würden allerdings eine wesentliche Lücke derselben ausfüllen und von großem Nutzen seyn; freilich aber wäre ihre Abfassung zugleich höchst schwierig. Solche Tabellen aber sucht man in dem vorliegenden Werke vergebens; überhaupt verdient es Nichts weniger, als den Namen chronologische Tabellen, es wäre denn, daß man einem Buche den Namen „chronologische Tabellen zur allgemeinen Geschichte“ einräumte, welches die Personen, die in dieser auftreten, nach der Zeitfolge ihrer Geburtstage unter kurzer Angabe ihrer merkwürdigsten Lebensumstände und ihrer Thaten und mit einer ganz kurzen Charakteristik derselben auführte. Denn vom J. 1471. an erhalten wir Nichts, als in einer Columne den Namen des Schriftstellers, in zwei folgenden Geburtsjahr, Geburtstag und Geburtsort, in der vierten selten mehr als eine Nachricht, was derselbe nach und nach war; in den beiden folgenden Todesjahr und Todestag, in der siebenten ein Verzeichniß der Schriften,

häufig mit einem „u. s. w.“ in der letzten endlich eine meistens in wenige Worte zusammengefaßte Charakteristik derselben, z. B. „philosophischer Sprachforscher und satirisch-komischer Dichter“ (III. 185.); „Aufsätze voll zarten weiblichen Gefühls“ (III. 225.); „ein gewandter Erzähler“ (III. 261.) und dergl. Nur bei der ältern Literatur (d. h. bis auf Luther ausschl.) ist eine Ausnahme von dieser Form gemacht, weil hier theils die Verfasser, theils wenigstens ihre Geburtstage und häufig auch ihre Lebensumstände unbekannt sind; hier sind daher die Schriften nach ihrer wahrscheinlichen oder gewissen Entstehungszeit nach einander, jedoch in Hauptgattungen getrennt, aufgezählt. Jeder Periode ist zwar eine kurze Einleitung vorangeschickt, worin 1) der Gang der Literatur im Allgemeinen angegeben, und 2) eine „Übersicht der verschiedenen Gattungen der Poesie und Prosa mit ihren Schriftstellern,“ d. h. mit bloßer Namensangabe der Schriftsteller jeder Gattung, enthalten ist; allein diese wenigen Zeilen sind ein sehr ungenügender Ersatz für das Fehlende, ja gerade dadurch können unrichtige Annahmen veranlaßt werden, wie z. B. als ob alle seit dem 8. Sept. 1767. gebornen Dichter zu der Schlegel'schen Schule gehörten.

Wenn nun aber gleich der Verf. das, was der Titel verspricht, nicht giebt, so ist sein Buch doch schätzbar als ein mit großem Fleiße ausgearbeitetes, ziemlich umfassendes biographisches Lexikon der deutschen Schriftsteller, welches selbst der in der Literatur mehr Bewanderte öfters nachschlagen und befriedigt wieder zurückstellen wird, indem es von ungefähr zweitausend Verfassern Nachricht giebt und in den Nachträgen bis in die Mitte des J. 1831. reicht. Der vage Begriff von Nationalliteratur, welchen der Verf. aufstellt, und sein eigenes Nichtfesthalten desselben macht sogar, daß man Manches findet, was man nicht suchen würde. Unter Nationalliteratur versteht er nämlich nach der Einleitung „den Inbegriff sämmtlicher in der Muttersprache (?)

geschriebener Geisteserzeugnisse, die sich in künstlerischer Beziehung ein öffentliches (?) und bleibendes Interesse für jeden wahrhaft Gebildeten der deutschen Nation erworben haben;" dann fährt er aber sogleich fort: „Es gehören dazu also (?) nicht allein die Werke der Poesie und Beredsamkeit im engern Sinne, wie die Theorie (?) der schönen Künste, sondern auch alle Schriften der historischen, didaktischen und Briefprosa, in sofern dieselben Anspruch auf richtige und schöne Darstellung machen und durch die Beobachtung der Gesetze der Form mit größerem oder geringerem Rechte für Muster einer bestimmten Stylgattung gelten können." Offenbar sind hier verschiedene Maßstäbe angelegt. Nach der Definition entscheidet kurzweg die Klassicität des Styls; nach der daraus gezogenen Folgerung aber entscheidet sie nicht bei den Werken der Poesie und Beredsamkeit, nicht einmal bei den Werken über die Theorie der schönen Künste, sondern diese — ungeachtet letztere sogar zur wissenschaftlichen Literatur gehören — werden alle, wenn sie nicht ganz unter aller Kritik sind, zur Nationalliteratur gerechnet. Vergleicht man nun noch vollends den Inhalt des Buchs, so weiß man gar nicht, was denn die Nationalliteratur seyn soll; denn da kommen z. B. II. 8. Ulrich v. Hutten's lateinische Schriften, und ein griechisch-deutsches Wörterbuch; II. 49. die lateinischen und französischen Schriften von Leibnitz; III. 168. der Abschreiber Samuel Baur, sogar mit der Bemerkung: „Sprache und Darstellung sind in hohem Grade vernachlässigt;" III. 305. Steudel, der Theologe, dessen Styl wohl noch Niemand für klassisch erklärt hat, u. s. w. Die deutsche Literatur umfaßt alle in deutscher Sprache geschriebene Werke. Eine Auswahl läßt sich nun treffen entweder nach der Musterhaftigkeit des Styls oder nach dem Werthe des Inhalts oder nach der geschichtlichen Merkwürdigkeit oder endlich nach den einzelnen Zweigen der Literatur, z. B. der schönwissenschaftlichen. Eine Vermischung (im Gegensatz gleichförmiger Ver-

bindung) dieser ganz verschiedenen Eintheilungsgründe bringt nothwendig Verwirrung hervor.

Dafs der Verf. manche Schriftsteller nicht aufnahm, welche eben so gut oder noch eher als Andere die Aufnahme verdient hätten (z. B. Posgaru, A. Schöll, Bührlen, Magenau, Stenzel, Grüneisen, Klüber u. A.), wollen wir nicht tadeln, weil bei dem grössten Fleisse in solchen Werken ein Uebersehen unvermeidlich ist. Aus demselben Grunde mufs manche Unrichtigkeit entschuldigt werden; so ist z. B. Gräter schon am 2. Aug. 1830. gestorben und hat schon einige Jahre in Schorndorf gewohnt, während er III. 170. als noch in Ulm lebend aufgeführt ist; auch sind seine Schriften theils nicht ganz richtig, theils nicht vollständig angegeben; indem z. B. die Uebersetzung der Briefe Cicero's (6. 7. Bd. der Wieland'schen Uebers.), der Versuch e. Einleit. in d. nord. Alterthumskunde 1. Bd. Dresd. 1829. Zerstreute Blätter 2. Samml. Ulm 1822. f. u. A. fehlen; A. Gebauer (III. 274.) wohnt schon mehrere Jahre in Tübingen, nicht mehr in Mannheim, und sein Schriftstellernamen Rebau ist nicht bemerkt; W. Menzel (III. 292.) ist Redacteur des Literaturblatts; Eichhorn (III. 246.) lebte bisher nicht auf einem Gute bei Frankfurt, sondern auf dem Ammerhofe bei Tübingen, und dergl.

Zu tadeln ist dagegen, dafs der Verf. da, wo er fremde Urtheile über die Schriftsteller giebt, dieses und seinen Gewährsmann nicht anführt, und eine das Nachschlagen erschwerende Eigenheit ist es, dafs die drei Hauptperioden als eben so viele Theile besonders paginirt sind, ungeachtet man das Buch bereits in einem Bande cartonirt erhält. Die äufsere Ausstattung läfst Nichts zu wünschen übrig.

*Gustav H o h b a c h.*

## KURZE ANZEIGEN.

*Einfache und durchaus wohlgeprüfte Darstellung des Lebens Jesu zur Verhinderung des Unglaubens, Beseitigung des Aberglaubens und Beförderung des rechten Glaubens und eines gotteswürdigen Wandels. — Für protestantische, katholische und Sektenchristen, auch Israeliten. Von Karl Christian v. Langsdorf. I. Abth. bis S 143. II. Abth. bis S. 312. Mannh. 1831. III. Abth. bis S. 500. Mannheim 1832. In drei sauber broschirten Heften, in der Schwan- und Götzischen Hofbuchhdl. (3 fl. 36 kr.)*

Der Verf. theilt das Leben Jesu in zwölf Abschnitte, folgt aber in der Ordnung der Schriftstellen seinem großen Vorgänger, dem Hrn. Geh. Kirchenrath Paulus, dem auch die Schrift zugeeignet ist. Mit aller Offenheit, aber auch mit der gebührenden Bescheidenheit, erklärt er in der Zueignung gleich zum voraus, daß seine Ansichten von den paulinischen häufig abweichen. S. 1—45. enthält eine mit I. (als erster Abhandlung) bezeichnete Vorbereitende Einleitung (§. 1—17.), worin er mit Bezug auf die Ansprüche des Alten Testaments die Meinung, daß der Weise von Nazareth der geweissagte Christus (Messias) sey, für irrig erklärt, doch aber Denselben als hochheiligen Religionslehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts über alle Rabbinen und Weisen der Vorzeit erhebt. Jetzt beginnt das eigentliche Leben Jesu, nach den Erzählungen der Evangelisten. Er wirft der herrschenden Parthei der christlichen Religionslehrer vor, daß sie diese Erzählungen nur benutzen, um mittelst Auslegungen und Einschaltungen ihre vorgefassten Ideen von Jesu darin nachweisen zu können; und will, daß man sie, geneigt nach dem Wahren und Guten zu forschen, wie jede Lebensbeschreibung auf's strengste prüfend lesen und benutzen solle, nicht um sein Ideal von Jesus hinein zu legen, sondern um die Person Jesu, die darin liegt, erst daraus kennen zu lernen. Der hier folgende Abschnitt ist überschrieben: II. Jesu Abstammung, Geburtsort und Leben bis zur Vollendung seines dreissigsten Jahres. Auch Erzählungen aus dem Leben des

\*) Ich habe in den 26 Jahren meines Hierseyns bei den vielen dem Drucke übergebenen mathematischen Schriften nicht ein einzigesmal von dem jedem hiesigen Professor zustehenden Rechte der Selbstanzeige Gebrauch gemacht. Bei meinen theologischen Schriften sehe ich mich aber hierzu genöthigt, weil ich finde, daß man ihrer Bekanntwerdung geflissentlich entgegenwirkt.

*der Verf.*

Priestersohnes Johannes — mit einigen Vorerinnerungen zum späteren Leben Jesu (S. 46—93.). Das Hervortreten eines Messias in Jesu sey lediglich ein Werk des Priesters Zacharias, was umständlich auseinandergesetzt wird.

III. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im Leben Jesu bis zur Beendigung des Hochzeitfestes zu Kana (S. 93—145.). Die Wundererzählungen der Evangelisten werden vollständig mitgetheilt und nach den Ansichten des Verfs. vernunftmäßig geprüft und gewürdigt. „Nirgends,“ sagt der Verf. (S. 107.) „haben wir (im Leben Jesu bis zum Antritte seines Lehramtes) Wunder gesehen, überall waren menschlicher Verstand, klug getroffene Anstalten des Zacharias, frühe Leitung des Jesukindes zur fixen Idee von seiner Messiaschaft, Aberglaube der damaligen Zeit und sonst vorliegende Umstände zur natürlichen Erklärung der in jene Zeit fallenden Ereignisse hinlänglich.“ Noch wird bis S. 143. Jesus gegen den Vorwurf, daß Er habe täuschen wollen, hinlänglich gerechtfertigt. Hiermit endet die Erste Abtheilung, und es folgt jetzt bis S. 312. die Zweite (das zweite Heft); Von Beendigung des Hochzeitfestes zu Kana bis zum ersten Pfingstfeste nach dem zweiten Besuche des Paschafestes in Jerusalem. Diese zweite Abth. beginnt mit dem 4ten Abschnitte.

IV. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu, nach dem Johanneischen Evangelium bis zum Ende des vierten Kapitels, wo Jesus die erste angeblich wunderbare Heilung eines Kranken zu Kapernaum verrichtet hatte. — Auch noch einige Mittheilungen aus dem Leben Johannes des Täufers. S. 147—194. Nach des Verfs. Ansicht zeugt das erste Kap. des Joh. Evangel. „vom natürlichen Streben des Menschengewisses, sich in Sphären zu erheben, die für ihn ganz in Dunkelheit verhüllt sind, und die ihm nur Ahnungen, Träumereien und Albernheiten gestatten, wie sie auch in unserem Zeitalter unter mannichfaltigen Gestalten immer wieder neu hervortreten“ (S. 148.). In fernerer Betrachtung dieses 1. Kap. werden die Deutungen auf übernatürliches Wissen Jesu nach des Verfs. Ansichten berichtigt. Nie und nirgends sey Er mit übernatürlichen Geistesgaben oder ganz ungewöhnlichen aus Uebermenschliche grenzenden Kenntnissen und Einsichten aufgetreten (S. 157.). Diese gewaltsame Reinigung sieht der Verf. keineswegs in der angeblichen Volksmeinung, daß Er dazu befugt gewesen sey, gerechtfertigt. Er sieht darin eine Uebereilung (S. 164.). Dr. Paulus legt in das Gespräch mit der Samariterin eine bei weitem größere Wichtigkeit als der Verf. „Dabei hat aber,“ sagt er S. 182, „Dr. P. alle die Wahrheiten vor Augen, welche er in die einfachen Aussprüche Jesu nach Ausbildung unseres Zeit-

alters hineinlegt, und eben hiermit erhebt er Jesum, ohne hinlängliche Begründung auf wirkliche Thaten, nach meiner festen Ueberzeugung, zu einer Stufe, auf der Er wirklich nicht stand." — Aber als warmer Verehrer Jesu bestreitet er immer nur die nach seiner Ansicht ganz grundlose Zuhochststellung des Nazarenischen Weisen, überzeugt, daß das schöne Leben Jesu keiner Zuthaten bedürfe, um dem Menschengeschlechte als das nachahmungswürdigste Muster empfohlen zu werden. Die nun folgende Erzählung von der Heilung des kranken Sohnes eines königlichen Beamten in Kapernaum gibt dem Verf. Gelegenheit, von den Heilungen Jesu überhaupt Manches zu sagen, was bei Beurtheilung der dahin gehörigen evangelistischen Erzählung nicht übersehen werden darf. Die Evangelisten erwähnten, wie der Verf. sagt, nur diejenigen Heilungsversuche, welche sie als gelungen ansahen, und ließen aus Klugheit, auch wohl aus Ehrfurcht, die nach ihrer eigenen Ansicht mißlungenen unberührt.

V, Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu nach der zweiten Rückkehr aus Judäa nach Kana in Galiläa. — Nach den Erzählungen der drei früheren Evangelien. In Bezug auf die Mißhandlungen, welche Jesu in Nazareth widerfahren, theilt der Verf. (S. 195 — 200.) eigene Ansichten mit, die von den paulinischen sehr verschieden sind. „Sie (die paulinische Erklärung),“ sagt er (S. 200.) „ist dazu geeignet, Leser von gewöhnlicher Bildung (religiöse verstanden) zu einer Vorstellung von Jesu zu führen, die bis hierhin noch nicht gehörig begründet worden ist, und die nur zu leicht aus dem hochgebildeten jüdischen Lehrer ein höheres Wesen macht. Der Verf. macht in der Fortsetzung dieses Lebens Jesu den bisherigen Ansichten gemäß manche besondere Bemerkungen, die dem Orthodoxen nicht gefallen werden. Umständlich redet er von der in vieler Hinsicht merkwürdigen Heilung des Besessenen, aus welchem angeblich eine Legion böser Geister aus- und in eine große Heerde von Schweinen eingefahren waren (S. 221 — 226.). Ueberhaupt sucht er den Wunderglauben überall wohl überlegt zu beleuchten.

VI. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu auf und nach dem zweiten Paschafeste bis zum nächsten Pfingstfeste. (S. 255 — 302.) Zuerst die für das ganze nachfolgende Leben Jesu höchst wichtige Geschichte vom 28jährigen Krankenlager eines Menschen am Teiche Bet-Hesda. Der Verf. sieht in demselben, wie Dr. Paulus, einen Betrüger. Der Verf. findet hier vorzügliche Gelegenheit, auf Jesu fixe Ideen von seiner Messiaschaft aufmerksam zu machen (S. 267.). Es folgen nun neue evangelistische Erzählungen von widrigen Begebnissen und vermeinten Wundern. Auch

folgt ein neuer Beweis (S. 278), wie der Weise von Nazareth, der nie Wunder gethan hatte, dahin gehörigen Aufforderungen mit großer Klugheit, ohne seine Messianische Auktorität zu gefährden, auszuweichen wußte (wie z. B. auch bei der Tempelreinigung). Einen neuen Beweis, wie Ihn die fixe Idee von seiner übernatürlichen Gesandtschaft aus dem Himmel beherrschte, gab Er beim unvermutheten Besuche von seiner Mutter und seinen Brüdern (S. 284.). Bis S. 294. wird noch Manches von den Gleichnissreden mitgetheilt. An mehreren Stellen (auch noch weiter unten) macht der Verf. auf Aussprüche des Matthäus aufmerksam, welche seiner historischen Glaubwürdigkeit nicht sehr günstig sind. So auch S. 297. Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Erzählung aus Luk. 13. Kap., wo wieder von einem vermeinten Wunder die Rede ist (S. 299 u. ff.). Dann folgt zu diesem Abschnitte noch ein Anhang (S. 303—312.), worin der Verf. einige ihm gemachte Erinnerungen beantwortet.

Es folgt jetzt die dritte Abtheilung (drittes Heft), vom zweiten Pascha bis zur Himmelfahrt, von S. 315—497.

VII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu vom Pfingstfeste bis zum Laubhüttenfeste (S. 315—346.). Zuerst die Speisung der 5000 Männer. „Es ist merkwürdig,“ sagt der Verf. S. 319. nach vielen eingestreuten Bemerkungen, in einer Note, „dafs unsere Alttheologen diese Speisegeschichte, von der die Evangelisten selbst nicht viel Aufhebens machen, noch jetzt zu den Wundern zählen.“ S. 381 u. ff. kommt er auf Jesu wunderbare Wasserreise, die Er bei Nacht zu Fufs machte, dann auf eine in hoher Aufregung seines Geistes von ihm gehaltene Rede, über die selbst seine Jünger murrten, und viele seiner Anhänger Ihn verliessen (S. 328.). Es folgt nun in der Erzählung von der Heilung der Tochter eines Kananäischen Weibes ein neues Wunder, in der bloßen Voraussetzung, dafs die abwesende Tochter wohl genesen seyn werde. „Hatten,“ fragt der Verf. (S. 332.), „die Jünger vielleicht aus der Ferne in ihrem Geiste die Genesene auf ihrem Polsterbette liegen gesehen?“ Ueberall werden die angeblichen Wunder mitgetheilt und beurtheilt. Dafs Jesus bis jetzt in Bezug auf Menschenbesserung noch wenig ausgerichtet hatte, begriff Er selbst sehr wohl (S. 337.). Aus den ferneren Mittheilungen geht hervor, dafs Er endlich zu der neuen Ueberzeugung gekommen war, die auf Ihn deutenden Weissagungen missverstanden zu haben: Nicht in seinem jetzigen Erdenleben, sondern erst späterhin, in den Himmel aufgenommen und von da wieder zurückkehrend werde Er in vollem Glanze als der Messias und König der Juden erscheinen. Diese neue fixe Idee begleitete Ihn bis zum Kreuze, wie der Verf. späterhin noch mehrmals nachweist. S. 344. kommt der Verf. auf das Gleichniss vom reichen Manne und dem Lazarus; diese Gleichnissrede erklärt er (S. 344.) für die unvoll-

kommenste unter allen; sie zeuge vorzüglich von der Beschränkung seines Wissens, zu dem sich ein Rabbiner unter so vielen ihn begünstigenden Umständen gar wohl auf natürlichem Wege habe erheben können. Nochmals erscheint Er als Augenarzt (S. 346.).

VIII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu vom Laubhüttenfeste des zweiten Messiasjahres bis zur Wiederbelebung des Lazarus und den gleichfolgenden Anstalten Jesu zum dritten Besuche des Paschafestes in Jerusalem.

Dieser Abschnitt beginnt mit Joh. 7. Kap. Der Verf. macht hier unter vielen Bemerkungen auch wieder auf die oben schon erwähnte neue fixe Idee Jesu aufmerksam (S. 350). (Statt V. 31 u. 32. S. 351. Z. 9. v. u. muß man Joh. 8, 31 u. 32. lesen). Viele Bemerkungen zu Joh. 7. u. 8. Kap.

IX. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu von der Zeit an, da Petrus im Namen sämtlicher Jünger Jesu als den Sohn des lebendigen Gottes feierlich anerkannte, bis zum letzten Wegziehen aus Galiläa.

Zuerst Vorträge nach Matth. 16, 13—28; Mark. 8, 27. und Luk. 9, 18—27. (Statt V. 21. muß (S. 362. Z. 2. v. u.) Matth. 16, 21. gelesen werden). Die Rede Jesu an Petrus: „Hebe Dich von mir, Satan, Du bist mir ärgerlich u. s. w.“ nennt der Verf. unsanft, es liege darin eine dem sonstigen Charakter Jesu ganz fremde Härte, die Petrus nicht verschuldet habe (S. 363.). Erläuterung zu dem merkwürdigen Verbote Jesu, daß seine Jünger Niemand sagen sollten, daß Er der Christ (der Messias) sey (S. 364.). Jesus spricht auf's Neue seine Ueberzeugung aus, daß Er bald nach seinem erfolgten Scheiden in voller Herrlichkeit zur Erde zurückkehren werde (S. 365.).

X. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu seit dem letzten Wegziehen aus Galiläa bis zum Tempel-Einweihungsfest und der Wiederbelebung des Lazarus. Neue Anstalten Jesu in der Wahl von 70 Aposteln (S. 379 u. f.). Mittheilung des Mustergebets (S. 382.). Vergebliche Aufforderung der Juden an Ihn, ihnen frei zu sagen, ob Er Christus (der Messias) sey? (S. 383 u. f.). Nach mehreren nicht unwichtigen Mittheilungen aus den Evangelien kommt der Verf. auf die Auferweckung des Lazarus.

XI. Von den Anstalten Jesu zum dritten Besuche des Paschafestes zu Jerusalem bis zu seiner Kreuzigung. Beschreibung des feierlichen Einzugs nach Jerusalem mit vielen Bemerkungen. Abermalige Tempelreinigung. Johannis son-

derbare Deutung der künftigen Erhöhung Christi. Jesu hyperbolische Aeußerung über die Wirkung des Glaubens. Der Widerwillen seiner Widersacher stieg immer höher. Vergeblich versuchten sie, Ihn durch eine vorgelegte politische Frage in die Falle zu locken. Die Sadducäer und Pharisäer legten ihm noch religiöse Fragen vor. Dagegen setzte Er aber jetzt durch eine unerwartete Frage die Pharisäer in Verlegenheit, mit einer ihnen abgeforderten Erklärung von Ps. 110, 1. Nach des Verfs. Bemerkungen war der Weise von Nazareth in Bezug auf diesen Psalmen selbst in einem doppelten Irrthume. Er gab seine hohe Achtung gegen die alttestamentliche Religion aufs Unzweideutigste zu erkennen (S. 122. Z. 15. muß man „nicht“ statt „jetzt“ lesen). Merkwürdige Fragen seiner Jünger, bei deren Beantwortung Er wieder in einen sehr exaltirten Zustand gerieth. In Bezug auf das Urtheil des Königs, der das Menschengeschlecht in Schafe und in Böcke abtheilte, streut der Verf. Bemerkungen ein, die der übernatürlichen himmlischen Herkunft, wie so viele vorhergegangene, nicht günstig sind. Nach noch mehreren bemerkenswerthen evangelistischen Mittheilungen kommt er (S. 439.) auf die Berathschlagungen der Hohenpriester, der Schriftgelehrten und der Aeltesten, wie sie Jesum mit List greifen und tödten wollten. Hierzu war ihnen Einer seiner Jünger, Judas Ischariot, behülfflich. Von Ischariot seinen Verfolgern überliefert, wurde Er nun noch in derselben Nacht vor Gericht geführt, und nach gefällttem Urtheile gleich am folgenden Tage an's Kreuz geheftet. Das Benehmen Jesu beim Herodes erhält kein Lob. Pilatus und besonders dessen Gattin hätten Ihn geachtet und geliebt, und bei der Kreuzigung Ihn zur Schonung empfohlen, weshalb Ihm auch die Gebeine nicht zerschlagen und bei der Anheftung am Kreuze die Füße nicht durchnagelt worden seyen, was der Verf. überdies noch mit vielen Gründen unterstützt.

**XII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu von der Kreuzigung bis zur Himmelfahrt.**

Außerordentliche Naturbegebenheiten waren nach dem Matthäus die Folgen der Kreuzigung. Pilatus ließ sogleich, sobald man sich vom Tode des Gekreuzigten versichert hielt, dessen Leichnam einem Freunde Jesu auf sein Gesuch verabfolgen, um ihn in eine noch neue anständige Grabstätte zu bringen, wo Er wieder erwachte, so daß Er am zweiten Tage nach der Kreuzigung schon die Grabstätte wieder verließ und noch 6 Wochen umher wandelte. Die Erzählungen von wunderbaren Begebnissen, die in diese Zeit fallen, werden mit freimüthigen Erläuterungen mitgetheilt. Jesus war nach dem Verf. am Kreuze nicht gestorben, und im Grabe nur aus einer tiefen Ohnmacht erwacht. Er würde nach des Verfs. Ansicht noch länger auf der Erde gewandelt haben, wenn nicht die am Kreuze

erhaltene Seitenwunde sein Leben verkürzt hätte. Im Gefühle seines nahen Endes beschied Er seine Jünger zu einer Zusammenkunft am Karmel, wo Er sich von ihnen trennte und dem in der Höhe mit einem dicken Nebel bedeckten Berge hinaufsteigend allmählig vor ihren Augen verschwand. In dieser Erscheinung erkannten die durch die Zusicherung einiger unerwartet hervorgetretener Männer noch mehr aufgeregten Jünger die Himmelfahrt ihres großen Lehrers, des merkwürdigsten Mannes, den die Weltgeschichte bis jetzt aufgestellt hat. Referent mußte sich nach der Bestimmung dieser Jahrbücher nur auf die Aushebung einiger Stellen beschränken.

v Langsdorf.

---

*Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Deutsche, in methodischer Stufenfolge. Von Franz Xav. Hoegg. Für die Quinta eines Gymnasiums. Köln 1832. Druck und Verlag von M. Du-Mont-Schauberg. XII u. 318 S. in 8.*

Das Hauptaugenmerk des Verfs. war bei diesen für Schüler der Quinta bestimmten Uebungsstücken auf Beobachtung einer strengen Stufenfolge in den einzelnen Themen gerichtet, und dafs darauf auch allerdings Viel ankommt, wird jeder Lehrer aus Erfahrung bezeugen können. Es folgen daher in diesem Buch auch die einzelnen zum Uebersetzen bestimmten Themen nach den einzelnen Regeln und Abschnitten der Grammatik, von den Declinationen an und so fort, mit Angabe der Lateinischen Wörter unter dem Texte, woran sich drei andere einzelne in die Syntax gehörige Sätze, über zusammengesetzte Perioden und dergl. m. anreihen. Zuvörderst über die Conjunctionen zur Verbindung der einzelnen Satztheile, dann: Erweiterung der Regeln von der näheren Bestimmung des Prädicats; über verschiedene Ausdrucksweisen, Imperativsätze, Fragesätze; *Syntaxis Rectionis*, oder Erweiterung der Lehre vom Casus; und endlich: zusammengesetzte Sätze, sowohl Hauptsätze als Nebensätze. S. 167. folgen dann die lateinischen Stücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche bestimmt sind, mit den Conjunctionen beginnend und in einer ähnlichen Folge, wie die deutschen, weiter fort-rückend bis zu den zusammengesetzten Sätzen, an welche einige Stücke aus Eutrop nebst einigen leichten Erzählungen und Fabeln in Prosa sich anschließen. Den Beschluß des Ganzen macht ein genaues Verzeichnifs der lateinischen Wörter und Redensarten, die in diesem Werke vorkommen, nothwendig dadurch, dafs bei den lateinischen Stücken nicht wie bei den deutschen, die Wörter unten beigefügt sind. Die zweckmäßige Einrichtung des Buchs wird ihm leicht Eingang in den Schulen verschaffen.

---

Welcker, P. H., *Thüringer Lieder*. 368 S. 8. Gotha, bei Müller. 1831.

Unter Thüringer Liedern verstehen wir nicht bloß, daß eine gewisse Anzahl Lieder in Thüringen oder von einem Thüringer gedichtet worden sind. Wäre bloß dies der Fall, so wäre das Prädicat „thüringer“ den Gedichten selbst zufällig. Ob es nun passend oder unpassend seyn mag, einer Gedichtsammlung einen Titel zu geben, der sich bloß auf Verhältnisse bezieht, welche dem Inhalt zufällig sind, dies lassen wir hier unerörtert, und sehen nur, ob unser Dichter mit jenem Titel eine bloß zufällige Beziehung ausdrücken wollte. Dies ist aber nun nicht der Fall, und es soll mit dem Prädicat „thüringer“ wirklich die eigenthümliche Gestaltung des poetischen Inhalts angezeigt werden.

Worin verlangen wir aber, daß dieser poetische Inhalt bestehen soll? Gewiß nicht in bloßen Beschreibungen Thüringer Gegenden à la Matthison, oder in Erzählungen aus der Thüringischen Geschichte, welche dann bloß deswegen mit einem solchen Prädicate bezeichnet werden, weil uns gesagt wird, sie hätten sich in Thüringen oder mit Thüringern zugetragen! Wir verlangen, daß in einer solchen Sammlung der eigne Lebensgeist des Landes auftrete, der, nicht zu verwechseln mit dem leichten Zeitgeiste, bald wie ein idealischer Lebensaccent über Berge und Thäler, Wälder und Flächen daherschwebt, bald frei und rauschend durch die Welt schreitet als historische Erscheinungen, bald kindlich und sanft als stille Volkssage die Geister unterhält, bald als Leben der Gegenwart mit Kraft und Liebe (denn dies ist des Volkslebens ächte Natur) sich ausspricht. Sobald ein Dichter in einem Lande aufsteht und von dem Lande und des Landes Leben singt, da feiert das Land selber eine poetische Wiedergeburt, und statt daß der Dichter sich etwa in stolzem Eigendünkel von seinem Lande isolire, vereinigt er sich wirklich erst mit ihm, sein Verhältniß zum Lande wird jetzt ein inneres, nothwendiges. Der Kreis des ihn umgebenden Lebens, das wie die zertrümmerte Collonade eines Pantheons um ihn herumlag, fühlt die Idee eignen Seyns in belebender Bewegung und schließt sich in den reinen Verhältnissen seines Lebenstypus zu einer in sich begründeten und belebten Sphäre zusammen. — Welches deutsche Land könnte aber einen solchen eigenthümlichen Lebensgeist aufweisen als Thüringen, sowohl was die historischen Erinnerungen betrifft (wir erinnern nur an Ludwig den Springer, Friedrich mit der gebissenen Wange, Ludwig den Eisernen, Landgraf Hermann und den Sängerkrieg, an die Wartburg, die heilige Elisabeth, Bonifacius, Bernhard von Weimar; lauter historische Verhältnisse, welche sich schon durch sich selbst poetisch gestalten), als auch die Fülle von Sagen, die eben das tiefe poetische Element des Volkes bekunden, wie dieses Element

denn auch in der Gegenwart bedeutend hervortritt, und sich im Leben auf dem Thüringer Walde als ächte Romantik zeigt, die als unendliche Sanges- und Klangleslust schon eine volksthümliche Verklärung hat.

Der Raum gestattet uns nicht, hier weiter auf die höchstbedeutende Eigenthümlichkeit des Thüringer Landes und Lebens einzugehen; wir wenden uns daher jetzt zu den vorliegenden Gedichten, um zu sehen, wie der Dichter den nicht bloß reichen, sondern auch schönen Stoff seines Vaterlandes aufgenommen und den in diesem Stoffe sich regenden Geist zur Reinheit selbstständigen Lebens befreit hat.

Die Poesie unseres Dichters hat sich nun nach folgenden Richtungen hin ausgesprochen: Geschichte; Sage; Natur. Hiermit ist freilich nicht der oben angegebene Kreis poetischer Gestalten ausgefüllt, was übrigens dem Dichter nicht zum Vorwurf gereichen soll, und es ist hier nur zu fragen, wie es sich mit den angegebenen Richtungen seiner Poesie verhält. Hierauf können wir gleich im Allgemeinen antworten, daß seine Poesie elegischer Natur ist, worin er wirklich mitunter Vortreffliches leistet — wir erinnern nur an „die beiden Singeschwäne“ S. 315. Wenden wir nun den Blick auf die historische Richtung, so sehen wir, daß es ihm an epischer Darstellung mangelt, es fehlt ihm die Gabe ein historisches Ereigniß poetisch zu gestalten, das Auffassen, Hervorheben und Wirkenlassen der Motive. Wo er episch werden will, verliert er sich gewöhnlich in Declamationen, was eben daher kommt, daß die Motive nicht mit ursprünglicher poetischer Energie in seiner Phantasie vorhanden sind. Hier kommt noch dazu, daß das Historische in dem poetischen Geiste Thüringens auf der Grenze zwischen Geschichte und Sage steht: ein Umstand, der freilich für die Poesie günstig ist, den aber Hr. Welcker nicht zu benutzen gewußt hat. Wie ganz anders hätte die triviale Darstellung „Graf Ludwig von Gleichen“ S. 15—19, werden müssen, wenn sie im Ton einer schlichten Sage wäre erzählt worden. Wie? wenn man sie einem kräftigen Schäfer im Mund gelegt hätte, der sie im Freudenthale selbst dem Wanderer erzählte? Wie verschwinden nicht in dem „Graf von Käfernburg“ S. 20, die übrigens guten Motive in der breiten Darstellung! Und so müssen wir denn auch von der Bearbeitung der Sagen selbst aussprechen, daß sie meistens verfehlt ist, wobei besonders der zusammengesetztere Strophenbau störend wirkt. Ganz anders nehmen sich diese Sagen in dem Munde des Volks aus, als hier in diesem declamatorischen Brillantfeuer. Jedoch müssen wir hier bemerken, daß mitunter wirklich auch Lobenswürdiges geleistet ist, z. B. „das geheimnißvolle Buch“ S. 44, „die Glocke“ S. 240. Diese zwei Gedichte sind ächt Thüringisch; und Rec. erinnert sich noch recht gut aus seinen Kinderjahren, welch großes Interesse jedesmal in ihm rege wurde, wenn er Faust's Höllenzwang nennen hörte, dieses Buch, wovon die guten Thüringer Waldbewohner glauben, daß

derjenige schon mit dem Zuchthause bestraft werde, der es nur besitze. Auch das liebliche Gedicht „die Zigeunerkönigin,” S. 55, ist hier besonders noch zu erwähnen.

Was die Richtung auf die Natur betrifft, so hat in dieser Hinsicht des Dichters elegeische Stimmung reichlichen Stoff gefunden, nur müssen wir, leider! gestehen, daß sich mitunter auch Bedeutungsloses vorfindet, wie z. B. „Reinhardtsbrunn,” S. 118. Es ist zu wünschen, daß der Verf. weniger mit den Bäumen des Waldes sympathisire, und mehr den tiefen romantischen Hintergrund des Waldlebens selbst auftreten lasse, sey es in plastischer Objectivität, oder in lyrischer Stimmung des Gemüthes. Er sieht wirklich oft den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Haben wir nun so manchen strengen Tadel ausgesprochen, so schliessen wir aber auch unser Urtheil im Allgemeinen lobend. Hr. W. zeigt wirklich einen poetischen Geist, der sich immer reiner zeigen wird, wenn der Dichter mehr seine Subjectivität abstreift, bedenkend, daß auch die lyrische Poesie solche Aufopferung verlangt, und wenn er nicht jeden Gegenstand für poetisch wiedergeboren hält, der blos seine poetisch gestimmte Phantasie aufregt. Gar viel Treffliches enthält diese Sammlung; und wie sollte dies auch nicht bei einem Dichter der Fall seyn, der sich die Verherrlichung eines Landes vorgesetzt hat, von dem er so wahr als schön singt:

„Deine Bergesgürtel dienen  
Ueppig nicht der Rebenpracht,  
Aber Eichenhaine grünen  
Und der Fichten heil'ge Nacht.

Wenn auch nicht in deinen Gründen  
Winterloser Frühling wohnt:  
Nachtigallen doch verkünden  
Pilgernd uns den Wonnemond.

An die Ufer deiner Seen  
Zog so mancher große Schwan,  
Und unsterblich nach den Höhen  
Stieg sein Götterlied hinan.

Ja, du bist ein reicher Garten  
Für die deutsche Poesie;  
Deine Wälder, deine Warten  
Rauschen stolze Melodie.

Dr. Aug. Ernst Umbreit.

*Zwei Sendschreiben vom Ritter von Palin in Rom und Bernardo Quaranta in Neapel an den Dr Dorow, über Ausgrabungen im alten Etrurien, während der Jahre 1827 bis 1829. Mit einer Steindrucktafel. Berlin 1832. Im Verlage der L. W. Krause'schen Buchhandlung, Adlerstrafse No. 6 VI und 57 S. in gr. 8.*

Der Inhalt dieser beiden Briefe erstreckt sich zunächst auf die Erklärung einiger Bildwerke auf den während des Hrn. Hofr. Dr. Dorow Aufenthalt in Etrurien ausgegrabenen und aus seiner Sammlung seitdem in das königliche Museum zu Berlin übergangenen Vasen, welche nach einer Aeuferung des Directors die Krone dieser ganzen Sammlung bilden. Das erste Sendschreiben, unter der Aufschrift: *Lettre sur des Monuments Etrusques, avec un appendice: des lettres sacrées de Babylone, adressée à M. le Docteur Dorow par l'Hermitte de Monte Pincio, auteur des fragmens de l'étude des hieroglyphes etc.*, bezieht sich auf mehrere orientalische Bilder und Symbole, welche auf diesen Vasen vorkommen, und aus Aegypten oder aus dem Hebräischen hergeleitet werden; ja selbst chaldäische Symbole kommen neben diesen vor, und der Verf. glaubt selbst einen Einfluss des chaldäischen Kunststils nachweisen zu können. Nicht ohne Interesse wird man das Nähere dieser Erörterungen, sowie die Deutung und Erklärung der symbolischen Vorstellungen in dem Briefe selbst nachlesen. Der andere nicht minder interessante Brief: *Illustrazione d'un Idolo Etrusco tetraptero in terra nera, appartenente alla Raccolte del Signor Consigliere Dorow, opera di Bernardo Quaranta, Professore d'Archeologia et Letteratura Greca etc.* befaßt sich mit Erklärung einer merkwürdigen weiblichen Eigur, die auf einer jener etrusischen Vasen vorkommt, und besonders durch die vier Flügel, womit sie ausgestattet ist, und wovon zwei in die Höhe gerichtet sind, die beiden andern aber nach unten sich senken, sowie durch die beiden der Brust zugekehrten Hände, welche Etwas zu fassen scheinen, Aufmerksamkeit erregt. Der Verf. sucht mit vielem Scharfsinn die symbolische Bedeutung dieser Attribute nachzuweisen, um dann eine sichere Deutung der Figur selbst geben zu können, in welcher er die etrusische Venus erkennt; und in der That, die Art und Weise, wie der geistreiche Verf. diese Behauptung zu erweisen sucht, ist sehr einleuchtend. Immerhin aber verdient Hr. Dorow durch die Bekanntmachung dieser beiden Briefe zweier ausgezeichneten Kenner dieser Classe von Alterthümern, über welche noch ein so großes Dunkel ausgebreitet liegt, und zu deren Aufhellung hier ein schätzbarer Beitrag geliefert ist, unsern Dank. Solche Beiträge werden uns nicht oft genug geboten werden können.

*Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. Von Dr. Karl August Credner, Prof. der Theol. zu Gießen. I. Bd. Die Evangelien der Petriener oder Judenchristen. Halle, in der Buchhandl. des Waisenhauses. 1832. X u. 533 S 8.*

Sehr gründlich bearbeitete Untersuchungen, wie wir dies schon nach der bereits in unsern Jahrbüchern angezeigten Dissertation des Verfs., welche zu der hier mitgetheilten ersten Abhandlung manche gelehrte Vorbereitungen enthält, nicht anders erwarteten. Auch wo der Mitforschende mit den Folgerungen und Beurtheilungen nicht ganz übereinstimmen kann, findet er doch, was das erste Bedürfnis für Alle ist, die zur möglichen Entscheidung oder zur Einsicht in die Unmöglichkeit des Gewisserwerdens nöthigen Data und Materialien mit grosser Umsicht und Unpartheilichkeit gesammelt und zweckmäfsig vorgelegt.

Die Vorrede erklärt: die Absicht des Verfassers sey, durch eine Reihe geschichtlicher und exegetischer Forschungen an die Stelle des Vorurtheils, der Willkühr, und der Spielereien eines übel angebrachten Scharfsinns für die Einleitung in die biblischen Schriften, wofür noch so manches auszumitteln sey, eine festere Grundlage für weitere Untersuchungen zu setzen. Die 2 ersten Bände sind der Darlegung des Thatbestandes, nämlich über die früheste Beschaffenheit der Evangelien gewidmet; der dritte Band werde sich auf die genetischen Verhältnisse beziehen. Der vorliegende erste betrifft die Evangelien der Judenchristen und die Gestalt, welche die indess Kanonisch gewordenen Evangelien bei jener Classe von Christen erhalten haben. Der Inhalt soll nach den Worten des Verfs. zeigen, wie eine vollständige Stufenfolge unter den Evangelien der Judenchristen statt finde, die mit ihren Lehrmeinungen ganz im Einklang stehen, bis sich zuletzt diese Lehren selbst in die katholische

Kirchenlehre auflösen und ihre Evangelien unsern kanonischen wichen. Dadurch will der Verf. auch über die Beschaffenheit der Cambridger Handschrift Cd. D. ein ganz neues Licht verbreiten.

Die erste Abhandlung bis S. 91. macht vornämlich auf einen allzu selten beachteten Punkt der historischen Stellung der Urchristen aufmerksam, daß sie nämlich anfangs auf keine schriftliche Tradition und Autorität aufser dem A. Testament sich berufen konnten. (Wie vieles Ueble in der Ausbildung der ersten Theorien über das Christenthum entstand aus dieser Uebertragung des Veralteten — Hebr. 8, 13. — in das weit Bessere, welches immer mehr eine *καινη κτισις* hätte werden sollen. Dorthier aber kam die erneuerte und verschlimmerte Priester-Hierarchie; dorthier die übertriebenste Typologie, wie sie Justin zur Judenbekehrung anzuwenden versuchte und dergl. m.) Daß auch das A. T. aus dem heiligen Geiste rede, war von Jesus und den Aposteln, wie von seinen jüdischen Zeitgenossen, mit großer Achtung anerkannt. Die jetzt unter dem (nicht gut gewählten) Namen Neues Testament vereinigten apostolischen Schriften waren dagegen damals noch zerstreut und meist nur an einzelne Gemeinden gerichtet, die 2 Schriften von Lukas sogar nur an eine Privatperson. Selbst das Matthäus-Evangelium ist nicht eine Lebensgeschichte Jesu; es übergeht sogar Alles, was Jesus nach der Taufe während eines für die Sache nach Joh. 4, 1. 2. sehr wirksamen Aufenthalts von mehreren Monaten bei der Haupt- und Tempelstadt in Judäa gelehrt und gethan hatte, bezieht sich sodann (aufser der vollständigen Geschichte der letzten Tage von dem Tode Jesu) meist nur auf Begebenheiten in Galiläa und Peräa, und sammelt selbst von diesen mehr nicht als fragmentarische Beobachtungen einzelner Tage, wogegen gewöhnlich das übergangen wird, was Jesus bei mehrmaligem längeren Umherziehen auf dem Lande (Matth. 5, 23. 9, 35. und dergl.) gewirkt hat. Auch Lukas hat meist nur aus

diesem 2ten Messiasjahr Jesu eben so fragmentarisch galiläische und peräische einzelne Begebenheiten aufbewahrt.

Weil also so wenig Umfassendes, und gar nichts für den allgemeinen Unterricht über Geschichte und Lehre der Urheber des Christenthums absichtlich ausgearbeitetes vorhanden, indem selbst das Matthäus-Evangelium offenbar für die palästinisch-jüdische Ansichten und nicht für das Heidenchristliche und Universellere verfaßt ist, so wird das, was Hr. Dr. Cr. als Thatsache historisch nachweist, begreiflicher, nämlich daß diese christlichen Aufsätze, auch als sie allmählich bekannter wurden, dem schon ererbten Ansehen des Alten Testaments lange bei weitem nicht gleichgestellt erscheinen.

Wie groß aber die Autorität des A. T.s und in welchem Sinn aufgefaßt damals sie überhaupt gewesen sey, darüber kann nur richtig geurtheilt werden, wenn wir uns von dem, was unter dem Wort „heiliger Geist“ damals gedacht und von dem heiligen Geiste abgeleitet wurde, einen historisch richtigen, von der gewöhnlichen Dogmatik sehr verschiedenen Begriff machen. Der Verf. gebraucht meistens den nur dogmatisch gewöhnlichen Ausdruck „Inspiration;“ mit diesem aber wurde in der Folge die Idee von Lehrunfehlbarkeit und meist sogar von unbedingter Unfehlbarkeit aller Behauptungen des inspirirten Schriftstellers verbunden. Dennoch ist dies nicht der althebräische, auch nicht der jüdische und ebenso nicht der urchristliche Sinn, welcher in jenen früheren, noch nicht kirchlich gebundenen Zeiten mit den Worten  $\text{רוח קודש}$  und  $\text{πνευμα αγιον}$  unkünstlich zusammengedacht wurde.

Wer die alt- und neutestamentlichen Schriften in ihrem ununterbrochenen Zusammenhang und dem untrennbaren Einfluß des Aelteren auf das Neuere ohne dogmatische Voraussetzungen überschaut, der findet durchgängig, daß der Geist im Menschen als das Höhere bemerkt wurde, welches den Menschen zum Herrn über

alles Irdische und über seine eigene Körperlichkeit machen sollte. Dieser Zweck ist schon in der Aufforderung des ersten Schöpfungsgesangs 1 Mos. 1, 28. ausgesprochen, daß nach dem Willen der Gottheit der Mensch sich zum Herrn der Erde machen solle. Dieses aber vermag er nur in dem Grade vollständiger zu bewirken, in welchem er zunächst durch seinen Geist sich zum Herrn seines eigenen Körpers macht, dessen Kräfte verständig übt und erhöht, die Leidenschaften aber und Uebertreibungen den geistigen Einsichten von Vollkommenheit unterordnet. Zu diesem Zweck wird der Mensch durch die Religiosität, als eine durch die Richtung auf ein göttliches Ideal veredelte Bedachtsamkeit, mehr und mehr ausgebildet; und vom Urchristenthum kann das Wesentliche mit den Worten ausgesprochen werden: es ist die Religion des Pneuma! et will durch Jesu Lehre und den von ihm gegebenen Beweis der Möglichkeit dies bewirken, daß der recht- und frei wollende Geist im Menschen der Regent seiner selbst und seines ganzen irdischen Zustandes sey und werde! es zeigt, daß diese Erhebung des Geistes die wahre Gottverehrung, die möglichste Verähnlichung mit Gott, dem vollkommenen Geiste, ist.

Diesen Menscheng Geist achtete das hebräische Alterthum als etwas unmittelbar von Gott mit dem Menschenkörper Verbundenes. Die erste und einzige „Einhauchung oder Inspiration“ ist nach 1 Mos. 2, 7. so gedacht worden, daß der Menschenkörper wie ein organisches Gebilde Gottes sey, in welches Gott die belebende Seele eingehaucht habe, vergl. Hiob 32, 8. 33, 4. In dieser Seele wurde, wenn man es genauer nahm, das was den Körper bewegt, als נפש von dem eigentlich geistigeren, nämlich dem Denkenden und Wollenden, als der רוח, unterschieden.

Weil dann der Mensch sich seinen Gott nur durch Vergleichen mit dem Besten, was er selbst erkennt, zu beschreiben vermag, so denkt auch der Althebräer,

wie im Menschen, auch als das Höchste in Gott eine **רוּחַ יְהוָה**. Von dieser substantiellen Gotteskraft aber wird erst spät, als von einer heiligen gesprochen, weil gar lange der Begriff von Macht (des Wirkens und des Wissens) in der Gottheit überwiegend war. Wird doch selbst bei Abraham I Mos. 18, 25. die Macht Gottes erst nur mit dem Begriff richterlicher Gerechtigkeit verbunden. Die Menschen selbst nämlich, lange nur die äufsere Absonderung vom Unreinen als **Kodesch** betrachtend, bringen in sich gar spät die eigentliche Idee der Willensheiligkeit ins Klare; und früher vermögen sie natürlich dieselbe auch in der Gottheit noch nicht zu denken. Daher ist der in den spätern jüdischen Religionsschriften und im N. T. vorherrschende Begriff von **πνευμα αγιον** noch durchgängig im A. T. eine Seltenheit.

Wohl aber wurde die **Ruach** in Gott als die Kraft gedacht, durch welche sich Gott mit der **Ruach** des Menschen in Verbindung setze und in Diesem ungewöhnliche Entwicklungen bald dieser bald jener mächtiger gottgefälliger Wirksamkeit zu Stande bringe. Deswegen ist der hebr. patriotische Held (selbst Simson) und ebenso der Künstler, welcher das Gotteszelt auf eine dürftige, aber damals vorzügliche Weise auszubilden vermochte, durch die **Ruach** Jehovahs in seiner eigenen **Ruach** bis zu dieser Zeitentsprechenden Vorzüglichkeit erhoben gedacht.

Weil aber, nach der Erfahrung, dergleichen exaltirte Geister doch bei weitem nicht gleich vortrefflich sich zeigten, so wurde auch aus dem Glauben, dafs der Geist des Jehovah auf ihren Geist wirke, nicht auf eine gleich grofse, und noch weniger auf eine fehlerfreie Geistesmacht geschlossen. Das Alterthum war zum Glück noch nicht so speculativ, den allzu dogmatischen Schlufs zu machen: Wenn Gott auf das Unvollkommene wirkt, so mufs dieses dadurch vollkommen (fehler- und irrthumsfrei) werden. Es begriff, weil es sich die klare Er-

fahrung noch nicht durch Revelations-Theorien verdunkelte, gar wohl, daß auch Gottes Einwirkungen auf unvollkommene Kräfte nur eine Aufregung derselben, nicht eine Verwandlung des Unvollkommenen ins Vollkommene, bewirken.

Eben dies ist auch durchgängig noch in den Ueberlieferungen des Urchristenthums die unläugbare Lehrmeinung. Wo man glaubte, daß auf einen nach der Heiligkeit strebenden Menschengestalt der heilige Geist Gottes wirke, wurde ein solcher mit würdiger Achtung ausgezeichnet; durchgängig aber zeigen sich die Urchristen noch nicht in die Infallibilitäts-Meinung versetzt, wie wenn der, welchem sie in dem so eben angegebenen Sinn ein *πνεῦμα ἅγιον*, oder ein heiliges Begeistertseyn, zuverlässig zutrauten, ohne Widerspruch bleiben und in Allem, was er als Pneumatikon behauptete, Recht haben müsse. Wie hätten sonst, nach Apostg. 11, 2. die Urchristen zu Jerusalem mit dem Ersten der Apostel, Petrus, darüber streiten können, was er bei dem Heiden Cornelius freier, als sie für Recht hielten, gethan hatte? Wie hätten nach Apostg. 21, 20. viele Tausende der Muttergemeinde zu Jerusalem das, was Paulus, ein schon durch vieljährige wunderbare Thätigkeit erprobter Apostel, unter den auswärtigen Juden praktisch und universal-christlich lehrte, wie eine Apostasie mit Eifer verwerfen können? \*) Auch da

---

\*) Die Apostelgeschichte ist überhaupt dadurch wichtig, daß sie rein historisch zeigt, wie menschlich das Göttliche des Urchristenthums von Anfang an verbreitet wurde und wie unbegründet es ist, wenn man den ersten Zustand der Gemeinden ins Wunderbare idealisirt. Besonders zeigt diese gleichzeitige Geschichte, wie durchaus zwar das *Pneuma Hagion* in den Aposteln und andern redlichen Christen anerkannt und als aufgeregte Richtung des Geistes auf das Heilige und Gotteswürdige, also als Begeisterung aus dem Heiligen für das Heilige hochgeachtet wurde, dennoch aber Allen der Gedanken fehlt, daß der Heiligbegeisterte wegen einer göttlichen Mittheilung seiner Einsichten ohne Wi-

Paulus nach Gal. 2, 14. von Petrus (mit Recht) dachte, daß Derselbe „nicht geradeaus nach der Wahrheit des Evangeliums vorwärts schreite,“ bezweifelte doch gewiß keiner von diesen beiden Männern, daß in dem Andern ein *πνευμα ἅγιον* wirke, das heißt, daß der Eine wie der Andere ein sich selbst der Gottheit heiliger Geist sey und die Gottheit, als heiliger Geist, diesen Geist in ihnen zu allem Guten, also auch zum Finden des Wahren aufrege. Der große Unterschied aber war, daß man diesem Geist Gottes ein Leiten zur Wahrheit, nicht ein Eingeben oder Einhauchen des Wahren zuschrieb. Deswegen wurde auch damals sogar das wunderbare

---

derspruch recht haben und seine Stimme entscheidend seyn müßte. Zwar gewährt die Zuversicht, daß der Geist eines Menschen nach all seinen Kräften für das Heilige, das Wahre, das Rechtgute u. s. w. aufgeregt sey, ein großes Vertrauen. Sie macht auch sehr wahrscheinlich, daß Streben nicht vergeblich sey, daß es oft das Richtige erreiche. Aber gerade die Apostelgeschichte beweist, daß die Urchristen diese Zuversicht nicht bis zum Glauben an Lehrinfallibilität gesteigert und übertrieben haben. Wie hätten sonst Gemeinden den Aposteln Petrus und Paulus widersprechen, wie hätten diese Männer selbst vergessen können, die Widersprechenden daran, daß Sie als Infallible zu entscheiden hätten, zu erinnern? Wie hätten erst Berathschlagungen (der Infalliblen?) nöthig seyn können, wie Apostg. 15, 6. 23? Ich gestehe, daß ich deswegen sehr begierig war, wie Dr. Aug. Neander im 1. Th. sr. Gesch. der Pflanzung d. christl. Kirche durch die Apostel diesen Unterschied zwischen heiliger Geistigkeit und der gewiß vorausgesetzten apostolischen Infallibilität bei Apostg. 11, 2. 17. 15, 7. 21. historisch und herichtigend ins Licht stelle. Er räumt ein (S. 113 f.), daß der heil. Geist als das gemeinsame höhere Lebensprincip der naturgemäßen Entwicklung der Menschen überall folgte. Bedeutet jenes Princip die zum Heiligen sich erhebende und von Gott erhobene Gesinnung der Einzelnen, alsdann sind die miteinander nicht immer einstimmenden Anwendungen begreiflich. Soll aber jenes Princip eine göttlich einwirkende Kraft bedeuten, so hätte diese doch gewiß in Allen Einstimmung wider das Irrige zum Voraus bewirken müssen.

*πνευμα ἅγιον* nicht etwa blos den Aposteln, sondern vielen Andern Mitversammelten zugeschrieben und gar nicht gezweifelt, dafs, wie am ersten Pfingstfest die auf dem Söller Versammelten voll des heiligen Geistes geworden waren, auch die gleich nachher gewonnenen 3000 eben diese Gabe des heiligen Geistes, Apostg. 2, 38. empfangen, und dafs auf gleiche Art über die bei Cornelius Getauften, Apostg. 10, 45. 11, 17. die nämliche Gabe des heiligen Geistes, wie am Pfingstfest, gekommen sey.

All dieser historische Zusammenhang belehrt uns demnach biblisch (wenn gleich nicht quenstädtisch), wie mit dem Glauben an heilige Begeisterung wohl eine grosse Werthschätzung, durchaus aber nicht die Meinung verbunden war, wie wenn jene Einwirkungen des Geistes Gottes in geheiligte Menschengester diese und ihre Aeufserungen übermenschlich unfehlbar machten. Man erkannte dankbar, dafs es für Andere ein grosfer Gewinn sey, wenn gottgeheiligte Geister durch ihre Erhebung zu Gott vieles göttlich Wahre und Wirksame den Menschen näher brachten; aber man begriff an sich und durch die Erfahrung noch wohl, dafs das menschlich Errungene und Aufgefafste dennoch menschlich und nicht etwas in das reingöttliche Verwandelt sey. Man war aber auch noch nicht so bequem oder träg, das menschlichgöttliche nicht hochschätzen und benutzen zu wollen, wenn es nicht sofort als ganz unfehlbar sich darbiete und den Nehmenden alle Mühe des Prüfens und Selbstdenkens erspare.

Eben diese historische Einsicht aber zeigt uns dann auch, wie damals von den Schriften des A. T. als theopneust gedacht wurde und werden konnte. Paulus verweist seinen Lehrnachfolger, Timotheus (im 2. Brief 3, 15.) auf die *ἱερὰ γραμματα*, weil Derselbe sie von Kind auf kenne; auch können sie, nämlich die alttestamentlichen Schriften, ihn zum Heil weise machen. Aber dennoch setzt er die Bestimmung hinzu, dafs sie durch die treue Ueberzeugung, welche in der Ver-

bindung mit dem Messias Jesus da sey, benutzt werden müßten. *Δια πιστεως την εν Χριστω Ιησου πασα γραφη θεοονευστος και ωφελιμος εστιν προς* u. s. w. Er sagt nicht: *πασα η γραφη* = jene ganze Schrift ist theopneust und auch nützlich. Er sagt vielmehr: jede theopneuste Schriftstelle ist, wenn sie christlich erklärt wird, auch nutzbar. Er setzt also, wie es auch nach dem Inhalt des A. T. nicht anders möglich ist, nicht eine unbedingte Gültigkeit desselben voraus. Denn offenbar hofften die Propheten auf eine durch die Macht Gottes bewirkte Bekehrung der übrigen Völker in der Art, daß sie zu reichen Opfergaben nach Jerusalem bewogen seyn müßten. Jes. 60, 5 — 17. 66, 15 — 21. Eine gewaltlose Bekehrung durch Ueberzeugung war dagegen nur erst in der viel richtigeren Einsicht und Handlungsweise Jesu gegründet und in die Wirklichkeit übergegangen. Daher zweifelt zwar Paulus nicht, daß in den A. T. Propheten Gottes Geist auf ihre Geister gewirkt habe oder daß ihre Aussprüche theopneustisch gewesen seyen; aber dennoch macht er die vollkommnere Ueberzeugungsart, wie sie durch Jesum verwirklicht war = *η πιστις η εν Χρ. Ι.*, zum Mafsstab, wie jene Schriftstellen nunmehr angewendet werden sollen. Der Text nämlich muß als Protasis und Apodosis so übersetzt werden: „Auch weil Du von Kindheit auf heilige Schriften weifst, die Dich zur Heilrettung weise machen können, so ist durch die mit Jesus dem Messias verbundene Ueberzeugungstreue eine jede theopneuste Schriftstelle auch nützlich zur Belehrung, zur Ueberweisung, zur Berichtigung, zur Erziehung in der Rechtschaffenheit, damit der Mensch Gottes (der sich Gott weihende) wohl bereit sey, zu jedem guten Werk durchaus bereit gemacht. Diese Anleitung, jene geweihte (*ιερα*) Schriften zu benützen, ist um so merkwürdiger, weil sie Paulus einem seiner vertrautesten Lehrnachfolger giebt, der, weil er jene Schriftkenntnis als angeerbt hatte, nun auch unter den Christen sie nützlich machen sollte, jedoch nur so,

dafs er sie dem Sinne Jesu gemäß zu erklären habe. Ohngeachtet Paulus jene Schriftstellen theopneust nennt [das θεοπνευστος ist etwas vom Gottesgeist erregtes, nicht gerade ein eingehauchtes, z. B. εμπνευστος], so denkt er sie demnach doch nicht als an sich unverbesserlich und unbedingt anwendbar. Der bisdahinige althebräische Begriff, dafs der gottgeheilte Menscheng Geist zwar mit dem Geiste der Gottheit in Verbindung stehe, und dadurch zum Guten und Gotteswürdigen aufgeregt werde, dennoch aber nicht unfehlbar gemacht, oder zu einer unverbesserlichen Einsicht erhoben sey, blieb auch die Ansicht des Apostels, welcher deswegen das Spätere, Bessere des Urchristenthums als das Regulativ für den Lehrer Timotheus angiebt, nach welchem er jede Gottbegeisterte Schriftstellen nützlich anzuwenden habe.

Die späterhin erst in der kirchlichen, nach dem Recht das Unfehlbare unfehlbar auszulegen strebenden Hierarchie gewöhnlich gewordene Voraussetzung, dafs, wo Gottes Geist auf den Menscheng Geist wirke, in diesem dadurch etwas reingöttliches oder Vollkommnes entstehen müsse, war die Meinung des Alterthums noch nicht und wurde auch durch jede andere unpartheiische Betrachtung der Wirkungen Gottes in die Welt widerlegt; denn wer auch noch so gewifs die ganze Geister- und Körperwelt von der schöpferischen Wirksamkeit Gottes ableitet, mufs ja doch zugleich zugeben, dafs all dieses Geschaffene eine Summe von unvollkommenen Dingen ist und bleibt, in welcher die Geister nur nach Vervollkommnung zu streben haben. Auch glaubte man um so consequenter an unvollkommne Wirkungen der Theopneustie, da, wie der Verf. S. 50. sehr richtig bemerkt, die philosophirenden Kirchenväter der früheren Zeit allgemein annahmen, dafs der λογος der Gottheit überall auch unter den Heidenvölkern zum Guten gewirkt habe, dennoch aber diese logischen oder pneumatischen Wirksamkeiten nur theilweise und spermatisch, als Keime des Guten, nicht etwas Vollständiges hervorbrachten. So war

nach Hebr. 1, 1. 2. die Gradation zwischen dem, wie die Gottheit durch die Propheten und sonst *πολυτρόπως καὶ πολυμερῶς* (unter vielerlei Wendungen und Abtheilungen) geredet hatte, ohngeachtet der Theopneustie, von dem sehr verschieden, was alsdann durch den messianischen Sohn (= den Gottverwandteren) ausgesprochen wurde.

Ueber die Stufenfolgen nun, wie nur nach und nach auch die apostolischen Schriften in gleiches Ansehen mit den alttestam. emporgestiegen seyen, hat die erste Abhandlung des Verf., so weit es aus der dunkeln Zeit zwischen der Zerstörung Jerusalems und den Schriften Justins möglich ist, viele belehrende Data gesammelt.

Die dem Ignatius zugeschriebenen Briefe geben die ersten Data. Zwar kann Rec. diese offenbar zur Empfehlung des Episkopats verfassten Briefe weder in der kürzeren (wie Hr. Dr. Cr. S. 17.), noch in der vollständigeren Gestalt für ächte Briefe jenes Märtyrers halten. Ihre ganze Anlage ist, dünkt mich, eine handgreifliche und wahrhaft ungeschickte Erdichtung. Sie setzt die große Unwahrscheinlichkeit voraus, wie wenn der von Trajan zur Hinrichtung bestimmte Bischof eine für den Herrscher so wichtige Person gewesen wäre, daß er ihn nicht zu Antiochia, vor den Augen der Gemeinde hinrichten, sondern deswegen bis nach Rom transportiren liefs. Auch daß man zu einem solchen Transport von dem der See nahen Antiochia aus den Umweg durch ganz Vorderasien genommen hätte, wäre gar zu sonderbar. Ungeschickt genug wird dieser Umweg bloß deswegen erdichtet, damit man den Märtyrer immer zuvor an einige Gemeinden schreiben lassen konnte, die er doch bald bei der Durchreise persönlich viel besser zu belehren Gelegenheit gehabt hätte. Und wie handgreiflich wird endlich die Erdichtung durch den Brief nach Rom! Der Märtyrer soll in der Ferne schon keine wichtigere Angelegenheit gehabt haben, als die Römergemeinde von weitem her flehentlich zu bitten, daß sie doch nicht irgend sein ihm so erwünschtes

Märtyrerthum zu verhindern sich bemühen möchte. Hierzu war ja doch, wenn erst Ignatius bis nach Rom gekommen wäre, Zeit genug, um das ohnehin sehr Unwahrscheinliche, daß die Römerchristen seine Loslassung zu bewirken vermöchten, durch persönliches Zureden zu verhüten.

Ungeachtet demnach diese ganze Anlage jener Briefe sie mir als eine Erdichtung charakterisiren, so gehören sie doch nach ihrem Inhalt, unläugbar in eine frühe Zeit, in die Zeit, welche noch zweiseitig gegen Hang zum Judaismus und zum Doketismus zu kämpfen hatte, in die Zeit, wo das Episkopat noch neu war und nichts nöthiger schien, als daß die Gemeinden zu der resignirtesten Abhängigkeit von den Bischöfen auf alle Weise aufgefordert würden. Dieses ist die unverkennbare immer aufs Neue ausgesprochene Absicht des Briefstellers. Die Erdichtung fällt also ohne Zweifel schon in jene 50 oder 60 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems, aus denen wir sonst fast gar kein historisches Datum haben und wo doch die Erhebung eines Einzelnen, als Episkopen, nicht nur über die Gemeinden, sondern auch über die Presbyterien zu Stande gekommen seyn muß. In dieser Zeitperiode war denn, wie wir aus diesen Briefen lernen, unter den Christen noch bei Manchem (S. 15.) die Erklärung möglich, daß dem Christenthum nur, sofern es mit dem A. T. übereinstimme, zu glauben sey. Der angebliche Märtyrer mußte noch von Manchen hören: „Auf das Evangelium vertraue ich nicht, wenn ich es nicht in den Uralten (= im A. T. *εν τοις αρχαιοις*) gefunden habe.“ Gegen solche Judaizirende eifert nun

\*) In der Uebersetzung, welche S. 15. von der Stelle des Ign. gegeben wird, bezweifle ich zweierlei. Erstens wird ermahnt: *μηδεν κατ' ἐριθειαν* zu thun, *αλλα κατα χριστομαθιαν*. Der Verf. übersetzt: Ich ermahne euch, nichts handwerksmäßig oder wie Tagelöhner (*εριθοι*) zu thun (= knechtisch gegen das A. T.), sondern nach christlicher (freier) Erkenntnifs.“ — Philipp. 1, 16. klagt P. auch, daß manche *εξ εριθειας* Christus verkündigten, und dies Wort wird theils durch *ουχ αγνωως* theils

der Verf. der Briefe: es sey unpassend (ἄτοπον, S. 17.), Jesus den Messias zu nennen und doch zu „Judaiziren“

durch *δια φθονον και ἔριν* erklärt, auch dem *δι' αγαπης* entgegen-  
gesetzt. Die Judenchristen in Palästina, welche Paulus, weil  
er die Beschneidung nicht auf Christenkinder fortpflanzen und  
dadurch Juden- und Heidenchristen immerfort trennen lassen  
wollte, als Apostaten anfeindeten (Apostg. 21, 21.) machten  
ihm ohne Zweifel auch in seiner Gefangenschaft zu Cäsarea  
(wo der Brief an die Philipper geschrieben ist) Verdrufs und  
verkündigten zwar Jesus als Messias, aber *κατ' ἐριθειαν* nach  
ihrer Streitsucht gegen ihn = aus *ερις* oder Nicht-  
*αγαπη*, um ihm zu schaden. Und so scheint überhaupt *εριδος*  
nicht blos ein Handwerker und Tagelöhner, sondern ein Jeder  
zu seyn, der mit einer gewissen *ερις* oder als *εριζων* sein Ge-  
schäft treibt, seine Thätigkeit äußert. Daher gilt das Wort  
auch von denen, welche im *ambitus* thätig waren, Parthei  
machten u. dergl. Besonders scheint der Begriff: etwas hand-  
werksmäßig, also mechanisch und mit Geistesbeschränktheit  
zu betreiben, in dem Wort *εριθεια* nicht zu liegen. Die Juden-  
christen in der Ignat. Stelle zogen das A. T. vor, *κατ' ἐριθειαν*  
aus Streitsüchtigkeit gegen die Paulinisch-christlich  
Belehrte zu Antiochien. (Als etwas antiochenisch entstandenes  
erscheinen mir nämlich die Briefe in ihrer Grundanlage. Wenn  
sie gleich nicht von Ignaz sind, so nahm doch ein Antioche-  
nisch-denkender Gegner des Judaizirens dort gerne seinen  
Namen gleichsam zum Schild.)

Das Zweite, was ich bezweifeln muß, betrifft die Stelle:  
*Λεγοντος μου αυτοις· οτι γεγραπται! απκριθισαν μοι· οτι προκειται!*  
Hr. Dr. Cr. übersetzt: „Als ich ihnen sagte: Es steht geschrie-  
ben! antworteten sie mir: So hat es seine Richtigkeit!“  
Allein *προκειται* hat diese Bedeutung nicht, auch in den Stellen  
bei Bretschneider nicht. Es bedeutet: es liegt vor! Durch  
den Zusammenhang kann dies andeuten: es zeigt sich als gel-  
tend! Aber dies ist nicht die Wortbedeutung (Significat), son-  
dern je und je der Sinn des Contextes (= *sensus*). Den Juden-  
christen, welche nur nach der Uebereinstimmung mit dem A. T.  
das Evangelium glauben wollten, sagte der Ignatianer:  
es ist geschrieben, d. h. das Evangelium haben wir  
auch schriftlich. (Das Matthäus-Evangelium, das später  
von Hieronymus aufgefundene Nazarener-Evangelium waren  
unfehlbar damals schon, und besonders in Syrien.) Die Juden-  
christen antworteten ihm dann: *προκειται* sc. *τα αρχαια* = unsere  
alte Schriften liegen vor, d. i. sie sind als sicher zuvor da. —  
Allerdings aber ist die Stelle so kurz und bleibt daher so viel-

(sich so sehr an das jüdische Alterthum zu halten). Dennoch aber verweist er dagegen nicht etwa auf eine dem Alttestamentlichen gleich zu schätzende Sammlung apostolischer Schriften, und dafs man sich um so mehr an solche anschliessen sollte. Ueberall vielmehr ruft er nur: „Haltet euch an den Bischof, seid ihm untergeordnet, wie Christus dem Vater und die Apostel ihrem Christus. Damals also, da von der Hauptstadt des Heidenchristenthums, Antiochia, aus noch gegen Judenchristen geeifert werden mußte, die dem Urchristenthum nur alsdann, wenn es aus dem A. T. erweislich wäre, glauben wollten, hielt man sich vorerst daran, dafs die evangelische Lehre am besten durch das Persönliche der Gemeindebischöfe zu erhalten sey.

Erst eine weitere Erfahrung mußte zeigen, dafs besonders bei Ueberlieferung von Lehren die mündliche Tradition nicht genüge, weil sie, wie die Gnostiker es in der Wirklichkeit zeigen, unvermerkt weit mehreren Abänderungen und Umdeutungen ausgesetzt ist, als das geschriebene Wort. Dafs das A. T. in den christlichen Synagogen vorgelesen wurde, dies war durch den Vorgang der jüdischen Synagogen ohne weiteres vorbereitet, und wir finden deswegen die früheren christlichen Schriftsteller mit dem A. T. sehr bekannt. Die apostolischen Schriften konnten natürlich nicht zu dem nämlichen Gebrauch erhoben werden, bis sie erst aus der Zerstreung, da eine jede nur eine beschränkte Bestimmung anfänglich gehabt hatte, allmählich zusammengebracht waren. Hierzu war es wohl eine kleine Vorbereitung, dafs Paulus bei seinen spätern Briefen einmal selbst anordnete, dafs sein an die Colosser gerichtetes Schreiben auch von denen zu Laodicea gelesen, also mitgetheilt werden sollte

---

deutig, dafs in diesem Punkt durch sie nichts bestimmt anzugeben ist. Der Ign. fährt dann fort, zu erklären: Für mich sind die Hauptdata aus Jesu Leben entscheidend (ohne Schrift), durch sie will ich rechtschaffen gemacht (nicht: gerechtfertigt) seyn. (Der juridisch-dogmatische Begriff: gerechtfertigt, ist in jene Zeit nicht zurück zu tragen.)

(Coloss. 4, 16.), wogegen die Colosser auch das Schreiben zu lesen aufgefordert werden, welches aus Laodicea (an Paulus) gekommen war und dessen Inhalt also ihnen deutlicher machen konnte, warum die Briefe nach Ephesus und Colossä so, wie sie lauten, verfaßt waren.

Eine Spur, daß schon bald alle Briefe von Paulus zusammengebracht waren, finden wir im 2ten (sogenannten) Brief Petri 3, 16. Die Stelle entschuldigt, daß *εν πασαις ταις επιστολαις* von Paulus manche *δυσνοητα* seyen, wie in Einem dieser Schreiben (wahrscheinlich den Hebräerbrief) \*) der angebliche Petrus vornämlich Rücksicht nimmt. Ist dieser zweite Brief Petri gleich unächt und nach dem Tode des Petrus zu einer Zeit, wo manche über das lange Ausbleiben der zweiten Parusie spöttelten, verfaßt, so gehört er doch gerade nach jener Stelle vom „geliebten Bruder Paulus“ in die Zeit, wo man klug genug geworden war, die dem Ganzen so schädliche Dissonanz zwischen Petrinern und Paulinern immer mehr zu mildern, nachdem Paulus selbst in den Jahren seiner Gefangenschaft sich nach 2 Tim. 4, 11. schon mit Markus, und nach Koloss. 4, 10. auch mit Barnabas, wieder vereinigt hatte. Die unter der Autorität von Petrus 2 Petri 3, 16. ausgesprochene Vertheidigung einiger schwer verständlichen Sätze bei Paulus ist für die Frage über den Grad der Achtung gegen apostolische Schriften auch deswegen merkwürdig, weil hier schon die Sammlung „aller Episteln von Paulus“ in Vergleichung gesetzt wird mit den übrigen „*γραφαις*“, welche von Ungelehrigen auch verkehrt genommen würden. Wir sehen also wohl, daß, sobald nur mehreres von dem Apostel in eine Sammlung zusammengebracht war, man bereits *τὰς λοιπὰς γραφὰς*, also das A. T. damit in Parallele zu stellen anfangt.

Hieraus aber folgt doch nicht, daß man schon damals, nach dem Tode der Apostel, ihren schriftlichen Reliquien mehr zugeschrieben habe, als ihnen selbst, so

\*) Vergl. Meine Uebersetzung und Auslegung des Hebräerbriefs (Heidelb. 1833.) in der Einl.

lange sie lebten, zugeschrieben zu werden pflegte. In den Lebenden wurde das *πνεῦμα ἅγιον*, d. i. ihre gottgeheiligte Begeisterung verehrt, ohne daß sie, wie die ganze Apostelgeschichte das Gegentheil zeigt, deswegen für erhaben über Widerspruch oder für infallibel geachtet waren. Wie hätte demnach ihren Schriften bald nachher Infallibilität zugeschrieben werden können?

Ueberhaupt war auch, was das A. T. betrifft, nur von einem Theil desselben, nämlich von den eigentlichen Weissagungen schon nach 2 Petr. 1, 20. auch auf die Christen die (cf. Bretschneider: *De Josephi theolog. dogmatica p. 30.*) schon vorher unter den Juden gewöhnliche Meinung übergegangen, solche Vorhersagungen, als Wirkungen der Allwissenheit, seyen den Propheten ohne Anwendung ihres eigenen Willens durch ein Treiben des heiligen Geistes auf eine solche Weise eingegeben, daß sie nicht einmal selbst eine eigene Auslegung, *ἐπιλυσις*, davon zu geben vermöcht hätten. Diese wörtliche und bewußtlose Art von Inspiration wurde aber nur auf die weissagenden Stellen und nicht weiter ausgedehnt. cf. 1 Petr. 1, 10. 11. Da nun die geschichtlichen und brieflichen Ueberreste der Apostel nicht dergleichen Prophezeihungen, sondern allgemeinere Belehrungen enthalten, so war auch noch keine Veranlassung da, den prophetischen Grad von Inspiration auf sie überzutragen. Wie bei ihren Lebzeiten die Hochachtung vor ihrem *πνεῦμα ἅγιον* den Glauben bewirkte, daß ihr Gottgetreues Wollen in ihnen auch gewöhnlich Gottgefällige Einsichten hervorbringe, für welche sie nach 1 Kor. 7, 40. Achtung, doch aber nicht unbedingte Folgsamkeit verlangten, so konnte offenbar auf ihre später gesammelten Schriftreste auch mehr nicht, als die nämliche Autorität übergehen. Dadurch wurde gerade das, was man bedurfte, erreicht, nämlich der Wunsch, aus schriftlicher Ueberlieferung der Gleichzeitigeren und Vertrauterer Jesu genauer, als aus den speculativen Phantasien der sich so nennenden Gnostiker, den ursprünglichen Sinn der Christuslehre erfahren zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*Dr. Credners Beitr. zur Einl. in d. bibl. Schriften.**(Fortsetzung.)*

Hieraus folgte dann weiter, daß man nicht so sehr um den einzelnen Buchstaben sich bekümmerte, sondern wenn man das Wesentliche auch kürzer zusammenfassen konnte, damit sich wohl begnügte. So erklärt es sich, daß um die Zeit, wo man Paulinisches und Petrinisches gerne vereinigte, für Manche es etwas sehr Annehmbares seyn mußte, als der von Paulus nach Rom herbeigezogene Markus, der Petriner, welcher zugleich mit Lukas zu der Zeit, wo dieser schon das Evangelium als den ersten Theil seiner paulinischen Urchristenthums-geschichte für den Theophilus verfaßt haben mußte, aus dem hebraizirenden Matthäus-Evangelium und aus dem paulinisch geachteten Evangelium des Lukas ein kürzeres vereintes für beide Partheien verfaßte, wo bekanntlich meist Matthäus zum Grunde liegt, öfters nur einzelne Worte aus dem einen in den andern herübergenommen sind, manches ohne Bedenken ganz weggelassen wurde, das Eigenthümliche des Markus aber mehr in kleinen erläuternden Einschübseln, als in abgesonderten Zusätzen besteht. Unsere kritisch genauere Zeit will freilich keine andere Synopses, als solche, in denen wenigstens aus allen den Dreien, noch besser aber aus allen den Vieren ein Ganzes gemacht wird, welches kein Wort von ihnen allen zurücklassen soll; in jenen früheren Zeiten aber dachte man, wenn nur der Total-eindruck erhalten würde, zufrieden seyn zu können, theils weil man für dogmatische Subtilitäten erst noch wenig oder nichts wörtlich unfehlbares bedurfte, theils weil überhaupt gröfsere Schriften zu besitzen schwer und allzu kostbar war, und daher, wer konnte, entweder sich selbst nach seinem eigenen Sinn und Bedürfnifs verein-

gende Abkürzungen machte oder die schon gemachten gerne als ein eigenes Ganzes benutzte, während man wohl wufste, aus welchen gröfseren Aufsätzen dasselbe in's Kürzere zusammengezogen worden sey.

Eine Abkürzung von dieser Art, welche mehr eine *συγκρασις* als eine *συνοψις* zu nennen seyn möchte, scheinen mir die *ἀπομνημονευματα* zu seyn, deren Gebrauch bei Justin dem Märtyrer schon für so Viele ein Räthsel wurde und zu denen unsere Recension nunmehr überzugehen hat, weil eben dieses Räthsel auch von Hrn. Dr. Cr. S. 92 — 267. auf's Neue mit großem Fleiſs untersucht worden ist

Ich bemerke aus der ersten Abhandlung, ehe ich zu der zweiten übergehe, nur noch die Nachweisung des Verfs. S. 54, daſs Athenagoras, nach dem Jahr 176. schreibend, unter den urchristlichen Schriftstellern der erste ist, welcher von Mose und den Propheten annimmt, daſs der göttliche Geist in sie wie der Flötenblaser in eine Flöte, was sie aussprachen, hineingehaucht habe (*ὡςεὶ ἀύλητῆς ἀύλων ἐμπνεῦσαι*), und daſs sie dabei auſser Besinnung versetzt gewesen seyen = *κατ' ἔκστασιν τῶν ἐν αὐτοῖς λογισμῶν*. Dennoch baut dieser denkende Mann vornämlich auf seine „Vernunftgründe“ = *ἃ νοοῦμεν καὶ πιστεύκαμεν*, und freut sich nur dabei, daſs die Stimmen der Propheten als Zeugen seine *ratiocinia* (über die Auferstehung) glaublich machten, *πιστοῦσιν ἡμῶν τοὺς Λογισμοὺς*. Auch Irenäus (S. 61.) trägt dieses bei den Prophezeihungen angenommene Inspiriren, welches sie nur als Organe behandelt habe, nicht auf die Apostel und ihre Schriften über. Für seinen Zweck vielmehr, die transcendenten Auslegungen der Gnostiker zu widerlegen, ist es ihm genug, behaupten zu können: die Apostel seyen von oben mit einer solchen Kraft des über sie kommenden heiligen Geistes nach Jesu Auferstehung umgeben oder gleichsam bekleidet worden, daſs sie eine vollkommne Erkenntniſs gehabt hätten, und folglich die Gnostiker sich nicht zu Verbesserern der Apostel

aufwerfen dürften. „*Induti sunt supervenientis spiritus sancti virtutem ex alto, de omnibus ea impleti, habuerunt perfectam agnitionem, so daß sie nicht antea praedicaverunt, quam perfectam haberent cognitionem, sicut quidam audent dicere, gloriantes, emendatores se esse apostolorum. contra haeres. 3, 11, 8.*

---

Mustermäßig ist in der zweiten Abhandlung über Justin und die von ihm gebrauchten Evangelien, des Verfs. sehr zweckmäßig geordnete Darlegung aller der Stellen, welche der philosophische Märtyrer aus den von ihm benutzten *ἀπομνημονευματα* geschöpft hat. Haben gleich schon mehrere, nach Stroths erster Anregung im Anfang des Eichhorn'schen Repertoriums, namentlich Dr. Gratz und Dr. Winer, die meisten dieser Auszüge ebenfalls hervorgehoben, so sind sie doch hier gerade so bequem und vollständig, nach der Ordnung unserer Evangelien, zusammengestellt und sogleich mit dem Wörtlichen von diesen so verglichen, daß der Forscher nunmehr alle Data leicht in einer Uebersicht umfassen kann. Rec., welcher schon seit 50 Jahren auf Lösung der kritischen Frage: Welche Beschaffenheit und Entstehung der Justinischen *απομνημονευματα* aus ihnen selbst zu entdecken sey, oft und unter sehr verschiedenen Umständen seine Aufmerksamkeit gerichtet, hat sich durch diese treffliche Vorarbeit des Verfs. gerne bewegen lassen, noch einmal ohne alle vorgefasste Meinung Schritt für Schritt zu versuchen: ob er über jene Fragen allmählig durch ein reines Auffassen all jener einzelnen Stellen eine genügende Antwort sich zu abstrahiren vermöge?

Der Verf. hat selbst durch viele scharfsinnige und kenntnißreiche Bemerkungen über die einzelnen Stellen, durch die Geschichte der bisher darauf verwendeten gelehrten Bemühungen und durch eigenes Eindringen in die Geschichte Justins und seiner Zeit sehr viel Schätz-

bares geleistet. Sein Resultat ist: Justin habe zwar die kanonisch gewordenen drei ersten Evangelien, und vielleicht auch das vierte, schon gekannt; dennoch aber seyen seine Citationen nicht unmittelbar aus diesen, sondern aus einem sogenannten „*Evangelium Petri*“ genommen, welches er selbst einmal im *Dialogus* mit Tryphon §. 106. genannt habe und mit welchem er als ein durch die Ebioniten Bekehrter vertraut gewesen sey. Zu dieser Annahme, daß Justin aus einer solchen Ebionitischen Zusammensetzung, „*Denkwürdigkeiten*“ betitelt, geschöpft habe, sieht sich der Verf. schon in sofern bewegen, als er bei manchen von Justin gebrauchten Stellen es für unmöglich hält, daß der Kirchenlehrer sie, etwa als frei citirend und durch einige Zusätze oder Wendungen vervollständigend, aus den kanonischen Evangelien genommen haben könnte.

Hierüber im Einzelnen meine Meinung zu sagen, wäre wohl für eine Recension allzu ausführlich. Weil aber der Verf. sich so rühmlich als einen sorgfältigen Untersucher beweist, so wird es doch für weitere Forschungen zweckmäßig seyn, wenn ich einige Hauptpunkte, warum ich dennoch seinem Resultate nicht beizustimmen vermochte, hier zu Erneuerung seiner Prüfung andeute; da, was Er jetzt als historisch erwiesen voraussetzt, auf die folgenden Theile seines gelehrten Werks vielen Einfluss haben muß.

Schon die Voraussetzung, daß der Samarier, Justin, der Sohn eines Heiden, *Πρισκος ὁ Βακχαῖος* (*Apologie I.* in der Aufschrift), von der ebionitischen Seite her bekehrt worden sey, hat nach dem Charakteristischen seines übrigen Christenlebens wenig Wahrscheinlichkeit. Er schildert sich im Eingang zum *Dialog*, als einen außerhalb Palästina (wie es scheint zu Korinth, nicht zu Ephesus) Christianisirten, der, vielgereist, bis dahin die Wahrheit nicht nach einer ebionitischen Richtung und Denkweise, sondern unter den griechischen Philosophien gesucht habe. Mögen in jener Schilderung nicht alle einzelnen Punkte nach dem Buch-

staben als faktisch zu nehmen seyn, so begreift man doch nicht, warum einem jüdischen Rabbinen gegenüber tretend, Justin verhehlt haben würde, daß ihn jüdische Christen bekehrt hätten. Gerade dies hätte ja wohl den Uebergang zum Gespräch mit Juden mehr erleichtern müssen, als die Erklärung, von den für unzureichend gehaltenen griechischen (nicht einmal alexandrinisch jüdischen) Philosophien zu dem Christenthum eines Greisen übergegangen zu seyn, dessen Farbe und Gehalt nicht angegeben wird, aber doch offenbar mehr philosophirend, als ebionitisch judaizirend war. Ist doch in dem Christendogma Justins schon der Logos in zweiter, und το πνευμα αγιον in dritter ταξις, offenbar als Personen, nächst unter Gott dem Vater, geglaubt. Bis auf den philosophischen Mantel hinaus zeigt sich alsdann Justin immer als einen philosophirenden und mit der griechischen Philosophie gar nicht nach ebionitischer Ansicht vertraut gebliebenen Christenthums-Verttheidiger.

Kam gleich unter die zuerst nur jüdisch christlichen Ebioniten nach einiger Zeit auch eine philosophirende Geheimnißlehre, wie wir bei Epiphanius die ebionitische Einfachheit durch das Elkesaistische verändert erkennen, so war doch dieses eine orientalische, nicht eine griechische oder griechisch alexandrinische Art zu philosophiren. Sprachen gleich solche Ebioniten von einem göttlichen Geist oder auch von „*omnis fons spiritus sancti*,” der auf Jesus als den Messias herabgekommen sey, so ist doch dieses Glauben an einen heiligen Geist der Gottheit, welcher mitgetheilt den Messias zum Messias gemacht habe, mehr die palästinische Vorstellungsart über das Göttliche im Messias, und von dem griechisch-alexandrinischen außer Gott selbstständig oder persönlich gewordenen Logos, welchen Justin immer so recht neuplatonisch darstellt, der Form nach äußerst verschieden. Daher wäre viel gewagt, mit Hrn. Dr. Cr. (S. 114. Note) behaupten zu wollen: „die justinische Ansicht von einem Λόγος τοῦ Θεοῦ, welcher der Macht nach sich von Gott nicht entferne = ἀχωριστος δυ-

*ναμει* sey, finde sich auch als ebionitisch, nur daß statt des platonischen Ausdrucks *λογος* gewöhnlich „der heilige oder göttliche Geist“ gesagt werde. Läßt sich gleich der althebräische und palästinische Begriff von Gott als *πνευμα ἅγιον* mit dem neuplatonischen *λογος* in manchen Beziehungen in Vergleichung bringen. so ist doch der erstere, der palästinisch-jüdische, welcher den heil. Geist in Gott verehrt, ihn als heilig auf Menschengeister wirkend erkennt, aber nicht als etwas aus Gott persönlich hervorgehendes ansieht, eine ächt-orientalisch personificirte Kraft der Gottheit; wogegen die alexandrinische Idee vom *λογος* weit mehr ins Transcendente hinausgeht, indem sie ihn als den höchsten aus Gott persönlich hervorgetretenen Geist zu wissen behauptet. Und gerade so spricht Justin mit Vorliebe immer vom *λογος* in gräcisirenden Prädikaten, und setzt sogar ein von ihm verschiedenes *πνευμα ἅγιον* ebenfalls als eine Person; was niemals als ebionitische Denkweise zu zeigen ist. So sehr die Art sich hierüber auch in den Epheser- und Kolosserbriefen palästinisch-rabbinisch auszudrücken und noch nicht von dem Göttlichen in Jesu, wie von einer Person zu sprechen, sich bei Paulu von dem unterscheidet, was der Prolog des Johannes-Evangelium als eine geistige Person *ὁ λόγος* nennt eben so sehr scheint mir die bei Justin häufig ausgemalte Logologie von dem ebionitischen *πνευμα* unterschiedet werden zu müssen.

So wie sich in allem diesem bei Justin nichts Ebionitisches zeigt, so haben, wie mich dünkt, auch seine *ἀπομνημονεύματα* in ihrem ganzen Inhalt nichts von einem eigenthümlich Ebionitischen Charakter. Zwar ist das Meiste derselben mit dem Matthäus-Texte und was wohl zu bemerken ist, mit dem griechischen (wie dies so manche der ungewöhnlichen Ausdrücke unlängbar machen) übereinstimmend. Zwischen diesen Texten aber sind gar oft griechische Stellen gemischt, die wörtlich und ebenfalls nach unverkennbar auffallenden Ausdrücken unsrem griechischen Lukas eigen sind.

Wer aber kann es wahrscheinlich finden, daß diese aus irgend einer andern unbekanntem Quelle und nicht aus Lukas ihren Ursprung haben, da doch Justin selbst im Dialog §. 103. ausdrücklich sagt, daß seine ἀπομνημονευματα von den Aposteln Jesu und von solchen, die jenen nachfolgten = παρακολουθησαντων zusammengeordnet seyen. Gerade bei der nur in Lukas zu findenden Erzählung von Jesu Todesschweiß im Garten giebt Justin Dial. m. Tr. §. 103. diese Notiz: daß seine απομνημονευματα von den Aposteln Jesu (im Plural) und von den ihnen nächstgefolgten zusammengeordnet seyen. *Εν γαρ τοις απομνημονευμασιν, ἃ φημι ὑπὸ τῶν ἀποστόλων Ἐαυτοῦ καὶ τῶν ἐκείνοις παρακολουθησάντων συντετάχθαι (εστιν)· ὅτι ἰδρῶς ὡσεὶ θρόμβοι κατεχεῖτο, Ἐαυτοῦ εὐχομένου καὶ λέγοντος· παρελθέτω, εἰ δυνατόν, τὸ ποτήριον τοῦτο.* Das letzte: παρελθέτω bis τοῦτο, ist mit Matth. 26, 29. fast ganz eines; die θρόμβοι sind aus Lukas, und Justin weiß und versichert, gerade da, wo er etwas aus Lukas und etwas aus Matthäus giebt, daß seine απομνημονευματα theils von Aposteln theils von Begleitern derselben redigirt waren. Der Verf. selbst und jeder andere erkennt, daß dieses griechische bezeichnende Wort παρακολουθησαντες aus Luk. 1, 3. abzuleiten sey, und Justin dadurch sich auf Lukas beziehe. Wie aber sollen wir annehmen, daß schon vor den J. 140 — 160. ein Ebionitisches Evangelium zum Theil wörtlich aus einer Schrift des Pauliners Lukas geschöpft habe, da gerade die Ebioniten diejenigen Judenchristen waren, welche noch lange nach der Flucht aus Judäa von allem Paulinischen nichts hören wollten.

Folgern müssen wir daher, daß, wenn in der That Justin ein Evangelium Petri benutzt hätte, dieses wenigstens kein Ebionitisches gewesen seyn könnte. Erwägen wir aber die Stelle, in welcher Hr. Dr. Cr. eine ausdrückliche Berufung auf ein Evangelium Petri zu finden überzeugt ist, so muß ich nach wiederholter partheilosester Erwägung mir die Entgeg-

nung erlauben, dafs dieses Fundament, auf ein Evangelium Petri zu schliessen, mir gar zu unsicher erscheint. Die Stelle, welche diesen Beweis tragen soll, findet sich im Dialog §. 106. *Και το ειπειν, μετωνομακεναι Αυτον Πετρον, ένα των Αποστολων, και (το) γεγραφθαι εν τοις Απομνημονευμασιν Αὐτοῦ, γεγενημενον και τουτο μετα του και αλλους δυο, αδελφους, υἱους Ζεβεδαιου οντας μετωνομακεναι ονοματι του Βοανεργες, ο εστιν υιος βροντης, σημαντικον ην του Αυτον εκεινον ειναι, διό και το επωνυμον Ιακωβ τῷ Ισραηλ επικληθεντι εδοθη και το Αυση ονομα Ιησους επεκληθη.* Dies heisst, wörtlich übersetzt, so: „Auch dafs gesagt ist, Er = *αὐτόν* habe durch Namensänderung benannt Petrus, einen der Apostel, und dafs geschrieben ist in den *ἀπομνημονευμασιν* desselben = *αυτον*, es sey auch dieses geschehen, nachdem Er auch andere zwei Brüder, welche Söhne des Zebedäus waren, durch Namensänderung mit dem Namen *Βοανεργες*, welches ist Donnerskinder, benannt habe, — war bezeichnend, dafs Er selbst = *αὐτον* Jener sey, durch welchen \*) auch der Beiname Jakob dem, welcher Israel beigenannt war, gegeben und dem *Αυσης* der Name Josua beigenannt wurde.“ Sehen wir nun bei dieser künstlichen Stelle auf den Hauptinhalt, so ist der Sinn dieser: durch einige Namensveränderungen, nämlich bei Simon als Petrus und bei den zwei Söhnen Zebedäi als *Βοανεργες* habe Christus das *σημαντικον* \*\*)

\*) Statt *διό* ist offenbar *δι οὗ* zu lesen, wie auch bald nachher *δι οὗ* folgt. Auch soll wohl umgekehrt *Ισραηλ* dort stehen, wo im gedruckten Text *Ιακωβ* steht, weil der Sinn fordert: *δι οὗ και το επωνυμον Ισραηλ τῷ Ιακωβ επικληθεντι εδοθη*. Doch bemerke ich dieses nur nebenbei, da es auf unsern Hauptgesichtspunkt keinen Einfluss hat.

\*\*) Weil es für Justin gar erwünscht war, die Gewohnheit, Namen umzuändern, als ein Zeichen zu deuten, dafs sein Christus schon der im A. T. wirksam gewesene *Λογος*, als Sohn Gottes sey, so macht er noch einmal, im Dial. §. 100. darauf aufmerksam, giebt aber an, dafs die Christen dies hätten "

gegeben = angedeutet, daß Er ebenderselbe sey, welcher (nämlich als *λογος* im A. T.) auch schon gerue bei Jakob und Josua Namen umgeändert habe. In dieser Stelle nun ist im Anfang und am Ende Christus bezeichnet bloß durch den Ausdruck *αὐτός*, so wie in dem ganzen Context auch vorher mehrmals nicht der Name, sondern bloß *αὐτός* statt Christus gesetzt ist. Zwischen diesen beiden, auf Christus sich beziehenden *αὐτον* und *αυτον* steht nun auch das *γεγραφθαι ἐν τοις ἀπομνημονευμασιν αὐτοῦ*. Allerdings gehen nächst vorher die Worte: *μετωνομακεναι Αὐτον Πέτρον ἓνα των ἀποστολων*, und Hr. Dr. Cr. ist daher (S. 260. 261. auch S. 132.) ganz versichert, daß der Ausdruck *ἐν τοις ἀπομνημονευμασιν αὐτοῦ* soviel seyn müsse als *Πέτρον*, weil das Wort *Πέτρον* das nächst vorhergehende Substantiv sey. Gewiß aber stimmt der Verf. als Philolog darin mit mir überein, daß es nicht gerade auf die Nähe eines Worts, sondern darauf ankomme, welches Wort in einer ganzen Sentenz das vorherrschende Subjekt sey und gleichsam regiere.

Hier nun ist *αὐτός* vorher und nachher das Subjekt der Rede: „Er = Christus habe jene Apostelnamen geändert, zum Zeichen, daß Er = Christus eben der sey, welcher im A. T. auch Namen geändert habe. Da nun zwischen diesen beiden *αὐτον* noch das *αὐτου* bei *ἀπομνημονευμασιν* steht, so dürfen wir wohl kaum noch fragen, ob dasselbe statt *Χριστοῦ* stehe oder ob es uns die — sonsther ganz unbekannte — Entdeckung gebe, daß Justin's *ἀπομνημονευματα* nicht anderes als *ἀπομν. Πέτρον* gewesen seyen. Ganz unmöglich wäre wohl diese Construction nicht; denn wenn gleich in dem weiteren Context vor- und nachher durch *αὐτός* immer Christus bezeichnet ist, so bliebe es freilich nicht schlecht-

---

*τοις ἀπομνημονευμασι τῶν Ἀποστόλων, Αὐτοῦ*. Hier liegt Matth. 16, 15 — 18. zu Grund. Wo er das Parallele aus Markus schöpft, läßt er das *τ. ἀποστολων* weg, da dieser nur Einer der *παρακολουθησαντων* war.

hin undenkbar, daß ein dazwischen stehendes *αὐτός* auch einmal auf den beiläufig genannten Petrus sich beziehen könnte. Wie aber auf diese „Nichtunmöglichkeit“ eine Reihe von historischen Folgerungen gegründet werden dürfte, wüßte ich wenigstens vor meinem kritischen Gewissen um so weniger zu verantworten, als gerade in dem Context der streitigen Stelle §. 105 und 107. mehrmals die *ἀπομνημονευματα* ohne allen Zusatz genannt sind und folglich auch darauf nicht gebaut werden kann, daß sie in andern Stellen gewöhnlich mit dem Beisatz *των Ἀποστολων αὐτου* und nicht als *απομ. Χριστου* allegirt werden. Wenigstens bei der als so entscheidend genommenen Stelle des §. 106. scheint es mir, wäre tausend gegen eins zu wetten, daß das *αὐτοῦ* eben so wie rings umher auf den *αὐτός* = *Χριστός* gehe und uns folglich — kein Evangelium des Petrus entdecke. Ungeachtet die Namensveränderung des Petrus und der beiden Zebaiden gerade nur bei Markus 3, 17. mit einander verbunden ist, so möchte ich doch aus dieser Stelle nicht einmal schließen, daß sich Justin das Markus-Evangelium als Evangelium Petri gedacht habe; nur soviel zeigt sie, daß die von Justin gebrauchten *ἀπομνημονευματα* auch einiges aus Markus hatten, wie dies schon sonsther wahrscheinlich wird, weil Justin, in der oben angeführten Beschreibung von dem Ursprung seiner Denkwürdigkeiten, auf Nachfolger der Apostel in der mehreren Zahl = *παρακολουθησαντων* sich bezieht.

Der mit den kirchenhistorischen Materialien umfassend bekannte Verfasser wird uns wohl nach S. 262. 263. jetzt daran erinnern, daß es doch — ein besonderes Evangelium Petri gegeben habe, um so eher also ein solches an der justin'schen Stelle angedeutet seyn könne. Allerdings hatte nach einem Excerpt in Eusebius KG. 6, 12. der antiochenische Bischof Serapion (um's Jahr 190.) bei den Brüdern zu Rossos eine ihnen beliebte Schrift *ὀνοματι Πετρου εὐαγγελιον* angetroffen und ohne dieselbe zu durchlaufen, das Lesen derselben

den Schwachmüthigen zugegeben. Später aber fand sie der Mann zum Theil ketzerisch und zwar doketisch. So die Nachricht von einem Petrus-Evangelium. Aber war es dann ein Ebionitisches? Wie hätte ein Evangelium, wenn es *πλείονα φρονήματα* der Doketen enthielt, ein Ebionitisches Evangelium seyn und als ebionitisch an Justinus gekommen seyn können? Das Justinische hat in der That so viel über das Körperliche von Jesus, daß es wenigstens in den Verdacht eines Docketisch-verfälschten nicht kommen kann.

Der Verf. selbst hat noch weiter die Bemerkung gemacht, daß das Evangelium Petri zu Rossos mit einem ketzerisch genannten *Μαρκιανος* dort in Verbindung gesetzt ist und daß Justinus im Dialog §. 35. die Anhänger des Gnostikers Markus als Markianer bezeichne und von sich weise. Wie hätte er dann mit einem doketisch markianischen Evangelium Petri Gemeinschaft haben können? — Im Nothfall würde man freilich noch durch die Vermuthung sich durchzuhelfen versuchen, daß das Evangelium zu Rossos zum Theil ein verfälschtes geworden seyn möge, Justin aber es noch als unverfälscht gehabt haben könne. Wer aber scheut sich nicht, Vermuthung auf Vermuthung zu fügen, wo die erste Basis abgeht? Wäre nur, wie Hr. Dr. Cr. S. 265. allzu freigebig annimmt, bei Justin eine offenbare Berufung auf ein Evangelium des Petrus, so möchte es dann mit dem zu Rossos seyn, wie es wollte. Da aber Justin seine *ἀπομνημονευματα* so oft als *των Ἀποστολων Αὐτου* benennt, oder auch ganz kurz sie als *ἀπομνημονευματα* bezeichnet, wie sollten wir nun als sicher annehmen können, daß sie eigentlich ein Evangelium Petri gewesen seyen, weil in einer einzelnen Stelle es nicht ganz unmöglich ist, ein *αὐτου* auf Petrus zu beziehen? Noch Eines. Würde überhaupt Justin, da wo er zur Judenbekehrung schrieb und alles Ersinnliche, um sie zu gewinnen, aufbot, nicht auch dies benutzt haben, ihnen recht deutlich und bestimmt zu sagen, daß er selbst sich an ein jüdisch-christliches Evan-

gellium halte, das seine Autorität von dem Judenapostel Petrus hernehme?

Mit allen diesem hat Rec. vornämlich nur die Absicht, bei Zeiten noch vor dergleichen Folgerungen zu warnen, welche als sicher voraussetzen, daß die Evangelien-Texte des Justinus aus der petrinisch-ebionitischen Kirchenparthie herzuleiten seyen. Texte, welche vieles aus dem griechischen Lukas mit dem griechischen Matthäus vermischen, aus Markus aber fast gar nichts haben, zeigen, dünkt mich, allzuwenig Charakteristisches, das eine Hinneigung zum Petrinischen verriethe.

Frage ich dagegen mich selbst, was mir, nach abermaliger Erwägung aller einzelnen Data, ohne Voraussetzung irgend einer Hypothese, aus den Justin'schen Texten selbst hervorgehe, so ist das Evidente dies, daß sie nirgends etwas Bedeutendes enthalten, was nicht als aus Matthäus und Lukas zusammengefloßen nachgewiesen werden könnte. Dies erstreckt sich auf Kleinigkeiten, wie die von Hrn. Dr. Cr. sorgfältig beigesetzten Parallelen am schnellsten klar machen. Nehmen wir nur etliche wenige Beispiele. Im Dialog §. 117. sagt Justin: *καὶ εἶσα (nämlich Christus): οὐαὶ ἡμῖν γραμματεῖς καὶ φαρισαῖοι ὑποκριταί· ὅτι ἀποδεκατοῦσι τὸ ἡδυσσομόν.* — Soweit wörtlich nach Matthäus, und nun wird nach Lukas angefügt: *καὶ τὸ πηγαῖον, τὴν δὲ ἀγαπῆν τοῦ θεοῦ καὶ τὴν κρίσιν οὐ κατανοεῖτε.* Vgl. Matth. 23, 23. und Luk. 11, 42. (Das griechische *οὐ κατανοεῖτε* setzt Justin statt des hebraizirenden *παρερχεσθε*. Dergleichen Umänderungen erlaubte sich eine noch nicht durch eine Infallibilitätstheorie an den Buchstaben gebundene Zeit sehr leicht.)

Bei mehreren Stellen, besonders der Bergrede, hat der Verf. selbst auf die unverkennbare Mischung einzelner Sätze und Worte aus Lukas in den Matthäus aufmerksam gemacht. Wir freilich würden sie beide viel sorgfältiger, ohne ein Wort verlieren zu wollen, in einander zu fügen suchen. Sehen wir dagegen ein anderes

Beispiel einer Mischung, die nur Hauptgedanken festhalten, anderes übergehen, hie und da gräcisirender werden wollte. Im Dialog §. 51. ist eine Stelle, beginnend: *ὁ νομος και οἱ προφῆται μεχρι Ἰωαννου*; dies ist nach Luk. 16, 16. Alsdann aber ist doch der grössere Theil aus Matthäus, nämlich: *του βαπτιστου, ἐξ ὅτου (griechischer, statt ἐως αρτι) ἡ βασιλεια των οὐρανων βιάζεται και Βιασται ἀρπαζουσιν αὐτην.* Wo anders her sollte dies auffallende *βιάζεται* und *βιασται ἀρπαζουσιν* gekommen seyn, wenn nicht direkt aus Matthäus und zwar aus dem Griechischen, d. i. weder aus einem Ebionitisch- noch Nazarenisch-aramäischen Texte? Hierauf bleibt eine Periode: *παντες* bis *προεφητευσαν* weg; unmittelbar aber sind die Worte des Matthäus: *και ει θελετε δεξασθαι* bis *ἀκουετε* fortlaufend aufgenommen.

Auf eben diese Weise sind fast immer die beiderlei Texte von Matthäus und Lukas, ohne nach Vollständigkeit zu streben, in eine Mischung gebracht, so dafs, wenn nur der Sinn erhalten wird, ein Texttheil den andern ausschliesst. Der Fall, dafs Justin an zweierlei Stellen das eine Mal den Text nach Lukas, das andere Mal nach Matthäus anführt, ist mir nur in Einem Beispiel S. 177. aufgefallen. Die an sich merkwürdige Stelle von dem „Einen guten Gott“ steht in der Apologie I, §. 16. meist nach Luk. 18, 19. *Οὐδεις ἀγαθος, ει μη μονος* (statt *εις*) *ὁ θεος* Dagegen steht dieselbe im Dialog §. 101. mehr nach Matth. 19, 16. *Τι με λεγεις ἀγαθον; εις ἐστιν ἀγαθος.*

Eigenes mit einer Citation so zu verbinden, wie wenn es mit dazu gehörte, nimmt Justin, wo es ihm als Erklärung zu passen scheint, keinen Anstand. Mehrmals erlaubt er sich, wo Gott genannt ist, ein *ὁ ποιησας τα παντα* und dergl., um an die Einheit des alt- und neutestamentlichen Gottes zu erinnern, hinzuzusetzen. Auch der Verf. erklärt dies, richtig, aus seinem Eifer gegen die Marcioniten. Auf alle Fälle aber zeigt dies nebst ähnlichen andern Stellen, dafs Justin seine beiläufigen

Gedanken mit auszudrücken, liebte. Sollen wir nicht daher es uns erklären, daß, da ihn, wie mehrere andere Kirchenväter, die Stimme vom Himmel: *συ εἶ ὁ υἱός μου* (Luk. 3, 22.) an Psalm 2, 7. erinnete, er deswegen auch noch die Worte: *ἔγω σημερον γεγεννηκα σε* mit jener himmlischen Stimme verband, und zugleich seine richtige Sinnerklärung mittheilte. Er versteht sie noch nicht, wie spätere Kirchenväter, von dem (sich in sich selbst aufhebenden) Doppelbegriff einer ewigen — Zeugung, sondern sieht weit sprachkundiger ein, daß der Begriff: „heute habe ich Dich zu meinem Sohne gemacht,“ sich nicht auf ein ewiges Heute, sondern auf die Zeit beziehe, „wo der Sohn als solcher anerkannt wurde.“ *Τοτε γενησιν αυτου γινεσθαι λεγων, ἐξ ὅτου ἡ γνωσις αυτου εμελλε γενεσθαι* (S. 166.)

Eine ähnliche richtige Sinnerklärung scheint es mir zu seyn, daß an zwei Stellen, wo abermals durch eine Mischung von Worten des Matthäus und Lukas zu einer „neuen,“ \*) d. i. nicht gewöhnlichen und also christlich eigenthümlichen Freigebigkeit und Liebe aufgefordert wird, Justin setzt statt der hebraizirenden Worte: *ποια υμιν χαρις εστιν* Luk. 6, 32. oder *τινα μισθον εχετε* Matth. 5, 46. zweimal die Frage: *τι καινον ποιειτε* (= was thut Ihr sonst Neues? (d. i. Eigenes, der *καινη διαδηκη* Würdiges?)) Zwar hat nun

\*) In diesem Sinn scheint es auch zu verstehen zu seyn, wenn Jesus in den letzten Stunden den Eilfen sagt: *εντολην καινην εδωκα υμιν, ινα αγαπατε αλληλους*. Es wäre Uebertreibung, behaupten zu wollen, das Gehot der Nächstenliebe oder auch der Feindesliebe sey erst durch das Urchristenthum bekannt geworden. Gewiß aber wurden durch die urchristlichen Ideen: Gott ist Aller Vater! auch die Sklaven, auch das damals so zurückgesetzte zweite Geschlecht erhebt die Gotteskindschaft zur Gleichheit vor Gott! die Liebespflichten in einen ganz neuen, höheren Gesichtspunkt gestellt. Noch mehr mußte das Liebesgebot den Eilfen, welche öfters gegeneinander eifersüchtig gewesen waren, ein neues seyn, da jetzt, wenn der neue Zustand ohne Jesus zu wirken anfing, die Fortpflanzung seiner Grundwahrheiten von ihrem Zusammenwirken abhing.

Hr. Dr. Cr. auf eine äußerst ingeniöse und an sich sehr passende Weise S. 223—226. gezeigt, daß sich dieses *καινον* =  $\aleph \tau \eta \eta$  gar wohl als eine Gehörverwechslung erklären lasse, wenn das *χαρις* und das *μισθος* des Matthäus und Lukas daraus entstanden seyen, daß die ursprünglichen Worte  $\eta \mu \epsilon \tau \epsilon \rho \alpha \nu \tau \omega \nu$  waren. Diese Combination ist so scharfsinnig, daß ich sie nur äußerst ungerne stören kann. *Sed magis amica veritas.* Der aus Matthäus und Lukas gemischte Text der Justinischen *ἀπομνημονεύματα* ist durchgängig so offenbar aus dem Griechischen genommen, daß es mir dabei an einen aramäischen Urtext, welcher dem Justin oder vor ihm dem Vereiniger seiner *Ἀπομνημονεύματα*, im Lesen oder Hören das  $\aleph \tau \eta \eta$  gegeben und dadurch das Wort *καινον* als Uebersetzung veranlaßt hätte, zu denken unmöglich wird.

Uns, mit Recht buchstäblich strengen Kritikern, muß es freilich etwas schwer fallen, uns in das bei den Morgenländern allzu gewöhnliche, äußerst unkritische Verfahren hineinzusetzen; aber bekanntlich stimmt dort fast keine Abschrift eines erzählenden oder philosophirenden Werks mit der andern überein, aufer wenn bloße Copisten damit beschäftigt sind. Macht der Gelehrte sich Abschriften, so macht er sich gleichsam seine eigene Redaction. Er excerpiert, ohne den Gedanken, daß er dadurch an dem Autor sich vergreife, das, was er gerne sich aneignen will, nur für seinen eigenen Gebrauch; er läßt weg, was er entbehren zu können denkt, oder rückt bald aus einer parallelen Schrift bald aus einer angewohnten Redeweise das ein, was ihm passend scheint. Eine solche Mischung oder *συγκρασις* aus Matthäus und Lukas, noch um ein gut Theil freier als die Zusammenfügung, welche Markus gemacht hat, muß ich in den Justin'schen *ἀπομνημονεύματα* zu erkennen fortfahren, indem ich den Totaleindruck der meisten Stellen festhalte, bei einigen Abweichungen und

Sonderbarkeiten aber mich aus unserm kritisch scrupulösen, in ein ganz unkritisches Zeitalter, in jene Periode zwischen 70—150. zurückversetze, wo das Urchristenthum fast ohne Schrift im Leben lebte und sich von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf, desto wärmer verbreitete, je weniger man das, was von Sylben abhängt, zum unentbehrlichen rechnete.

Gar selten scheint der Vereiniger etwas auch aus Markus, wie ein Scholion, wahrscheinlich nur am Rande sich aufbewahrt zu haben, z. B. bei der für Justin so bedeutsam (*σημαντικόν*) geschienenen Stelle von denen eine Gewohnheit des *Λόγος* verrathenden Namenveränderung. So wenig aber diese *Ἀπομνημονεύματα* aus Markus und Johannes in sich aufgenommen haben, so gewiß weiß nicht nur Justin selbst, daß von Aposteln (im Plural) und von Begleitern derselben (auch im Plural) Evangelien zusammengeordnet waren (= *εὐαγγέλια συντεταχθῆναι*). Es gelten ihm auch gerade die aus Johannes und Markus fast gar nichts enthaltende, aus Matthäus und Lukas so viel weglassende *Ἀπομνημονεύματα*, aus welchen er schöpft, ohne Bedenklichkeit statt jener Schriften, die er von mehr als Einem Apostel und von mehr als Einem apostolischen *παρακολουθησας* zusammengeordnet wußte, so sehr, daß er sie *ἀπομνημονεύματα* nennt, *ἃ φημι ὑπο τῶν ἀποστόλων αὐτοῦ καὶ τῶν ἐκεῖνοις παρακολουθησαντῶν συντεταχθῆναι*, während er eine nur aus Lukas und Matthäus gemischte Stelle anführt. Ich vermag dies nicht anders zu verstehen, als so, daß er von der Existenz solcher vier Evangelien, aber auch davon wußte, daß seine *Ἀπομνημονεύματα* dorther abgeleitet seyen und sie ihm nun die Stelle von jenen unbedenklich vertraten, weil seine Zeit, wie Hrn. Dr. Cr.'s erste Abhandlung bewiesen hat, noch nicht an einem als infallibel inspirirten und daher kritisch genau festzuhaltenden Buchstaben zu hangen gewohnt war.

(Der Beschlufs folgt.)

Dr. Credner, über Justin's Απομνημονευματα.

(Beschlufs.)

Justin weiß für seine Απομνημονευματα den Autor der Synkrisis nicht; daher nennt er keinen Namen, ungeachtet er den Ausdruck ἀπομνημονευματα \*) zweimal in der Apolog. I. und 13 mal in dem Dialog gebraucht. Er weiß aber wohl, da er in Apolog. I, §. 66. vom Abendmahl mit dem Pauliner Lukas übereinstimmend spricht, daß die von den Aposteln gemachten ἀπομνημονευματα Εὐαγγελια hießen (οἱ γὰρ Ἀποστόλοι ἐν τοῖς γενομένοις ὑπ' αὐτῶν ἀπομνημονευμασιν, ἃ καλεῖται εὐαγγέλια, οὕτως παρεδωκαν); einmal aber, im Dialogus §. 100, spricht er sogar im Singular von dem Evangelium, wo er gerade zwei Stellen auf eine eigenthümliche Weise in seinen ἀπομνημονευματα vereinigt vor sich hatte. Καὶ ἐν τῷ Εὐαγγελίῳ (!) δὲ γεγραπται (ὁ Χριστος) εἰπων: παντα μοι παραδεδοται ὑπο του πατρος, καὶ οὐδεις γινωσκει \*\*) τον πατερα,

\*) In die Benennung ἀπομνημονευματα scheint er so recht verliebt, weil er überall mehr gräcisirend und mehr philosophirend, als judaizirend seyn will. Auch der Verf. der απομν. dachte doch wohl an die Xenophontische.

\*\*) Im Dialog §. 100. citirt J. im Praesens: οὐδεις γινωσκει. In der Apolog. I. §. 68: οὐδεις ἔγνω. Diese Lesart entstand wohl aus γινωσκει blos durch einen Schluß, so wie manches nur durch Schlüsse aus Schriftworten gefolgert und dann doch in die Schrift selbst zurückgetragen worden ist. „Wenn Jesus sagte: niemand kennt den Vater, als der Sohn, so muß — also folgerte man — noch viel mehr zuvor niemand den Vater gekannt haben.“ Eines schien im andern zu liegen. Aber selbst Marcion liefs es (wie auch der Verf. S. 249. bemerkt, nach Tertullian *adv. Marcion.* 4, 25) noch bei dem ächten: *nemo scit*. . . Erst später (nach dem *Dialog. de recta in Deum fide*) benutzten Marcioniten die Folgerung: also οὐδεις ἔγνω . . gegen

*εἰ μὴ ὁ υἱός, οὐδὲ τον υἱόν εἰ μὴ ὁ πατήρ και οἱς ἂν ὁ υἱός ἀποκαλυψῆ.* Hier also nennt er sein aus Zweien gemischtes Excerpt mit dem eigentlich griechisch-jüdischen Namen, als ein vereintes Ganzes.

Noch auffallender aber ist, dafs nach seinem Berichte in der Apologie I, §. 67. „*τὰ ἀπομνημονεύματα τῶν Ἀποστόλων*“ an jedem Sonntag in der Gemeindeversammlung, wie *τα συγγραμματα των προφητων* vorgelesen worden seyen. War demnach Justin mit Gemeinden verbunden, wo nicht die Evangelien vollständig, sondern das, was er als „Denkwürdigkeiten der Apostel“ so oft anführt, damals noch kirchlich vorgelesen wurden??.

Alles zusammengenommen habe ich in den Ueberresten der Justin'schen *ἀπομνημονεύματα* durchaus keine Spur finden können, dafs sie um einer dogmatischen Meinung willen, so wie wir sie vor uns haben, verfaßt seyen; einen anderen beabsichtigten Zweck als der unschuldigste, zum Privatgebrauch einen beliebigen Auszug gemacht zu haben, wüßte ich nicht nachzuweisen. Nur bei der Kindheitsgeschichte Jesu Dial. §. 88. fiel mir auf, dafs darauf gedrungen wird: Jesus habe keinen Speisenunterschied gemacht, d. h. also, Er habe, nicht enkratitisch, oder

---

das A. T. — — Eine zweite Verschiedenheit bei dieser Stelle ist, dafs unsere Evangelisten den Sohn zuerst nennen *οὐδεις (στι) γινωσκει τον υἱόν*. Dies ist dem Zweck der Worte gemäßer. Die mehr aus dem Gedächtnifs allegirenden aber dachten zuerst an den Vater, und setzten daher diesen, auch im schriftlichen, voran. Alle philologische Kritik beruht auf der Frage: Was hat den Charakter der Ursprünglichkeit? oder: Was aber würde, wenn es ursprünglich im Texte gewesen wäre, nicht geändert worden seyn? Wäre im Urtext von dem Vater zuerst gesprochen gewesen, wer würde ihn in die zweite Stelle herabgerückt haben? Nur umgekehrt, konnte man meinen: Vom Vater muß zuerst die Rede seyn! Also änderten manche die Stellung der Sätze, ungeachtet J. doch zuvörderst von sich zu sagen hatte: Mich, wie sehr ich Gottes Sohn (ächter Messias) bin, kennt nur Gott selbst.

nicht, wie Daniel I, 8. nebst seinen Gefährten streng jüdisch gelebt. Die ganze Stelle bemüht sich, das Menschliche in Jesu Jugendbildung hervorzuheben, doch aber nicht so, wie wenn Jesus ebionitisch-jüdisch gelebt hätte. Γεννηθεὶς δυναμὴν τὴν αὐτοῦ. (= eigene, menschliche, des Wachsens fähige) εσχεν· καὶ αυξανων κατα το κοινον των αλλων ἀπαντων ανθρωπων, χρωμενος τοις ἀρμοζουσιν (benutzend das, was seiner Natur gemäß war) ἕκαστη αυξησει το οικειον απενειμε, τρεφόμενος τὰς πάσας τροφάς. . .

Abkürzungen, Auszüge, blos um der leichtern Benutzung willen haben zu wollen, war ohne andere Absichtlichkeit den Zeitumständen angemessen. Schon der höhere Preis von Manuscripten mußte dergleichen Auszüge beliebt machen. *Origenis hexapla* existirten wahrscheinlich nur in Einem Exemplar, oder in sehr wenigen, je vollständig. Man sann darauf, in den Text der alexandrinischen Uebersetzung manches Merkwürdige aus den andern, unter gewissen Zeichen, einzuschalten, einiges auch durch Scholien am Rande zur Benutzung aufzubewahren. Aehnliche Redactionsversuche zeigen sich bei den Evangelien. Selbst wenn Marcion oder einige Gnostiker zugleich mit dogmatischer Absichtlichkeit Evangelien-Auszüge machten, so fiel es ihnen gar nicht ein, sie für den ursprünglichen Text ausgeben zu wollen. Sie machten sie auch als freie Bearbeitungen, aber mit der unverhüllten Absicht, nur das zum Vorlesen zu geben, was für sie und die Ihrigen passend scheinen möchte. Nicht einmal eine solche Absicht aber kann ich in dem, was Justin benutzte, entdecken.

Ich bezweifle jetzt auch sehr, daß Justin selbst sich diese Mischung gemacht habe, da ihm die Existenz von Evangelien der Apostel (im Plural), also auch die des Johannes-Evangelium), doch nach der oben angeführten Stelle nicht unbekannt war und er überall die Alexandrinischen Vorstellungen vom Λογος im A. und N. T. sehr liebt und einmischt, so würde er höchstwahrscheinlich,

aus dem Johannes-Evangelium mehreres aufgenommen haben, wenn er selbst Verfasser der *ἀπομνημονεύματα* wäre. Er muß also vielmehr an das Johannes-Evangelium gar nicht gewohnt gewesen seyn und es nicht besessen haben, da er, so gerne er vom *λογος* spricht, doch nie Johanneisch-eigenthümliche Worte davon gebraucht.

Denken wir uns so ganz in eine Zeit hinein, wo Handschriften selten und auch, wenn man sie je hatte, nur sehr mühsam zu gebrauchen waren, so vergegenwärtigt sich uns gerade das Entgegengesetzte von unserm Buchstabenleben. Man lebte vom Hören und vom Vorlesen in den Gemeinden (Apok. 1, 3. 22, 18.); man strengte weit mehr das Gedächtniß an, um ohne Nachschlagen doch so ziemlich genau und gleichlautend die Texte anführen zu können. In diesem Zustande gewöhnt man sich auch an auffallende fixirte Ausdrücke, so daß Citationen aus verschiedenen Zeitperioden mit einander doch zusammentreffen. Ohne Bedenken aber verbindet man auch mit den gehörten und vorgelesenen Texten einzelne Anekdoten, ohne daß diese schon schriftlich waren. So z. B. die an sich sehr wahrscheinliche Notiz, daß in dem Hirtenhause, wo Joseph und Maria mit ihrem Reisegepäcke hatten abtreten (*καταλναι*) dürfen, alsdann, da die Mutter entbunden wurde, kein ruhiger Raum für die Beiden war und sie deswegen dem Neugeborenen in einer nahen, für das Vieh gewöhnlich benutzten Höhle, in einem Futtertrog ein Plätzchen ausfand. Später kam dieses (so oft besprochene und ausgeschmückte Hirten-) *σπηλαιον* in manche apokryphische Evangelien; bei Justin erscheint es nur noch wie eine Beimischung aus mündlicher Notiz.

Ebenso die Anekdote im Dialog §. 88, welche sagt: Als Jesus hinabkam, entflammte sich auch über das Wasser hin ein Feuer im Jordan. *κατελθοντος του Ἰησου, ἐπὶ το ὕδωρ και πυρ ἀνηφθη ἐν τῷ Ἰορδανῇ*. Daß alsdann hier ein Punkt zu setzen sey und nur das Nachfolgende als Citation aus der Apostelschrift, von

Justin gedacht wurde, dies folgt, sobald wir die Sache kritisch genau nehmen, aus der Constructionsordnung unabweislich. Das Citat ist: *Καὶ αναδυντος αὐτου ἀπο του ὕδατος, ὡς περιστεραν το ἅγιον πνευμα ἐπιπτῆναι ἐπ' αὐτον, ἐγραψαν οι Αποστολοι αὐτου τουτου του Χριστου ἡμων*. Hätte Justin andeuten wollen, daß die Feuererscheinung auch von den Aposteln geschrieben sey, so müßte wie *ἐπιπτῆναι* auch *ἀναφθῆναι* stehen. Würde er selbst eine veränderte Constructionsordnung gewählt haben, wenn er sich wegen des Feuers ebenso wie wegen der Taube auf das Schriftliche der Apostel hätte berufen können? Erst spätere apokryphische Aufsätze mischen beides, schriftliche und mündliche Tradition; die Ebioniten (nach Epiph.) lassen aber das Feuer erst nach dem Heraufsteigen Jesu entstehen. Feuererscheinungen kann der Orientale nicht entbehren. Wenn ein großer Rab die Thorah so recht eifrig studirt, so sitzt er in Feuerflammen, und selbst der liebe Gott ist bei diesen Studien mit Flammen umgeben.

Auch bloß eigene Gedanken mischt Justin bei, als Wahrscheinlichkeiten, die aber wir nicht unter die Citationen stellen dürfen. Der nämliche Context z. B. sagt, daß Jesus für einen *τεκτων* gehalten worden sey. Dies möchte aus einem Scholion nach Mark. 6, 3. bei den *ἀπομνημονεύματα* angemerkt gewesen seyn. Aber was darauf folgt, ist höchst wahrscheinlich nichts als Auslegung, eine Epexegeze Justins, der es natürlich und erbaulich findet: „Jesus habe also auch Zimmermanns-Arbeiten, Pflüge und Joche, gemacht, um Sinnbilder des Rechtthuns und ein arbeitsames Leben zu lehren.“ Dergleichen Stellen entstehen bloß aus der Neigung, das im Allgemeineren Ueberlieferte sich specieller vergegenwärtigen zu können.

So beruft sich Justin sogar bei den Kaisern, in der Apol. 1, 34. darauf, daß dieselben aus den Aufzeichnungen der *ἀπογραφή*, die unter *Κυρηνιος*, ihrem er-

sten Prokurator in Judäa gemacht worden seyen, ersehen könnten, Jesus Christus sey zu Bethlehem, einem von Jerusalem 35 Stadien entfernten Dorfe, geboren worden. Man sagt gewöhnlich, da Justin dies an die Kaiser schrieb, so muß er ja wohl gewußt haben, wie aktenmäsig jene Nachricht von Jesu, des Messias, Geburt in den Volkszählungsregistern zu Rom stehe. Aber ohne Zweifel setzte Justin nur als gewiß voraus, daß das, was Ihm so wichtig war, auch dort protokolliert seyn mußte. Wie oft begegnet dies uns Wißbegierigen, daß, indem wir über etwas genaue Data zu finden wünschen, wir gar zu leicht voraussetzen, die Vorwelt mußte auch an ebendenselben Gegenstand so genau gedacht und ein paar Wörtchen, aus denen wir jetzt eine willkommene Angabe zu bilden vermögen, in gleicher Absicht, wiewohl etwas versteckt, hinterlassen haben. Denken wir aber etwas praktischer und lebenskundiger, so begreifen wir leicht, daß, wenn auch in die Volksregisterrolle zu Bethlehem Joseph, Maria und ein neugebornes Söhnchen eingetragen waren, weiter nichts über Jesus dort bemerkt seyn konnte. Wer weiß, ob dergleichen Rationarien je vollständig, und nicht bloß in Uebersichten und Summirungen, in die Archive nach Rom geschickt wurden. Wie oft berufen sich die in ihrem Kreise so beschränkten Kirchenväter auch wegen der Kreuzigung Jesu auf *Acta Pilati*, wie wenn diese manches Umständliche und den Christen Vortheilhafte hätten enthalten müssen. Wer aber an dergleichen Dinge so zu denken gelernt hat, wie sie in der wirklichen Welt vorgegangen seyn können, der glaubt wohl, daß in des judäischen Provinz-Prokurators Berichten nach Rom auch solche Todesurtheile und Executionen angemerkt seyn mußten, daß aber gewiß nicht viel Umständliches und noch weniger etwas, das den Pilatus selbst compromittirt hätte, darin enthalten seyn konnte. Dergleichen Auführungen sind demnach nicht Citate, nicht Zeugnisse, sondern pseudohistorische Meinungen, entstanden aus der oft

anmaßlichen Schlufsart: dafs es ja wohl gar nicht anders sich habe verhalten können.

So ist es dann auch nur Meinung bei Justin u. a., dafs die *ἀπογραφή* oder Volksaufzeichnung, während welcher Jesus geboren wurde, unter Quirinius geschehen sey. Diese Meinung schöpfte Justin aus Luk. 2, 2, irrte aber, ohne die Schuld des Lukas so, wie alle diejenigen, welche immer noch in jener Stelle nicht *αὐτὴ ἡ* (= *ipsa illa*) *ἀπογραφὴ*, sondern *αὕτη* (= *haec*) lesen und daher dem Lukas (welcher doch die Materialien zu seinem Evangelium während der langen Gefangenschaft des Paulus zu Cäsarea örtlich sammeln und nach solchen Datis sich leicht erkundigen konnte) eher einen unglaublichen chronologischen Irrthum zutrauen. Der Sinn des Vers 2. bei Lukas ist vielmehr Irrthum verhütend. Er will die *ἀπογραφή* unter Quirinius als die eigentliche (*ipsa descriptio*) von dem zu unterscheiden, was acht bis zehn Jahre früher, schon auf eine Anordnung (Requisition) von August, noch bei Lebzeiten Herodes I. auf eine specielle Weise (nach jüdischer Liebe für Stammregister eingekleidet) in Palästina vorgenommen wurde. Denn dafs August, welcher so gerne statistische Rationarien über den ganzen *Orbis rom.* hatte, auch den Unterkönig, Herodes (*magnus?*) zu dergleichen conformen Vollziehungen allergnädigst „einladen“ (eigentlich befehligen) konnte, wird wohl, wer einen Napoleon erlebt hat, nicht bezweifeln. Später erst kamen dann die *ἡμέραι* der ganz römischen *ἀπογραφή* unter Quirinius, die in sofern sie die Faction des Judas in Galiläa veranlafste, Lukas nach Apostg. 5, 37. richtig genug kannte, und die sich gewifs nicht um Geschlechtsregister bekümmerte und (jüdischartig) verlangte, dafs jeder in dem Ort seines Stammvaters sich einfinden sollte.

Selbst das Mißverstehen Justins hier und sonst zeigt, wie sehr dessen *ἀπομνημονεύματα* am Lukas-Texte hingen. Auch dafs Justin den Herodes (Antipas), welchem

Jesus vorgeführt wurde (Luk. 23, 8.) für einen Nachfolger des Archelaus hält, kommt wohl daher, weil Justin nur mittelst des Lukas etwas von Archelaus wußte, die übrigen Geschichten aber nicht kannte.

Nur noch Eine Bemerkung. Im Dialog §. 103. sagt Justin: „Niemand, nicht einmal Ein Mensch, sey Jesu, als einem schuldlosen (*αναμαρτητω*) hülfreich = *βοηθος*, gewesen.“ Dies ist nicht etwa dem entgegen, daß Petrus doch das Schwerdt für Ihn gezogen hatte. Es bezieht sich wahrscheinlich auf die jüdische Behauptung, daß Jeder für einen Verurtheilten habe zur Vertheidigung reden dürfen, für Jesus aber niemand aufgetreten sey. Vergl. *Historia (apocr.) Jeshuae nazareni*. ed. *Huldrici*. 1705. 8.

Aber endlich muß ich doch diese Bemerkungen abbrechen, welche hauptsächlich verhüten möchten, daß nicht künftigen gelehrten Folgerungen Prämissen über Justins *Απομνημονεύματα* zum Grund gelegt werden möchten, an deren Feststellung zum voraus noch sehr zu zweifeln seyn möchte. Ueber weitere eben so fleissige und forschende Darstellungen des Verfs. wegen der den Clementinischen Pseudepigraphen zum Grund liegenden Evangelien und wegen des Codex D. hoffe ich, vielleicht anderswo zu Bemerkungen Gelegenheit zu finden. Ein Hauptgesichtspunkt ist, daß, nach meiner Ansicht, die Ebioniten, welche nach Epiphanius durch einen Geheimnißlehrer, *Elxai* = *אל-כסי*, eine Art von Gnosis unter sich einschleichen ließen, von zwei ältern einfacheren Parthien oder Gradationen wohl zu unterscheiden seyen. — Genug: Niemand kann die Fortsetzungen der Forschung des Verfs. begieriger wünschen, als Rec.

Dr. *Paulus*.

- 1) *Reprotestation. — Oder das Protestationsrecht, mit Bezug auf die deutschen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832. erwogen. Eine juristisch-politische Untersuchung, dem Vaterlande [Sachsen] zum Verfassungsfeste geweiht und den deutschen Rechtsgelehrten zur Prüfung vorgelegt vom Professor Krug in Leipzig. — Salvo meliori judicio. — Leipzig 1832. bei Ch. E. Kollmann. 51 S. 8.*
- 2) *Bemerkungen zu dem K. K. Oesterreichischen Präsidialvortrage über die Mafsregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung im deutschen Bunde und über diese Mafsregeln selbst. Vom Frhrn. v. Wangenheim. — In dem Archive für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten. Herausgegeben von Alex. v. Müller. III. Bd. 1. Hft. Mainz 1832. n. 1.*
- 3) *Noch ein wissenschaftlicher Versuch über das rechtliche Verhältnifs der deutschen Bundesstaaten zu der Bundesversammlung und über den wahren Sinn des §. 3. der Verfassungs-Urkunde für das K. Württemberg. — Allen deutschen Publicisten und insbesondere den Abgeordneten zur nächsten württembergischen Stände-Versammlung zu einer ruhigen Prüfung empfohlen von Joh. Heinr. Zirkler, Oberjustizr. b. d. K. W. Gerichtshofe zu Tüb. — Tübingen, Verl. v. L. F. Osiander. 1833. 63 S. 8.*

Der Verf. von No. 1. erinnert zuvörderst über das Protestationsrecht — d. i. über die Befugnifs, sich gegen ein Unrecht durch eine wörtliche Erklärung zu verwalten, — im Allgemeinen, dafs es sich entweder auf ein schon zugefügtes Unrecht beziehen könne, oder auf ein solches, mit dem man erst bedroht wird. In dem erstern Falle hat die Protestation den Zweck, zu verhindern, dafs man nicht Stillschweigen als Zustimmung auslege, vielleicht auch den andern Theil auf bessere Gedanken zu bringen. In dem letzteren Falle soll die Protestation der Vollziehung des Unrechts vorbeugen. Ist weder der eine noch der andere Fall gegeben, so ist die Protestation weder recht- noch zweckmäfsig. Man kann nur in seinem eigenen Namen oder in Auftrag Anderer, nicht aber kann Einer für Viele protestiren. Uebrigens ist eine Protestation nicht mit einer Gegenvorstellung oder Beschwerde oder blofsen Mißbilligung zu verwechseln. — Sodann sucht der Verf. zu zeigen, dafs, was die Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. 1832. betreffe, weder die eine noch die andere Bedingung der Recht-

mäßigkeit einer Protestation gegeben sey. Er gründet diese Behauptung hauptsächlich darauf, daß man alle diese Beschlüsse aus dem Zwecke des Bundes sowie aus den früheren organischen Gesetzen des Bundes, als Folgerungen, ableiten könne.

Zu andern Resultaten gelangt der Verf. von No. 2, selbst ehemals Bundestagsgesandter. Die Schrift dürfte unter denen, in welchen gegen die mehrerwähnten Beschlüsse Zweifel erhoben worden sind, leicht die vorzüglichste seyn. Sie ist auf jeden Fall eine erfreuliche Erscheinung in so fern, als sie den schmählichen Aeufserungen in den Tagesblättern des Auslandes (in den englischen und französischen Zeitungen,) — nach welchen wir bald des Knechtsinnes schuldig bald wegen unserer Knechtschaft zu bedauern sind, — entgegengehalten werden kann. — Der Verf. prüft zuvörderst den K. K. Oesterreichischen Präsidialantrag Schritt vor Schritt; besonders heraushebend, daß man zwischen dem losen Gerede der Schreier und zwischen den Beschwerden und Wünschen verständiger Vaterlandsfreunde wohl zu unterscheiden habe. Zu den einzelnen Beschlüssen hierauf übergehend, sucht er zu zeigen, daß in denselben nicht bloße Folgerungen aus dem Zwecke und aus dem bisherigen Rechte des Bundes liegen, daß sie Bestimmungen enthalten, welche dem Interesse der mittleren und kleineren deutschen Staaten keinesweges entsprechen, auch mit den neueren deutschen Verfassungsurkunden schwer zu vereinigen seyn dürften.

Der Laie, der beide Schriften gelesen hat, wird sich billig fragen: Zwei Männer, die man beide zu den Auctoritäten zählen kann, sind über den Inhalt jener Beschlüsse entgegengesetzter Meinung. Mit der Meinung des erstern stimmen die Erklärungen, welche über den Inhalt der Beschlüsse vom Jahr 1832. von mehreren deutschen Regierungen amtlich abgegeben worden sind, insgesamt überein. Der Meinung des andern aber sind so manche Stimmen aus dem Volke, z. B. auf einigen deutschen Landtagen, beigetreten. Auf welcher

Seite ist nun das Recht? Oder, ist es eben sowohl auf der einen als auf der andern Seite, je nachdem man die Frage stellt?

Der Verf. von No. 3. beschäftigt sich mit der beschränkteren Aufgabe: Sind die Bundestagsbeschlüsse v. 28. Jun. 1832. vereinbar mit der Vorschrift der Verfassungsurkunde des K. Württemberg §. 3? „Das K. W. ist ein Theil des deutschen Bundes; daher haben alle organischen Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands, oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie von dem Könige verkündet sind, auch für W. verbindende Kraft.“ Und er zeigt, wie Refn. scheint, mit siegreichen Gründen, daß die Stelle, weder ihrem Wortverstande nach, noch zu Folge der Verhandlungen, aus welchen die Verfassungsurkunde des K. W. hervorgegangen ist, der Gültigkeit jener Beschlüsse entgegenstehe.

Befremden muß es, daß in den Schriften und Erklärungen, welche von den oftgedachten Bundesbeschlüssen im Allgemeinen handeln, selten oder nie auf die Vorzeit, — auf die Verfassung und Geschichte des deutschen Reichs, — Rücksicht genommen wird. Und doch könnten aus dieser Quelle so manche belehrende Vergleichen geschöpft werden. *Sed — quotusquisque reliquus, qui rempublicam vidisset?*

---

*Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und republikanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften, herausgeg. von Joh. Schmidt, Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen. Erstes Heft. Bremen, Verlag von J. G. Heyse. 1831. 263 S. 8.*

Diese aus einzelnen Abhandlungen bestehenden Beiträge, welche, so weit sie bis jetzt reichen, mit zwei Ausnahmen insgesamt von der Hand des Herausgebers sind, sind eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der staatswissenschaftlichen Literatur. Sie haben

einen Charakter, der an die Schriften eines Rehberg und anderer Schriftsteller derselben Zeit und Schule erinnert. In den neuesten Werken und Abhandlungen, welche allgemeine politische Aufgaben behandeln, wird die Untersuchung gewöhnlich so geführt, daß die höchsten Grundsätze der Lehre aufgestellt und dann die Folgerungen, die sich aus denselben ableiten lassen, mit Strenge durchgeführt werden. In jenen Beiträgen spricht dagegen nicht bloß der wissenschaftlich, sondern zugleich der durch mannigfaltige Erfahrungen gebildete Mann, ein Mann, der, obwohl mit den Grundsätzen keinesweges unbekannt, doch überall zugleich das berücksichtigt und heraushebt, was nach Zeit und Umständen, nach den in der Wirklichkeit bestehenden Verhältnissen zweckmäßig oder billig ist, sollte es auch mit der Strenge der Grundsätze nicht vollkommen übereinstimmen. Auch dadurch erhält die vorliegende Schrift ein besonderes Interesse, daß der Verf., Bürger eines Freistaates, überall auf die eigenthümlichen Formen und Bedürfnisse derjenigen Klasse von Freistaaten Rücksicht nimmt, zu welchen Bremen gehört. Wenn so das Buch für die Bürger der freien Städte des deutschen Bundes einen besondern und bleibenden Werth erhält, so enthält es eben deswegen auch für die Einwohner anderer deutschen Staaten mehrere Belehrungen, die, je seltner man sie sonst erhält, desto willkommener seyn müssen. In demselben Geiste haben auch die Mitarbeiter des Herausgebers geschrieben. — Ref. will jetzt noch kürzlich den Inhalt der einzelnen Abhandlungen dieses Heftes angeben.

1) Fragmentarische Andeutungen zur Erörterung der Begriffe von Volkssouveränität und göttlichem Recht. Zur Charakterisirung dieses Aufsatzes wird folgende aus demselben entlehnte Stelle dienen: „Der Staat darf das Princip der Volkssouveränität, selbst in seiner höchsten Potenz, wo es als das gleiche Recht zu gleicher praktischer Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesamtheit erscheint, nie aus den Augen verlieren, er kann nicht davon ausgehen,

aber er soll darauf ausgehen, und seine Handlungen sollen von dieser seiner Richtung Zeugniß geben; — kurz: Das Princip der Volkssouveränität soll sein Ideal seyn." — II. Ueber die Elemente und Organe des Staats, und die vernunftmäßige Bedeutung einer repräsentativen Verfassung. Vom Senator Horn in Bremen. Eine gemeinschaftliche wohlgelungene Darstellung der Grundsätze der Staatswissenschaft nach dem Systeme der Repräsentativverfassung. — III. Etwas über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, in besonderer Beziehung auf eine bremische Sitte. Die Sitte, deren der Titel der Abhandlung gedenkt, ist die, daß ein neuerwählter Rathsherr gleich nach seiner Wahl von seinen Freunden, Bekannten und Verehrern feierlich auf das Rathhaus und dann wieder zurück in seine Wohnung begleitet wird. Der Verf. (und Herausgeber) erklärt sich für die Beibehaltung dieser Sitte. Gewiß mit Recht! Die Volksfeste altd deutscher Art wirkten in mehr als einer Hinsicht politisch vortheilhaft. Aus trügerischen Gründen hat man sie in sehr vielen deutschen Staaten verbannt oder dem Volke verleidet. Man hätte erwägen sollen, daß es keine so gefährliche Neuerung giebt, als die, das Alte abzuschaffen. Allerdings verursachen solche Feste Aufwand. Aber nicht der ist ein schlechter Wirth, der einmal im Jahre 50 fl. verschwendet; sondern der, welcher täglich auch nur einen Kreuzer ohne Noth ausgiebt. — IV. Ueber den Beruf zur Regierung in einem Freistaate. Eine Rede, gehalten bei Gelegenheit der amtlichen Einführung des Bürgermeisters Heinrich Gröning, als Nachfolgers seines Vaters Georg, welcher, nachdem er 40 Jahre lang der Stadt Bremen gedient hatte, die Stelle im 77sten Lebensjahre niederlegte. Die republikanische Verfassung erhalte ganz besonders die Wahrheit im Gedächtnisse, daß das Amt nicht wegen des Beamten, sondern daß dieser wegen des Amtes da sey. Zugleich wird ein Blick auf Bremen's neuere Schicksale geworfen. —

V. Ueber republikanische Undankbarkeit. Der Verf. vertheidiget die Republiken gegen den Vorwurf der Undankbarkeit, den man ihnen gemacht hat. „Die republikanische Dankbarkeit erscheint vorzugsweise in einer reinen Freude und in einem freien Wohlgefallen an Jemandes öffentlichem Thun, eine Freude, die weder in der Aeußerung des Dankes eine Belohnung darzubieten, noch bei seinem Empfange eine Wohlthat entgegenzunehmen beabsichtigt, und dennoch die eine und die andere giebt und erhält.“ Es versteht sich von selbst, daß der Verf. unmittelbar nur die freien Städte des deutschen Bundes vor Augen hat. — VI. Was hat es in der Hamburgischen Verfassung für eine Bewandtniß mit der, zur gänzlichen Abhülfe der zwischen dem Senate und der erbgesessenen Bürgerschaft streitigen Punkte und deren unwiderflichen Entscheidung, angeordneten Deputation? Von Bürgermeister Bartels in Hamburg. Eine treffliche Abhandlung, welche sich über die Entstehung, über die Erfolge und über den Werth dieser Deputation verbreitet. — VII. Die Cholera, aphoristische Andeutungen zu weiterer Ausführung. Moralische Präservative und Warnungen!

---

*Pathologische Untersuchungen von Dr. Johann Stieglitz, K. Hannövrischen Obermedicinalrath und Leibarzt. Erster Band. VI u. 419 S. Zweiter Band. 483 S. Hannover 1832. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.*

Zur Vervollständigung des Titels liefse sich nach der Vorrede noch hinzufügen, daß der Herr Verf. bei seinen Untersuchungen hauptsächlich die Veränderungen, welche im krankhaften Zustande das Blut in seiner Beschaffenheit, Bewegung und Vertheilung erleide, und den Einfluß seiner Veränderungen auf die Entwicklung und den Verlauf einzelner Krankheiten ausmitteln und richtige Begriffe hierüber festsetzen wollte.

Nachdem in kurzen, aber gut bezeichnenden Andeutungen gezeigt worden, welchen Umschwung die Ansichten von der Bedeutung des Blutes bei dem Wechsel der sich geltend machenden Systeme erlitten habe, und wie bei dem jetzigen wissenschaftlichen Zustande es das Ansehen habe, daß die Humoralpathologie mächtiger und ausschließender als früher zur Alleinherrschaft gelange, so läßt sich bald abnehmen, daß der Verf. weniger dahin strebt, zu untersuchen, unter welchen Verhältnissen und Beziehungen bald das Flüssige, bald das Feste seine besondere Bedeutung habe, sondern sich vielmehr berufen fühlte, einer vermeintlich sich eindringenden neuen Lehre, welche dem Flüssigen, namentlich dem Blute, Alles zutheile, das Feste dagegen zu kurz kommen lasse, entgegen zu wirken.

Als gründete sich die Ansicht von einem in gewissem Betracht selbstständigen Leben des Bluts und einer demselben inwohnenden Kraft sich zu bewegen, allein nur auf die von allen Beobachtern bis jetzt bestätigte Bewegung des Flüssigen, aus welchem später wirkliches Blut wird, in einer Periode, da noch keine Gefäßhäute wahrgenommen werden können, weist der Verf. zur Beschränkung dieser Annahme auf die von Allen Thomson beschriebene Keimhaut, die sich in drei Blätter trenne, hin; aber über diese Häute sind die Aussagen der Beobachter schon weniger übereinstimmend; denn nach Baumgärtner soll sich die Keimhaut nicht in seroses und Schleimblatt trennen, sondern diese beiden Blätter sollen aus den ursprünglich verschiedenen beiden Dotter-Massen, also aus einer schon in dem Flüssigen angedeuteten Differenz entstehen.

Sodann meint der Verf., könne man auch mit vollem Recht annehmen, daß die unvollkommenen Rudimente des Gehirns und Rückenmarks doch auch bereits auf das noch gefäßlose Blut einwirken; dies gerne zugegeben, so würde ja von dem Verf. selbst eine das Blut bewegende Kraft eingeführt, welche nicht in mechanischem Stofs oder Druck, sondern mehr in einer belebenden Aura, Pro-

pulsionskraft, oder wie man es sonst nennen wollte, bestünde. Jedoch nicht auf die ersten Vorgänge der Bildung komme es an. Das Blut sey zwar die Masse, aus welcher Alles entstehe, und welche Alles, was unbrauchbar geworden und aus dem Körper wieder geschieden werden müsse, aufnehme, aber das, daß das Individuum stets dasselbe bleibe, könne nicht wieder von dem Blutströme abgeleitet werden, unmöglich könne man von den einzelnen Partikelchen des Blutes annehmen, daß ihr plastisches Vermögen zureiche, sie zu bestimmen, dem Bedürfnisse gemäß in veränderlicher Art, Mischung und Menge, z. B. zum Parenchyma eines Eingeweidcs sich umzugestalten, oder dasselbe blos zu durchströmen. Von der größten Wichtigkeit sey es, daß die Blutmasse gehörig beschaffen und in ihrer Mischung unfehlerhaft sey. Es sey nun die Frage: ob die Flüssigkeiten wirklich ihre gehörige Beschaffenheit allein durch den Einfluß der festen Theile erhalten, oder ob die Blutmasse nicht unter gewissen Umständen, gleichzeitig mit den festen Theilen oder mit den Nerven unmittelbar verändert werden könne; ob ferner irgend eine üble Beschaffenheit der Blutmasse, mag sie auch ursprünglich von leidenden Organen auf sie übertragen seyn, doch in derselben selbstständig Wurzel fassen und sich dann unabhängig von der weiteren Einwirkung jener Organe in ihr erhalten und verbreiten könne. Ueberhaupt sollen die Pathologen, welche von Neuem das Blut obenan stellen und aus ihm alle oder doch die meisten Vorgänge des gesunden und kranken Seyns ableiten, wohl erwägen, wie denn das Blut überhaupt entstehe, und seine Eigenthümlichkeiten erhalte, worüber man doch nicht aller Einsicht ermangle. Nun wird gelehrt, daß der Chylus und das Blut durch die verschiedenen Organe und die von diesen ausgesonderten Säfte gebildet werde. Ein großer Theil der Krankheiten habe seinen Sitz in den Organen, welche das Blut bereiten, es gebe aber auch Krankheiten, weil die vorhandene Blutmasse mangelhaft gebildet sey, ausser diesen beiden Entstehungsarten gebe es denn auch noch viele Krankheiten, welche auf ganz andere Weise zu Stande kommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*Stieglitz, pathologische Untersuchungen.**(Fortsetzung.)*

Gegen die so gestellten Fragen, welche nach dem Verf. die sogenannten Humoralpathologen beschäftigen sollen, läßt sich so kurz, als es der Plan dieser Blätter gestattet, bemerken; daß es wohl keinem derselben eingefallen ist, zu behaupten: die einzelnen Partikelchen des Blutes würden durch einen Instinkt getrieben, sich in die einzelnen Organe zu begeben, so wenig als die einzelnen Organe aufser Verbindung mit dem übrigen Organismus gesetzt, auf das Blut zu wirken vermöchten, vielmehr handelt es sich darum, ob wirklich das Blut, nur durch mechanische Mittel bewegt, die einzelnen Organe bespüle; oder nicht in seiner Art auch eine Totalität bilde, zufolge welcher, wenn hier Stoffe an ein bestimmtes Organ treten, nothwendig auch einem entgegengesetzten wieder andere Stoffe sich einbilden, und der Lebensproceß überhaupt nicht ein fortgesetzter Bildungsproceß sey? ob nicht in der Verdauung und Assimilation das Aeufsere eben so gut durch Zutritt von bereits assimilirten Stoffen als durch die Thätigkeit der festen Theile lebend werde, und ob endlich nicht eben so, wie das Blut in gewissem Betracht sich durch sich selbst fortbildet, nicht auch manche Einflüsse Miasmen oder Gifte, z. B. Schlangengift, auf das Blut primär einfließen, und auf diese Weise auch von dem Blute aus die festen Theile ergriffen werden können? Fragen, welche für die Krankheitslehre von großer Wichtigkeit sind und auch für die Behandlung wichtige Winké geben würden.

Nachdem der Verf. im ersten Abschnitt sich noch mit der Schaale und dem Kern der Blutkügelchen beschäftigt und gezeigt zu haben glaubt, an welcher Stelle

und in welcher Verbindung man in der Blutmasse den Faserstoff zu suchen habe, nämlich in den Blutkügelchen, gelangt er zum zweiten Abschnitt.

Ueber die Lehre von Plethora und über den auf sie sich beziehenden Theil der Chyli- und Sanguification. Anwendung auf Diätetik. Der Begriff von Plethora sey von jeher so fest gestanden, daß selbst sehr weitläufige Autoren es nicht für nöthig gehalten hätten, sich lange dabei aufzuhalten. Es frage sich aber, ob bei gutem Leben und Ruhe wirklich zu viel Blut sich erzeuge? Man glaube (wer?), daß aller Nahrungsstoff, der in den Speisen enthalten ist, nothwendig angeeignet werden müsse; dies sey nicht der Fall, sondern die Einwirkung der festen Theile entscheide das Meiste, denn gesunde Menschen können sich aus ganz wenigem kräftig und stark erhalten (können den in rauher Nahrung, z. B. Hülsenfrüchten, reichlich enthaltenen Nahrungsstoff extrahiren und assimiliren). Es bilde sich der Satz: bei einem gesunden Menschen werde bei gewöhnlichen Verhältnissen in jeder Lebensperiode nur eine bestimmte Menge von Chylus täglich bereitet. (!?) Man habe irrig bis daher geglaubt, daß Chylus nur in dem Duodenum gebildet werde. Nun beruft sich der Verf. auf Tiedemann's und Gmelin's Untersuchungen, welche allerdings erweisen, daß auch im Blinddarm noch Spuren des Assimilationsprocesses sich finden. Wenn aber auch wirklich zu viel Chylus gebildet werden könnte, so würden doch die feineren und höheren organischen Operationen mit noch stärkerer und gleichmäßigerer Auswahl geschehen. Wenn Plethora zu entstehen scheine, weil gewohnte Blutflüsse und Blutentziehungen cessiren, so komme dies daher, daß die Constitution sich an die auf die früheren Blutentleerungen folgende Schwäche gewöhnt habe, und nun nach dem Gesetze der Gewohnheit und Association periodisch mehr Blut erzeuge, wenn auch keine solche Schwäche vorausgegangen sey. Oft liege aber auch der Grund, daß der periodische Blutfluß ausbleibe, schon in einer Krankheit, und dann werde

fälschlich, was dieser zugeschrieben werden sollte, der nicht statt gefundenen Blutentleerung zugeschrieben. Ein allgemeines, wahres Bedürfnis des Körpers wirke auf die Sanguification, und kein örtliches. Dieses wahre Bedürfnis könne aber doch auch unter dem Einfluß der Gewohnheit stehen, deshalb entstehe oft Plethora nach Amputation, wenn noch aus Gewohnheit nach dem alten Maßstabe Blut forterzeugt werde.

Blut könne nicht belebt seyn, weil demselben weder Irritabilität, noch Sensibilität noch Reaction zukomme. Man entziehe demselben ja von seiner Bedeutung und Würde nichts, wenn man es in Abhängigkeit von den Lebensäußerungen setze. Wolle man aber das Blut für belebt und als ein für sich bestehendes Organ ansehen, dann könne es als ein Organ in seine Substanz doch nur aufnehmen, was gerade zum Ersatze nöthig wäre. Endlich sey eine etwaige Ueberschreitung bei der Blutzunahme allmählig, die Secretion und der Ausstoß des Ueberflusses dagegen nach einem nothwendigen Gesetze gleich bei der Hand. Fehler in der Absonderung könne es geben, aber niemals ein Uebermaß von gesundem Blut, denn das Blut müsse unter diesen Umständen nothwendig in seiner Qualität leiden.

Falsch sey es, daß man bei der Entzündung Alles, das Oertliche und das Allgemeine zunächst und wesentlich von dem Blute herleite. Denn wie wolle man es sich erklären, daß bei einer gewissen Luftconstitution selbst bei Menschen, bei welchen noch vor wenigen Tagen, wie seit Jahren Mangel und Dürftigkeit des Blutes nicht zu verkennen war, plötzlich Krankheiten entstehen, in welchen nur kecke Aderlässe helfen? Hier habe nur das wenige Blut schnell ein besonderes Reizungsvermögen erhalten, auf welches man nicht unmittelbar wirken könne; indem man jedoch dessen Masse vermindere, so tilge man auch jenes überwältigende Gewicht des Blutes. Kurz, der Verf. nimmt hier als das allein Erkennbare eine veränderte Beschaffenheit des Blutes, durch welche dasselbe an Intension gewonnen habe, an, und so lange

er uns nicht nachweisen kann, welche feste Organe denn auf das Blut wirkten und wie man auf jene zunächst seine Behandlung zu richten habe, wird er diejenigen nicht tadeln, welche bei dem, was sie zu sehen vermögen, stehen bleiben und sagen, hier seye erhöhtes Blutleben.

Dritter Abschnitt. Ueber die Lehre von der activen Congestion; vom *turgor vitalis* und von der Erektion.

Eben so wenig liefse sich sagen, daß das Blut, wie einige neuere deutsche Aerzte es sich vorstellen, als solches von irgend einem leidenden Theile vorgezogen werde, nach dem alten Satze: *ubi irritatio ibi affluxus*. Tiefes Nachdenken habe ihn darauf geleitet, daß dieser Satz durchaus falsch sey. Es gebe auch Reizungen, bei welchen statt des Affluxus vielmehr Krampf entstehe, wobei die ergriffenen Stellen Blut- und Saftleerer seyen. Vielleicht hätte ihn die nahe liegende Betrachtung, in welchen Theilen wirklich auf Irritation statt des Affluxus Krampf entsteht, schon zu einem nicht unwichtigen Winke verholfen, doch kommt der Verf. bei seiner eben nicht sehr praktischen Tendenz nicht dazu. Er fährt fort, da das Herz in seinen Contractionen abgesetzte Pausen habe und in einem Moment nach allen Richtungen sein Blut mit gleicher Stärke austreibe, so könne auch kein leidender Theil mehr Blut erwischen als ein anderer. Der Begriff von Congestion sey also ganz unhaltbar, überhaupt habe man von jeher die Congestion nicht sowohl genau dargethan, als vielmehr gleich die Lehre von Derivation und Revulsion daraus hergeleitet. Indem man dem Herzen allein alle Bewegkraft des Blutes zuschreiben müsse und bei dem allerdings anzunehmenden bloß passiven Verhalten der Gefäßwandungen sey aber auch der Begriff von Derivation und Revulsion ganz unzulässig. S. 132. heist es sogar: „sehen wir irgendwo in der Natur Anziehung thätig und zugleich Canäle, durch die sich überdies eine von ihrem Centralpunkte ausgehende Stofskraft fortpflanzt, für den Zufluß von Flüssigkeiten gebildet?“ Auch in der Erfahrung er-

weise sich die Vorstellung von Derivation und Revulsion als unhaltbar, in der Schwangerschaft allein möchte es nachtheilig seyn, wenn am Fusse eine Ader geöffnet werde, dadurch könne Abortus veranlaßt werden. Wenn die Sache aber in diesem Fall ihre Richtigkeit hat, warum sollte sie sonst so ganz verworfen werden? Nur da, wo die Arterien kleiner werden, in ihrem weiteren Verlaufe ihre starre mittlere Haut ablegen, auch die Nerven zahlreicher sich mit ihnen verbinden, lassen sich Contractionen und krampfhaft verschließungen in den Arterien denken. S. 119. jedoch heißt es auch bei Entzündungen des Gehirns, beim *panaritio* u. s. w. sowie unter andern Umständen könnten einzelne Schlagadern, welche nach den leidenden Theilen führen, in angestrengtere Thätigkeit, in eine sehr klopfende Bewegung gerathen; dies sey aber natürlich, weil, wo dem Blute Hindernisse entgegen gesetzt werden, die Schlagadern, welche das Blut in diesen Theil führen, in convulsivische Bewegung gerathen. Niemals aber könne die nach dem Lumen seiner Gefäße bestimmte Menge Blut (welche von der Kräftigkeit des Herzens abhängt) durch Umstände, die in den Organen liegen, für kürzere oder längere Zeit vermehrt werden. An einer andern Stelle und in einem andern Zusammenhang, da von der Vermehrung der Secretion durch Visceral-Klystiere die Rede ist, Th. 2. S. 279, steht jedoch mit klaren Worten: solche große Entleerungen vermittelt in ungewöhnliche Thätigkeit versetzter Absonderungsorgane veranlassen, daß die benachbarten Gefäße mehr zufließen lassen, und ihnen Vieles entzogen wird, was sie qualitativ und quantitativ seit längerer Zeit belästigte. Der Verf. erwähnt auch der Erscheinung der sich so schnell bildenden Gefäß-Anastomosen nach Unterbindung großer Arterien; er erblickt in denselben einen Beweis des heilsamsten und weist thätigen Bildungstrieb. Dies mag der Verf. nun wohl auf diese Weise ansehen, da aber, wo die teleologische Ansicht in eine Erforschung von Naturgesetzen sich auflöst, wird es auch gestattet seyn, zu sagen, daß eben so, wie bei

der Unterbindung einer großen Arterie, oder wie nach Verwundungen, die ursprüngliche Bewegung des Bluts wiederkehrt und einzelne Blutkügelchen in Strömungen gerathen, unter welchen sich der Blutlauf durch die nächsten Anastomosen herstellt, auch bei der durch irgend eine Ursache gegebenen Erregung eines Theils das Gleiche sich ergeben, und ein solches Organ Sitz eines local erhöhten Blutlebens werden konnte, wobei das Blut nicht nur in einem expandirteren Zustande sich befände, sondern auch neue Gefäße sich bildeten.

Indem bei allen Erscheinungen localer Erregung und Blutströmung jeder Art die Activität abgesprochen wird, die Gefäßhäute auch nicht thätig seyn können, so glaubt der Verf. das Räthsel von Geschwulst und Röthe bei jeder erhöhten Erregung (von Entzündung ist nirgends die Rede) mit den Erscheinungen der Erektion lösen zu können. Von S. 157—198. wird der Leser belehrt, wie die französischen Anatomen in neuerer Zeit ein *tissu erectile* entdeckt haben, welches hauptsächlich in den *corpora cavernosa* entwickelt sey. Ein solches über den ganzen Körper verbreitetes *tissu erectile* möchte der Verf. für das Substrat des *turgor vitalis* ansehen. In den *corpora cavernosa* entstehe die Blutfülle nicht von vermehrtem Andrang, sondern von einem verhinderten Abflusse des Blutes, welcher durch eine eigenthümliche Beschaffenheit der Venenanfänge vermittelt werde.

Ref. sey es nur noch gestattet, darauf aufmerksam zu machen, wie unfruchtbar die ganze Betrachtung ausfallen mußte, wenn der Verf. das Feld der Pathologie ganz verlassen und zwischen Irritation und Entzündung nicht genauer unterscheiden wollte; sollte aber einmal der ganzen Untersuchung eine Erscheinung im gesunden Zustande zu Grunde gelegt werden, so würde die Vergleichung der Veränderungen, welche die Gebärmutter bei der Schwangerschaft erfährt, den Verf. zu weit richtigeren Resultaten über active Congestion und die Verän-

derungen, welche die Gefäße und die ganze Textur eines Organs bei derselben erfahren, geleitet haben.

In dem vierten Abschnitte kommt der Verf. an den Unterschied zwischen activer und passiver Congestion. Congestion sey der Zustand, da einem Theil mehr Blut zufließt, als ihm im Verhältniß zum Ganzen zuströmen soll. Man verstehe darunter eine relativ verstärkte Zuleitung des Bluts nach einem Theil hin, von einem Punkte des Gefäßsystems aus, gleichviel durch welchen Einfluß bewirkt, der entfernt von der Stelle liegt, an welcher der Erfolg wahrgenommen wird, welcher zunächst und wesentlich in irgend einem kleineren oder größeren Grade eine Ueberfüllung mit Blut veranlaßt. Darauf wird gezeigt, wie Harttmann sich die active und passive Congestion vorstelle. Blutanhäufung könne sich wohl bilden, ohne daß man einen Andrang des Blutes voraussetzen habe, verhinderter Abfluß reiche immer hin, noch irriger aber sey die Ansicht, daß bei Collapsus des einen Theils, vermehrter Blutandrang nach einem andern statt finde. Darin fehle besonders auch Armstrong. Frost beziehe sich auf das Nervensystem und nicht auf das Blut. Wenn in der Haut die kleineren Arterien das Blut nicht durchlassen, so müßte es sich ja in den größeren Arterien, die zur Haut hingehen, aber nicht in den innern Theilen anhäufen. Nun gelangt der Verf., indem er von Armstrong's Ansichten über Congestion im Typhus spricht, auf dessen Behandlung des Scharlachfiebers, und reiht an die von Armstrong und Berndt wiederholte Blutentleerungen seine Methode, den Kranken Bittersalz und Wiener Tränkchen zu reichen, an. Nach dieser Digression heißt es S. 251. wieder: Die örtliche Vollblütigkeit ist ein selbstständiger, ursprünglicher Zustand, die Vorstellungen, welche deutsche Physiologen und Aerzte über eine dem Blut inwohnende Kraft haben, seyen Rückbleibsel der Verirrungen früherer Jahre, es könne dem Verf. nicht obliegen, auf umständliche Widerlegung jener grund- und bodenlosen Hypothese sich einzulassen. Schätzbaren englischen und französischen Schrift-

stellern werden solche Ansichten ohnedies nie einleuchten. Mag eine solche Sprache der hannövrische Arzt vor sich selbst verantworten, nur sey es erlaubt zu bemerken, daß auch französischen Aerzten, z. B. Velpeau, über die Blutstillung durch Torsion der Arterien ziemlich ähnliche Zweifel über die Contraction des Herzens als einziger Ursache der Blutbewegung aufgestiegen sind. Unser Verf. meint am Ende gar, dem Blute deshalb alle kreisende Kraft absprechen zu müssen, weil dasselbe nicht auf dem Teller sich zu bewegen fortfahre. Unbegreiflich sey es wohl, wie das Blut in den Venen wieder zum Herzen gelange, aber die Natur werde schon für eine Kraft gesorgt haben. Wie sich der Verf. von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen vermag, davon findet sich S. 212. eine Probe: er ersehe, nachdem er seine Abhandlung bereits vollendet habe, daß Dr Succow auch keine active Congestion annehme — eine Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, die ihn um so erfreulicher sey, als sie darthue, daß, wer die richtigeren Ansichten von dem Blutumlaufe consequent verfolge, sich Hrn. Succow's und seiner Uebertragung derselben auf Pathologie und Therapie nicht wohl entziehen könne.

Besouders mißbilligend spricht sich der Verfasser gegen diejenigen, welche eine erhöhte Venosität, als einen pathologischen Zustand, annehmen, aus. Eine geläuterte Physiologie könne eine solche nicht zugestehen. Daß in allen Venen zu viel Blut sey, lasse sich nur denken, wenn die Herzthätigkeit so erliege, daß ein baldiger Tod bevorstehe, alsdann habe auch das Herz seine Saugkraft verloren. Der Gedanke, daß eine relativ zu große Menge Blut in das Venen-System ausweichen und zu der Fettbildung eine Beziehung haben möchte, steht dem Verf. so fern, daß er versichert, er könne sich die Gedankenreihe gar nicht vorstellen, zufolge welcher man je auf eine solche Idee gerathen sey. Dem Verf. ist das venöse Blut nur das Residuum des arteriellen, und angenommen, daß entweder durch fehlerhafte Nahrungs-

mittel, oder durch cosmisch tellurische Einflüsse oder einzelner Secretionsorgane das Blut eine krankhafte Beschaffenheit erhalte, so leide das arterielle Blut so gut als das venöse darunter. S. 287. spricht der Verf. von einem venösen Blutumlaufe in den Eingeweiden des Unterleibs außer dem Pfortadersystem.

Nach einer wenig modificirten Disgression über die Unhaltbarkeit der Annahme, daß durch Erkältung und Unterbrechung der Ausdünstung an einzelnen Stellen der Haut die Transpiration im Allgemeinen in dieselbe Unthätigkeit hineingezogen werde, dadurch Katarrhe, Rheumatismus und andere Beschwerden entstehen, und daß Schweiß hier eine so entschiedene Wohlthätigkeit habe, während doch vielmehr die Nerven litten, beruft sich der Verf. noch auf die Arbeiten Tiedemann's und Gmelin's, daß die Leber als Reinigungsorgan anzusehen sey; sollte daher das Blut einen venösen Charakter erhalten, so müßte es durch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Respiration geschehen, nie zeige sich aber bei den bedeutendsten Krankheiten, welche man einer erhöhten Venosität zuschreibe, der Athmungsproceß betheiligt, immer werde alsdann das arterielle Blut so sehr als das venöse verändert sich erweisen. Uebrigens haben die Vertheidiger der Venosität wohl nie behauptet, daß neben einem sehr floriden arteriellen Blute sich der Zustand der Venosität annehmen lasse, vielmehr hat z. B. bei der Cyanose, wo die Respiration unläugbar ihren Antheil hat, die ganze Masse den Charakter der Venosität.

Der zweite Band ist hauptsächlich der Betrachtung der Hämorrhoiden, besonders in ihrer Verbindung mit chronischen Krankheiten des Unterleibs, gewidmet. Hier fällt es noch schwerer, dem Verf. in seiner Darstellung, in welcher er sich häufig wiederholt, zu folgen; denn, es sind des Verfs. eigene Worte in der Vorrede, in der Ueberzeugung von der Wahrheit, der Wichtigkeit und dem großen Einfluß seiner eigenthümlichen Ansicht habe er es für geboten gehalten, einige Lehren und Sätze wiederholt vorzutragen.

Sind die Hämorrhoiden, wenn sie nicht von zufälligem Druck innerhalb oder auferhalb des Mastdarms entstehen, charakteristische Zeichen eines bestimmten Krankheitszustandes und ihr Erscheinen ein wohlthätiges Streben der Natur? Der Schutz, welchen sie nach Hippocrates gegen Krankheiten gewähren sollen, beschränke sich darauf, daß jede örtliche Krankheit oder Geschwür oft gegen ein allgemeines Uebel schütze, oder überhaupt wenn das allgemeine Uebel nachlasse, das locale wieder hervortrete. Uebrigens möge Hippocrates sagen, was er wolle, seine Aussprüche geböten keinen blinden Glauben mehr. Die neueren englischen Aerzte hätten selbst die Tradition verloren, daß an Hämorrhoiden wohl einmal etwas Nützliches geknüpft seyn möge. In den ausführlichen Schriften über Krankheiten des Unterleibs von Wilson Philip, Johnson, Abercrombie werden nicht einmal die Hämorrhoiden erwähnt. Heberden allein gebe ihnen einen möglichen, jedoch ungewissen Nutzen zu. Der Verf, mehr geneigt den großbritannischen Aerzten als Hippocrates zu folgen, giebt sich das Ansehen, den obigen Satz nicht bloß zu berichtigen, sondern seine hauptsächlichste Bedeutung zu nehmen; indem er aber den pathologischen Zustand, die Hämorrhoiden, in sechs verschiedene Arten bringt, concedirt er für die Art, welche er die constitutionellen Hämorrhoiden nennt, hinreichend, sodann ist auch sein Einwurf viel mehr gegen die Theorie, als gegen die ärztliche Behandlung, welche durch ihn in der Hauptsache nicht reformirt wird, gerichtet.

Es wird für's Erste zugegeben, daß es ächte selbstständige Hämorrhoiden gebe, eine constitutionelle Krankheit mit dem Natur-Streben, von Zeit zu Zeit durch den After Blut zu entleeren, das eine Mal gelinge es, daß wirklich an der geeigneten Stelle Knoten sich bilden, das andere Mal leiden statt dessen bei demselben Bedürfnis der allgemeinen Blutmasse andere Organe des Unterleibs, immer sey aber dabei ein Bestreben nach dem Mastdarm bemerklich, um durch Blutentleerungen sich

Erleichterung zu verschaffen. Zuweilen aber entstehen den Hämorrhoiden ganz verwandte Zufälle, die sich auch nur durch Blutandrang in andern Revieren des Pfortadersystems äußern; endlich giebt es auch eine Unterart der constitutionellen Hämorrhoiden, bei welchen sich im Mastdarm so wenig locale Veränderungen bemerken lassen, als bei dem Nasenbluten, da ist denn der Verf., der eine *Plethora abdominalis* durchaus nicht gelten lassen will, geneigt, eine eigenthümliche Beschaffenheit der Blutmasse zu Grunde liegend anzunehmen.

Es sey eine Eigenthümlichkeit des Gefäßsystems, zufolge deren nur die Gefäße, die nach äußern Theilen gehen, periodisch sich in der Art öffnen können, daß Hämorrhagien entstehen, während die Gefäße, welche ihr Blut nach einer Höhle führen, solche nicht haben (wobei man jedoch nicht an das Gehirn denken darf), Blutflüsse aus dem Mastdarm könnten daher wohl entstehen, ohne daß eine Plethora ihnen voranginge. Ganz Unrecht hätten vollends die, welche alle die großen Umstimmungen des Gemeingefühls, alle die tadelhaften Zustände des Milzes, der Leber und Gekrösdrüsen, die Sympathien des Herzens und Gehirns von Blutapfüllungen des Unterleibs herleiten wollen, welche sich nicht einmal mit Ergebnissen der Leichenöffnung belegen lassen. Sollte der Verf. denn wirklich noch nie bei Sectionen die so auffallenden venösen Netze in den dicken Gedärmen und in dem Gekröse, welche eine wahre Degeneration darstellen, gesehen haben, und soll es denn eine bloße Fiction seyn, daß bei gesunden und kräftigen Constitutionen in späteren Jahren bei zu substantieller Nahrung und körperlicher Ruhe, wenn es nicht zu allgemeiner Fettbildung kommt, in den Organen des Unterleibs ein Zustand sich ausbildet, der zu Schärfen, Gicht, Obstruction und Gänse-Leber-artigen Entartung der Leber führt, welcher denn eben weil die Unterleibsorgane durch das Pfortadersystem zu einem speciellen Ganzen verbunden sind, sich auch am ehesten dort kritisch ausgleichen könnte, wo dieses System am meisten

nach Aufsen tritt und mit dem allgemeinen Kreislaufe wieder anastomosirt?

Von dieser Vorstellung einer Ueberfüllung der Gefäße des Unterleibs verleitet, habe man viel zu einseitig Ems, Wiesbaden, Karlsbad, Marienbad, Kissingen und andere mehr auf Secretion hinwirkende Gesundbrunnen empfohlen, und sey im Gebrauche der luftsauren Eisenwasser Pymont, Dryburg, Schwalbach, Eger zu ängstlich gewesen, da doch eine tonische Kur des Unterleibs mehr Noth thue. Meistens sey es Schuld der Aerzte, wenn letztere Wasser nicht vertragen werden, weil man sie in zu kleinen Massen, oft nur das Obere im Glase trinken lasse, nicht für Stuhlgänge Sorge, das Obst und feines Gemüse mißrathet. Möge dies der Verf. mit diesen Aerzten ausmachen, diesen wird es nicht schwer fallen, ihm schon in dem Angegebenen den entschiedensten Widerspruch nachzuweisen.

Bei seiner Controverse gegen die Annahme einer *Plethora abdominalis*, geht der Verf. immer davon aus, daß behauptet werde, das Blut stocke und drücke im Unterleib; aber diejenigen, welche eine solche *plethora abdominalis* anzunehmen geneigt sind, stellen sich die Sache nicht so mechanisch vor, sondern glauben, daß wenn in spätern Jahren bei guter Nahrung der Verbrauch des Blutes durch körperliche Thätigkeit geringer werde und auch der Entkohlungsproceß durch die Lungen, welche sich nicht weiter ausdehnen können, nicht in Proportion stehe, die Entkohlung durch Leber und Darmcanal mehr gesteigert, und darüber eigene Bildungs- und Vegetations-Processen entstehen könnten.

Unrecht hat übrigens der Verf. gewiß auch nicht, wenn er behauptet, daß das Nervensystem oft auch Unordnungen in der Blutvertheilung verursache. Er selbst kommt aber auch gleich wieder auf Störungen des Kreislaufes im Unterleib im Allgemeinen zurück, und bemerkt, das was am Mastdarm vorgehe, sey nur ein Zeichen solcher oft höher befindlichen Störungen; ja er nähert sich nun der gewöhnlichen Ansicht immer weiter

und sagt: oft nehmen solche Unordnungen ihre Tendenz statt nach dem Mastdarm, nach höheren Gegenden der Gedärme, dessen unerachtet heisst es gleich wieder: für das Resultat der Erfahrung, das solche grosse Störungen auf das Befallen des Mastdarms längere oder kürzere Zeit beschwichtigt werden, sey es schwer, eine nur etwas einleuchtende und sichere Erklärung zu geben. Nur in der Meläne seyen die Venen des Unterleibs verstopft, und weil sie nichts mehr aufnehmen, so schütze das Blut aus den kleinsten Endigungen der Schlagadern des Magens und der Gedärme. Nachdem der Verf. ganz gutwillig Portal's Ansichten über die Meläne gefolgt ist und sich darüber schon mitten in dieser Ansicht befindet, das Unterleibsbeschwerden allerdings von einer Blutüberfüllung herkommen, so zieht er sich von diesem Punkte wieder zurück, unter der Betrachtung, es wäre ein Vorwurf gegen die Weisheit der thierischen Schöpfung, der fast bis zur Lästerung gehe, wollte man annehmen, das für die Blutgefässe des Unterleibs nicht eben so gut gesorgt sey, als für den Blutlauf in andern Organen. Im Kopf oder in den Lungen könnten sich wohl noch eher Blutstockungen bilden, als in den Baueingeweiden, da in letzteren ja so viele Absonderungen statt finden; welche keine Stockungen aufkommen lassen; aber können denn eben diese Absonderungen nicht auch krankhafte Abänderungen erleiden und dann eben die Blutüberfüllung Folge davon seyn?

Endlich meint der Verf. noch dadurch einen weiteren Beweis zu geben, das er aus einem kleinen Aufsatz über die Venen des Mastdarms; welchen er sich zu seiner Belehrung von Hrn. Prof. Krause geben liess, anführt, was in allen Lehrbüchern steht, das ein Theil der Venen des Mastdarms nicht in das Pfortadersystem, sondern in die *vena hypogastrica* münde, jedoch durch zahlreiche Anastomosen mit den obern Mastdarmvenen, die in die *vena portae* gehen, verbunden sind. Dies beweist ja aber gerade, das innerhalb des Kreises dieser Anastomosen von Gefässen, die nicht contractionsfähig sind,

ein Blut circulire, welches nicht durch mechanische, sondern durch dynamische Kraft bewegt wird.

Mehrere der großen Krankheiten (der Verf. liebt den Ausdruck große Krankheiten gar sehr) der Organe des Kopfs und der Brust kannten wir nach ihren vorzüglichsten Beziehungen besser als die des Unterleibs; letztere aber heilten wir häufiger und sicherer als jene. So wie übrigens der Verf. von der sogenannten auflösenden Kur spricht, sollte man glauben, daß sie blos in Purgiren bestände.

Die Krankheiten des Unterleibs werden in allgemeine und örtliche eingetheilt, letztere sollen in angesammelten Fäces, fehlerhafter Beschaffenheit der abgesonderten Flüssigkeiten, krankhafter Muscular-Thätigkeit, erkrankter Thätigkeit der den Verdauungsorganen zugehörigen Nerven und endlich organischen Krankheiten der Verdauungsorgane von jeder Art und jedem Grade bestehen.

Seit 40 Jahren habe der Verf. der Lehre von den Infarcten besondere Aufmerksamkeit geweiht, in Vielem sey er belehrt und praktisch auf den richtigen Weg geleitet worden, aber die Lücken, das Unbefriedigende der Theorie, besonders der viel zu einseitigen und ausgedehnten von Kämpf, habe ihm bald eingeleuchtet, später seyen allgemeines Mißtrauen und viele einzelne Bedenklichkeiten fast in Unglauben und Lossagung von dieser Erklärungsweise übergegangen, ohne daß er je von der vorgeschlagenen Behandlungsart der chronischen Krankheiten des Unterleibs wesentlich abgewichen sey. Zu verwundern ist es, daß der Verf., der so viel auf englische Autoritäten hält, den Ansichten der Infarctus nicht auch die einer nervösen Schwäche des Magens und der Gedärme nach James Johnson entgegenstellt. Ueber Visceral-Klystiere wird nur das Bekannte gesagt; der Verf. ist mehr geneigt, die so verschiedenartigen Abgänge für das Product eines künstlich erregten krankhaften Zustandes der dicken Gedärme zu halten, glaubt aber, daß auch die kräftige Einwirkung auf solche Organe in lange dauerndem Uebelseyn gar wohl die wohlthätigsten Folgen haben könnten.

**S. 231.** heisst es nun wieder: viele consensuelle, aber doch sehr beschwerliche und selbst bedenkliche Leiden des Kopfs, stehen allerdings mit Unterleibsübeln und daher auch mit Hämorrhoiden in enger Verbindung, und wenn diese durch Blutergießungen aus dem After gehoben werden oder eine bessere Wendung nehmen, so verschwinden und mindern sich auch jene; aber nicht nur die so bestrittene Bedeutung der Hämorrhoiden wird auf solche Weise zugegeben. Auch in der Humoral-Pathologie geht der Verf. viel weiter, als ihm die Humoral-Pathologen neuerer Zeit werden folgen mögen. S. 269. steht: durch besondere Naturbewegungen oder als Folge von Visceral-klystieren und verschluckten Arzneien wird vermuthlich oft bewirkt, dass aus dem Blute sich besondere Stoffe in die Gedärme ergiessen und abgesetzt werden, sich in denselben zu Zeiten in auffallenden Massen und Gestalten zusammenballen oder sich blos mit einander vermischen. Es mag sich auch ereignen, dass in einzelnen Organen jeder Art Vieles schon längst stockte und durch mancherlei Veränderungen hindurchging, endlich aber mobil wurde; in die Säfte übertrat, aus diesen in die Gedärme gelangte und so zuletzt der Entladung durch Stuhlgänge fähig wurde.

Die allgemeinen Krankheiten des Unterleibs haben ihren Sitz in den Blutgefässen, den Lymphgefässen und in den Nerven. Es könne zu viel oder zu wenig Blut in einen Theil kommen, das Blut könne so beschaffen seyn, dass es den Zwecken des Organs nicht entspreche, dass es das, was abzusondern sey, zu reichlich oder mangelhaft enthalte, es nicht übertreten lasse u. s. w., es können sich Schärfe entwickeln und in einzelne Theile abgesetzt werden. Hätte man von einem so erfahrenen Praktiker nicht lieber die krankhaften Zustände selbst beschrieben und nachgewiesen gewünscht? Wie der Verf. sich den Antheil, welchen die Lymphgefässe an den Krankheiten des Unterleibs haben, vorstelle, lässt sich nicht verkennen. Von den Nerven- und dem Gangliensystem kommt das Gewöhnliche vor, was man jetziger Zeit besonders auch aus Veranlassung der Cholera so oft hören muss und was

nirgends noch entfernt nachgewiesen worden ist. Uebrigens sollen auch hier die Mittel immer wieder in solchen bestehen, die auf die Secretion wirken. Einer Erwähnung hätte hier doch wohl auch die Diät der Homöopathen und die in der hohen Welt so gerühmten Seebäder verdient. Der Verf. schmeichelt sich nun, das, nachdem er die Welt belehrt habe, künftig wenig mehr die Rede von *Plethora abdominalis* seyn werde, eher gestattet er, von Obstructionen und Infarctus der Baueingeweide zu sprechen, die man in einem vagen Sinne zugestehen könne. Auf der letzten Seite wird als einer alten Behauptung erwähnt, das Hämorrhoiden, Blasenstein und Gicht aus Einem Stamme sprossen; auf eine genetische Entwicklung dieser Zustände läßt sich der Verf. entfernt nicht ein und bemerkt nur, das Gicht und Hämorrhoiden zuweilen coincidiren, dies aber zufällig sey. Von der Steinbildung hat der Verf. gar die seltsame Ansicht, das, läge die unmittelbare Ursache des Blasen-Steins in einer Dyscrasie des Blutes, sich nicht im Laufe der Zeit ein einzelner großer oder kleiner Stein bilden, sondern die ganze Harnblase von einer Steinmasse angefüllt und ausgedehnt werden würde, wenn nicht häufiger Abgang von Gries der Erzeugung von Steinen Grenzen setzte.

Indem der Hr. Verf. zugiebt, das auch diejenigen krankhaften Zustände, welche er nicht als constitutionelle Hämorrhoiden angesehen wissen will, mit andern Zufällen zusammenhängen und dann eine günstige Wendung der Krankheit bezeichnen können, so werden auch hier dem Mitgetheilten keine Krankheitsgeschichten und individuelle Wahrnehmungen, wie solche die Praxis liefert, zu Grunde gelegt, sondern wenn nicht Einzelnes aus der Physiologie entlehnt wird, was ja auch jeder nicht erfahrene Arzt thun kann, so besteht das Uebrige in Meinungen, wie sich dieselben jeder selbst bilden mag; kurz, es ist wohl angegeben, wie es seyn könnte und seyn möchte, aber nicht wie es sich wirklich schon in der Erfahrung darstellte, mit Hinweisung auf einzelne Fälle.

(Der Beschluss folgt.)

*Stieglitz, pathologische Untersuchungen.*

(*Beschluss.*)

Fünfter Abschnitt: Ueber eine Eigenthümlichkeit der jetzigen englischen medicinischen Schriftsteller und den Einfluß derselben auf ihre Ansichten vom Nervenfieber. Nur was unmittelbar aus der Erscheinung mit Gewisheit folge oder durch das anatomische Messer sichtbar und fühlbar gemacht werden kann, werde von den englischen Aerzten beachtet. Für englische Aerzte seyen Hämorrhoiden und Gicht Localleiden, die sie, wo sie dieselben treffen, auch local behandeln. Indem nun der Leser erwarten darf, daß der Verf. sich bei der Betrachtung der Nervenfieber nur an Facta halten werde, ist jedoch gar nicht die Rede von den Erscheinungen derselben, sondern es wird über die erhöhte Empfindlichkeit und das geschwächte Wirkungsvermögen wie vor zwanzig Jahren gesprochen. Gegen die Benennung Nervenfieber lasse sich einwenden, daß diese Bezeichnung sich auf die nicht ganz zuverlässige und erwiesene Theorie stütze, daß das thierische Leben nur durch Nerven vermittelt werde. Die Empfänglichkeit für Reize sey in den Nervenfiebern alterirt; ist dies aber nicht auch in den Entzündungsfiebern der Fall, in welchen man im Stadium der Spannung z. B. Calomel in so großen Gaben reichen kann, ohne daß es irgend eine seiner gewohnten Wirkungen hervorbringt? Kurz, die Deutschen glaubten, daß in den Nervenfiebern das Lebensprincip selbst afficirt sey, die englischen Aerzte dagegen, welche Alles vom Blute herleiten, statuiren, so geläufig ihnen auch der Ausdruck Typhus seyn mag, kein eigentliches Nervenfieber, höchstens John Burne näherte sich unter dem Ausdruck *adynamic Fever*, einer Distinction zwischen zwei so verschiedenartigen Fieberarten, wie entzündli-

chen oder nervosen und Faulfieber. Wenn jedoch die Engländer auf eine solche Untersuchung sich nicht einlassen, so geschehe dies nicht aus Trägheit oder Unvermögen, sondern weil sie ihrer Maxime treu bleiben, nicht auf Theorien einzugehen, für welche Anschauungen, Thatsachen und Induction nicht in vollem Mafse sprechen. In seiner Ehrerbietung gegen die Engländer geht der Verf., der auf hundert Seiten über Nervenfieber in diesem Sinne sich aussprechen zu müssen glaubte, so weit, daß er seine Induction eher für unbegründet, als irgend einen Tadel über die englischen Aerzte zugiebt. Die deutschen Aerzte müssen es sich dagegen desto mehr nachsagen lassen, daß sie durch Erregungstheorie und Naturphilosophie in unendliche Verirrungen gerathen seyen.

Eine Abhandlung über die Cholera, welche zwar schon in dem ersten Bande steht, glaubt Ref. noch am Ende erwähnen zu müssen. Der Verf. entscheidet sich für Ansteckung, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Krankheit so häufig in großen Städten erscheine, ohne daß auf den Routen selbst die Krankheit weiter bemerkt werde, bei der so sehr erleichterten Communication aber der Zeitraum, welchen man bedürfe, um von einem Orte zu einem andern zu kommen, sehr verkürzt sey. Hierauf läßt sich nur einwenden, daß die Krankheit da, wo sie bis jetzt ausbrach, jedesmal in der dürftigsten Classe, zumal bei Schiffern, sich zeigte, wo weder an Eilwagen noch an Dampf-Schiffahrt zu denken war. Auch die übrigen von dem Verf. aufgestellten Thatsachen sind gewiß beachtungswerth, alle weisen jedoch viel natürlicher auf die Annahme eines Miasma, wie man solches aus der Naturgeschichte der Malaria kennt, als auf Ansteckung hin. Der Verf. weifs sich aber an den schwierigen Stellen damit zu helfen, daß er eine eigene Beschaffenheit der Luft voraussetzt, welche die Wirkung des Contagium nicht zu Stande kommen lasse.

Nachdem Ref. nun ziemlich ausführlich den Inhalt beider Bände angegeben hat, so hält er sich um so eher

für dispensirt, ein weiteres Urtheil über den Werth der Arbeit des Hrn. Verf. auszusprechen, als daß diejenigen, welche wegen ihrer entgegengesetzten Ansichten und Bearbeitungen von dem Hrn. Verf. so stark sich zurechtweisen lassen müssen, durch das Vorgebrachte wohl schwerlich bekehrt worden seyn mögen. Erlaubt sich der Hr. Verf. auch einen Ton und Sprache, welchen im freien Reiche der Wissenschaft nur ein gutmüthiges Lächeln entgegengesetzt werden mag; so darf doch nicht vergessen werden, daß schon das Bemühen nach einem sichern Grunde des Wissens und Handelns Anerkennung verdient, und der Herr Verf., der sich durch äußern Beruf und Alter genugsam hätte entschuldigt halten können, durch seine Elementar-Untersuchungen manch Andern, dessen Beruf es eher entspräche, beschämt. Unbestreitbar hat aber der Hr. Verf. das Verdienst, mit guter Auswahl Punkte zur Sprache gebracht zu haben, die immer wieder je nach dem Stande der Wissenschaft erörtert werden müssen.

---

*A. v. Humboldt's Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asiens. Aus dem Französischen mit Anmerkungen, einer Karte und einer Tabelle vermehrt von Julius Löwenberg. Mit zwei Karten und einer Tabelle. Berlin. 1832. 272 S. 8.*

Dieses Werk ist eine Uebersetzung der neuesten Schrift des berühmten Gelehrten, die zu Paris in französischer Sprache erschienen, und durch eine Menge von Auszügen in vielen Journalen ihrem wesentlichen Inhalte nach dem wissbegierigen Publicum bereits sehr allgemein bekannt geworden ist; inzwischen verdient es dennoch ungetheilten Beifall, daß der Uebersetzer sie vollständig in's Teutsche übertragen und mit einigen schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen, namentlich einer tabellarischen Uebersicht der mittleren Temperaturen an den verschiedensten Punkten der Erdoberfläche, bereichert hat.

Bei einem literärischen Producte aus der Feder des seit Decennien bereits allgemein bewunderten Naturforschers verlangt das Publicum von den kritischen Zeitschriften kein Urtheil über dessen Werth, denn darüber gewährt der bloße Name hinlängliche Bürgschaft; es kann also auch hier blos von einer Angabe des Inhalts die Rede seyn, welchem Ref. jedoch eine Nachweisung der interessanten Verhältnisse vorausschickt, welche zwischen dieser Schrift und dem gegenwärtigen Standpuncte der Physik der Erde im Allgemeinen obwalten. Eigentlich hat die Klimatologie nicht blos wesentliche Bereicherungen, sondern ganz eigentlich einen eigenthümlich wissenschaftlichen Charakter erst durch den unerschöpflichen Schatz von Erfahrungen erhalten, welche v. Humboldt auf seinen früheren Reisen in Europa, hauptsächlich aber später über beträchtliche Meeresstrecken und ausgedehnte Ländermassen im neuen Continente scharfsinnig gesammelt und höchst geistreich geordnet hat. Es muß in der That ein unbeschreiblich interessantes Gefühl erwecken, wenn dieser noch fortdauernd thätige Veteran unter den Naturforschern die Erinnerungen an die zahllosen gemachten Beobachtungen in sein getreues Gedächtnis zurückruft, deren Menge und Mannigfaltigkeit ungleich größer sind, als wiederholte Erdumsegelungen auf dem weiten, aber im Ganzen öden, Oceane sie geben können. Man begreift leicht, daß sein hierdurch vorzüglich gebildeter Geist auch die von Andern berichteten Thatsachen ganz anders auffaßt, hinstellt und ordnet, als dieses für jeden minder Geübten möglich ist, und auf diese Weise verdankt ihm das Publicum viele Aufschlüsse über die klimatische Beschaffenheit von Africa und Asien, die er bis dahin nicht durch eigene Anschauung kannte; jedoch äußerte er schon früher den Wunsch, namentlich den letzteren Welttheil, den größten und rücksichtlich seiner physischen Beschaffenheit großartigsten unter allen, gleichfalls zu bereisen, und das wissenschaftlich gebildete Publicum freut sich allgemein, daß dieses Verlangen mindestens so weit in Er-

fällung gegangen ist, als erforderlich war, um den bereits gesammelten reichen Schatz von Beobachtungen über die Klimatologie dieses Welttheils zu einem systematischen Ganzen zu ordnen. Um aber die Wichtigkeit und den künftig erst zu erwartenden hohen Nutzen dieser Reise richtiger zu würdigen, darf man folgende Umstände nicht übersehen, die Ref. selbst größtentheils erst aus dem vorliegenden Werke näher kennen lernte.

Das unermessliche Russische Reich begreift eine große Anzahl von Provinzen, die von der Natur höchst freigebig ausgestattet, einer Menge von ruhigen und fleißigen Bewohnern einen hohen Grad von Glück und Wohlstand versprechen, denen jedoch zur Zeit noch die hierzu erforderliche Cultur mangelt. Das eben so weise als wohlwollende Gouvernement dieser ausgedehnten Ländermassen sucht daher durch sichere, nicht übereilte, sondern zweckmäfsig gewählte, Mittel die wohlthätig wirkende Bildung allgemein zu verbreiten; zugleich aber verkennt dasselbe denjenigen Standpunct keineswegs, welchen ein so großes, mit unerschöpflichen Hülfquellen versehenes, Reich unter den übrigen einnehmen muß, wonach ihm obliegt, auch seinerseits zur Förderung der Wissenschaften im Allgemeinen beizutragen, um künftig in den Annalen an dem Ruhme Theil zu nehmen, womit die spätere Geschichte diejenigen Nationen zu belohnen pflegt, welche sich die Beförderung der geistigen Cultur angelegen seyn liefsen. Rußland hat daher in den letzteren Jahren mit England gewetteifert, durch ununterbrochene Entdeckungsreisen zur See die Geographie und Hydrographie im Grofsen zu erweitern, und wenn England nähere Veranlassung fand, die physische Beschaffenheit der asiatischen, africanischen und nordamerikanischen Küstenländer mehr aufzuklären, so schlofs sich Rußland wetteifernd diesen Bemühungen durch die Untersuchungen des Innern von Asien, der nordöstlichen Küsten dieses Welttheils, der nordöstlichen Küsten America's und insbesondere der Grenzen des sibirischen Eismeres an. Hierhin gehören aus der neuesten Zeit aufser

den Seereisen die zu Lande auf Kosten der Regierung angestellten von Wrangel und Anjou, Engelhard und Parrot, Eversmann, Hansteen, Erman und Anderen, namentlich aber die von A. v. Humboldt in Begleitung von G. Rose und Ehrenberg in die Umgebungen des Ural-Gebirges. Vieles ist bereits für Sibirien geschehen, eine Menge von Naturforschern und sonstigen wissenschaftlich gebildeten Männern leben dort an den Hauptstationen, und benutzen ihren bleibenden oder temporären Aufenthalt zur Erweiterung und Bereicherung der Naturwissenschaften, und es ist blos Unkunde der Sache, wenn so viele, einer hohen gelehrten Bildung sich rühmende, Bewohner des südwestlichen Europa's jenen Theil des asiatischen Rußlands für nichts anderes als ein beiseites Gefängniß für Verbrecher ansehen. Um dieses seltsame Vorurtheil zu widerlegen, um vielmehr begreiflich zu machen, was die Reise der Berliner Gelehrten zum Zweck hatte, und um darzuthun, daß viele kenntnißreiche Männer in Sibirien sich bereits an die gemeinschaftlichen Bemühungen der europäischen Gelehrten anschließen, wollen wir einen A. v. Humboldt selbst reden lassen.

„Bei meiner Reise,“ heisst es S. 160, „habe ich an mehreren Orten Sibiriens mit Sorgfalt verglichene Thermometer in den Händen von Personen zurückgelassen, welche einen ausgezeichneten Gebrauch davon zu machen fähig sind. Ich habe schon mehrere Reihen interessanter Beobachtungen von Bogoslawsk im nördlichen Ural erhalten, wo eifrige und unterrichtete Bergbeamte sich gern dieser Art von Untersuchungen unterziehen. Da alles, was man in Asien über die Kältegrade weiß, welche über den Gefrierpunct des Quecksilbers hinausreichen, noch sehr ungewiß ist, so habe ich dem Hrn. Dr. Albert, der uns in Tobolsk die verbindlichste Aufnahme erwiesen, und öfters Dienstreisen nach den Polar-gebenden von Berezow und Obdorks unternimmt, ein Weingeist-Thermometer übergeben, dessen Theilung von H. Gay-Lussac auf das Glas selbst mit Sorgfalt

aufgetragen, bis  $-60^{\circ}\text{C}$ . sehr genau ist; die grössten Fortschritte aber, welche die Meteorologie und vorzugsweise die Theorie der Isothermen-Linien dereinst erwarten kann, wird man der Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg verdanken, wenn sie dabei beharret, nach den Planen, welche mein Freund K<sup>ü</sup>pfer und ich ihr vorgelegt haben, über den ganzen Umfang des Russischen Reichs ein regelmässiges System von Beobachtungen über die täglichen Variationen des Barometers, Thermometers und Hygrometers, über die Bodentemperatur, Windesrichtung und die Hydrometeore ausführen zu lassen. Die Gleichzeitigkeit dieser Beobachtungen über einer continentalen Oberfläche, die grösser ist, als der sichtbare Theil des Mondes, wird uns die bis jetzt noch unbekanntes Gesetze offenbaren. Grosse Interessen des landwirthschaftlichen und industriellen Lebens derjenigen Völker, welche das europäische, asiatische und americanische Russland bewohnen, sind an die Erforschung der allgemeinen Klimatologie geknüpft, deren Sache zu führen meine Pflicht ist. Die Errichtung eines physikalischen Observatoriums zu St. Petersburg, in welchem man sich mit der Berichtigung und Vergleichung der Instrumente, mit der Wahl der Orte, deren astronomische Lage gut bestimmt ist, mit der Leitung der magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, mit der Berechnung und öffentlichen Bekanntmachung der mittleren Resultate beschäftigen wird, muss von der spätesten Nachwelt zu den grossen Diensten gerechnet werden, welche diese ausgezeichnete Akademie seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der physikalischen Erdkunde, der beschreibenden Botanik und Zoologie geleistet hat."

Die Uebersicht dessen, was Ref. bisher über die vorliegende Schrift gesagt hat, beweiset zur Genüge die Wichtigkeit des darin behandelten Gegenstandes; aber noch mehr überzeugt man sich hiervon durch eine höhere Beleuchtung des Inhaltes und der eigenthümlichen Art, wie die Untersuchungen angestellt sind. Schon

lange war man darüber einverstanden, daß das Klima eines Ortes hauptsächlich von seiner geographischen Breite und seiner Erhebung über den Meeresspiegel abhängt, weit weniger aber wurden die sonstigen Verhältnisse berücksichtigt, welche dasselbe bedeutend modificiren. Von Humboldt lernte auf seinen weiten Reisen als stets aufmerksamer Beobachter den großen Einfluß dieser bedingenden Umstände kennen, und faßte daher die Untersuchungen über die Klimatologie Asiens sogleich aus dem richtigen, eine weite Aussicht gewährenden, Gesichtspuncte auf. Diesemnach geht zuerst eine genaue Beschreibung der physischen Beschaffenheit jenes großen Welttheils voraus, seiner Küsten, insbesondere seiner Gebirgszüge, seiner Hochebenen und merkwürdigen Vertiefungen, seiner Oberflächen, je nachdem dieselben mit Waldungen oder Kräutern, mit dürrem Sande oder Wasser bedeckt sind. Hierin wird viel Lehrreiches, bisher minder Bekanntes, mitgetheilt, was der Verf. theils aus den neuesten Reisebeschreibungen, theils aus den Untersuchungen von Klaproth entnommen hat. Einige Beiträge von Letzterem und mehrere Anmerkungen sind eingeschaltet, auch hat der Uebersetzer einiges hinzugefügt, was größtentheils aus der neuen Auflage des zweiten Theils von C. Ritter's klassischer Erdkunde entlehnt ist, deren Einsicht ihm gestattet wurde. Zuerst werden die Bergketten im Inneren von Asien und die dort vorhandenen theils ausgebrannten, theils noch thätigen Vulcane, die Solfataren und die Salmiak gebenden Oerter genauer angegeben, als dieses bisher auf den meisten Karten geschehen ist, mit Nachweisung ihrer fortlaufenden Züge, die unverkennbar auf eine früher oder später stattgefundene Erhebung deuten, so daß sich also auch hier im alten Continente auf gleiche Weise als im neuen, und nicht minder großartig, die Spuren bedeutender Umwandlungen der Erdoberfläche durch vulcanische Kräfte offenbaren. Daß man auch neuerdings versucht hat, die relativen Altersperioden solcher Hebungen, deren Beaumont zehn

annimmt, aus dem Fallen der verschiedenen Felsarten zu bestimmen, beweiset die grossen Fortschritte, welche die Geologie in den letzten Zeiten durch so viele vereinte angestrengte Bemühungen gemacht hat.

Sehr viel Aufsehen hat insbesondere die vor einigen Jahren gemachte Entdeckung erregt, das sich im Innern des asiatischen Festlandes eine weit ausgedehnte bedeutende Senkung befindet, die ihre grösste Tiefe im Spiegel des Caspi- und Aral-Sees mit 32 bis 50 Toisen erreicht. Wie weit sich dieselbe erstrecke, und das sie selbst bis Orenburg reiche, ist erst jüngsthin durch die barometrischen Messungen der beiden reisenden Mineralogen E. Hofmann und G. v. Helmersen aufgefunden, nach denen letztere Stadt unter dem Meeresspiegel, oder nach einer Bemerkung des Uebersetzers mindestens im Niveau des Meeres liegt. Auch v. Humboldt sieht die Thatsache für ausgemacht an, erwähnt sie mehrmals, und stellt die allerdings zahlreichen Beweise zusammen, welche dieses wunderbare Resultat begründen, das nämlich eine ausserordentlich grosse, wahrscheinlich über 10,000 geographische Quadratmeilen betragende Länderstrecke zwischen der Kama, dem Don, der Wolga, dem Jaik, dem Obtschei Syrt, dem See Ak-sakal, dem untern Sihun und dem Khanat von Khiwa liegt. Die Annahme dieser sonst nirgend vorkommenden Abnormität der Erdgestaltung beruhet auf mühevollen barometrischen Stations-Nivellirungen zwischen dem schwarzen und caspischen Meere durch die Herren Parrot und Engelhardt, zwischen Orenburg und Guriew am Ausflusse des Jaik durch v. Helmersen und Hofmann, und einer bei strenger Winterkälte während der Expedition des Obristen Berg vom caspischen Meere bis zum westlichen Ufer des Aral-Sees bei dem Golf Mertwoy-Kultuk durch die Schiffscapitäne Dühamel und Anjou ausgeführten, wonach der Wasserspiegel des Aral 117 engl. Fufs höher als der des caspischen Meeres seyn soll. Noch gegenwärtig werden diese Untersuchungen fortgesetzt, indem die Kaiserliche

Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg auf den durch v. Humboldt bei seiner Anwesenheit daselbst am 16ten Nov. 1829. gethanen Vorschlag, an dem zugänglicheren nordöstlichen Saume dieser Vertiefung, an der Wolga zwischen Kamyschin und Saratow, an dem Jaik zwischen dem Obtschoi-Syrt und Uralsk, an der Jemba und jenseits der Mugodjarischen Hügelkette gegen den See Ak-sakal und den Sarasu hin, in der Steppe, durch ein barometrisches Stations-Niveau die Lage einer geodätischen Linie bestimmen läßt, welche alle Punkte verbindet, die im Niveau der Fläche des Oceans liegen.

Obgleich also hiernach das wirkliche Vorhandenseyn einer solchen Vertiefung hinlänglich begründet zu seyn scheint, dessen Möglichkeit auf keine Weise in Abrede gestellt werden kann, so erlaubt sich dennoch Ref. einige Zweifel dagegen zu erheben, die das Publicum mit der Furcht entschuldigen möge, die er dagegen hegt, daß sich irgend ein falscher Satz in das Gebiet der physikalischen Wissenschaften eindrängen möge, da es so schwer hält, denselben später nach einmal errungenem Bürgerrechte wieder daraus zu verdrängen. Zuvörderst ist die ganze Configuration der genannten Länderstrecke einer solchen Annahme durchaus zuwider. An der Westseite des caspischen Meeres liegen die hohen Gebirge des Caucasus, der mit seinem östlichen Ende fast bis an die Ufer dieses Sees ohngefähr in seiner Mitte reicht. Südlich von dieser Bergkette liegt der Ararat von 2700 Toisen Höhe, im Süden des Sees ein Bergzug, jenseits dessen Teheran noch 627 Toisen Höhe hat. An der Ostseite des caspischen Meeres zwischen diesem und dem Aral liegt eine Berggruppe oder vielmehr nur eine Hügelreihe, und wo beide Binnenmeere einander am nächsten sind, soll die Höhe 48 Toisen betragen. Hiernach ist also das caspische Meer nach Westen und Süden hin von sehr hoch liegenden Gegenden umgeben, und nordöstlich von demselben beginnt die Bergkette des Ural. An der nordwestlichen Seite, unterhalb Astrachan, soll die Ver-

tiefung am stärksten seyn, und 50 Toisen betragen, Saratow aber an der Wolga nicht höher als im Niveau des Meeres liegen. Ohngefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Städten ist jedoch das Flussbette dieses majestätischen Stromes dem des Don sehr nahe (nach der Charte nur ohngefähr 5 geographische Meilen davon entfernt), und da der letztere Fluss von hieran noch etwa 70 Meilen bis zum schwarzen Meere zu durchlaufen hat, letzteres aber höher als das mittelländische liegt, so begreift man nicht wohl, wie dieser Fluss in früheren Zeiten seinen jetzigen Lauf nehmen, oder wie überhaupt bei einem so bedeutenden Gefälle die beiden Wassersysteme des schwarzen und caspischen Meeres getrennt werden konnten, wenn sie einmal verbunden wären, welche letztere Hypothese aus so vielfachen Thatsachen hervorgeht, dass man sie nicht wohl in Zweifel ziehen darf. Würde aber hiernach die jetzt allgemein angenommene bedeutende Vertiefung jener asiatischen Länderstrecke einmal zweifelhaft, und käme es dann auf eine hinlängliche Beweisführung zur Begründung derselben hinaus, so beruhet diese zur Zeit noch, so viel Ref. weiß, blos auf barometrischen Messungen. In dieser Beziehung muss man allerdings bekennen, dass Stationen-Messungen im Allgemeinen einen hohen Grad von Genauigkeit gewähren, und Ref. ist überhaupt nicht gesonnen, diesem vorzüglichen Mittel zur Höhenbestimmung seinen bedeutenden Werth abzuspreehen; da jedoch die neuesten Barometerbeobachtungen ohne Widerrede darthun, dass die Höhen der Quecksilbersäule in diesem herrlichen physikalischen Werkzeuge nicht an allen Orten der Erdoberfläche in gleichen Höhen über dem Meeresspiegel die nämlichen sind, da insbesondere die schätzbaren Bemühungen der Berliner Akademie im Jahre 1823. zwar nicht das gesuchte Resultat, wohl aber das noch wichtigere gegeben haben; dass selbst Stationen-Messungen durch ungleiche, bisher unbeachtete, Afficirungen der Barometerhöhen keine zuverlässige Resultate geben, so muss es wohl erlaubt seyn, auch diejenigen vor der Hand

in Zweifel zu ziehen, auf denen die Behauptung von einer Vertiefung des caspischen Meeres beruhet. Nach lange fortgesetzten barometrischen Messungen, auf allen Fall anhaltendern, als zur Auffindung der Vertiefung dieses Binnenmeeres dienten, müßten Norwegens und Islands Küsten bedeutend höher seyn, als die von Großbritannien und von Port Bowen, auch müßte Breda eine größere Erhebung über den Meeresspiegel haben, als Mannheim, was doch unmöglich stattfinden kann. Ref. begnügt sich, diese Zweifel hier nur im Allgemeinen anzudeuten, die er bei einer anderen Gelegenheit (im Art. Meteorologie im physikalischen Wörterbuche) weiter zu entwickeln und fester zu begründen sich bemühen wird.

Der erste Theil des vorliegenden Werkes enthält unter den vielen interessanten Gegenständen auch eine sehr vollständige Uebersicht der zahlreichen Salsen oder der Gasvulcane, welche in Asien vorhanden sind, und meistens mit Erdöl verbunden an solchen Orten angetroffen werden, die entschiedene Kennzeichen erloschener oder noch thätiger Vulcane zeigen. Vorzugsweise sind schon seit den ältesten Zeiten die in der Nähe von Baku und auf der Insel Abscheron am caspischen Meere bekannt, man lernt aber in dem vorliegenden Werke deren mehrere, und unter diesen einige kennen, die noch wohl ergiebiger und großartiger sind als jene, worüber hier S. 81. eine manches Neue enthaltende Beschreibung aus einem Briefe des Hrn. Lenz in Petersburg mitgetheilt wird. Die meisten dieser Salsen und die ergiebigen Salmiakhügel stehen mit einem großen vulcanischen Gebiete im Innern von Asien in Verbindung, welches von erstaunlicher Ausdehnung mehr als 2500 Quadratmeilen begreift, den Hauptsitz der vulcanischen Wirkungen im Himmelsgebirge zu haben scheint, und in dem vorliegenden Werke zuerst in seinen vielfachen Verzweigungen deutlich nachgewiesen wird. Genau genommen gehören auch die Schlammvulcane auf Taman mit dazu, welche hier nach Eichwald's Bemerkung ein zweites Baku

genannt werden. Unter die wichtigsten Salsen gehören die Ho-tsing (Feuerbrunnen) und die Ho-schan (leuchtenden Berge) in China, woselbst sich übrigens nach Klaproth keine sonstige noch thätige Vulcane finden. Die berühmtesten Feuerberge sind die von Sutschuan in der Nähe von Steinkohlenflötzen, die in dieser Provinz häufig vorkommen. Der noch dort lebende Missionär Imbert sagt hierüber: „Es giebt in einem Umfange von 10 Meilen Länge und etwa 5 Meilen Breite über 20,000 solcher Salzbrunnen. Jeder etwas begüterte Privatmann sucht sich einen Theilnehmer, um einen oder mehrere solcher Brunnen bohren zu lassen, die gewöhnlich eine Tiefe von 1500 bis 1800 F. haben. Die aus ihnen strömende Luft ist sehr entzündbar; bringt man eine Fackel an die Brunnenöffnung, wenn gerade die mit Wasser gefüllte Röhre ihr nahe ist, so entzündet sie sich in Gestalt einer grossen, 20 bis 30 F. hohen Feuergarbe, und brennt unter dem Verdeck mit der Gewalt und Explosionskraft des Schiefspulvers. Es giebt auch Brunnen, aus denen man gar kein Salz, sondern nur Feuer gewinnt, und die deswegen Feuerbrunnen heissen. Die Mündung derselben wird mit einem kleinen Bambusrohre geschlossen, und mittelst dessen das Gas dahin fortgeleitet, wo man Gebrauch davon machen will, indem man es anzündet und ohne Unterbrechung fortbrennen läßt.“

Folgende Mittheilung von Imbert kann Ref. sich nicht enthalten, hier gleichfalls wörtlich wiederzugeben. Nachdem er von mehreren kleineren, und dann von den grossen Salzbrunnen nahe bei Tsee-lieutsing ( $102^{\circ},5$  öst. L. von Paris,  $29^{\circ},5$  N. B.) Nachricht gegeben, und erzählt hat, wie sie bis zu mehr als 3000 F. Tiefe gebohrt wurden, ohne Salzwasser zu geben, bis zuletzt ein trüber Dunst mit entsetzlichem Rauschen und Brausen hervordrang, fährt er fort: „Die Brunnenöffnung ist mit einem behauenen Steinkasten bedeckt, der sechs bis sieben Fufs Höhe hat, aus Besorgnifs, das nicht jemand aus

Unachtsamkeit oder Bosheit Feuer an den Brunnenstock bringe. Ein solches Unglück trug sich vor einigen Jahren zu. So wie das Feuer an die Brunnenöffnung kam, entstand eine gewaltige Explosiön und eine ziemlich starke Erderschütterung. Die Flamme, die ohngefähr zwei Fufs Höhe hatte, sprang ohne etwas zu verbrennen auf dem Boden umher. Vier Personen unternahmen es, einen ungeheuern Stein auf das Brunnenloch zu legen; er wurde aber bald in die Luft gesprengt, drei Personen wurden dabei verbrannt, die vierte entging der Gefahr. Weder Wasser noch Koth konnten das Feuer auslöschten. Nach einer ununterbrochenen, zwei Wochen anhaltenden, Arbeit hatte man eine Menge Wasser auf den nahen Berg gebracht, daraus einen See gebildet, und ihn mit einemmale abgelassen; die Wassermenge und der starke Luftdruck (?) löschten das Feuer aus." Man kann sich hiernach vorstellen, wie ähnliche im Innern der Erde angehäuften Gasmengen bei plötzlicher Entzündung allerdings bedeutend starke Erdbeben zu erzeugen vermögen. Uebrigens wird die Flamme dieser Feuerbrunnen hauptsächlich zum Sieden des Salzwassers verwandt, so daß also die Erde an der nämlichen Stelle zugleich die Soole und auch das Brennmaterial zu ihrem Versieden giebt. Ein anderer Gasbrunnen, mit Salzquellen verbunden, war ehemals zu Su-tschuan (101° östl. L. von Par. 30°,5 N. B.), dessen Flammen mit donnerähnlichem Getöse vom zweiten bis dreizehnten Jahrhundert unaufhörlich gebrannt haben, jetzt aber erloschen sind.

In eben dieser Gegend befinden sich auch die Feuerberge, welche während der Nacht leuchten, und über denen sich Feuerflammen erheben, jedoch dürfte es zu weit führen, auch von diesen hier ausführlicher zu reden, wie interessant diese Naturphänomene auch immer sind. Uebrigens giebt es in nördlicher und östlicher Richtung von der eben genannten Gegend neben einer großen Menge von Steinkohlen noch mehrere Feuer-

brunnen, z. B. bei Ta-tung-fu und in Schan-si, von denen schon P. Martini Nachricht gegeben hat. Sie scheinen weniger ergiebig zu seyn, und werden, wie bei Baku, von den Bewohnern zum Kochen der Speisen benutzt. Die lehrreiche Uebersicht der vulcanischen Bergkette, welche auf der Insel Formosa ihren Anfang nimmt, die Beschreibung der Solfataren, die geschichtlichen Nachrichten von ihren Ausbrüchen und vieles anderes Interessante muß Ref. Kürze halber gleichfalls übergehen, und will nur noch auf die interessante, für die Geographie von Innerasien höchst wichtige, Uebersicht der Karavannenstraßen aufmerksam machen, welche v. Humboldt auf seiner Reise in Sibirien gesammelt, und hier von S. 110 bis 136. zusammengestellt hat. Sie gehen ursprünglich von Semipolatinsk aus nach Kaschgar, von hier nach Jarkend und von da nach Tübet (oder mongolisch Ladak) und Kaschmir; ferner geht eine Reiseroute von Semipolatinsk nach Taschkend, und von da nach Koland, desgleichen von Tschui nach Turkestan. Noch eine geht von Semipolatinsk nach Kuldja, und eine kleinere seitwärts vom Ile Flusse nach der Stadt Usch-turpau, von hier nach Ak-su, wohin eine andere von Kura aus gleichfalls führt, und von da nach Kaschgar, endlich von Semipolatinsk nach Tschugutschak. Sie führen sämmtlich durch eine größere oder kleinere Strecke der Kirgisen-Steppe, die der großen Horde angehört.

An die bisher erwähnten gelehrten Erörterungen reiht unser Verf. im zweiten Abschnitte des vorliegenden Werkes seine gehaltreichen Untersuchungen der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse von Asien; indem er mit vollem Rechte bemerkt, daß uns bei der Erforschung derselben nothwendig umfassende geographische Ansichten leiten müssen. Wenn man nämlich früher glaubte, daß die von Europa aus nach Osten fortschreitend zunehmend größere Kälte einer wachsenden Erhebung über die Oberfläche des Meeres bei-

zumessen sey, deren Einfluss man auferdem viel zu hoch anschlug, so hat sich jetzt vielmehr herausgestellt (S. 140.), „dafs man von den Haidesteppen Nordbrabants östlich bis zu den asiatischen Steppen, die den Westabhang des Altai umgeben, ja sogar bis zur chinesischen Dzungarei, also in einer Erstreckung von 80 Längengraden fortgehen kann, ohne eine Höhe von 1200 bis 1300 F. zu überschreiten. Wenn man aber einen Weg nähme, der von den Blachfeldern Brabants zu den Steppen Asiens durch hohe Breiten, bis über den 60sten und 65sten Grad der Breite hinausginge, so würde man eine ununterbrochene Plaine erhalten, welche fast dem halben Erdumfang (unter derselben Breite nämlich) gleich wäre.“ Die Ursachen der abnormen klimatischen Beschaffenheit Asiens, die sich nicht blos in der eben erwähnten gröfseren Kälte seines nördlichen Theiles, sondern auch, diesem gerade entgegengesetzt, in der beträchtlichen Höhe der Schneegrenze am nördlichen Abhange des Himalaya-Gebirges kund giebt, müssen daher auf ganz andern Bedingungen beruhen, die v. Humboldt hier mit eben so viel Scharfsinn als Benutzung des nur ihm zu Gebote stehenden grossen Schatzes eigener, unter den verschiedensten Himmelsstrichen gesammelter, Erfahrungen lichtvoll entwickelt. So angenehm es übrigens ist, dem gelehrten Verf. in seinen lehrreichen Betrachtungen Schritt für Schritt zu folgen, so muß sich doch Ref. bei der gegenwärtigen, auf einen kurzen Raum beschränkten, Anzeige dieses Vergnüeh versagen, und sich begnügen, blos einige Hauptmomente hervorzuheben.

(Der Beschluss folgt.)

*A. v. Humboldt's Klimatologie Asiens.*

(*Beschluss.*)

Am auffallendsten ist vor allen die Dingen die überwiegend hohe Wintertemperatur in Europa, wenn dieselbe mit der in Asien und America unter gleichen nördlichen Breiten verglichen wird, und hat daher bereits eine Menge Versuche, diese Abnormität zu erklären, veranlaßt, wobei man jedoch meistens die Ursachen der hohen Kälte, welche in den nördlichen Gegenden der beiden genannten Welttheile sich so hervorstechend zeigt, aufzufinden suchte, anstatt die grössere Wärme des nördlichen Europa's als das von der Regel Abweichende zu betrachten. Ausser der Configuration des letzteren Welttheils im Ganzen ist jedoch hauptsächlich die Erstreckung desselben neben einer heissen äquatorischen Zone, die sehr ausgebreitete Länderflächen darbietet, als bedeutend wirksame Ursache anzusehen. Diese grossen Continental-Ebenen werden durch die anhaltende Einwirkung der Sonnenstrahlen ungleich stärker erhitzt, als dieses bei dem stets bewegten und unablässig strömenden Meere der Fall seyn kann, und die aufsteigenden erhitzten Luftmassen verbreiten sich daher vermöge ihrer südwestlichen Strömungen gerade über diejenigen Districte, die eben deswegen eine ungewöhnlich milde Wintertemperatur zeigen. Eine zweite, noch wirksamere Ursache ist in der Strömung des Meeres, namentlich des Golphstromes, zu suchen, die unausgesetzt eine unermessliche Menge des in der äquatorischen Zone erhitzten Wassers in nordöstlicher Richtung fortwälzt, und dadurch unter andern hauptsächlich Grossbritannien, Island und Skandinaviens Küsten mit erwärmtem, stets warmen Dunst ausstossenden, Wasser umgiebt, wobei die ausserordentlich grosse Wärmecapacität des Wassers

und des daraus aufsteigenden Dampfes nebenher gleichfalls Berücksichtigung verdient. Die einen großen Theil der europäischen Küsten treffenden Südwest- und Westwinde berühren daher diese und die zunächst angrenzenden Länder bei noch fortdauerndem Zustande ihrer bedeutenden Erwärmung, anstatt daß ebendieselben weiter nach Osten hin über den beeiseten Winterflächen ihre Wärme allmählig verlieren, und in den asiatischen Ebenen als Luftströmungen erscheinen, die über ausgedehnte Länderstrecken fortgegangen, bereits sehr trocken und kalt geworden sind. Ost-Europa und ganz Asien haben diesemnach ein ausgezeichnetes Continentalklima, wenn man diesen Ausdruck wählt, um den Gegensatz zwischen dem mehr insularen und Küsten-Klima des westlichen Europa's zu bezeichnen. Obgleich daher die mehr gerade und anhaltend auffallenden Sonnenstrahlen an den südlichen Grenzorten Sibiriens ihre Wirkung nicht verfehlen, so hat dieses doch keine weitere Folgen, als daß sehr heiße Sommer mit unglaublich kalten Wintern dort wechseln. „Nirgend“ (sagt v. Humboldt S. 156), „nicht einmal in Italien und auf den kanarischen Inseln, habe ich schönere Weintrauben gesehen, als in Astrachan, an der Küste des caspischen Meeres, und gleichwohl sieht man oft in eben dieser Gegend und weiter südlich in Kislar, an der Terek-Mündung (unter der Breite von Avignon und Rimini) das Thermometer auf — 28 bis — 30° C. herabsinken. Muß man daher im Sommer die Vegetation durch künstliche Bewässerung erregen, so ist man dagegen im Winter genöthigt, die Rebe in eine bedeutende Tiefe zu vergraben.“ Dieser außerordentlich große Abstand zwischen der Kälte der Winter und der Hitze der Sommer ist eine Eigenthümlichkeit Sibiriens, und zeigt sich auch unter höheren Breiten. Diejenige Grenze, bis wohin man noch die mittlere Temperatur der Oerter aus der der Quellen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen kann, reicht bis etwa zum 58sten Breitengrade, denn zwischen Tomsk und Krasnojarsk unter 56 bis 56,5 Graden der Breite fand

Erman die Wärme der Quellen 0,7 und 3,8 Grade C., wenn gleich die Temperatur der Luft  $-25^{\circ}$  C. war, aber einige Grade nördlicher, bei mäßiger Erhöhung unter dem 60sten und in den Steppen unter dem 62sten Breitengrade bleibt der Boden in einer Tiefe von 12 bis 15 F. stets gefroren, wodurch sich jene Gegenden so außerordentlich von gleich hohen oder dem Pole noch näheren in Norwegen unterscheiden, wo der Boden selbst im Winter unter dem Schnee noch frisches Gras und Moose ernährt. In Bogoslawsk liefs v. Humboldt einen Brunnen graben, und fand mitten im Sommer in einer Tiefe von 6 Fufs Eis, welches 9,5 Fufs Mächtigkeit hatte, wobei er bemerkt, daß die Dicke dieser unterirdischen Eismassen von Jakutzk bis zum Polarkreise, also in einer Erstreckung von 4,5 Breitengraden bedeutend zunehmen müsse. Diese Vorhersagung ist später in Jakutzk selbst unter  $62^{\circ}$  N. B. bestätigt worden, denn aus einer dort mitten im Sommer vorgenommenen Brunnengrabung ergab sich, daß das Ende der Eisschicht bei 98 par. F. Tiefe noch nicht aufgefunden wurde. Höchst merkwürdig ist hierbei, daß ungeachtet dieser unterirdischen Eismassen dennoch die kurz dauernde, aber anhaltend starke, Sommerhitze nicht bloß die obere Erdkruste aufthaut, sondern sie auch für eine sehr ergiebige Erndte hinlänglich erwärmt. (S. Erman in Berghaus Ann. Th. V. p. 342.)

v. Humboldt zieht aus diesen Betrachtungen eine für die Geologie höchst wichtige Folgerung. Es war nämlich lange Zeit hindurch ein unauf lösliches Problem, wie die Ueberreste von Thieren, welche anscheinend wärmeren oder eigentlich heißen Klimaten angehören, sich im Eise jener nördlichen Gegenden vergraben finden, ja wie es denkbar seyn möge, daß einige Exemplare des Mammut sogar unverweset dort erhalten wurden. Neuerdings hat man jedoch gefunden, daß Tiger von der Art der ostindischen sich noch jetzt in Sibirien unter dem Parallel von Hamburg und Berlin nicht selten zeigen. Da sie hier von den noch nördlicheren Gegenden

durch kein Meer zurückgehalten werden, so ist es, insbesondere wenn man annimmt, daß jene Gegenden früher eine im Ganzen höhere Temperatur hatten, aber auch ohne diese Voraussetzung, leicht denkbar, daß selbst tropische Thiere in heißen Sommern bis unter beträchtlich hohe Breiten wanderten, und vom plötzlich mit großer Kälte eintretenden Winter überrascht in Eismassen geriethen, die später nicht wieder geschmolzen wurden. Ohne Zweifel haben hierbei auch Ueberschwemmungen der nördlich strömenden Flüsse mitgewirkt, an deren Ufern man daher noch jetzt jene Ueberreste in vorzüglicher Menge findet.

Unter die wirksamsten Ursachen, welche das Klima der Gegenden im Großen bedingen, und den Einfluß ihrer Configuration hauptsächlich erst wirksam machen, gehört die Richtung der Winde und der strömenden Meere. Ueber die herrschenden Winde, und daß diese mit dazu beitragen, die isothermischen Linien (wie diese durch v. Humboldt zur Bezeichnung und Versinnlichung der Temperaturverhältnisse unter verschiedenen Breiten über der gesammten Oberfläche der Erde eben so zweckmäßig als sinnreich aufgefunden sind) unter mittleren und höheren Breiten in Europa mehr nördlich zu beugen, in Asien dagegen südlich herabzudrücken, hat bereits Schouw viele interessante Thatfachen beigebracht, in wie fern aber diese Wirkung durch beide vereinte, nicht zufällige sondern nothwendig begründete, Ursachen hervorgebracht wird, dieses kann vollständig und deutlich aus den vorliegenden Betrachtungen entnommen werden. Wenn man die Hauptsache ihrem Wesen nach kurz auffaßt, so folgt aus der Axendrehung der Erde die Hauptströmung der oceanischen Gewässer in einer Richtung von Osten nach Westen, und da diese unter dem Aequator am stärksten ist, zugleich aber eine Strömung von dem Nordpole nach der Aequinoctialzone bedingt, die hiernach anfangs nach Süden gerichtet seyn muß, sich später aber zugleich nach Westen wendet, so bespült das vom Polareise herkommende kalte Wasser

die Ostküsten der Länder, während das von der äquatorischen Zone rückströmende erwärmte die Westküsten trifft. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Richtung der herrschenden Winde, und man begreift hiernach leicht die sonst so räthselhafte, aber seit geraumer Zeit unwidersprechlich dargethane Thatsache, daß die Temperatur der Ostküsten allgemein so viel geringer ist, als die der Westküsten. Nimmt man dieses in specieller Beziehung auf Nordasien, und berücksichtigt man zugleich, daß dort die Nord-Ost-Winde die vorherrschenden seyn müssen, verbindet man endlich hiermit den durch v. Humboldt nachgewiesenen Einfluß der Configuration jener ausgedehnten Länderstrecken, so erkennt man in allem diesen leicht die Gründe, warum die isothermischen Linien dort gerade eine so bedeutende südliche Beugung zeigen. Eben diese nämlichen nordöstlichen Winde führen aber die, über einer weit ausgedehnten, weder durch hohe Berge noch durch dichte Wälder noch auch durch große Wassermassen abgekühlten, Länderstrecke, durch die Sonnenstrahlen stark erhitze Luft gegen den nördlichen Abhang des Himalaya-Gebirges, und bewirken daher, daß gerade an dieser nördlichen Seite die Schneegrenze und die Grenze der Vegetation höher hinaufreicht, als an der entgegengesetzten südlichen.

Als eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die klimatischen Verhältnisse aller Länder im Ganzen und im Einzelnen bedingen, betrachtet v. Humboldt mit bei weitem der Mehrzahl, wo nicht allen übrigen Physikern die Wärmestrahlung, welche, durch die Beschaffenheit des Bodens, seine Cultur, die Bedeckung desselben durch Vegetabilien, ja sogar die Form der Pflanzen nebst Richtung und Lage ihrer Blätter vielfach modificirt, die aus den Sonnenstrahlen entstandene Wärme von der Erdoberfläche dem Himmelsraume im geraden Verhältnisse der Heiterkeit und Reinheit des letzteren wieder zuführen soll. Von dieser Strahlung wird in dem vorliegenden Werke eine zu vielfache Anwendung gemacht,

und sie wird im Einzelnen zu oft als wirksam nachgewiesen, als dafs es erlaubt seyn könnte, diese ganze Sache hier mit Stillschweigen zu übergehen. Inzwischen hat Ref. seine Zweifel gegen diese Hypothese bereits zu bestimmt und zu oft ausgesprochen, und die ihn hierbei leitenden Gründe zu sehr im Einzelnen entwickelt, als dafs er dem hochberühmten Physiker gegenüber seine Meinung ändern sollte, bevor die von ihm aufgestellten Argumente genügend widerlegt sind. Dafs es überhaupt eine Wärmestrahlung und strahlende Wärme gebe, läfst sich zwar keinen Augenblick bezweifeln, ja Ref. hat sogar die hiermit verbundenen eigenthümlichen Undulationen aus theoretischen Gründen früher gefolgert, als sie durch das noch nicht genügend erklärte Trevelyan-Instrument factisch nachgewiesen wurden; aber alle die Phänomene der eben genannten Wärmestrahlung gegen das heitere Firmament lassen sich ohne Schwierigkeiten aus der Bindung und Entbindung des Wärmestoffes füglich erklären, auf keine Weise aber wird sich jemals genügend nachweisen lassen, durch welche Metamorphose die Wellen des Lichtäthers festwerden und in Wärme umgewandelt werden könnten, und welche Kraft den solcher Gestalt producirten Wärmestoff, oder was man sich sonst unter diesem bedeutenden physikalischen Agens denken mag, den heiteren Himmelsräumen wieder zuführen sollte, die er früher verlassen haben müfste, um zur Erde zu gelangen. Man redet zwar viel von dieser Strahlung als einer aus der Erfahrung abstrahirten Wirkung, aber da bei allen physikalischen Erscheinungen nicht blos die Wirkungen, sondern auch die sie erzeugenden Ursachen (*causae rerum*) angegeben werden müssen, so ist diese, d. h. die, eine Verwandlung des Lichtes in Wärme und der Wärme in Licht, desgleichen die, eine wechselnde Wanderung dieser Potenz unter der einen oder andern Gestalt vom Himmel zur Erde und von der Erde wieder zum Himmel, bewirkende Kraft noch nirgend nachgewiesen, die noch obendrein möglicher Weise weder in den irdischen Ge-

genständen noch auch in den leeren Himmelsräumen vorhanden seyn kann; auf allen Fall werden die Undulationstheorie des Lichtes und die Hypothese von der Wärmestrahlung gegen den heiteren Himmel allezeit gänzlich unvereinbar bleiben, das erst neuerdings durch Ref. unter dem Namen des Litrowschen Problems aufgeworfene *experimentum crucis* nicht zu erwähnen.

Unsere Leser werden die Ausführlichkeit dieser Anzeige mit dem Reichthume und der Wichtigkeit des beurtheilten klassischen Werkes um so leichter entschuldigen, wenn wir die Versicherung hinzufügen, daß nur ein geringer Theil der vielen darin enthaltenen interessanten Belehrungen hier namhaft gemacht ist. Sehr schätzbar sind außerdem noch einige Zugaben, deren Inhalt Ref. nur anzudeuten sich erlaubt, nämlich die durch v. Humboldt auf seiner Reise beobachteten magnetischen Inklinationen, desgleichen eine Menge genauerer astronomischer Ortsbestimmungen einiger wichtiger Punkte. In letzterer Beziehung ist in den neuesten Zeiten vieles geschehen, nur ist zu bedauern, daß die einzelnen Angaben zu sehr zerstreuet sind, und es wäre allerdings zu wünschen, daß sie einmal alle gesammelt und zur leichteren Uebersicht zusammengestellt würden; eine Arbeit, wozu namentlich die Herausgeber der *Comnaissance des temps* seit geraumer Zeit wiederholt ermuntert haben. Den hier gleichfalls mitgetheilten ausnehmend reichen Ertrag des Ural-Gebirges an Gold, Silber und Platin überblickt man nicht ohne Erstaunen. Schätzbar sind außerdem die vom Uebersetzer in der Schlussbemerkung mitgetheilten Berichtigungen der eigentlichen Krümmungen der isothermischen Linien, woraus hervorgeht, daß die höchsten den Nordpol mit lemniscatenförmiger Beugung umgeben, und sonach zwei Kältepole einschließen, die auf eine merkwürdige Weise mit den beiden polaren Hauptsitzen der Nordlichter und den magnetischen Polen zusammenhängen, wie Ref. dieses kürzlich in der bereits gedruckten Abhandlung über das Nordlicht (Gehler's

Wörterbuch Th. VII.) ausführlich erörtert hat. Die kleine Karte über einen Theil von Asien, die dem Werke selbst zugehört, ist sehr wichtig und belehrend, dankbar wird aber auch das Publicum die Karte der Isothermen aufnehmen und die äußerst reiche Tabelle der mittleren Temperaturen an verschiedenen Orten der Erde, die der Uebersetzer hinzugefügt hat. Eine Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original hat Ref. nicht angestellt, indess sieht man der ersteren an, daß das letztere in französischer Sprache abgefaßt ist, auch haben sich mehrere unangenehme Druckfehler eingeschlichen.

M u n c k e.

---

## KURZE ANZEIGEN.

---

*Geschichte der deutschen Reichs- und Territorial-Verfassung, auch zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. Von Dr. Ludwig Freih. v. Löw, Privatdocenten und außerordentlichem Beisitzer des Spruchcollegiums in Heidelberg. Heidelberg, bei J. C. B. Mohr. 1832. 8. XII u. 403 S.*

So unendlich reich die Literatur des vorigen Jahrhunderts an Schriften über einzelne Punkte des älteren und neueren deutschen Staatsrechts ist, so selten ist es versucht worden, eine geschichtliche Entwicklung der deutschen Staatsverfassung in ihrem ganzen Umfange zu liefern. Der Grund mochte hauptsächlich darin liegen, daß man bei jenen speciellen Untersuchungen nur sehr wenig auf die Zeit vor Karl dem Großen eingegangen war, und daß es daher an einem passenden Anfangspunkte fehlte, von welchem aus man die Entwicklung hätte beginnen können. So kam es, daß man anfangs sich damit begnügte, bei Abhandlung der deutschen Reichsgeschichte die Notizen über Staatsverfassung als Anhänge zu den einzelnen Perioden oder sonst zerstreut bei passenden Gelegenheiten einzuschalten. Die ersten Werke dieser Art waren Gundlings Abriss einer rechten Reichshistorie. Halle 1708. 4., wo jedoch das Material noch sehr dürftig, und Hahns vollständige Einleitung zu der deutschen Kaiser- und Reichshistorie, 4 Thele. Halle 1721—1724. 4., wo bei jedem

Kaiser Alles, was während seiner Regierung von staatsrechtlichen Dingen in den Geschichtsquellen erwähnt wird, sorgfältig zusammengestellt ist. Es folgten später manche andere, unter denen die bekannten Werke von Schmidt und Heinrich die reichhaltigsten und eigenthümlichsten. Noch vor dem Erscheinen des Heinrich'schen Werkes hatte aber Pütter in seiner Schrift: Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs. Göttingen 1786. 3 Bde. 8. den ersten Versuch einer zusammenhängenden Geschichte der deutschen Staatsverfassung geliefert. Die größte Seite dieses ausgezeichneten Buchs besteht nach unsrer Ansicht in der Kunst; mit welcher Pütter der Zeitfolge sich genau anschliessend dem Leser die einzelnen Ereignisse an einem fortlaufenden Faden vorführt. Dagegen treten als Hauptmängel sichtlich hervor die geringe Berücksichtigung der Territorialverfassung und die auch hier in der Beschaffenheit der Vorarbeiten ihren Grund habende Dürftigkeit in der ältesten Zeit; denn während die sechs letzten Jahrhunderte dritthalb Bände einnehmen, sind die weit wichtigeren zwölf ersten auf S. 1—203. des ersten Bands zusammengedrängt.

Mit dem 19ten Jahrhundert fing man an, die Volksgesetze der ältesten Zeit und die Capitularien sorgfältiger zu benutzen und so eine feste Basis für die spätere Zeit zu gewinnen. Es erschien dann in Folge dieser Vorarbeiten im J. 1808. die erste, 1818. die zweite, sehr bereicherte Auflage der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Eichhorn, ein Werk, das zu allgemein bekannt und anerkannt ist, als dafs hier etwas zur Charakteristik desselben gesagt zu werden brauchte. Wenig mehr als einen dürftigen Auszug aus demselben lieferte im J. 1827. v. Lindelof in seiner deutschen Reichsgeschichte, während dagegen die neueste in diesem Fach erschienene Schrift (Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung) sich durch viele eigenthümliche Ansichten und neue Forschungen auszeichnet, da sie aber noch nicht weit genug vorgeschritten ist, auch noch nicht wohl im Allgemeinen charakterisirt werden kann.

Dies vorausgeschickt, wollen wir versuchen, das Eigenthümliche der vorliegenden Schrift und ihr Verhältnifs zu ihren Vorgängern zu bezeichnen.

Der Verf. ist von der Ansicht ausgegangen, dafs jede Staatsverfassung ein organisch gegliedertes Naturprodukt sey, dafs eben daher kein Theil derselben, kein einzelnes Institut isolirt stehe, sondern durch alle übrigen bedingt werde, dafs alle Veränderungen in denselben nach grossen Naturgesetzen in der Art erfolgen, dafs immer der frühere Zustand den Grund und Keim des folgenden in sich trägt, dieser nur ein nothwendiges Ergebnifs von jenem ist, und dafs die Veränderungen, welche durch Menschenwillkühr hervorgebracht werden, nur dann dauernd seyn können, wenn sie im Sinne und Geist

jener Naturgesetze vorgenommen werden. \*) Diesen organischen Entwicklungsgang der deutschen Staatsverfassung m $\ddot{o}$ glichst lebendig und m $\ddot{o}$ glichst wenig mit fremdartigen Bestandtheilen, namentlich  $\ddot{a}$ ußerer Geschichte vermischt, der Seele des Lesers vorüberzuführen, war das Hauptstreben des Verfs., und als unerläßliche Bedingung dafür betrachtete er rücksichtlich der Form der Darstellung ein m $\ddot{o}$ glichst enges Anschließen an die Zeitfolge. Wenn er in dieser letzten Beziehung nur dem Vorgange P $\ddot{u}$ tters gefolgt ist, so wird niemand verkennen, daß die Aufgabe durch das in Folge der neueren Forschungen so viel reicher gewordenen Material, sowie durch genaueres Eingehen auf die Territorialverfassung, bedeutend schwieriger wurde. Schwieriger, als es vielleicht bei dem Lesen der Schrift hervortritt, ja nach des Verfs. Wunsch hervortreten möge. Denn gerade das w $\ddot{u}$ rd $\ddot{e}$  f $\ddot{u}$ r ihn das gr $\ddot{o}$ ßte Lob, die erfreulichste Anerkennung seiner Bem $\ddot{u}$ hung seyn, wenn man von dem Buch sagen k $\ddot{o}$ nn $\ddot{t}$ e, daß es den Leser leicht und unbemerkt mit offenem Blick durch das Labyrinth der einzelnen Erscheinungen fortf $\ddot{u}$ hrt und ihn ein klares anschauliches Bild des ganzen Entwicklungsgangs hinterläßt. Auf den Ruhm, den Quellen neues Material entnommen zu haben, darf dagegen der Verf. keinen Anspruch machen, und selbst neue Ansichten  $\ddot{u}$ ber bestrittene Punkte finden sich nur hie und da und meist als Ergebniss seiner Behandlungsweise, wie er denn  $\ddot{u}$ berhaupt glaubt, daß sich manches schon durch die Stellung, die es erhalten, auch andern Forschern in neuem Lichte zeigen und Veranlassung zu neuen Ansichten werden d $\ddot{u}$ rft $\ddot{e}$ .

In mehreren Beziehungen ist der Verf. von seinem Ideal abgewichen und es sey erlaubt, hier $\ddot{u}$ ber noch ein paar Worte der Vertheidigung beizuf $\ddot{u}$ gen. Am leichtesten wird die Zuziehung mancher  $\ddot{a}$ ußerer Fakta Verzeihung finden. Manches, wie namentlich die Angabe der Kaiser, auch wenn sie in keiner Beziehung f $\ddot{u}$ r die Staatsverfassung von Bedeutung waren, ward absichtlich beigef $\ddot{u}$ gt, weil es ohne Verwirrung und ohne viel Raum wegzunehmen geschehen konnte und wir nun schon einmal gew $\ddot{o}$ hnt sind, die Geschichte Deutschlands  $\ddot{u}$ berhaupt an die Reihenfolge der Kaiser anzukn $\ddot{u}$ pfen; bei manchem andern geschah die Zuziehung unwillk $\ddot{u}$ rlich, weil die Geschichte unserer Staatsverfassung bisher immer mit der  $\ddot{u}$ brigen  $\ddot{a}$ ußerer Geschichte Deutschlands so sehr vermengt, so sehr als Anhang von dieser behandelt worden ist, daß eine vollst $\ddot{a}$ ndige Ausscheidung aller fremdartigen Bestandtheile nicht so ganz leicht war. Auffallender d $\ddot{u}$ rft $\ddot{e}$  auf den ersten Blick die Eintheilung des Ganzen in Perioden, die bei der vierten Periode eingeschaltete

\*) Eine genauere Entwicklung meiner Ansicht findet sich in diesen Jahrb $\ddot{u}$ chern 1829. S. 222 fg.

Gesamtübersicht und die Zusammenstellung mehrerer Veränderungen in der Verfassung beim Anfang der fünften Periode erscheinen. Die Eintheilung in die erste, zweite und dritte Periode ist jedoch, wie man bald bemerken wird, nur eine ganz äußere, hätte daher eben so gut wegfallen können und hatte keinen andern Zweck, als dem Leser Ruhepunkte zu verschaffen. Die Abscheidung der vierten und fünften Periode beabsichtigte dagegen allerdings die Einschlebung jener Gesamtübersicht und Verfassungsveränderungen. Beides war aber nach der Strenge unzulässig, und hätte vielmehr alles in diesen Abschnitten zusammengestellt im Laufe der Erzählung selbst an passenden Orten eingeschaltet werden sollen. Der Verf. kann sich hier in der That nur, wie er es auch in der Vorrede gethan, mit dem ihm selbst am meisten fühlbaren Mangel vollständiger Ueberschauung und Beherrschung des Stoffs entschuldigen. Er wollte lieber den Tadel ertragen, in etwas von seinem Ideal abgewichen, als den, dunkel und verworren geworden zu seyn, hofft aber, namentlich rücksichtlich der Gesamtübersicht der Verfassung des 12ten Jahrhunderts Entschuldigung zu finden, da sie bei der Schwierigkeit, sich den Uebergang aus der Gau- in die Territorial-Verfassung recht anschaulich zu machen, selbst dann zur Klarheit viel beitragen würde, wenn der Plan des Verfs. mit mehr Meisterschaft ausgeführt wäre, als es geschehen.

Zuletzt ist von den dem Werke beigelegten sehr zahlreichen Noten zu reden. Sie enthalten theils die wichtigsten literarischen Nachweisungen, theils manche genauere Ausführung und Vertheidigung von Ansichten des Verfs., theils Abdruck der wichtigsten Fragmente aus den Quellen. Die letzten haben den Hauptzweck, den Leser mit unsern Quellen bekannt zu machen und ihm die Sache nicht bloß mit den Augen des Verfs., in einem reflektirten Lichte, sehen zu lassen; nebenbei konnte durch sie mancher Punkt, der im Text, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, nur angedeutet worden war, weiter ausgeführt, mancher andere, über dem in den früheren Werken Unbestimmtheit und Dunkelheit obwaltet, weil die Belege nicht bekannt waren, zur Gewissheit erhoben werden. Uebrigens hatte es sich der Verf. zur Pflicht gemacht, bei der Auswahl dieser Stellen mit der sorgfältigsten Ueberlegung zu Werke zu gehen.

v. L. ö. v.

*Ueber die Duelle auf deutschen Universitäten, in besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden. Von Frhrn. v. Stengel, Hofrichter in Mannheim. Aus dem Archive für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden besonders abgedruckt. Freiburg, b. d. Gebr. Groos. 1832. 44 S. 8.*

Ein Vorschlag, welcher die Verminderung und endliche Abschaffung der Duelle auf Universitäten bezweckt, (und einen solchen enthält die vorliegende Schrift,) kann nicht anders als willkommen seyn. Denn wer wäre unsinnig genug, um nicht zu wünschen, daß junge Männer Leben und Gesundheit nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen sollten. Das sind sie dem Vaterlande, ihren Eltern und Freunden, ihren Lehrern, sich selbst schuldig. — Hier kann nur die Grundidee des in der vorliegenden Schrift enthaltenen Vorschlages angegeben werden. Sie lautet so: „Alljährlich werden von und aus den Professoren durch Wahl mit höchstlandesherrlicher Bestätigung die Richter ernannt, welche die Strafen der Injurien unter den Akademikern aussprechen. Ueber die Thatsache der Injurie erkennen die Studirenden selbst. Hiezu werde, für jeden einzelnen Fall besonders, aus der ganzen Liste der auf der Universität Studirenden eine bestimmte Zahl, etwa 12, durch das Loos bestimmt. Das Recht, einen und andern der durch das Loos bestimmten, ohne Angabe einer Ursache, zu perhorresziren, stehe ganz allein dem Ephorate zu. Weder dem Beleidiger, noch dem Beleidigten, kann solches Recht eingeräumt werden, zur Verhütung neuer Beleidigung. Dem Ephorate sey nicht erlaubt, mehr als die Hälfte der durch's Loos bestimmten zu perhorresziren. Jeden Perhorreszirten ersetze wieder das Loos.“ Was die Einzelheiten dieses Vorschlags betrifft, die Gesetze und Einrichtungen, durch welche der Verf. die Vollziehbarkeit und den Erfolg desselben zu sichern beabsichtigt, muß Ref. auf die Schrift selbst verweisen. Nach Rftns Meinung wäre der Plan im Ganzen eines Versuches vollkommen werth.

---

*Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt in sittlicher und rechtlicher Beziehung. — Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von Friedrich Murhard. Braunschweig. Verlag von Fr. Vieweg. 1832. 419 S. 8.*

Die Schrift enthält eine ziemlich vollständige Aufzählung aller der Meinungen, welche über die auf dem Titel der Schrift bezeichnete Aufgabe in der Vergangenheit oder in neueren Zeiten von stimmfähigen Männern aufgestellt worden sind, nebst einer Beleuchtung

dieser Meinungen. — Erste Hauptabtheilung: Stimmen für den unbedingten leidenden Gehorsam der Staatsbürger. Zweite Hauptabtheilung: Stimmen für die Rechtmäßigkeit des Widerstandes und der Zwangsübung gegen die bestehende Staatsgewalt in besonderen Fällen. (Der Verf. hätte wohl noch, in einer dritten Abtheilung, die Stimmen für die unbedingte Rechtmäßigkeit eines solchen Widerstandes hinzufügen können und sollen. Z. B. Die französische Constitution v. J. III. ertheilte, der Sache nach, den Bürgern unbedingt das Recht, sich der Staatsgewalt zu widersetzen). — Je inhaltsschwerer die Aufgabe ist: Darf der Mensch im Staate aus dem Staate in den Stand der Natur zurücktreten? mit desto größerem Interesse wird man in dem Werke die Stimmen vernehmen, welche von Todten und von Lebenden über jene Frage abgegeben worden sind. Der Vortrag ist überall klar, gemeinfasslich, wenn auch vielleicht zuweilen zu wortreich. Der Verf. scheint sich zu der Meinung derer hinzuneigen, welche die Aufgabe für gewisse Fälle bejahn. Er macht uns zugleich Hoffnung zu einem vollständigen wissenschaftlichen Werke über denselben Gegenstand. Denn er schließt die Vorrede so: „Die vorliegende Schrift mag zugleich als Vorläuferin eines nächstens folgenden Werkes dienen, das den fraglichen Gegenstand mit und in dem Lichte des Jahrhunderts zu beleuchten bestimmt ist.“

---

*Einiges über den Mißbrauch der gesetzgebenden Gewalt.  
Bei Gelegenheit gewisser Ergebnisse der jüngsten Ständeversammlung im Großherzogthume Baden. Frankfurt a. M. In Commission bei der J. Chr. Hermann'schen Buchhandl. 63 S. 8.*

Die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift war die Rechtsverwahrung, welche die Fürsten von Löwenstein, als Standesherrn des Großherzogthumes Baden, gegen die Beschlüsse des Baden'schen Landtages v. J. 1831. wegen Ablösung grundherrlicher Lasten eingelegt haben. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus: Auch der gesetzgebenden Gewalt sind gewisse rechtliche Grenzen gesetzt: sie hat namentlich, sowohl überhaupt als insbesondere in einer constitutionellen Monarchie, die wohlerworbenen Rechte Einzelner, den Besitzstand der Einzelnen nicht anzutasten. Die Schrift enthält jedoch nicht sowohl eine wissenschaftliche Begründung und Ausführung dieses Rechtssatzes, als eine Darstellung der Folgerungen, die aus dem ihm entgegengesetzten Rechtssatz abgeleitet werden können, so wie der Folgen, welche die Anwendung dieses Rechtssatzes unausbleiblich haben müßte. Wenn man auch diese Darstellung gelungen nennen kann, so werden doch Viele der Meinung seyn, daß der Ton der Schrift den Partheischriststeller verrathe.

*Heidler, Karl, lyrische Gedichte. Nebst einem Anhang, Napoleonskränze enthaltend. VIII u. 254 S. 8. Altenburg, Schnuphase'sche Buchhandl. 1831.*

Nicht bloß reine und sich über das Irdische zu etwas Höherem erhebende Gefühle, auch wenn sie mit einer lebhaften Phantasie verbunden sind, machen den Dichter, sondern die Selbstständigkeit seines Gemüthes macht sein Wesen aus, welches schon an sich selber eine Welt ist, und ein ewiges Reich idealer Gestalten in sich entfaltet, diese Welt, wo es keine Trennung und keinen Tod giebt, die Diesseits und Jenseits mit ihrem Horizonte umschließt, und so sich dem Dichter als seine Welt zeigt, aus der er nicht hinausstrebt, sondern in welche er siegreich eintritt. So ist ein jedes Gedicht eine Versöhnungsfeier des Dichters mit seinem Daseyn, und des Diesseits mit dem Jenseits. Jedes Gedicht ist eine Erscheinung voll Inhalt und Leben, die nicht erst zum Hintergrunde ein unbekanntes Jenseits bedarf, denn überall, wo der ächte Dichter wandelt, sey es im Himmel, sey es auf Erden, trägt es schon seine ewige Welt in sich, und was aus seinem Gemüthe hervortritt, ist eine selbstständige, in sich begründete Lebensgestalt als Bewohnerin dieses Reiches. — Nun tritt aber mitunter der Fall ein, daß man eine sich über das Gemeine erhebende Gesinnung, verbunden mit einer lebhaften Phantasie, und mit Gefühl für das Geistreiche und Schöne für Poesie nimmt, welche Verwechslung, und — möchten wir sagen — Selbstapotheose um so leichter statt findet, wenn sich zugleich im Gemüth wirklich poetisches Talent ankündigt, und so eine poetische Stimmung hervorbringt, die sich aber nicht zu jenem selbstständigen Reiche der Poesie ausbildet.

So geht es auch unserm Verf. Eine reine, edle Gesinnung spricht sich überall bei ihm aus, und oft auch eine poetische Stimmung, welche einige Mal wirklich als selbstständige Gestaltung hervortritt. (Man sehe z. B. „die Erscheinung,“ S. 13.) Uebrigens verwechselt er zu häufig poetische Aufregung mit Poesie. — Als wirklich Werthvolles bezeichnen wir, unter andern, die Gedichte, welche zur Ueberschrift die Namen von Bäumen und Tänzen haben. — Die Gnomen sind gänzlich misrathen; für so etwas hat der Verf. kein Talent. Auch die Napoleonskränze sind fade. Am unglücklichsten sind jedoch die Sarcasmen ausgefallen. Wer wird überhaupt sich selber sarcastisch nennen?

Dr. Aug. Ernst Umbreit.

Comment. I. in locum Paulinum 1 Cor. 11, 10. Goetting. 1831:  
4to. Von Dr. D. J. Pott.

In diesem Weihnachtsprogramm beurtheilt der ehrwürdige Veteran mit eben so viel Humanität, als Scharfsinn, eine Menge gelehrter Versuche über jenes räthselhafte ἔχων ἐξουσίαν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς. Durch dergleichen unparteiische, klare Darstellungen exegetischer Bemühungen lernt, wer lernen kann, am besten, wie man sich vor schijnbaren, doch aber allzu gewagten, Auslegungen zu hüten habe. Es ergiebt sich auch, was oft zu bemerken ist, daß Philologen, welche, wie Toup, Valckenacr, Heinsius u. s. w., mehr mit der classischen, als der biblischen, Gräcität vertraut waren, in Lösung solcher Schwierigkeiten am wenigsten glücklich sind. Der Verf. selbst, wie man es an Ihm durch mehrere exegetische Beleuchtungen gewohnt ist, sucht auch hier an dem eigentlichen Sprachgebrauch festzuhalten, und dadurch die Dunkelheit jener weiblichen Verhüllung oder Hauptbedeckung dennoch zu heben. Ἐξουσίαν ἔχων ἐπὶ τινος ist, s. Apok. 11, 6. 14, 18. 20, 6, eine gangbare Phrase. Luk. 19, 17, ist ein ἐξουσίαν ἔχων ἐπάνω δεκά πόλεων. Daher übersetzt Hr. Dr. Pott: *mullerem oportet servare jus seu potestatem in caput suum*. Der Sinn des Apostels sey: *muleri obvelandi capitis sui sicque illud, alieno aspectui subtractum, sibi ipsi maritoque quasi servandi jus competere; idque tuendum esse, quo minus adapertum veluti publici juris evadat, virique in vultum mulieris maritatae oculos jactitent*. Auch Rec. findet diese Deutung sehr angemessen, und ist auf die versprochene Erklärung der folgenden Worte διὰ τοῦ ἀγγέλου desto begieriger. Der Verf. setzt noch hinzu: *Ceterum haud multum repugnaverimus, si quis vocem ἐξουσίαν ad libertatem mulieris extendi malit; caput suum minime quidem prout libuerit, sed prouti convenerit (κατὰ τὸ κρέπον) vel revelandi (ex. c. coram marito post ἀνακαλυπτῆρια) vel obvelandi, ut coram coetu Christiano. Quo quidem latiori sententiae ambitu vis ipsius non imminuatur, benignitas augeatur*.

Dr. P a u l u s.

Lehrbuch der Geschichte von Dr. Wilhelm Friedrich Volger. Erster Cursus. (Auch unter dem Titel: Leitfaden beim ersten Unterricht in der Geschichte.) Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1832. V u. 124 S. gr. 8. (6 gr.).

Dieser Leitfaden soll das für die Geschichte leisten, was des Verfs. Leitfaden der Geographie für diese Wissenschaft zu leisten versucht.

Dieses Büchlein enthält das Wichtigste aus der Geschichte, und ist nach Art von Bredow's: „Merkwürdige Begebenheiten aus der

allgemeinen Weltgeschichte" bearbeitet. Doch geschieht dies in demselben mit gröfserer Vollständigkeit. Bredow hat vorzüglich einzelne grofse und wichtige Begebenheiten aus der Geschichte herausgehoben; unser Verf. dagegen giebt mehr die ganze Geschichte in ihrem inneren Zusammenhang, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Begebenheiten. Die Darstellung ist lebendig und für die Jugend anziehend geschrieben.

Beigefügt ist eine synchronistische Zusammenstellung der Begebenheiten vor und nach Christus, so wie auch ein gutes Register.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs dem Verf. seine anderweitigen Arbeiten gestatten mögen, den zweiten und dritten Cursus dieses brauchbaren Lehrbuches recht bald folgen zu lassen.

*Dr. Ch. Fr. Günther's, weiland Directors des Gymnasiums zu Helmstädt, Abrifs der allgemeinen Geschichte. Grundlage für den universalhistorischen Unterricht auf Gymnasien. Zweite vermehrte und berichtigte Auflage. Helmstädt, Verlag der C. J. Fleckisen'schen Buchhandlung. 1831. VI u. 151 S. 8.*

Eine brauchbare Zusammenstellung der wichtigsten und bedeutendsten Fakta ohne alle weitere Ausführung, mit steter Angabe der Jahreszahlen, und steter Berücksichtigung der Culturgeschichte, so wie selbst der Geographie, die in der ältern und mittlern Geschichte in kurzen Andeutungen den einzelnen Abschnitten vorangeht. — In der neuen Ausgabe des Büchleins sind einzelne Data oder Druckfehler, die in die erste Ausgabe sich eingeschlichen, sorgfältig berücksichtigt. Wir verdanken diese Berichtigungen dem Hrn. Conrector Schedel zu Wolfenbüttel.

*Lucians Charon. Mit erklärenden Anmerkungen zum Gebrauch für mittlere Classen in Gymnasien. Herausgegeben von Johann Christian Elster, Dr. der Philos., Lehrer am Gymnasium zu Helmstädt. Helmstädt, Verlag der Fleckisen'schen Buchhandlung. 1831. VIII u. 55 S. in 8.*

Ohne in das Einzelne bei Beurtheilung dieser Schulausgabe eingehen zu können (was wir andern Blättern überlassen müssen), haben wir doch im Allgemeinen zu bemerken, dafs diese Ausgabe zweckmäfsig angelegt erscheint, und dafs der Herausgeber mit gleicher Sorgfalt und mit Benützung der besten ihm zu Gebote stehenden neuesten Hülfsmittel in seinen dem Texte untergesetzten Anmerkungen das Grammatisch-Sprachliche und Sachliche, soweit es der Zweck seiner Ausgabe erforderte, behandelt hat. Ueber das zu Viel und zu Wenig in solchen Bemerkungen wollen wir hier nicht mit dem Herausgeber rechten; vielleicht dürften deshalb Manche seine Ausgabe zum Privatstudium und zur Privatlectüre für geeigneter halten, als zum Schulgebrauch.

---

# I N H A L T

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

---

*Fünfundzwanzigster Jahrgang.*

---

(Die vorausstehenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes,  
die deutschen, die Seitenzahl.)

---

## A.

	Seite
Zwei merkwürdige Aktenstücke zur Kenntniß des Pabstthums und der römisch-kathol. Kirche aus dem 16ten und 18ten Jahrhundert nach Christo. Von Paulus. - - - - -	XI. 1132
The american almanac and repository of useful knowledge for the year 1832. Von K. H. Rau. -	V. 450
Archiv für Geschichte und Literatur. Herausg. v. F. C. Schlosser und G. A. Bercht. 3r Bd. Von F. C. Schlosser. - - - - -	V. 520
Arsenii Violetum. Ex codd. mss. nunc primum edidit etc. Chr. Walz. Von Bähr. - - - - -	VIII. 818

## B.

	Seite
Babo, L. von, die Weinaccise und Ohmgeld-Einrichtung. Von H. H. Rau. - - - -	I. 57
Bähr, K., die Lehre vom Tode Jesu. Von Schwarz - - - - -	VII. 644
Barries, Dr. K., die Cholera Morbus, über ihre Entstehung u. s. w.,	
— — Zusätze über die von mir herausgeg. Schrift: Winke über die Natur der Cholera Morbus u. s. w., und	
— — Ein Wort zu seiner Zeit. Von Schnurrer.	IV. 336
Bauer, Dr. A., Vergleichung des ursprünglichen Entwurfs eines Strafgesetzbuches für das Königreich Hannover mit dem revidirten Entwurf, wie solcher den Ständen des Königreichs mitgetheilt worden. Von Hepp. - - - -	VI. 577
Beatson, neues Ackerbausystem, mit Nachtrag, von H. G. Bronn. - - - -	VII. 665
Bernoulli, Ch., Was ist von Staatsschulden zu halten? Von Zachariä. - - - -	IV. 413
Billerbeck, Dr. J., Lateinisch-Deutsches Wörterbuch zum Auswendiglernen für die drei untersten Klassen gelehrter Schulen. - - - -	X. 1039
— Wörterbuch zu Ovid's Metamorphosen. Von Bähr. - - - - -	VII. 708
Biunde, F. X., Versuch einer systemat. Behandlung der empir. Psychologie. Erster Bd. zweite Abtheil. Von H. Schmid. - - - -	I. 59
Blätter aus der Gegenwart. Zweiter Jahrgang.	VII. 734
Bötticher, G., Lexicon Taciteum sive de stilo C. Cornelii Taciti. Von K. F. Hermann. -	V. 479
Brewer, J. P., Lehrbuch der Mechanik. 2r Theil. Von Muncke. - - - - -	I. 102
Brinckmann, Prof. R., wissenschaftlich praktische Rechtskunde. - - - - -	VII. 748
Bronn, H. G., Ergebnisse meiner naturhistor.-öconom. Reisen. 2 Bände. Von Bronn. - -	II. 206
Bülau, Fr., Encyclopädie der Staatswissenschaften.	IX. 838

C.

	Seite
Capelle, A. G. van, der poetisch-philos. Geist der Griechen. Von G. H. Moser. - - -	IV. 403
The Catechism of the Shamans. Transl. from the Chinese original by Neumann. Von C. J. P.	I. 33
Drei Cholera-Schriften. Von Schnurrer. -	VII. 660
Ciceronis, M. Tullii, oratio pro P. Sylla. Recognovit C. H. Frotscher. Von Bähr. -	IX. 891
— — Orationes XII selectae. Mit Anmerkungen von A. Möbius. 1r Bd. 3te Aufl. Von Dems.	IX. 892
Clarisse, Encyclopaediae theolog. epitome. Von Schwarz. - - - - -	VII. 732
Clement XIV. und Carlo Bertinazzi. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Rüder. Von Dr. Paulus. - - - - -	XI. 1130
Corpus grammaticorum latinorum veterum collegit Fr. Lindemannus. Tom. I. Von Bähr. -	IX. 894
Bericht des Hrn. M. V. Cousin über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands und besonders in Preußen. 1. Abth. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. E. Kröger. Von Schwarz. - - - - -	VI. 553
Credner, C. A., Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. Erster Bd. Von Dr. Paulus.	XII. 1153
Crusius, G. Ch., Griechisch-Deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen u. s. w. - - -	X. 1026

D.

Dann, Dr. E. O., die Cholera-Epidemie in Danzig. Von Schnurrer. - - - - -	IV. 340
Decker, J. S., Praktische Anleitung zur Arithmetik und Algebra. Von M. G. Grabow. -	II. 177
Diesterweg, D. W. A., Beiträge zu der Lehre von den positiven und negativen Größen. Von Müller. - - - - -	XI. 1109
Döderlein, L., Latein. Synonyme und Etymologien. IV. Theil. Von G. H. Moser. - -	VII. 692

	Seite
Drobisch, Prof. M. W., Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasial-Unterrichts betrachtet. Von Muncke. - - - - -	IX. 844
Joannis Morisonii Duncanii novum lexicon graecum ex Christiani Tobiae Dammii lexico Homericopindarico vocibus secund. ordin. literar. dispos. retract. emendavit et auxit V. Chr. Fr. Rost. Fasc. I—II. Von Bähr. - - - - -	X. 1023
Dünne mann, Stammbuch der Preussisch-Brandenburg. Regenten. - - - - -	I. 101

## E.

Eichhoff, Versuche zur Begründung der griech. Syntax. Von Hermann. - - - - -	III. 299
Einiges über den Mißbrauch der gesetzgebenden Gewalt. - - - - -	XII. 1245
Eisenschmid, C. M., über die Unfehlbarkeit allgemeiner Concilien der katholischen Kirche. Von Dr. Paulus. - - - - -	V. 417
Virorum doctorum Epistolae selectae etc.; ex autographis nunc primum edidit Th. Fr. Freytagius. Von Bähr. - - - - -	IX. 900
Erman, Dr. G. A., über den Obi. Von Muncke. - - - - -	IV. 416
Eusebii Emeseni quae supersunt opuscula graeca illustr. J. Chr. Guil. Augusti. Von Dr. Paulus. - - - - -	IX. 907

## F.

Fikenscher, Dr. C., biblisch-praktische Auslegung des Evangeliums Johannis. Von Schwarz. - - - - -	VIII. 824
— — Auslegung des Evangeliums Johannis. 1r Bd. Von Demselben. - - - - -	IV. 330
Fischer, die Cholera aus dem Gesichtspunkte der Chemie. Von Schnurrer. - - - - -	IV. 336
Fischer, Dr. J. H., neue Ansichten über die Grundprincipien der Differentialrechnung. Von Müller. - - - - -	XI. 1107
Fortlage, C., die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Von Fortlage. - - - - -	X. 1034

# I n h a l t.

VII

		Seite
Fræncke, Dr. Fr., Philosophie und Leben u. s. w. Von H. Schmid. - - - - -	IX.	860
Fricke, J. L. G., Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg. Von Schnurrer.	IV.	340
Fries, J. F., Kritik der Vernunft. Von H. Schmid.	IV.	360

## G.

Grave, Dr. H. L., Erinnerungen an eine ernste Zeit, in einigen Predigten während der Cholera- Epidemie zu Riga. Von Dr. Paulus. - -	VIII.	737
Großmann und Becher über Dr. Tittmann. Von Demselben. - - - - -	III.	317
Gruppe, O. F., Antaeus. Von H. Schmid. -	VII.	676
Guden, Dr. H. F. A., Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National- Literatur. Von G. Hohbach. - - -	XI.	1137
Guibert, Elogio di Federico II. - - - -	I.	109
Günther, C. F., Abrifs der allgemeinen Geschichte.	XII.	1248

## H.

Haas, Dr. Fr. J., über das Repartitionsprincip der Staatsschulden bei Länderzerstückelungen, mit Rücksicht auf die neueren Staatsverträge u. s. w.	V.	449
Harms, Cl., Pastoraltheologie in Reden an Theo- logiestudirende. 2s Buch. Von Schwarz. -	V.	427
Hartmann, Ph. K., der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben u. s. w. Von H. Schmid. - - - - -	XI.	1095
Hegar, Dr. A., zur Klinik der neuesten morgen- ländischen Krankheit u. s. w. Von Dr. F. L. Feist.	X.	972
Heidler, K., lyrische Gedichte. Von Dr. A. E. Umbreit. - - - - -	XII.	1246
Helperici, sive, ut alii arbitrantur, Angilberti Carolus Magnus et Leo Papa. E codic. Turicens. sec. IX. commendavit J. C. Orellius. - -	VI.	571
van Hengel, de relig. christ. efficacitate in bellum. Von Schwarz. - - - - -	VII.	732

	Seite
Hengstenberg, C. W., die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharja. Von Hitzig.	II. 113
Henke, E., Handbuch des Criminalrechts. Von Zöpfl. - - - - -	III. 239
Herbst, Dr. F., Bibliothek christlicher Denker. 2r Band. Von H. Schmid. - - - - -	IX. 941
Hisgen, J. B., Beleuchtung der Zachariäschen Schrift u. s. w. Von Zachariä. - - - - -	IV. 413
Hoegg, F. X., Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, und aus dem Latein. in's Deutsche, in methodischer Stufenfolge. - - - - -	XI. 1148
Hooker, W. J., Flora Boreali-Americana, or the Botany of the Northern Parts of British America.	IX. 869
Hormayr, J. von, Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte. Neue Folge. 3r Jahrgang. - - -	I. 104
A. v. Humboldt, Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asiens. A. d. Franz. von J. Löwenberg. Von Muncke. - - - - -	XII. 1219

## I.

Jacobi, K., der Militär-Etat des Königreichs Hannover in politischer und finanzieller Hinsicht.	V. 500
L'instituteur primaire, par l'auteur du visiteur des écoles. Von Schwarz. - - - - -	VI. 555
Johnson, Jacob, die wichtigsten und häufigsten Verdauungsbeschwerden u. s. w., übers. von Dr. J. J. Roth. Von Dr. Feist. - - - - -	X. 978
Justi, C. W., Hessische Gelehrten-geschichte. Von Dr. Paulus. - - - - -	III. 315

## K.

Die Kehrseite der modernen Finanzoperationen; mit besonderem Bezug auf die Ungarischen Privatanzleihen mittelst Partialobligationen. - - - - -	IX. 835
Kirchner, E. D. M., Deutscher Sprachunterricht.	III. 312
Kleinert, K. F., Repertorium der deutschen med. Journalistik. Von Dr. Simeons. - - - - -	VII. 651

# I n h a l t.

IX

Seite

Knäpp, Dr. J. F., Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. 1r Theil. Von Mittler. - - -	X. 997
Hoch, Dr. Chr., Pädagogik und Katechetik. Von Schwarz. - - - - -	IX. 878
Krancke, Fr., Arithmetisches Exempelbuch für Volksschulen. 1stes Heft, 5te Aufl. 2tes Heft, 3te Aufl.	
— — Antworten auf die Exempel in dem arithmet. Exempelbuch für Volksschulen. 1stes u. 2tes Heft, 2te Aufl.	
— — Arithmetisches Exempelbuch für Schulen. Neue Aufl. 1stes Heft, und	
— — Antworten-Heft zu dem in No. 3. erwähnten Exempelbuche. Von Müller. - - -	XI. 1113
Kriegel, Dr. C. J. A., antiqua versio latina fragmentorum e Modestini libro de excusationibus etc. Von C. Guyet. - - - - -	V. 434
Kröger, Dr. J. E., Rede über Gewerbschulen, in besonderer Beziehung auf Hamburg. V. Schwarz.	VI. 533
Krug, Repprotestation. - - - - -	XII. 1193
Kühner, R., Sämmtliche Anomalien des griechischen Verbs im Attischen Dialekt. Von Bähr.	IX. 925
Kufahl, L., Geschichte der Deutschen. Von Mittler. - - - - -	III. 262

## L.

Ladenburg, L., die rechtl. Verhältnisse der Israeliten in Baden. - - - - -	IX. 839
Lange, J. P., Biblische Dichtungen. Von Dr. Paulus. - - - - -	VII. 636
Langsdorf, H. Chr. v., Einfache und durchaus wohlgeprüfte Darstellung des Lebens Jesu zur Verhinderung des Unglaubens u. s. w. Von von Langsdorf. - - - - -	XI. 1142
— — Forderungen des teutschen wahren Protestantismus gegen Einschleichung eines ein evangel. Papstthum verbreitenden Konsistorialglaubens. Von Demselben. - - - - -	IX. 939

	Seite
Lauber, Dr. L. M., über die Mathematik als Lehr- objekt auf Gymnasien. - - - - -	IX. 85j
Introductory Lectures to a convention of teachers at Boston. Von Schwarz. - - - - -	I. 136
Legis, Handbuch der altheutschen und nordischen Götterlehre. Von Bähr. - - - - -	VII. 725
E. J. Leichtlen, die Zähringer. Von Dems. - - - - -	I. 95
Lenz, Dr. H. O., Schlangenkunde. - - - - -	XI. 1133
Leo, W. G. F., Geschichte der christlichen Reli- gion und Kirche. Von Schwarz. - - - - -	VI. 563
Historisch-genealogisch-geographischer Atlas von Le Sage u. s. w. Aus dem Französischen von A. v. Dusch. - - - - -	VIII. 830
Lessing, C. F., Reise durch Norwegen, Lapp- land und Schweden. - - - - -	I. 77
Lettre à M. le rédacteur du nouveau Journal Asiati- que par Klaproth. Von Bähr. - - - - -	IV. 415
Lieber, Fr., Encyclopaedia Americana. Von Demselben. - - - - -	V. 513
Lippert, Dr. H. L., Annalen des Kirchenrechts. I. Heft. - - - - -	I. 146
— — Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. 2. Heft. - - - - -	X. 963
Locmâni Sapientis Fabulae 40. Recensuit et in usum praelect. edidit E. Rask. Von Dr. Paulus. - - - - -	X. 1037
von Löw, Geschichte der deutschen Reichs- und Territorial-Verfassung. Von v. Löw. - - - - -	XII. 1241
J. Lohse's Ikonograph u. s. w. - - - - -	VII. 733
Lucians Charon, mit Anmerkungen herausgegeben von J. C. Elster. - - - - -	XII. 1248
Lünemann, G. H., Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Wörterbuch. Deutsch-La- teinischer Theil. Erster Band. Von Bähr. - - - - -	X. 1029

## M.

Mac-Gregor, die canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande u. s. w. - - - - -	VIII. 831
Niccolo Machiavelli's sämtliche Werke. Aus dem Italien. übersetzt von Joh. Ziegler. 1r Bd. - - - - -	IX. 833

# I n h a l t.

XI

	Seite
Ueber die Moral. Nach dem Französ. des Malebranche von K. Ph. Reidel. Von H. Schmid.	V. 524
Mayerhoff, E. Th., Joh. Reuchlin und seine Zeit. Von Dr. Paulus.	I. 1
Mayr, P. J., Handbuch des gemeinen und bairischen Lehnrechts. Von Zachariä.	I. 39
Meier, F. K., Geschichte der Transsubstantiationslehre. Von Dr. Paulus.	III. 308
Minutoli, H. von, Abhandl. verm. Inhalts. II. 1. Von Bähr.	II. 195
Mohl, R., das Staatsrecht des Königreiches Württemberg. II. Thl.	VIII. 827
Müller, M. E. M., die Verbesserung der deutschen Stadtschulen. Von Schwarz.	IX. 878
Murhard, F., über Widerstand gegen die Staatsgewalt.	XII. 1244

## O.

Obernberg, J. J., Denkwürdigkeiten von Miesbach, Waldenburg und Pastberg.	I. 112
P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini Epistolae. Ed. V. Loers. Von Dr. C. Schwarz.	I. 83
Ovidii Metamorphoscon Libri XV. Ed. E. C. C. Bach. I. Bd. Von Bähr.	VII. 702

## P.

Paulus, C. H. E., über Verbesserung der Lutherischen Glaubenslehre. Von Dr. Paulus.	IV. 321
Pfeiffer, H. W., praktische Ausführungen. 3r Bd.	III. 245
Phaedri Fabulae novae XXXII, e codice Vaticano redintegratae ab Angelo Majo. Supplementum editionis Orellianae. Von Chr. Bähr.	VI. 537
C. Plinii Caecilii Secundi epistolae selectae. Specimen nov. edit. critic. audit. suis offert J. C. Orellius.	VI. 568
Poetarum Latinorum, Hostii etc. vitae et Carminum reliquiae. Scrips. colleg. et ed. M. Aug. Weichert. Von Bähr.	IX. 905

	Seite
Poëtae scenici graecorum. Rec. F. H. Bothe. Vol. IX. Aeschyli tom. II. - - - - -	I. 110
Pölitz, R. H. L., staatswissenschaftl. Vorlesungen. 1r Bd. und	
— — vermischte Schriften. 1r Band. Von Dr. Paulus. - - - - -	IV. 383
J. Pólya et J. C. Grünhut, summa observationum etc. Von Schnurrer. - - - - -	IV. 340
Poppe, Dr. J. W. M., Wunder der Mechanik, 2r Theil. Auch unter dem Titel: Das Perpetuum mobile und die Kunst zu fliegen. Von Müncke.	X. 1038
Pott, J., commentatio in locum Paulin. 1 Cor. 11, 10. Von Dr. Paulus. - - - - -	XII. 1247
Prchal, Dr. J. M., die Cholera beobachtet in Galizien. Von Schnurrer. - - - - -	IV. 340
Das Princip der Erbllichkeit und die französische und englische Pairie. - - - - -	VIII. 767

## R.

Rau, Dr. W., Handbuch der Kinderkrankheiten. Von J. W. Arnold. - - - - -	IX. 841
v. Reichlin-Meldegg, Dr. R. A., theologische Abhandlungen. Von Dr. Paulus. - - - - -	IV. 411
Richter, Dr. G. A., Ausführliche Arzneimittellehre. Suppl.-Bd. - - - - -	XI. 1115
Ritter, H., Geschichte der Philosophie. 2r und 3r Theil. Von K. Fr. Hermann. - - - - -	XI. 1041
Rohrer, Dr. M., die Brechrühr zu Lemberg. Von Schnurrer. - - - - -	IV. 340
Rudelbach, Dr. A. G., das Wesen des Rationalismus und das Verhältniß desselben zur christlichen Kirche und zum christlichen Staate. Von Dr. Paulus. - - - - -	VI. 529
Rudolph, A. W., Sprachunterricht für die Jugend.	III. 312
D. Ruhnkenii Dictata ad Ovidii Heroidas. Ed. Friedemann. Von Bähr. - - - - -	VII. 709
Runde, kurzgefaßte Oldenburgische Chronik. 2te Ausgabe. Von Mittler. - - - - -	V. 525

ust, Dr. J., Predigt am Weihnachtstage 1831. Von Schwarz. - - - - -	IV.	409
err Prof. Höpfner und seine Ansichten, öffent- lich in Schutz genommen von Dr. K. Ruthenus. Von Dr. Paulus. - - - - -	IX.	943
Rutilii Lupi de figuris sententiarum et elocu- tionis libri duo etc. ed. C. H. Frotscher. Von Bähr. - - - - -	IX.	926

S.

Criski Salusti Orationes et epistolae ex hist. libris deperditis. Ed. J. C. Orellius. - - -	VI.	563
Sammlung der bei Teubner in Leipzig erschienenen römischen Classiker, Fortsetzung; Plinius — Ju- stinus — Plautus — Cicero. Von Bähr. - - -	IX.	883
Schacht, Dr. Th., Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf po- litische und Kulturgeschichte. - - - - -	XI.	1128
Schelling, W. J. v., über Faraday's neueste Ent- deckung Von Muncke. - - - - -	V.	527
Schlichthorst, C., Rio de Janeiro, wie es ist. - - -	XI.	1135
Schmidt, Joh., Beitr. zur Erörterung des Ge- meinsinns und republikan. Staatslebens. 1s Hest. - - -	XII.	1195
Schmidlin, E., Flora von Stuttgart. - - - - -	X.	1010
Schmidt von Lübeck, über Caspar Hauser. - - -	VII.	676
Schnurrer, F., allgemeine Krankheitslehre. - - -	III.	248
Schömann, de Bogislao Magno etc. Programm. Von Bähr. - - - - -	VII.	724
Die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testa- ments, in Dr. Luthers Uebersetzung, nach dem Grundtexte durchgesehen von Dr. E. Ch. F. Kraus. Von Dr. Paulus. - - - - -	X.	945
Schuch, Ch. Th., Die lateinischen Präpositionen zum Gebrauch für gelehrte Mittelschulen. Von Bähr. - - - - -	IX.	924
Schulze, G. E., über die menschliche Erkenntniß. Von H. Schmid. - - - - -	X.	980
Schwarz, Dr. F. H. C., die Schulen Von Schwarz. - - - - -	VI.	560

	Seite
Ségur, Histoire de Russie et de Pierre le Grand.	I. 42
Zwei Sendschreiben vom Ritter von Palin in Rom und Bernardo Quaranta in Neapel an den Dr. Dorow über Ausgrabungen im alten Etrurien während der Jahre 1827—1829.	XI. 125
Sganzin, Grundsätze der Straßen-, Brücken-, Kanal- und Hafenbaukunde; übers. von Lehritter und Straus. Von v. Langsdorf.	VIII. 88
Sieffert, F. L., über den Ursprung des ersten Evangeliums. Von Dr. Paulus.	VII. 65
Siemerling, Dr. Fr., Entschleierung der Cholera. Von Schnurrer.	IV. 336
Sonntag, C. v., Anleit. zu dem Unterrichte in dem Batteriebau.	IV. 414
Spetzler, J. A., Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen. Von Muncke.	IV. 353
Steiger, W., Kritik des Rationalismus. Von Dr. Paulus.	III. 209
Steinheim, Dr. S. L., Bau und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemien. Von Schnurrer.	IV. 340
von Stengel, über Duelle.	XII. 1244
von Stenglin, über Dungvermehrung u. s. w. Von H. G. Bronn.	VII. 665
Stephani Thesaur. ling. graec. ed. C. Hase, Sinner et Fix. Von G. H. Moser.	IV. 391
Stickel, J. G., de Goële in Job. 19, 25—27. comm. philolog. historico-critica. Von Dr. Paulus.	IX. 928
Stieglitz, H., Bilder des Orients. III. Bd.	VII. 735
Stieglitz, Joh., pathologische Untersuchungen.	XII. 1198
Stift, geognost. Beschreibung von Nassau. Von v. Leonhard.	II. 184
Baltische Studien. 1s Heft. Von Bähr.	VII. 712
Süpfle, C. Fr., Materialien zu lat. Stylübungen für die mittleren Classen der Gymnasien und Lyceen. Von Bähr.	IX. 920

# I n h a l t.

XV

Seite

Herman, A. G. C., Commentatio de definienda quantitate vaporis aquei in atmosphaera vel aëre quocunq̄ue etc. Von Muncke. - - -	X. 1014
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------

## T.

Cornelii Taciti de situ, moribus et populis Germaniae libellus. Comment. instruxit Theoph. Kiefslingius. Von Chr. Bähr. - - -	V. 475
— Opera minora ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique in- dice instruxit G. A. Ruperti. Von Demselben.	V. 475
Das Neue Testament, übersetzt, mit kurzen Erläu- terungen und einem histor. Register von E. G. A. Böckel. Von Dr. Paulus. - - -	X. 945
Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Neu übersetzt von einigen Theolo- gen Augsburgischer Confession. Von Dems.	X. 945
Philo, Dr. J. C., über die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa. Von Demselben. - - -	IX. 907

## U.

Ullmenstein, H. Ch. v., über indirekte Besteue- rung. Von Rau. - - -	III. 259
Umbreit, A. E., Psychologie als Wissenschaft. Von Dr. A. E. Umbreit. - - -	I. 107
Unger, E. S., Uebungen aus der angewandten Mathematik. 2r Band. — Auch unter dem Titel: Uebungen aus der Statik und Mechanik der fe- sten Körper u. s. w. 1ste Abtheilung. Von Muncke. - - -	VIII. 829

## V.

Vöhse, Dr. E., das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Großen aus dem alten Hause Sachsen. Von Mittler. - - -	VIII. 773
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------

	Seite
Verhandlungen einer Synode der hochdeutschen reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Schwarz. - - -	V. 518
Die Verwandlung der Consumtions-Accisen in Baden in eine Aversalsteuer. Von H. H. Rau. -	I. 57
Verzeichniß, systematisches, der Petrefakten-Sammlung des verstorbenen Freiherrn von Schlotheim. Von H. G. Bronn. - - -	X. 1034
P. Virgilio Maronis opera omnia et ut vulgo feruntur, Carmina minora, ad optimarum edit. fidem scholarum in usum curavit H. L. J. Bilerbeck. - - -	X. 1035
Vogel, Dr. B. Ch., Ueber die Erkenntniß und Heilung der Rückgratsverkrümmung mit Lähmung u. s. w. Von Dr. Fr. L. Feist. - - -	XI. 1037
Volger, Dr. W. F., Lehrbuch der Geographie. Erster Cursus. 4te Aufl. Zweiter und dritter Cursus, und	
— — Handbuch der Geographie zum Gebrauche für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser. Erste Abth. 2te Aufl und zweite Abth. - - -	XI. 1123
— — Lehrbuch der Geschichte. Erster Cursus. - - -	XII. 1247
Vollgraff, Prof. Dr. K., die Täuschungen des Repräsentativ-Systems. - - -	VIII. 701
Vortrag des Abgeordneten Grafen von Drechsel über die Landescultur in Baiern. - - -	VIII. 827

## W.

von Wangenheim, Bemerkungen zum Vortrage des Oesterr. Bundestagsgesandten über Mafsregeln zur Ruhe u. s. w. - - -	XII. 1147
Weber, Dr. W. E., Vorlesungen zur Aesthetik, vornämlich in Bezug auf Göthe und Schiller. Von Dr. A. E. Umbreit. - - -	V. 501
Weber, Dr. M., Kirchenhistorische und exegetisch-kritische kleine Schriften. Von Dr. Paulus. - - -	I. 23
Weber, allgemeine Musiklehre. Von Muncke. - - -	VII. 662
Weifse, Dr. Chr. E., Einleitung in das gemeine teutsche Privatrecht. Zweite Auflage. - - -	V. 447

	Seite
Welcker, P. H., Thüringer Lieder. Von Dr. A. E. Umbreit. - - - - -	XI. 1149
Wilda, G. E., de libertate romana Germaniae urbium. - - - - -	II. 205

Z.

Zachariä, Dr. K. S., Staatswirthschaftslehre. 1ste und 2te Abtheil. Von Zachariä. - -	VIII. 824
— — Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Von Demselben. - -	IV. 413
— — Rechtsgutachten in der gegen den verantwortlichen Redacteur des »Wächters am Rhein« Franz Schlund abhängigen Untersuchungssache. Von Demselben, - - - -	VIII. 826
Zerrenner, E. C. G., über eine zweckmäßigere Einrichtung des Schulwesens in kleineren Städten. Von Schwarz. - - - - -	IX. 877
— — Ueber das Wesen und den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung. Von Demselben. - -	VI. 550
Zirkler, Ueber das Verhältniß der deutschen Bundesstaaten zur Bundesversammlung. - -	XII. 1193



# Intelligenz-Blatt.

N. 6.

1832.

---

## CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

---

Am 22sten November wurde der Geburtstag des höchstseligen Großherzogs KARL FRIEDRICH, dem die Universität ihre Wiederherstellung verdankt, in der üblichen Weise durch die Vertheilung der jährlichen akademischen Preise festlich begangen. Die bei dieser Gelegenheit in der akademischen Aula gehaltene Rede des zeitigen Prorectors, Kirchenrath Dr. Umbreit, handelt: *de veteris testamenti prophetis, clarissimis antiquissimi temporis oratoribus*. Sie wird nächstens gedruckt erscheinen.

Unter den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Jahres wurde erwähnt die Anwesenheit Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs LEOPOLD und Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin SOPHIE, bei welcher Gelegenheit Sr. Königl. Hoheit der Durchlauchtigste Landesherr beifällige Aeußerungen über die Lehranstalt auszudrücken geruhen.

Das Curatorium der Universität wurde dem Herrn Staatsrath und Ministerial-Referenten Nebenius allerhöchst übertragen. Von dem Lehrer-Personale verlor die Universität durch den am 1sten Decbr. nach längere Zeit anhaltender Schwäche erfolgten Tod den ordentlichen Professor der Medicin, Hofrath Dr. F. J. Schelver, Director des botanischen Gartens, im 55sten Jahre seines Alters. Der außerordentliche Professor der Medicin, Lehrer der Zoologie und Veterinär-Wissenschaft, Dr. Leuckart, folgte einem Rufe als ordentlicher Professor nach Freiburg, die Privatdocenten Dr. Hepp und Dr. Hermann einem gleichen, jener nach Bern, dieser nach Marburg; desgleichen begab sich der Privatdocent

Dr. von Woringen in gleicher Eigenschaft nach Berlin, auch entfernte sich der Privatdocent Dr. Johansen von der hiesigen Universität. Der ordentliche Professor der Theologie zu Freiburg, von Reichlin-Meldegg, erhielt die Erlaubniß, an der hiesigen Universität Vorlesungen über zur philosophischen Facultät gehörige Lehrgegenstände zu halten. In der theologischen Facultät wurden als Privatdocenten aufgenommen die Licentiaten der Theologie Eberlin und Dittenberger, desgleichen in der juristischen Dr. Guyet, und in der philosophischen nach vorausgegangener Probe-Vorlesung Dr. von Beaulieu-Bonoeil.

Von der theologischen Facultät war folgende Preisfrage aufgestellt:

»Colligantur accurateque inter se distinctis temporibus et occasionibus judicentur, quae MARTINUS LUTHERUS de rebus liturgicis praecepta reliquit, tum in libellis publica auctoritate editis, tum in responsionibus ad principum ecclesiarumve quaestiones ab ipso factis.«

Es war jedoch keine Abhandlung eingereicht.

Die Juristen-Facultät hatte aufgegeben:

»Praecepta juris Romani de crimine stellionatus exponantur et explicentur.«

Die einzige eingereichte Abhandlung hatte das Motto:

Χωρίς ἐμοῦ οὐ δύνασθε ποιῆν οὐδέν.

Das Urtheil der Facultät über dieselbe lautet:

»Tenore commentationis accuratius perspecto, licet negari haud potuerit, auctorem ipsam stellionatus notionem, non, uti par erat, ex singulis speciebus delicti, quae in legibus proponuntur, repetiisse ejusque a crimine falsi differentiam leviter tantum attigisse, neque minus historiam hujus argumenti et sententias recentiorum jureconsultorum ab eodem neglectas esse: tamen ob genus dicendi, ingenii acumen ubivis probatum, et diligentiam ipsis legibus explicandis sedulo adhibitam, auctorem praestantissimum praemio utique dignum esse ordo lubentissime judicavit.«

Der Verfasser derselben ist:

JOANNES SNELL,  
aus Basel.

Die Aufgabe der medicinischen Facultät war:

»Exponatur, quibus funiculi umbilicalis conditionibus in partu solius viribus naturae absoluto vita foetus periclitetur et quomodo medicinae forensis respectu hae conditiones dijudicentur.«

Die eingereichte Preisschrift hatte zum Motto:

*Cum rebus ipsis deliberandum est.*

SENECA.

Die Facultät fällt über dieselbe folgendes Urtheil:

»Auctor commentationis, quae de hoc argumento hucusque innotuerunt, magna cum diligentia et prudenti delectu collegit, eoque hac de re bene meruit, quod factorum huc spectantium facilem utilemque conspectum expedivit. Inprimis studuit, ut partim ex sectionibus in cadaveribus foetuum pressione funiculi umbilicalis inter partum peremtorum a se ipso diligentissime accuratissimeque institutis, partim ex relationibus ejusmodi sectionum, quae leguntur in xenodochii obstetricii nostri diariis, et fide digniorum accuratiusque institutarum, in publicum proditarum sectionum ratione habita, signa proponeret, e quibus certo colligi posset, foetum inter partum interceptione circulationis sanguinis in funiculo umbilicali interemptum esse. — Quae auctor proposuit facta et argumenta, eo magis, quorum ratio habeatur, digna sunt, cum immutationibus factis in cadaveribus foetuum pressione funiculi umbilicalis peremtorum, quas alii scriptores indicarunt, nonnullas novas observationes addiderit auctor. Quanquam igitur ordo Commentationem praemio dignam judicavit, hoc tamen iudicio addendum censuit: »desiderari haud pauca, quae attineant ad physiologica principia et enumeranda et probanda itemque ad accuratam aptamque rerum compositionem et sermonis integritatem, partem denique forensis non satis copiosam videri; haec igitur vitia, si commentatio prelo subjiciatur, ab auctore prius emendanda esse.«

Im eröffneten Zettel nannte sich als Verfasser:

**OTTO URICH,**  
Stud. med. aus Erbach.

Die philosophische Facultät hatte zwei Preisfragen aufgestellt. Die erste derselben forderte:

»*Exhibeatur accurata descriptio regionis alicujus vel singuli cujusdam pagi majoris, ita quidem, ut omnia, quae ad agriculturam spectant, enarrentur et secundum doctrinae praecepta examini subjiciantur.*«

Die eingereichte Abhandlung hatte zum Motto:

*Experientia docet.*

Das Urtheil der Facultät über dieselbe lautet:

»Auctor libelli oblati in rationem ac modum, quo res rustica in hac regione exerceri solet, sedulo inquisivit, multa collegit beneque digessit, observationibus haud paucis adjectis, quibus se hujus rei peritum esse egregie probavit. Et quamvis quibusdam in locis accuratiorem et copiosiore expositionem requiras, tamen cum temporis, quo, quaecunque ad hanc materiam tractandam pertinent, colligenda erant, ac difficultatum, quibus haec quaestio premitur, ratio esset habenda, auctorem hujus commentationis palma dignum judicavit philosophorum ordo.«

Der eröffnete Zettel enthielt den Namen des Verfassers:

**LUDOVICUS HAMBEL,**  
Stud. camer. aus Carlsruhe.

Die zweite Preisfrage enthielt die Aufgabe:

»*Facultas variorum corporum in conducendo fluido electrico vel positivo vel negativo a cel. ERMANO inventa, ab aliis deinde physicis negata, nonnullis adhuc dubiis obnoxia est. Desideratur ergo, ut repetitis maximam partem iis experimentis, quae publici juris facta sunt, et, si fieri potest, novis quibusdam additis illa facultas denuo examinetur.*«

Es war eine Abhandlung eingeliefert mit dem Motto:

»*Crescit audacia experimento.*«

Die Facultät fällte darüber folgendes Urtheil:

»Auctor commissionis quaestionem propositam bene perspexit beneque tractavit. In prima commentationis parte, quaecunque a physices peritis memoratu digna allata erant, justo ordine disposita et clara in luce collocata exhibuit; in altera parte experimenta enarravit, ad dijudicandam hanc rem necessaria, tum olim facta et ab auctore repetita, tum quae nova ab ipso auctore instituta sunt. In quibus plurimis disponendis, in machinarum adhibitarum constructione usuque satis acumen suum industriamque assiduam ordini probavit. De suis ipsius experimentis quamvis paulo prolixius disserere et, quae illis comprobata sunt, clarius explicare potuisset, tamen quo aliorum quoque juvenum studia magis magisque excitarentur, auctorem libelli palma ornandum esse philosophorum ordo censuit.«

Im eröffneten Zettel nannte sich als Verfasser:

JOSEPHUS WALLERSTEIN,  
Stud. med. aus Pforzheim.

Für das nächste Jahr sind folgende Preisfragen aufgestellt:

I. Von der theologischen Facultät:

»Colligantur e libris Origenis contra Celsum Fragmenta Celsi, Philosophi antichristiani, non ea tantum, quae disertis ipsius verbis ibi traduntur, sed reliqua etiam, quae suis intermixta Origenes indicare solet et refellere. Quibus graeco latinoque sermone in unum collectis objectionibus, quam invalidae fuerint, facile, dummodo illustrandi casu quaedam addentur, dispalescet.

II. Von der Juristenfacultät:

»Explicentur principia juris Romani de protutoribus.«

III. Von der medicinischen Facultät:

»Explicetur graviditatis in morbis vis atque potestas.«

IV. Von der philosophischen Facultät:

Erstens: »Exponatur ratio, quae Socraticos inter philosophos atque Sophistas intercesserit, monstreturque

*an usquequaque fide digna sint, quae illi de his tradiderunt.*»

Zweitens: »*Satis constat, JACOBUM STEUART Anglum, qui anno MDCCLXVII. librum de Oeconomia publica edidit, haud ita multo post ab ADAMO SMITH, Scoto, doctrinae famaeque laude superatum esse. Cum vero et ipse STEUART de hac disciplina optime meruerit, philosophorum ordo postulat, ut quae hicce auctor ad promovendam hanc disciplinam contulerit, quibus se SMITHII quasi praecursorem exhibuerit, exponantur et digerantur.*»

Die letztere Frage kann auch in teutscher Sprache beantwortet werden.

---

Sr. Königl. Hoheit der Großherzog haben grädigst geruhet, den Geheimen Hofrath Dr. Nägele und den Geheimen Hofrath Dr. Schlosser zu Geheimen Räthen zweiter Classe zu ernennen.

Sr. Majestät der König von Baiern haben geruhet, den Geheimen Rath und Kommandeur des Zähringer Löwen-Ordens, Dr. Tiedemann, zum Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der baierischen Krone zu ernennen.

Sr. Königl. Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruhet, den ordentlichen Professor der Theologie Dr. Umbreit zum Kirchen-Rathe, desgleichen die Hofräthe Dr. Muncke und Dr. Rau zu Geheimen Hofräthen zu ernennen.

---

Dem Candidaten und bisherigen Pfarrverweser Eberlin ist nach der von ihm bei der Theologischen Facultät eingereichten Dissertation *de gratia divina liberum arbitrium afficiente*, und bestandenen sowohl schriftlichen als auch mündlichen Examen, desgleichen

dem Candidaten Dittenberger, dessen historisch-exegetische Dissertation *de loco epist. Pauli ad Romanos Cap. V. vs. 13 et 14.* handelt, nach einem eben solchen Examen der Grad eines Licentiaten der Theologie ertheilt worden.

Von der Juristenfacultät wurden zu Doctoren promovirt: am 14. Februar Herr Academiker Glöckner aus Laudenbach; am 20. Febr. Herr Academiker Leopold Ladenburg aus Mannheim; am 5. März die Herren Academiker Ziegler aus Frankfurt a. M. und Geiger aus Diez im Nassauischen; am 8. März Herr Academiker Adolph Burckhardt aus Basel; am 13. März die Herrn Academiker Johann Jacob Burckhardt aus Basel und Rudolph von Wallier aus Solothurn; am 15. März die Herrn Academiker Flügel aus Frankfurt a. M. und Manuel aus Bern; am 19. März der Herr Academiker Gustav Christ aus Basel; am 27. März der Herr Academiker C. G. Wilkens und am 28. März Herr Academiker de Boor, beide aus Hamburg; am 2. April Herr Baron von Ungern Sternberg aus Liefland; am 6. April Herr Academiker Hartmann aus Freiburg; am 14. Mai Herr Academiker Kugler aus Frankfurt a. M.; am 22. Mai Herr Academiker Hörner aus Frankfurt a. M.; am 4. Juni Herr Academiker Brentano Laroche, ebendaher; am 7. Juni Herr Academiker Alb. Fried. Sprengel aus Rostock; am 8. Aug. Herr Academiker Gustav Mönk aus Hamburg; am 28. Aug. die Herrn Academiker Stein und Hoffmann aus Frankfurt a. M.; am 3. Septbr. Herr Academiker E. F. Hoffmann ebendaher; am 4. Septbr. Herr Academiker von Hahn aus Hessen-Homburg und am 5. Septbr. Herr Academiker Schady aus Frankfurt a. M.; am 19. Oct. Herr Academiker Zumpf aus Burgbernheim in Franken; am 27. November die Herrn Academiker Rodewald aus Bremen und Fichtmüller aus Frankfurt a. M.; am 24. Decbr. Herr Ingenieur Mordés aus Alzey.

Von der Medicinischen Facultät wurden zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt: am 16. Januar der Herr Doctor der Philosophie L. W. Th. Bischoff aus Rheinpreußen; am 29. Februar Herr Fr. Jos. Nägele aus Heidelberg; am 5. März Herr J. J. Jenny aus Ennenda in der Schweiz; am 13. März Herr S. M. Ponfick aus Frankfurt a. M.; am 2. April Herr R. C. Herzfeld aus Hamburg; am 5. April Herr H. G. Gernet ebendaher; am 3. Mai Herr Z. M. H. Clemens Maessen aus Cöln; am 14. Mai Herr

C. F. Liesching vom Cap der guten Hoffnung; am 24. Mai Herr L. Horner aus Zürich; am 8. Juni Herr Nic. Christodulo - aus der Moldau; am 3. Juli Herr John Murray aus Berwick - Shire in Schottland; am 21. Juli Herr M. W. Seubert aus Carlsruhe; am 3. Septbr. Herr G. L. Kobelt aus Kork in Baden; am 5. Septbr. Herr C. G. Sevin aus Brugg in der Schweiz; am 19. Sept. Herr C. A. E. Lorent aus Bremen; am 27. Sept. Herr Fr. Rehmann aus Sigmaringen; am 12. Oct. Herr Job. William aus England; am 30. Oct. Herr P. H. A. Vogler aus Hachenburg in Nassau; am 15. Novbr. Herr J. W. Jespersen aus Dänemark.

Von der Philosophischen Facultät wurden promovirt: am 26. März Herr Victor Benecke aus Hamburg und Herr G. Weber aus Bergzabern in Rheinbaiern; am 18. April Herr F. C. Spieker aus Hessen - Cassel; am 17. Juli Herr C. Provelegios aus Siphnos; am 27. Aug. Herr T. Rottels aus Büttgen bei Cöln; am 3. Nov. Herr C. F. Mohr aus Coblenz; am 17. Dec. Herr C. B. Cotta aus Zillbach; am 18. Dec. Herr E. C. F. Ruth aus Hanau, und am 17ten desselben Monats *honoris causa* der hiesige Geheime Hofrath und ordentliche Professor der Chemie, Dr. medic. Leopold Gmelin.

---

## Verhandlungen der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde.

Am 7. Jan. theilte der Geheime Hofrath Gmelin die Resultate seiner neuesten Untersuchungen über die Bestandtheile des Blutes mit.

Am 21. Jan. las Professor Geiger eine Abhandlung über die Darstellung von Cyankalium durch Zerlegung des Cyan-Eisen-Kaliums, in Krystallen, auf trockenem und nassem Wege, und Bildung von Ameisensäure beim Erhitzen der wässerigen Lösung von Cyan-Kalium.

Am 4. Febr. theilte der Geheime Hofrath Chelius Bemerkungen mit über die Herstellung verlornen Nasen aus den Seitentheilen derselben.

Am 18. Febr. hielt der Geheime Rath Nägele eine Vorlesung über mehrfache Geburten.

Am 3. März las Hofrath Puchelt über Schleimhaut-Ausschläge überhaupt und papullöse Ausschläge der Zunge insbesondere.

Am 12. Mai theilte Geheime Rath v. Leonhard einige geognostisch-geologische Bemerkungen mit über die Beschaffenheit des Granites in der Umgegend von Heidelberg.

Am 26. Mai zeigte Geheime Rath Tiedemann interessante fossile Thierreste aus der Gegend von Lüttich vor, unter denen sich unverkennbar Knochen von Menschen befinden, beschrieb die Fundorte, und gründete hierauf die Erklärung ihrer Vereinigung an denselben.

Am 16. Juni las Geheime Hofrath Gmelin eine Abhandlung, welche die Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Bestandtheile des Blutes enthielt.

Am 14. Juli hielt Geheime Hofrath Chelius einen Vortrag über Mißbildung der Pupille und deren Behandlung mit Iod.

Am 29. August, dem höchsterfreulichen Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, war öffentliche Versammlung. Der zeitige Director, Geheime Rath Nägele, zeigte dieses in seiner Eröffnungsrede an, und fügte dann die feierlichsten Wünsche für das Wohlseyn und die Erhaltung des höchsten Herrscherhauses hinzu. Es folgte dann eine Uebersicht der im verflossenen Jahre vorgefallenen, die Gesellschaft betreffenden, Ereignisse und der gehaltenen Vorlesungen. Demnächst las Geheime Hofrath Gmelin eine Abhandlung über die im Blute vorhandene Kohlensäure, die Menge dieses Gases, welche von demselben bei der Berührung aufgenommen wird, und die Folgerungen, welche in Beziehung auf den Athmungsproceß sich hieraus ableiten lassen. Hofrath Puchelt redete über die Diagnose bei idiopathischen Krankheiten des Gehirns. Geheime Rath von Leonhard zeigte das Knistersalz von Wieliczka vor und Geheime Hofrath Gmelin machte den Versuch, das darin eingeschlossene Gas aufzufangen und anzuzünden. Professor Geiger las über das Aconitum und dessen Wirkung auf den thierischen Körper. Professor Leuckart hielt einen Vortrag über das Lebendig-

Gebären der Amphibien. Endlich zeigte Geheime Hofrath **Muncke** ein Exemplar des Dynamometers vor, dessen Mechanismus einige Verbesserungen erhalten hat, und erwähnte die mannigfaltigen Anwendungen, welche man von demselben im praktischen Maschinenwesen und beim Ackerbaue macht; worauf die Versammlung vom zeitigen Director geschlossen wurde.

Am 1. Sept. zeigte Geheime Rath **Tiedemann** das Herz eines am neunten Tage nach der Geburt verstorbenen Kindes, woran sich seltene Mißbildungen fanden.

Am 3. Nov. las Hofrath **Puchelt** über die Perityphlitis und über den Verlauf dieser Krankheit hauptsächlich nach eigenen Beobachtungen.

Am 24. Nov. hielt Geheime Rath **Nägele** einen Vortrag über Mißgestaltung des weiblichen Beckens.

Am 15. Dec. las Geheime Rath **v. Leonhard** über den körnigen (oder bis jetzt meist sogenannten Ur-) Kalk, zeigte, daß derselbe kein neptunisches Gebilde sey, und in den meisten Fällen auch kein dichter, durch vulcanische Einwirkung körnig gewordener, Kalk, sondern daß das Gestein, gleich andern abnormen Massen, aus den Tiefen der Erde emporgetrieben worden u. s. w. Zum Beweise der Richtigkeit dieser Ansicht wurden entscheidende Thatsachen nachgewiesen. Hierauf gab Derselbe einige Erläuterungen über den stalaktitischen bunten Sandstein. Endlich fand observanzmäßig die Wahl des Directors statt, welche auf den Geheimen Hofrath **Gmelin** fiel. Der Secretär wurde in seiner Eigenschaft auf das nächste Jahr bestätigt.

Am 20. Dec. zeigte Geheime Rath **Tiedemann** einen Schädel eines Lappen und zwei Schädel von Finnen vor, alle drei von männlichen Individuen; dann ein Becken, worin nach einer Luxation eine neue Pfanne gebildet war. Zuletzt theilte er physiologische Untersuchungen über den Traum mit.

## E i n l a d u n g.

Unter Beziehung auf die frühere Einladung in No. 5. 1832. dieses Blattes melden wir, daß der Termin zur Einsendung der Original-Handschrift von der Reim-Chronik des Churfürsten Ludwig VI. von der Pfalz zu 100 Dukaten, wie jener einer authentischen Copie zu 25 Dukaten, auf  $\frac{1}{2}$  Jahr verlängert werde, nachdem das erste Ziel am 31. Decbr. 1832. kein glückliches Resultat gewährte.

Bamberg, 16. Januar 1833.

*Der historische Verein daselbst.*

## L I T E R A R I S C H E   A N Z E I G E N.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen:

**Annalen der Pharmacie.** (Eine Vereinigung des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Teutschland und des Magazins für Pharmacie und Experimentalkritik.) Herausgegeben von **Rudolph Brandes, Ph. Lorenz Geiger** und **Justus Liebig.**

(Preis für den Jahrg. von 12 Heften Rthlr. 7. od. fl. 12. 36 kr. Rhein.)

Diese Zeitschrift ist durch die vereinigte Thätigkeit der rühmlich bekannten 3 Redaktoren so wie durch die Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten (wir nennen hier nur Berzelius, Buff, Döbereiner, Merck, Mitscherlich, Wöhler, Nees von Esenbeck) so reich mit für Wissenschaft und Praxis wichtigen Aufsätzen und Mittheilungen ausgestattet, daß der Verleger, indem er den neuen Jahrgang ankündigt, nur auf das bisher Geleistete hinzuweisen braucht; — das Unternehmen ist dem Publikum von dieser Seite hinreichend bekannt, wie auch die noch immer zunehmende Zahl der Abonnenten deutlich zeigt. Er fügt nur noch bei, daß Veranstaltung getroffen wurde, die Monatshefte noch schneller als bisher in die Hände der Besteller zu bringen. Das Januarheft enthält folgende Aufsätze:

*Erste Abtheilung. Physik, Chemie und pharmaceutische Chemie insbesondere.* »Ueber die elektrische Leitungsfähigkeit einiger zu tropfbaren Flüssigkeiten verdichteten Gasarten.« Von Kemp. —

»Versuche über die Verbindungen von Wasserstoff und Kohlenstoff.« Von Dumas, mit Anmerkungen von Liebig. — »Darstellung von Arsenikfreiem Antimon.« Von Wöhler. — »Ueber Acetal (Sauerstoffäther), Holzgeist und Essigäther.« Von Liebig. — »Berichtigung meiner im I. Bande dieser Zeitschrift enthaltenen Versuche über Belladonna und Bilsen.« Von R. Brandes. — »Darstellung des Atropins.« Von Geiger und Hesse. — »Neue Beobachtungen über die vorzüglichsten Producte aus dem Opium.« Von M. Robiquet. — *Zweite Abtheilung. Pharmaceutische Geräthschaften.* »Petits verbesserte Pulverisirmaschine,« mitgetheilt von G. Kerner. — *Dritte Abtheilung. Physiologie, Toxicologie und Therapie.* »Sesquinitrat des Eisenperoxydes, ein anti diarrhöetisches Mittel, nach der Methode von W. Herr.« — »Ueber die eröffnenden und die Menses befördernden Eigenschaften des *Polytrichum aureum.*« — Anwendung der Belladonna in der *Colica nephritica.* — *Vierte Abtheilung. Literatur und Kritik.* »Die Basaltgebilde,« von K. C. v. Leonhard.

Wer Plan und Inhalt der Zeitschrift kennen zu lernen wünscht, kann durch jede gute Buchhandlung Hefte auf Verlangen zur Ansicht erhalten. —

Heidelberg, im Februar 1833.

C. F. Winter,  
Universitäts-Buchhändler.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Sauermann, Lehrer am Königl. Schullehrer-Seminarium zu Breslau, Formenlehre oder Anleitung zu Anschauungs-, Denk- und Sprachübungen, angestellt mit mathematischen Formen, verbunden mit Zeichenübungen für Real- und Land-schulen. Erstes Bändchen (die Körper) mit zehn Steindrucktafeln. 18 gr.**







Österreichische Nationalbibliothek



+Z159791009





